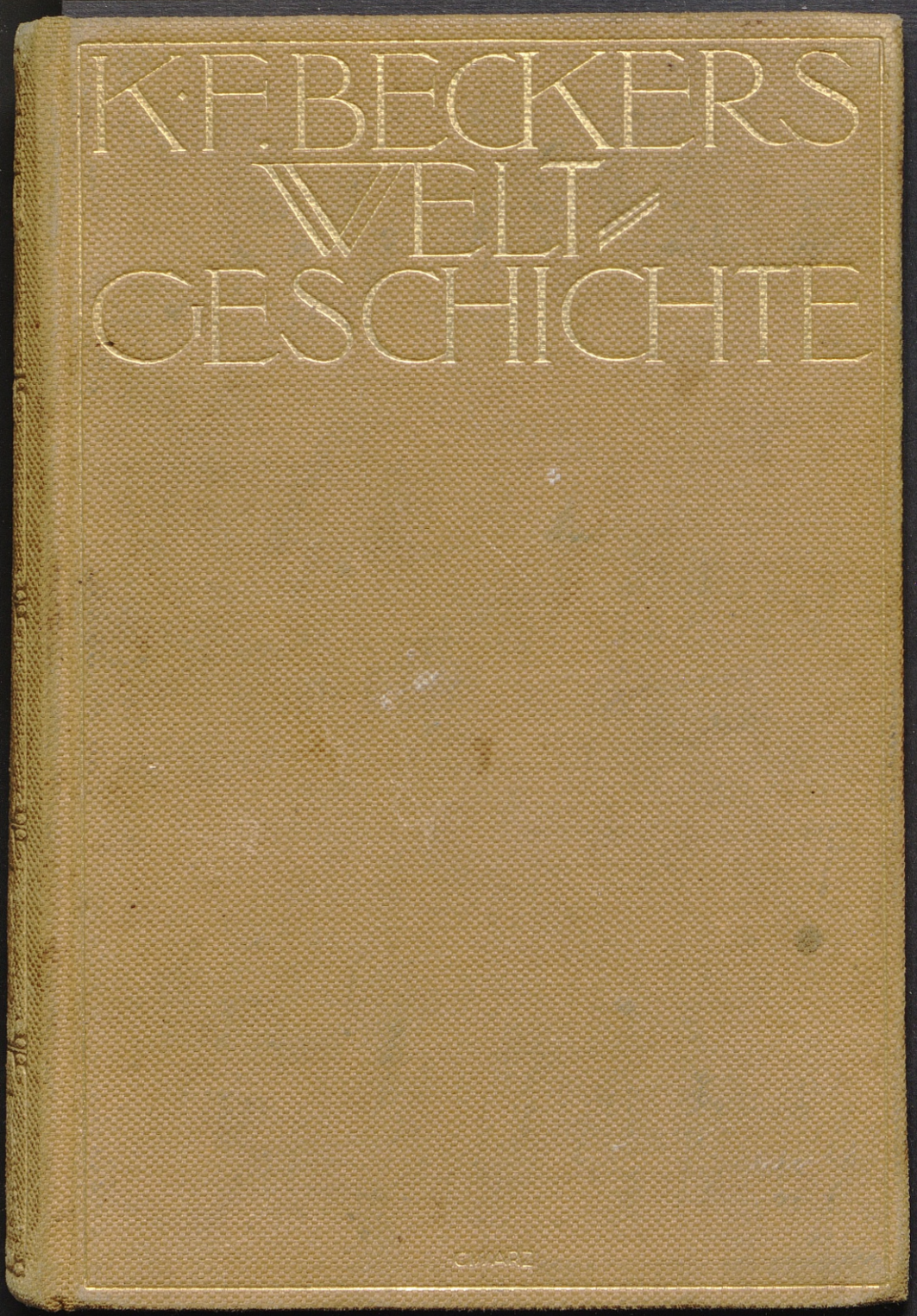

K·F·BECKERS
WELT
GESCHICHTE

K. F. BECKERS WELT-GESCHICHTE

QUART

Lpz 13 411 1/1

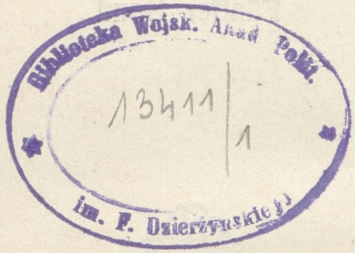
K. F. Beckers
Weltgeschichte

Neu bearbeitet von Prof. Dr. J. Miller und Prof. Dr. K. H. Groß. Bis auf die Gegenwart fortgeführt von Prof. Dr. E. Heilmeyer. Mit Illustrationen und Karten ▢ Fünfte Auflage

Fünfter Band

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
▢ Stuttgart, Berlin, Leipzig ▢

Alle Rechte vorbehalten



Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Inhalt des fünften Bandes.

Neue Zeit.

Fünfter Zeitraum. Reformation und Gegenreformation (1517—1648).

Seite

I. Reformation in Deutschland 1
1. Luther und die ersten Anfänge der Reformation (1517 bis 1520) 1
2. Der Reichstag in Worms 35
3. Ausschreitungen und Ausbreitung der Reformation . . 51
4. Karls V. Kriege mit Frankreich (1521—1529) . . . 68
5. Fortgang der Reformation in Deutschland und die Schweizer Reformation 90
6. Der Schmalkaldische Krieg 135
7. Niederlage des kaiserlichen Regierungssystems und Friedensschlüsse (1551—1555) 161
8. Der Jesuitenorden und das Tridentiner Konzil (1540 bis 1563) 172
9. Der Calvinismus 178

II. Die übrigen europäischen Staaten im Zeitalter der Reformation 184
1. Spanien und Portugal. Abfall der Niederlande . . 184
2. Frankreich und die Bartholomäusnacht (1547—1610) 208
3. England unter den Tudors. Maria Stuart (1509 bis 1603) 251
4. Skandinavien, Polen und Ungarn 287
Geistiges Leben der europäischen Völker im Zeitalter der Renaissance und Reformation 303

Illustrationen des fünften Bandes.

	Seite
Vignette „Reformation in Deutschland“	1
Luther als Korrentschüler vor Frau Cotta	3
Das Lutherhaus zu Eisenach	5
Luther als Augustinermönch	7
Das ehemalige Universitätsgebäude in Wittenberg	9
Peterskirche mit Kolonnaden in Rom	11
Albrecht von Brandenburg, Erzbischof und Kurfürst von Mainz	13
Ablaßhandel	15
Die Schloßkirche zu Wittenberg	17
Friedrich III. der Weise, Kurfürst von Sachsen	21
Johann Tetzel	25
Disputation zwischen Dr. Luther und Dr. Eck in Leipzig	27
Ulrich von Hutten	31
Luther verbrennt die päpstliche Bulle vor Wittenberg am 10. Dezember 1520	33
Kaiser Karl V.	35
König Franz I. von Frankreich	37
Erasmus von Rotterdam	41
Das Lutherdenkmal zu Worms	43
Die Wartburg	45
Das Lutherzimmer auf der Wartburg	47
Luther als Junker Georg	49
Lukas Cranach	50
Thomas Münzer	53
Franz von Sickingen	55
Schloß und Stadt Landstuhl	57
Götz von Berlichingen	59
Aufrührerische Bauern	60
Der Wiedertäuferkönig Johann (Bockold) von Leyden	61
Wiedertäuferkäfige an der Lambertikirche zu Münster	62
Turm der alten Lambertikirche in Münster	63
Albrecht, Markgraf von Brandenburg, erster Herzog in Preußen	65
Martin Luther	66
Katharina von Bora	67
Karl, Herzog von Bourbon, Connétable von Frankreich	73
Papst Clemens VII.	77
Georg von Frundsberg, Feldhauptmann der Landsknechte	79
Landsknechte	85
Fassade der Hauptkirche S. Petronio zu Bologna	87
Krönung Karls V. durch Papst Clemens VII. zu Bologna	89
Ulrich Zwingli	95
Johann Oekolampadius	97
Das Religionsgespräch zwischen Luther und Zwingli in Marburg 1529	101
Martin Bucer	103
Zwinglis Tod bei Kappel	105
Philipp Melanchthon	109
Ferdinand I.	111
Stadt und Hafen von Marseille	115
Der Asperg	119
Herzog Ulrich von Württemberg	121
Ansicht von Tübingen um 1643	123
Kriegsschiff aus dem sechzehnten Jahrhundert	127
Herzog Wilhelm von Cleve	129
Kurfürst Moritz von Sachsen	131
Benvenuto Cellini	133
Sebastian Schärtlin	137

	Seite
Schweres Geschütz im sechzehnten Jahrhundert	141
Das Herzog Christoph-Denkmal in Stuttgart	143
Johann Friedrich, Kurfürst von Sachsen	145
Prachtrüstung Kaiser Karls V.	147
Karl V. über das Schlachtfeld von Mühlberg reitend	149
Kurfürst Johann Friedrich nach der Schlacht bei Mühlberg	151
Die Kirche S. Maria Maggiore zu Trident	157
Johann Brenz	159
Philipp II., König von Spanien	160
Papst Julius III.	161
Soldaten aus der Zeit Heinrichs II.	163
Metz	165
Denkmal Landgraf Philipps des Großmütigen in Marburg	167
Die Kathedrale von Salamanca	173
Ignatius von Loyola	174
Jesuitentracht	175
Johann Calvin	179
Wilhelm Farel	181
Theodor Beza	183
Vignette „Die übrigen europäischen Staaten im Zeitalter der Reformation“	184
Philipp II. im späteren Alter	185
Margareta von Parma	189
Graf Egmont	190
Herzog von Alba	191
Wilhelm von Oranien, genannt der Schweiger, im 30. Lebensjahre	193
Das Rathaus zu Löwen	195
Don Juan d'Austria	197
Alexander Farnese, Statthalter der Niederlande	198
Moritz von Oranien, Statthalter der Niederlande	199
Niederländischer Edelmann aus dem sechzehnten Jahrhundert	200
Denkmünze der Niederländer auf den Untergang der Armada, 1588	201
Lord Howard of Effingham	202
Der Eskorial bei Madrid	203
Don Carlos, Infant von Spanien	205
Hugo Grotius	207
Heinrich II., König von Frankreich	209
Franz II., König von Frankreich	210
Franz von Lorraine, Herzog von Guise	211
Die Schlacht bei Dreux	213
Louis von Bourbon, Prinz von Condé	214
Anne, Herzog von Montmorency	215
Gaspard von Coligny	216
Karl IX., König von Frankreich	217
Margareta von Valois	219
Ansicht von Paris um 1607	221
Katharina von Medici, die Mutter Karls IX.	225
Turm der Kirche St. Germain l'Auxerrois	227
Pariser Bluthochzeit	229
Westlicher Flügel des Louvre	231
Elisabeth von Oesterreich, Gemahlin Karls IX.	233
Denkmünze Gregors XIII. auf die Bartholomäusnacht	234
Heinrich III., König von Frankreich	235
Herzog Heinrich von Guise	237
Kardinal Karl von Bourbon	239
Heinrich IV.	241
Karl von Lothringen, Herzog von Mayenne	243
Einzug Heinrichs IV. in Paris	245
Maximilian von Bethune, Herzog von Sully	246
Heinrich IV. übergibt die Regierung der Maria von Medici	247
Ermordung Heinrichs IV. durch Ravaillac	249
Heinrich VIII.	251
Anna Boleyn	253
Thomas More	255
Eduard VI.	259
Johanna Gray, die Königin von neun Tagen	261
Maria Tudor	263
John Knox, der Reformator Schottlands	267
William Cecil, Lord Burleigh	269
Maria Stuart, Königin von Schottland	273
Robert Dudley, Graf von Leicester	275
Holyrood-Palast	277
Elisabeth, Königin von England	281
Faksimile der Unterschrift Elisabeths	283
Franz Drake	285
Robert Devereux, Graf Essex	286
Christian II., König von Dänemark und Norwegen	289
Gustav Wasa	293
Rathaus von Lübeck	295

	Seite
Karl IX., König von Schweden	297
Sigismund III., König von Polen und Schweden	299
Das heilige Abendmahl von Lionardo da Vinci	305
Pietà von Michelangelo	307
Die sixtinische Madonna von Rafael Sanzio	309
Rafael Sanzio	310
Tizian Vecelli	311
Nikolaus Kopernikus	312
Johannes Kepler	313
Hans Sachs	315
Albrecht Dürer	316
Rosenkranzfest von Albrecht Dürer	317
Hans Holbein d. J.	318
Der Ackersmann von Holbein	319
Paul Rubens	320
Miguel de Cervantes-Saavedra	321
William Shakespeare	322

Einschaltbilder.

	Seite
Luthers Hochzeitsfeier zu Wittenberg. Nach einem Gemälde von Konrad Weigand	vor 65
Herzog von Alba sieht in Brüssel der Hinrichtung der Grafen Egmont und Horn zu. Nach einem Gemälde von E. de Biefve	vor 193
Moses. Nach der Statue von Michelangelo in der Peterskirche zu Rom	vor 305

Neue Zeit.

Fünfter Zeitraum. * Reformation und Gegenreformation (1517—1648).

I.

Reformation in Deutschland

1. Luther und die ersten Anfänge der Reformation.

(1517—1520.)

In der Geschichte des Mittelalters haben wir gesehen, daß in Deutschland die Unzufriedenheit mit den kirchlichen Zuständen und die Spannung der Gemüter den höchsten Grad erreicht hatten. Wohl hatte man zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts große Hoffnungen auf das Konzil zu Konstanz gesetzt; aber weder dieses noch das zu Basel war imstande gewesen, eine Reform der Kirche an Haupt und Gliedern herzustellen; überhaupt beruhte die Meinung, es werde jemals eine kirchliche Reform „von oben" ausgehen, auf einer vollständigen Täuschung; vielmehr konnte diese Aufgabe nur ohne und gegen den Willen der Päpste und des höheren Klerus übernommen und durchgeführt werden. Dazu aber hatten die Fürsten nicht Einsicht und nicht Macht genug; sie hätten den Kampf mit der Kirche, der ihnen ohnedies wenig Erfolge gebracht hatte, aufs neue aufnehmen müssen. Aus dem Volke selbst, aus dessen vernichtendem Urteil über die Herrschsucht und Habsucht der Papstkirche, über die Sittenlosigkeit eines großen Teiles des Klerus, über die Unwissenheit der meisten Klostergeistlichen, über den absichtlich im Volke genährten Aberglauben, mußte der Anfang zur Reform hervorgehen. Was die großen Konzilien nicht vermocht hatten, weil sie sich von den päpstlichen Fesseln nicht losmachen konnten, das mußte ein Mann des Volkes, eine großartig angelegte, mit Geist und Ausdauer, mit christlichem Gewissen und Willenskraft ausgestattete Persönlichkeit in die Hand nehmen, ein Kämpfer, der seine Angriffe nicht nur gegen einzelne Mißbräuche, sondern gegen das ganze auf keinem biblischen Grunde ruhende päpstliche System richtete, ein Reformator, der nicht nur fähig war niederzureißen, sondern auch aufzubauen. Wenn ein solcher Mann kam, so fand er zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts das günstigste Feld für seine Wirksamkeit. Eine trübe, ahnungsschwere Stimmung durchdrang das ganze Volk, ein dumpfes

Gefühl von der Unzulänglichkeit des Bestehenden, ein Hungern und Dürsten nach Gerechtigkeit.

Die Gründung der neuen Universitäten, das Aufkommen des Humanismus, die Erfindung der Buchdruckerkunst waren für das Gelingen einer kirchlich-religiösen Reform günstig. Der Reformer des sechzehnten Jahrhunderts durfte nur öffentlich aussprechen, was Millionen dachten, und er konnte sicher sein, daß er sein Volk mit sich fortriß. Dr. Martin Luther war dieser große Mann.

„Ich bin eines Bauern Sohn; mein Vater, Großvater, Ahnherren sind rechte Bauern gewesen," sagte Luther einmal zu seinem Freunde Melanchthon. Das Dorf Möhra in Thüringen war die alte Heimat des Lutherschen Geschlechtes. Die dortige Bevölkerung trieb Ackerbau und Viehzucht; einige beschäftigten sich zugleich mit Bergbau und gruben nach Kupfererz im Kupferschiefer. Zu diesen gehörte der Vater des Reformators, Hans Luther. Seine Hausfrau, Margarete Ziegler, stammte aus einer bürgerlichen Familie der Stadt Eisenach. Es war wohl die Hoffnung, aus dem Bergbau in Eisleben größeren Gewinn zu ziehen, was das Lutherische Ehepaar bewog, dorthin überzusiedeln. In Eisleben, nachts zwischen elf und zwölf Uhr, am 10. November 1483, wurde Martin Luther geboren. Ein Meßpriester vollzog am folgenden Tage die Taufe, bei welcher das Kind nach dem Heiligen dieses Tages den Namen „Martinus" erhielt. Doch dauerte der Aufenthalt der Eltern in Eisleben nicht lange. Sie zogen bald nach Mansfeld, einem für Bergbau sehr günstig gelegenen Orte am Harz, und gründeten sich dort eine feste Heimat. Der Vater blieb wie vorher Bauer und Bergmann, beschäftigte sich übrigens vorzugsweise mit dem einträglicheren Bergbau. Er hatte für eine Familie von sechs Kindern zu sorgen und somit eine schwere Arbeit. „Mein Vater ist ein armer Häuer (Schieferhauer) gewest, die Mutter hat all ihr Holz auf dem Rücken eingetragen, damit sie uns erziehen könnte; sie hat es sich lassen blutsauer werden; jetzt würden's die Leute nicht mehr aushalten." Aber durch Fleiß und Tüchtigkeit gewannen sie nicht nur einigen Wohlstand, sondern auch Achtung und Vertrauen bei ihren Mitbürgern. Vater Luther wurde in den regierenden Stadtrat der „Vier" gewählt und hinterließ bei seinem Tode ein Vermögen von 1250 fl.

Unter diesen bäuerlichen und gewerblichen Verhältnissen

wuchs der kleine Martin auf. Hervorragende Charakterzüge, die wir bei Luther sein ganzes Leben hindurch finden, sind Erbteil seines Bauernblutes, so die derbe, urwüchsige Kraft, die Leidenschaftlichkeit und Heftigkeit seines Wesens, der herbe Eigensinn, der jedoch durch ein kindlich sonniges Gemüt gemildert wurde. Als eines Bauern Sohn wußte er auch in der Volksseele zu lesen wie kein andrer und was geheimnisvoll darinnen schlummerte in Worten zu verkünden, die wie

Luther als Kurrendschüler vor Frau Cotta.

die Stimme des Propheten klangen. — In Luthers Person verkörpert sich auch deutsche Art und deutsches Wesen; er hatte ein weiches, tiefes Empfindungsleben, Neigung zum Grübeln und Sinnen, stark ausgeprägten Familiensinn. „Sinn und Geist der Deutschen waren in seiner Hand wie die Leier in der Hand des Künstlers und er hat nicht nur der deutschen Sprache, sondern dem deutschen Geiste das unvergängliche Siegel seines Geistes aufgedrückt" (Döllinger). — Die thüringische Abstammung Luthers verrät sich in seinem herzlichen Frohsinn, in der Liebe zu ehrbarem Lebensgenuß und zur Musik; er verstand es die Flöte zu blasen, die Laute zu schlagen, Alt zu singen.

Im Elternhaus genoß der junge Martin eine harte

Erziehung. „Mein Vater stäupte mich einmal so sehr, daß ich ihn floh und ward ihm gram, bis er mich wieder zu sich gewöhnte. Die Mutter stäupte mich einmal um einer geringen Nuß willen, daß das Blut danach floß. Aber sie meinten es herzlich gut und konnten nur nicht die ingenia — die Gemütsarten — unterscheiden, danach man die Strafe abmessen muß. Denn man muß also strafen, daß der Apfel bei der Rute sei." Doch war diese strenge Erziehung, welche das Gewissen des Knaben schärfte, nicht ohne Liebe, wie dieser selbst versichert.

In der Schule zu Mansfeld, wo er im Lesen und Schreiben und in den Anfangsgründen des Latein unterrichtet wurde, herrschte gleichfalls eine strenge Zucht, so daß er in späteren Jahren sagte, die Schulmeister seien zu jener Zeit Tyrannen und Henker, die Schulen Kerker und Höllen gewesen. Im 14. Lebensjahre kam er nach Magdeburg in die Schule der Nullbrüder, im folgenden Jahre nach Eisenach. Die Unterstützung, die er von Hause bezog, war gering; er mußte deshalb vor den Häusern als „Partekenhengst" den Brotreigen singen und vom Almosen leben. Die Herzlichkeit und Kindlichkeit, die sich in seinem Singen und Beten ausdrückten, erwarben ihm die Liebe einer wohlhabenden Frau, der Frau Ursula Cotta, die ihn zu sich an ihren Tisch nahm. Auch genoß er in dem den Franziskanermönchen gehörigen, mit reichen Stiftungen ausgestatteten Schalbeschen Kollegium ziemliche Unterstützung. Er besuchte in Eisenach die Lateinschule der Georgenkirche, die bereits vom Geiste des Humanismus beeinflußt und nach milderen Grundsätzen geleitet war.

Wie der Vater Luther aus einem Dorfbauern zu einer städtischen Magistratsperson sich emporgearbeitet hatte, so wünschte er, daß sein Sohn Martin noch einige weitere Sprossen emporsteige, zumal da er selbst inzwischen in bessere Verhältnisse gekommen war. So bezog Luther nach dreijährigem Aufenthalt in Eisenach im Jahre 1501 die **Universität Erfurt**, die damals den besten Ruf unter allen deutschen Hochschulen hatte. Nach der Sitte jener Zeit widmete er sich nicht gleich von Anfang an seiner Fachwissenschaft, sondern suchte erst durch das Studium der Philosophie, Philologie und andrer Fächer seine allgemeine Bildung zu vervollständigen. Die scholastische Philosophie, die damals noch an den Hochschulen herrschte, trieb er mit

großem Eifer und erwarb sich so jene Biegsamkeit und Schlagfertigkeit des Ausdrucks, die namentlich seine Streitschriften kennzeichnet. Die humanistischen Studien, die bereits neben der Scholastik Eingang gefunden hatten, pflegte er weniger im Hörsaal als zu Hause, wo er die lateinischen Dichter Terenz, Vergil und Ovid eifrig las; doch wurde er nie eigentliches Mitglied der Humanistenzunft, wenngleich er

Das Lutherhaus zu Eisenach.

mit einigen ihrer Genossen Fühlung hatte. Er las die klassischen Schriftsteller überhaupt nicht, um Geist und Stil des Altertums in sich aufzunehmen, sondern um „Lehr- und Schreckbilder des menschlichen Lebens" kennen zu lernen und um seine eigenen Anschauungen zu klären; „denn wer im weltlichen Regiment will lernen und klug werden, der mag die heidnischen Bücher und Schriften lesen". Das Griechische hat Luther in Erfurt nicht gelernt, obgleich er die beste Gelegenheit dazu gehabt hätte. Erst später holte er das

Griechische und das Hebräische nach, soweit ihm diese Sprachen für die Auslegung und Uebersetzung der Bibel notwendig wurden.

Scholastik und Humanismus, die damals noch miteinander um den Vorrang stritten, nahmen so sehr alles Interesse der gelehrten Welt in Anspruch, daß die Grundlage der menschlichen Bildung, die heilige Schrift, vollständig in den Hintergrund gedrängt wurde. Es gab damals Doktoren der Theologie, die in ihrem ganzen Leben niemals in der Bibel gelesen, niemals eine solche auch nur gesehen hatten. Luther selbst sagt von diesen: „Ihr Bestes war, daß sie die heilige Schrift verachteten und unter der Bank liegen ließen. Was biblia, biblia! sprachen sie, biblia ist ein Ketzerbuch; man muß die Doktores lesen, da findet man es." Auch Luther hatte, als er 20 Jahre alt war, noch keine Bibel gesehen. Um so mehr war er verwundert, als er auf der Universitätsbibliothek zum erstenmal eine Bibel in der lateinischen Uebersetzung zu Gesicht bekam und nun merkte, daß weit mehr Texte, Episteln und Evangelien darin enthalten waren als in den Postillen und als man in der Kirche auszulegen pflegte.

Luther führte auf der Universität ein durchaus geordnetes Leben. Von allem leichtsinnigen Treiben sich fern haltend, liebte er gesellige Zusammenkünfte mit Freunden und verschönerte diese durch Gesang und Lautenspiel, die er auch in späterer Zeit, besonders im Kreise seiner Familie, ausübte.

Bei seiner Begabung, seinem Eifer und seinem Fleiß errang er in kurzer Zeit glänzende Erfolge: im Jahre 1502 erwarb er sich das Baccalaureat, den untersten Grad in den philosophischen Auszeichnungen, und zu Anfang des Jahres 1505 die Magisterwürde in der Philosophie. „Nun vollends," schrieb er, „darf des Studierens kein Ende für mich sein, will ich anders den deutschen Magistern keine Schande machen." Er hielt nun selbst Vorlesungen über die Physik und Ethik (Naturlehre und Sittenlehre) des Aristoteles und wurde wegen seiner wissenschaftlichen Tüchtigkeit von der ganzen Universität bewundert. Jetzt war aber auch der Zeitpunkt für ihn gekommen, in welchem er sein Fachstudium beginnen sollte. Als solches hatte ihm sein Vater die Rechtswissenschaft bestimmt, da diese die höchsten Würden und das höchste Einkommen darbot. Und wirklich begann Luther juristische Vorlesungen zu hören. Er fühlte aber bald die

innere Unmöglichkeit, in diesem Studium volle Befriedigung zu finden, sah sich auch bei seiner ängstlichen Gemütsart, welche die Folge jener übermäßig strengen Erziehung im Elternhaus war, und bei seiner großen Gewissenhaftigkeit von Sorgen und Zweifeln geängstigt, ob er der Seligkeit teilhaftig werden könne, obgleich er selbst sich keiner schweren Versündigung anklagen konnte. In steter Furcht vor dem Zorne Gottes kam er mehr und mehr zu der Ueberzeugung, daß er nur in einem Stande diesem Zorne entrinnen und Gott wohlgefallen könne, in dem Stande der Mönche. Das war ja überhaupt Glaube und Anschauung jener Zeit und Lehre der Scholastik. Dazu kamen nach der Luther-Legende noch äußere Ereignisse, die auf seinen Entschluß mächtig einwirkten. Als er von einer schweren Krankheit heimgesucht wurde und sich dem Tode nahe glaubte, soll ein befreundeter Student zu ihm gesprochen haben: „Seid getrost, Ihr werdet dieses Lagers nicht sterben; unser Gott wird noch einen großen Mann aus Euch machen, der viele Leute trösten wird.“ Einer seiner Freunde starb eines plötzlichen Todes, wodurch Luther aufs tiefste erschüttert wurde. Er selbst wurde in der Nähe von Erfurt von einem heftigen Gewitter überfallen. Ein Blitzstrahl warf ihn zu Boden. Da rief er erschreckt aus: „Hilf, liebe Sankt Anna, ich will ein Mönch werden.“ Durch dieses Wort hielt er sich, wie durch ein Gelübde, für gebunden, obgleich es ihn nachher wieder reuen wollte. Aber diese Ereignisse können seinen Entschluß nur beschleunigt, nicht hervorgerufen haben. Die tiefste und letzte Ursache des Wechsels lag in der „religiösen Grundrichtung seiner Natur, die ihn unwiderstehlich dahin zog, wo er als ein auserwähltes Rüstzeug nötig war. Denn nur der

Luther als Augustinermönch.
Nach einem Holzschnitt aus dem Jahre 1521.

konnte die Ketten der Werkheiligkeit sprengen, dem sie selber ins Fleisch geschnitten hatten" (Egelhaaf).

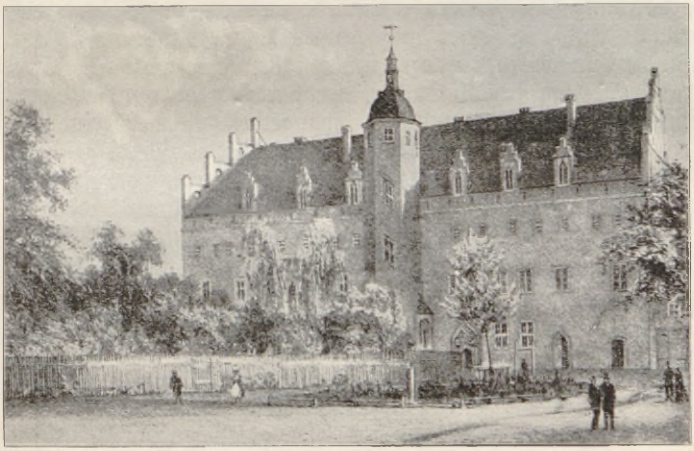
Am Abend des 16. Juli 1505 lud er seine besten Freunde zu sich, um sich zum letztenmal mit ihnen an Saitenspiel und Gesang zu ergötzen. Nachdem er einige heitere Stunden mit ihnen zugebracht hatte, teilte er ihnen seinen Entschluß, ins Kloster zu gehen, mit. Vergebens suchten sie ihn davon abzubringen. „Heute seht ihr mich, hinfort nicht mehr," war seine bestimmte Antwort. Am andern Tag machte er sich, von seinen Freunden begleitet, auf den Weg nach dem Augustinerkloster zu Erfurt. Dort klopfte er an die Pforte. Unter Thränen nahmen seine Freunde Abschied von ihm. Die Pforte öffnete sich und schloß sich; Luther war ein **Augustinermönch** geworden.

Von seinen Büchern hatte er nur den Vergil und Plautus mitgenommen, all seine übrige Habe in seiner ehemaligen Wohnung zurückgelassen. Vom Kloster aus schrieb er an seine Eltern, deren Einwilligung zu diesem Schritte er nicht vorher eingeholt hatte, einen Abschiedsbrief, worin er ihnen für die empfangene Liebe aufs herzlichste dankte. Sein Vater war bei dieser Nachricht sehr ungehalten „und wollte darüber toll werden"; er verhehlte ihm nicht, daß er in seinem Entschluß einen Ungehorsam gegen das vierte Gebot sehe. Als ihm der Sohn sagte, er habe eine schreckliche Erscheinung vom Himmel gehabt, die ihn in das Kloster getrieben habe, erwiderte der Vater: „Wollte Gott, daß es nicht ein Betrug und Teufelsgespenst wäre!"

Eine schwarze Kutte mit weißem Skapulier (Schulterbekleidung) und eine lederne Kappe bildeten die ganze Ausstattung des neuen Augustinermönchs. Aber so stolz auch der Bettelorden darauf war, den jungen Gelehrten in seinen Mauern zu haben, so ersparte er ihm doch nicht die Verrichtung der niedrigsten Dienstleistungen, wie sie den Novizen herkömmlich auferlegt wurden. Er mußte im Kloster die Thüre hüten, die Kirche reinigen und sogar in der Stadt, wo ihm so manche Bekannte begegneten, mit dem Bettelsack herumlaufen und bei den Bürgern Brot, Eier, Fleisch und Geld einsammeln. Er selbst ertrug dies alles mit Freudigkeit; aber die Lehrer der Universität nahmen doch Anstoß an dieser Behandlung eines früheren Dozenten und Doktors der Philosophie, der als Magister noch der Hochschule angehöre, und baten den Prior des Klosters, daß man Luther

solch unsaubere und demütigende Arbeiten ersparen und mehr Zeit zu wissenschaftlichen Studien lassen möchte. Nach Ablauf des Probejahres wurde er feierlich als Mönch eingesegnet und am 2. Mai 1507 erreichte er die dritte Stufe, er wurde zum Priester geweiht; zu der Feier der Primiz erschien mit vielen Freunden und Verwandten auch sein Vater, immer noch grollend über den eigenmächtigen Schritt seines Erstgeborenen.

Als Mönch hat Luther seine wissenschaftlichen Arbeiten,



Das ehemalige Universitätsgebäude in Wittenberg.

die durch das Noviziat unterbrochen waren, wieder aufgenommen; er studierte mit Eifer die scholastische Theologie, die heilige Schrift und verhältnismäßig spät auch die Werke Augustins. Mit noch größerem Eifer erfüllte er seine Pflichten als Mönch. Fasten, Gebet, Selbstprüfung, Abtötung des Fleisches trieb er mit solchem Eifer, daß er von sich sagen konnte: „Ist je ein Mönch in den Himmel gekommen durch Möncherei, so wollte auch ich hineingekommen sein.“ Tagelang schloß er sich in seine Zelle ein, verschmähte Speise und Trank und marterte sich so, daß er der Geisteszerrüttung nahe kam. Aber weder Studium noch Askese vermochten ihm das zu gewähren, wonach seine Seele vor allem verlangte, den Frieden mit Gott. Vor ihm stand Gott als der Zürnende und Strafende, nicht als der Liebende und Ver-

zeihende. Er konnte den Gedanken nicht los werden, daß seine Sündenlast größer sei, als seine Kraft zu büßen. Luther hatte Augenblicke, da er unrettbar der Verdammnis anheimgefallen zu sein glaubte und der Verzweiflung nahe war. Und doch ist er in dem furchtbaren Seelenkampfe nicht untergegangen. Er fand einen Berater und Tröster in dem Generalvikar seines Ordens, dem edlen und frommen Joh. von Staupitz, der seinem Schützling vor allem das übertriebene Bewußtsein der Sündhaftigkeit zu nehmen suchte, indem er ihn darauf hinwies, daß Gott nicht schrecklich und erbarmungslos, sondern voll Liebe und Gnade sei, und daß wahre Buße in einer umfassenden Sinnesänderung bestehe, in der Hingabe des ganzen inneren Menschen an Gott. Endlich habe ihn, erzählt Luther, der barmherzige Gott erkennen lassen, daß Paulus und das Evangelium vielmehr eine Gerechtigkeit verkünden, welche uns durch Gottes Gnade geschenkt werde, indem Gott denen, die an sein Gnadenwort glauben, die Sünden vergebe, sie gerecht mache und ihnen das ewige Leben schenke. So kam ihm die Paulinische Rechtfertigungslehre allmählich zum Bewußtsein, und er glaubte ihren Sinn darin zu finden, daß nicht durch äußere Werke, nicht durch äußere Gnadenmittel der Kirche die Sündenvergebung erlangt, wie ein Arbeitslohn verdient werden könne, sondern daß nur der Glaube an Christus als den Sohn Gottes und an seinen Opfertod, nur das Leben nach den Geboten Gottes und Christi uns der göttlichen Gnade würdig mache, und daß nur die letztere, welche auf der Erfüllung jener Vorbedingungen beruhe, uns den Himmel öffnen könne. Damit hatte er sich schon im Kloster zu einer Ahnung der reformatorischen Wahrheit durchgerungen und, ohne es zu wissen und zu wollen, in den schärfsten Gegensatz zur kirchlichen Lehre gestellt. Denn sobald er die heilige Schrift als die oberste Richtschnur bezeichnete, stand ihm jede kirchliche Autorität, den Papst mit eingeschlossen, nur noch auf sehr schwachen Füßen. War ihm auch dies alles, sowohl im einzelnen als im Zusammenhang mit der christlichen und mit der kirchlichen Lehre, noch nicht ganz klar, so schuf ihm doch die neue Auffassung über das Verhältnis von Mensch und Gott den inneren Frieden, nach dem er so sehr gerungen hatte, und in die kommende Zeit nahm Luther aus diesen furchtbaren Seelenkämpfen hinüber jene in sich selbst ruhende Kraft des Gemüts, jene sichere Heiterkeit, „die ihn auch unter

welterschütternden Gefahren harmlos scherzen und schlummern ließ wie ein Kind".

Ein entscheidungsvoller Schritt war die Uebersiedelung Luthers vom Augustinerkloster zu Erfurt auf einen Lehrstuhl der Universität Wittenberg. Kurfürst Friedrich der Weise hatte im Jahre 1502 diese Universität gestiftet. Sollte sie sich neben den in der Nähe gelegenen blühenden Hochschulen Leipzig und Erfurt halten können, so mußte

Petershirche mit Kolonnaden in Rom.

er sie durch Berufung ausgezeichneter Lehrkräfte zu einem wissenschaftlichen Anziehungspunkt machen. Hierfür war Johann von Staupitz sein Berater. Dieser empfahl ihm den durch seine herrlichen Anlagen und seine trefflichen Kenntnisse hervorragenden Augustinerpater Martinus in Erfurt. Der Kurfürst nahm den Vorschlag an und berief Luther nach Wittenberg. Die Uebersiedelung erfolgte im Herbst 1508. Doch auch als Professor blieb er Mönch, wohnte im Augustinerkloster zu Wittenberg und bezog für seine Vorlesungen keinen Gehalt.

Zunächst war er als **Professor** der Philosophie berufen und hielt Vorlesungen über Physik und Dialektik des Aristoteles. Er wünschte aber einen theologischen Lehrstuhl zu erhalten und erwarb sich schon am 9. März 1509 die unterste Würde in der theologischen Fakultät, die eines

Baccalaureus. Neben seinen Vorlesungen hatte er auch den Auftrag, in der Kirche seines Klosters zu predigen. Im Herbst 1509 mußte er auf längere Zeit wieder in das Augustinerkloster zu Erfurt zurückkehren, wahrscheinlich infolge eines Streites, der zwischen der strengeren, reformfreundlichen und der milderen, nachsichtigeren Richtung innerhalb des Ordens ausgebrochen war. In derselben Angelegenheit reiste er wahrscheinlich 1511 nach Rom, um die Entscheidung des Papstes einzuholen. Ob er diese **Romreise** als Weggenosse (die Augustiner durften nur zu zweit reisen) des Joh. von Mecheln oder als selbständiger Abgesandter der Universität Wittenberg unternommen habe, ist nicht mit Sicherheit zu sagen. Auch die Wegrichtung, die er einschlug, steht nicht fest. Als er am achten Meilenstein vor Rom erstmals die vom bläulichen Dufte des Südens umflossenen Kirchen und Türme der „ewigen Stadt" sah, da überkam ihn ein Gefühl ähnlich demjenigen, das in früheren Jahrhunderten die frommen Pilger und Kreuzfahrer beim Anblick Jerusalems überwältigt hatte; er fiel zur Erde nieder und rief, die Hände emporhebend, aus: „Sei mir gegrüßt, du heiliges Rom, dreimal heilig von der Märtyrer Blut, das da vergossen ist." Nachdem seine Geschäfte erledigt waren, verwandte er noch vierzehn Tage auf die Besichtigung der Stadt. „Ich war in Rom auch so ein toller Heiliger, lief durch alle Kirchen und Kluften (die Katakomben), glaubte alles, was daselbst erlogen ist." Die 28 Stufen der heiligen Treppe, die einst vor dem Hause des Pilatus gestanden haben soll, rutschte er auf den Knieen hinauf, um den hierfür verheißenen Ablaß zu erhalten. Was er aber über den päpstlichen Hof zu Rom und über den dortigen Klerus sah und hörte, that seiner andachtsvollen Scheu vor der heiligen Stadt gewaltigen Eintrag. Die allgemeine Unzucht, die dort herrschte, der Handel, der mit dem Messelesen getrieben wurde, die Leichtfertigkeit, mit der die Mönche von heiligen Dingen sprachen, die Schandthaten, die er von den letzten Päpsten, besonders von Alexander VI. ausführlich erzählen hörte, mußten ihn mit dem Gefühle des Entsetzens erfüllen. Er las auch Messe dort, und zwar langsam, andächtig und nachdrücklich; aber in der nämlichen Zeit, in der er eine einzige Messe las, las an einem andern Altar ein Priester sieben Messen, und man rief ihm zu, er solle sich doch beeilen, daß er fertig werde. Selbst päpstliche Höf-

linge äußerten: „Es ist unmöglich, daß es so solle länger stehen, es muß brechen," oder: „Ist eine Hölle, so ist Rom darauf gebaut." Doch diese ganze Auffassung von der Sündhaftigkeit der römischen Zustände stammt aus seiner späteren Zeit, wo ihm diese bereits in das Licht evangelischer Erkennt-

Albrecht von Brandenburg, Erzbischof und Kurfürst von Mainz.
Nach dem Gemälde von Lukas Cranach im Museum zu Mainz.

nis getreten waren. Damals erst sprach er auch das Wort: „Ich wollte nicht hunderttausend Gulden nehmen, daß ich Rom nicht gesehen hätte." Zunächst hat alles, was er in Rom sah und erfuhr, noch keinen Zweifel in ihm angeregt, noch keinen Ketzer aus ihm gemacht. Als getreuer, gläubiger Sohn seiner Kirche und seines Ordens kehrte er nach mehr als viermonatlicher Abwesenheit nach Wittenberg zurück.

Nach seiner Rückkehr trat er wieder in das Augustinerkloster ein. Auf das Andrängen seines Vorgesetzten, des Dr. von Staupitz, bewarb er sich um die **theologische Doktorwürde**. Sie wurde ihm, nach Veranstaltung einer öffentlichen Disputation und eines Gottesdienstes, bei dem er eine Rede zu halten hatte, am 19. Oktober 1512 unter Ueberreichung von Barett und Ring erteilt. Was er von dieser neuen Würde hielt, sagt er mit folgenden Worten: „Ich bin dazu berufen und gezwungen worden, daß ich mußte Doktor werden ohne meinen Dank aus lauter Gehorsam. Da habe ich das Doktoramt müssen annehmen und meiner allerliebsten heiligen Schrift schwören und geloben, sie treulich und lauter zu predigen und zu lehren." Als Doktor der Theologie glaubte er vor allem ein Doktor der heiligen Schrift sein zu müssen und beschäftigte sich von nun an, während die andern Doktoren das Schriftstudium ganz vernachlässigten, vorzugsweise mit der Auslegung der Schrift, zu welchem Zwecke er jetzt mit vielem Fleiß die griechische und die hebräische Sprache erlernte. Seine theologischen Vorlesungen behandelten hauptsächlich die Psalmen und die Briefe des Apostels Paulus an die Römer und Galater. Dadurch wurde er immer klarer und sicherer in der Auffassung der Paulinischen Lehre und in der Bekämpfung der Scholastik. Seit 1515 predigte er außer im Kloster auch in der Stadtkirche, wozu er gleichfalls von Staupitz genötigt werden mußte. Aber so schwer er zum Betreten der Kanzel gebracht werden konnte, so war er doch, bei seiner ungemeinen Begabung für diesen Beruf, bald der volkstümlichste und wirksamste Prediger der Stadt. Mystische Gedanken, wie er sie in den Predigten des Dominikanermönchs Tauler gefunden hatte, und die neugewonnenen Ideen über die Rechtfertigung machten sich in diesen Predigten bemerklich. Sie zeigten auch, daß Luther sich immer mehr von der Scholastik ab- und der Bibel und dem Augustin zuwandte. Aristoteles, der Abgott der Scholastiker, galt ihm als „heidnische Bestie", als „giftiger Verwüster der reinen Lehre"; die Paulinische Rechtfertigungslehre trat immer mehr in den Vordergrund. Auch tadelte er bereits auf Kanzel und Katheder einzelne Mißbräuche, die sich an kirchliche Einrichtungen knüpften, so das Wallfahren und die Heiligenverehrung. Im Jahre 1517 veröffentlichte er seine erste eigene Schrift, eine Uebersetzung und Auslegung der sieben Bußpsalmen.

Seine Predigten über die zehn Gebote und über das Vaterunser hatten eine mächtige Wirkung; bereits konnte man das Urteil hören: „Der Mönch wird alle Doktores irre machen und eine neue Lehre aufbringen und die ganze römische Kirche reformieren."

So genoß Luther in mönchischen und gelehrten Kreisen bereits einen hohen Ruf; auch sein Landesherr, Kurfürst Friedrich der Weise, war schon auf ihn aufmerksam geworden. Aber Ketzer war er noch nicht; das Gebäude der Papstkirche stand ihm noch fest. Da trat ein Ereignis ein, das den

Ablaßhandel.
Nach einem im Kupferstich-Kabinett zu Basel befindlichen Blatt von Hans Holbein d. J.

Augustinermönch zu einer Wirksamkeit von unermeßlicher Tragweite auf den Plan rief.

Seit 1513 saß auf dem Stuhle Petri Leo X. aus dem Hause Medici, Sohn Lorenzo des Prächtigen, ein Renaissancepapst voll Prachtliebe und Genußsucht. Da er für den Neubau der Peterskirche ungeheure Summen brauchte, so beschloß er, den Jubiläumsablaß, den schon Julius II. für diesen Zweck ausgeschrieben hatte, nun wirklich verkündigen zu lassen. Die Betreibung desselben im nördlichen Deutschland übertrug er dem Erzbischof Albrecht von Mainz, der zugleich Markgraf von Brandenburg, Erzbischof von Magdeburg und Administrator des Bistums Halberstadt war. Dieser, der gleichfalls ein verschwenderisches Leben führte und das erzbischöfliche Pallium um eine hohe Summe vom Papst hatte erkaufen müssen, war tief verschuldet, besonders

Biblioteka Wojsk. Akad. Polit.

an das Haus Fugger in Augsburg. Um seine 30 000 Gulden Schulden abzahlen zu können, übernahm er den Ablaßhandel in einem Teile von Deutschland; er hatte die eine Hälfte des Reinertrages nach Rom zu schicken, die andre war für ihn bestimmt; in Wahrheit aber mußte er sie dem Bankhause Fugger überlassen, dessen Vertreter ebendeswegen den Ablaßhändler überallhin begleiteten und 50 Prozent der Einnahmen einkassierten. Den Verkauf des Ablasses übertrug der Erzbischof dem Dominikaner Tetzel aus Leipzig, der in dieser Sache erfahren war und eine volkstümliche Beredsamkeit besaß.

Was ist Ablaß? Nach der Lehre der katholischen Kirche haben Christus, Maria, die Heiligen und Märtyrer während ihres Lebens viel mehr gute Werke vollbracht, als für sie zur Erlangung der Seligkeit nötig gewesen wäre. Es ist also ein Ueberschuß von Verdienst vorhanden, der sogenannte thesaurus ecclesiae (Schatz der Kirche), über den der Papst das Verfügungsrecht hat. Er besitzt die Macht, aus dem Schatze jener überschüssigen Verdienste auszuteilen und denjenigen, die sich durch „Reue und Buße" dessen würdig gezeigt haben, etwas von der zeitlichen Strafe nachzulassen; der Ablaß bezieht sich also nicht auf Reue und Buße und Vergebung, sondern nur auf die Tilgung der zeitlichen Strafen. Die Einrichtung trug aber die Gefahr des Mißbrauchs in sich, sofern Ablaßverkäufer und -Käufer die Reue und Buße als Nebensache, die Ablaßzettel als Hauptsache ansahen; die letzteren wurden eben wie jede andre Ware für Geld feilgeboten, und zwar nach einem festen Tarif für die verschiedenen Sünden, für die schon begangenen und für die erst zu begehenden, ja auch für die Erlösung aus dem Fegfeuer.

Tetzel betrieb den Handel nicht besser und nicht schlimmer als andre Ablaßhändler auch. Bevor er in eine Stadt oder in ein Dorf ging, ließ er sich dort anmelden, worauf Rat, Geistlichkeit und Bürgerschaft unter dem Geläute der Glocken, mit Fahnen und brennenden Kerzen ihm entgegenzogen. Prunkend in prächtigem Meßgewand, ließ er sich ein rotes Kreuz und auf einem Samtkissen die päpstliche Bulle, die ihn zur Ablaßpredigt ermächtigte, vorantragen. Zuerst zog man in die Kirche, wo das große rote Kreuz mit der Dornenkrone und den Nagellöchern aufgerichtet wurde, daneben eine seidene Fahne mit dem päpstlichen Wappen; vor dieser

stand die eisenbeschlagene Geldtruhe samt Schreibzeug und Ablaßzettel. In feuriger Rede sprach Tetzel sodann von der Kraft des Ablasses und ermunterte die Zuhörer, Gebrauch davon zu machen; schreibt man ihm doch sogar das Wort zu: „Sobald das Geld im Kasten klingt, die Seele aus dem Fegfeuer springt“. Bei solchem Auftreten Tetzels glaubten die Zuhörer die Vergebung ihrer Sünden nicht in ihrer Reue und Buße, sondern in dem Ankauf eines Ablaßzettels

Die Schloßkirche zu Wittenberg.

suchen zu müssen. Nach seiner Predigt über die Wirkungen des Ablasses las er seine päpstliche Vollmacht vor, stellte sich am Ablaßkasten auf und verteilte nun unter die Leute, die mit brennenden Kerzen herankamen und ihre Sünden angaben, gegen Entrichtung der bestimmten Taxe die „Gnadenzettel“.

Das kurfürstlich sächsische Gebiet durfte Tetzel nicht betreten, damit nicht das Geld außer Land gehe. Aber in dem benachbarten, zu Magdeburg gehörigen Jüterbog schlug er seinen Sitz auf, und hierher kamen auch einige Beichtkinder Luthers. So merkte dieser im Beichtstuhl die schlimmen Wirkungen des Ablaßhandels; denn wenn er zur Reue und Zerknirschung mahnte, so wies man ihm die Ablaßscheine. Er sprach nun zuerst in Predigten dagegen und bat schriftlich einige Bischöfe, dem Treiben der Ablaßkrämer ein Ziel

zu setzen. Da er aber von diesen vornehmen Herren entweder gar keine oder eine höchst leichtfertige Antwort erhielt und niemand dagegen aufzutreten wagte, so hielt er sich in seinem Gewissen für verpflichtet, dieses Geschäft selbst zu übernehmen. Er schlug daher am 31. Oktober 1517 (an welchem Tage er auch einen Brief an den Erzbischof von Mainz schrieb) an der Schloßkirche zu Wittenberg fünfundneunzig lateinische Sätze an, worin er die Wirksamkeit des Ablasses, der nicht von wahrer Reue und Buße begleitet sei, bestritt und zu einer Disputation über die Ablaßlehre aufforderte.

Die Wirkung dieser **Thesen** war eine ungeheure. „Sie liefen schier in vierzehn Tagen durch ganz Deutschland, und in vier Wochen hatten sie schier die ganze Christenheit durchlaufen, als wären die Engel selbst Botenläufer." Wenn diese Sätze zunächst auch nur einen einzelnen Mißbrauch aufdeckten, so wiesen sie doch schon auf die tiefe Kluft hin, die zwischen der Lehre des Evangeliums und den Satzungen der römischen Kirche bestand. Es war der Gegensatz zwischen Innerlichkeit und Aeußerlichkeit, zwischen lebendigem Glauben und toter Werkheiligkeit. Auch berührten sie eine Frage, die nicht nur religiöse, sondern ebenso finanzielle, ja nationale Bedeutung hatte. Daher der Beifall auf der einen, die Erbitterung auf der andern Seite. An einen Angriff auf das ganze päpstliche System dachte Luther noch nicht, erklärte vielmehr, man müsse dem päpstlichen Ansehen in allen Stücken mit Ehrerbietung weichen, um der Ordnung Gottes willen, und müsse auch ungerechte Urteile des Papstes achten, ohne sie jedoch damit recht zu heißen, sondern nur wegen des allgemeinen Verbots der Selbsthilfe. Aus den Thesen entwickelte sich zunächst ein mönchischer Federkrieg. Der Dominikaner Tetzel antwortete dem Augustiner Luther mit 106 eigenen Sätzen, in denen er den Ablaß in jeglicher Ausdehnung, auch auf das Fegfeuer, verteidigte. Einen Schritt weiter ging Prof. Joh. Eck aus Ingolstadt, der in seiner Schrift Obelisci (kritische Spieße), die allerdings nicht allgemein verbreitet wurde, Luthers Ansicht bereits als „böhmisches Gift", d. h. als hussitische Ketzerei darstellte. Luther hinwiederum schrieb in deutscher Sprache seinen „Sermon von Ablaß und Gnade", worin er herzliche und wahre Reue als das einzige Mittel, der göttlichen Gerechtigkeit genugzuthun, bezeichnete.

Zu seinen Ordensbrüdern, die schlimme Folgen von seinem kühnen Auftreten fürchteten, sagte er in der Weise Gamaliels voll Gottvertrauen: „Ist's nicht in Gottes Namen angefangen, so ist's bald gefallen; ist's aber in seinem Namen angefangen, so lasset denselbigen machen.“ Aehnlich dachte sein Kurfürst Friedrich und trat nicht hindernd in den Weg. Kaiser Maximilian ließ diesem, nachdem er die Thesen gelesen hatte, sagen, er solle den Mönch fleißig bewahren; es möchte sich zutragen, daß man sein bedürfe. „Seine Thesen sind nicht zu verachten. Er wird ein Spiel mit den Pfaffen anfangen.“ Auf einer Versammlung der deutschen Augustiner in Heidelberg, die im April 1518 stattfand, nahm Luther teil an der Disputation, die nach dem Schluß der Verhandlungen veranstaltet wurde, und verteidigte mehrere Thesen mit solcher Schärfe und Beredsamkeit, daß er fast die ganze Zuhörerschaft zur Bewunderung hinriß. Unter den zuhörenden Studenten, die seinen damaligen Reden mit Begeisterung folgten, befanden sich vier junge Männer, die sich später in der Geschichte der Reformation einen klangvollen Namen erwarben. Dies waren: Johann Brenz, Reformator von Schwäbisch-Hall; Erhard Schnepf, der im Auftrage des Herzogs Ulrich bei der Einführung der Reformation in Württemberg thätig war, Martin Butzer, evangelischer Prediger in Straßburg; Theodor Billican, der Reformator von Nördlingen. Infolge dieser Heidelberger Versammlung fanden die reformatorischen Gedanken Luthers auch in Süddeutschland Eingang.

Luther hatte seine Thesen und die weitere Ausführung derselben an den Bischof von Brandenburg, zu dessen Sprengel Wittenberg gehörte, und durch Staupitz auch an den Papst geschickt. Letzterer legte anfangs der Sache nicht viel Wichtigkeit bei und sprach sich in geringschätziger Weise darüber aus: „Bruder Martin sei wohl ein schönes Ingenium, der Streit nur ein Gezänke neidischer Mönche,“ und ein andres Mal: „Ein betrunkener Deutscher habe die Thesen geschrieben; er werde, wenn er wieder nüchtern sei, anders gesinnt sein.“ Doch beauftragte er den Dominikaner und römischen Bücherzensor Prierias, Luthers Veröffentlichungen auf ihre Rechtgläubigkeit zu prüfen. Dieser erklärte, daß der Papst als Verkörperung der römischen Kirche so unfehlbar sei, wie diese selbst, nannte Luther bereits einen „Aussätzigen und Hundesohn“ und verteidigte selbst das Wort: Sobald das Geld

im Kasten klingt u. s. w., das Tezel gesprochen zu haben ableugnete. Durch eine solche Sprache wurde auch Luther zu entschiedenem und grundsätzlichem Widerspruch gedrängt. In seinen „Resolutionen" (August 1518) betonte er die unfehlbare Autorität der heiligen Schrift und bestritt das Recht des Papstes, über Glaubensfragen zu entscheiden. Inzwischen war ein förmlicher Ketzerprozeß gegen Luther eingeleitet und diesem am 7. August die Aufforderung zugeschickt worden, er solle sich binnen 60 Tagen in Rom stellen. Zugleich wurde an den Kurfürsten Friedrich das Ansinnen gestellt, er solle Luther seinen Schutz entziehen und seine Abführung nach Rom zugeben. Aber trotz der goldenen Rose, die dem Kurfürsten in Aussicht gestellt wurde, sprach sich dieser doch gegen die Berufung nach Rom aus und wünschte, daß Luthers Sache in Deutschland zur Entscheidung komme, wo eben damals der päpstliche Legat, Kardinal Thomas Vio von Gaeta, gewöhnlich Cajetan genannt, sich aufhielt, um auf dem Reichstag zu Augsburg den Kaiser und die Reichsstände zu einem Türkenkrieg zu bewegen. Daher erhielt Luther den Befehl, vor dem Legaten Cajetan in Augsburg zu erscheinen.

In Begleitung eines Augustinermönchs kam Luther am 7. Oktober 1518 in **Augsburg** an. Denen, die ihn unterwegs vor der Weiterreise warnten, erwiderte er: „Auch in Augsburg, inmitten meiner Feinde, herrscht Jesus Christus. Christus lebe, Martinus sterbe!" Doch ließ er sich von verständigen Männern, die ihm wohlwollten, bestimmen, nicht eher zum Legaten zu gehen, bis er einen kaiserlichen Geleitsbrief erhalten hätte. Sobald er diesen in Händen hatte, begab er sich am 12. Oktober zu Cajetan, fiel vor ihm nieder und erklärte sich bereit, falls er in seinen Thesen geirrt habe, sich eines Besseren unterweisen zu lassen. Der Legat sprach zwar freundlich mit ihm, verlangte aber entschieden Widerruf seiner Irrtümer, von denen er namentlich zwei hervorhob, erstens, daß Luther leugne, daß der Ablaßschatz der Kirche ein Verdienst Christi sei; zweitens, daß er den Segen des Abendmahles vom Glauben und von der inneren Ueberzeugung des Menschen, seine Sünden würden ihm vergeben, abhängig mache, während doch jeder, der das Sakrament empfange, ungewiß sei, ob er Gnade erlange. Luther berief sich auf die heilige Schrift, der Legat auf die Aussprüche der Scholastiker und auf die päpstliche Autorität, die über Konzil, Kirche und

Schrift stehe: „Du wirst heute revozieren müssen, ob du willst oder nicht willst, sonst werde ich schon um dieses Punktes willen all deine Sätze verdammen.“ Aber Luther widerrief nicht und bat sich Zeit zu weiterer Ueberlegung aus.

Am folgenden Tage stand er wieder vor dem Kardinal. Staupitz, der in Augsburg angekommen war, befand sich bei ihm. Cajetan wollte sich auf kein Disputieren einlassen und verlangte einfach Widerruf. Auf Staupitz' Fürbitte gestattete er Luther, daß er sich hinsichtlich der oben genannten zwei Punkte schriftlich rechtfertige. In der Rechtfertigung, die Luther gemeinschaftlich mit Staupitz beriet und abfaßte, nahm jener keinen seiner Sätze zurück und sprach noch entschiedener als bisher von der Möglichkeit, daß der Papst irre und sich in Widerspruch mit der Schrift setze, und von dem Recht jedes einzelnen Christen, die päpstlichen Entscheidungen an der heiligen Schrift zu prüfen, und bat schließlich den Legaten, er solle ihn eines Besseren belehren, aber nicht zwingen, etwas gegen sein Gewissen zu thun.

Friedrich III. der Weise, Kurfürst von Sachsen.

Nach einem Gemälde von Albrecht Dürer im Königl. Museum zu Berlin. (Mit Genehmigung der Verlagsfirma Franz Hanfstaengl in München.)

Als Luther am 14. Oktober diese Schrift dem Legaten überreichte, versprach dieser, sie nach Rom zu schicken, und suchte Luther in einer längeren Rede zu widerlegen. Er duldete keine Einreden von ihm, fuhr ihn heftig an, drohte mit Bann und Interdikt, zu deren Verhängung er bereits vom Papst den Auftrag habe, und schloß mit den Worten: „Geh und komm mir nicht wieder unter die Augen, es sei denn, daß du widerrufest!“ Nachmittags sprach Cajetan allein mit Staupitz und trug diesem auf, Luther zum Widerruf zu bewegen; aber Staupitz nahm den Auftrag nicht an und machte den Vorschlag, der Legat möchte noch einmal mit Luther verhandeln. Darauf erwiderte Cajetan:

„Ich will nicht weiter mit dieser Bestie reden, denn sie hat tiefe Augen und wunderliche Spekulationen in ihrem Kopfe." Luther aber hatte von dem Kardinal gesagt: „Er sei zu einem Urteil in Sachen der Bibel so ungeschickt, wie der Esel zum Harfen." Während Staupitz und Luthers Freund Link aus Nürnberg sofort abreisten, um sich nicht als Anhänger Luthers einer Gefahr auszusetzen, blieb dieser noch einige Tage in Augsburg, verfaßte eine Berufung „Von dem übel unterrichteten Papste an den besser zu unterrichtenden", die er dem Legaten zuschickte, und richtete an diesen zwei Briefe, in denen er wegen seiner Heftigkeit um Verzeihung bat, aber keinen seiner Sätze zurücknahm, seine Unterwerfung unter die Kirche zusagte und den Kardinal bat, mit dem Papste über die Sache zu verhandeln, damit die Kirche eine Entscheidung ausspreche. Er war so fest von der Wahrheit und Richtigkeit seiner Sätze überzeugt, daß er nicht daran zweifelte, der Papst werde, wenn er über die wahre Sachlage unterrichtet würde, seine Sätze billigen.

Bis zum 20. Oktober wartete Luther auf eine Antwort des Legaten. Aber er erhielt keine und verließ daher an diesem Tage Augsburg, hierzu gedrängt von seinen dortigen Freunden, die für seine Freiheit fürchteten. In der Nacht öffneten sie ihm eine in der Stadtmauer befindliche enge Pforte und gaben ihm einen erfahrenen Begleiter mit und ein Pferd. In der Mönchskutte, ohne Beinkleider und Stiefel, ritt er am ersten Tage, ohne Halt zu machen, acht Meilen weit bis Monheim. Hier stieg er in der Herberge ab, war aber so müde, daß er nicht mehr stehen konnte und auf die Streu hinfiel. Als er nach Nürnberg kam, erhielt er von dem kurfürstlichen Hofprediger Spalatin einen Brief, worin ihm dieser mitteilte, daß ein päpstliches Breve vom 23. August den Kardinal Cajetan beauftrage, den für einen Ketzer erklärten Mönch Martinus mit Hilfe der weltlichen Obrigkeit festzunehmen und von den weltlichen und geistlichen Ständen, mit Ausnahme des Kaisers, zu verlangen, daß sie dessen Anhänger gefangen nehmen sollten. Es war somit hohe Zeit gewesen, daß Staupitz und Luther am 20./21. Oktober aus Augsburg sich entfernt hatten.

Nach seiner Ankunft in Wittenberg (31. Oktober 1518) schrieb er einen Bericht über seine Verhandlungen mit Cajetan nebst einer Rechtfertigung, in welcher er die schwachen Seiten des Papsttums mit mehr Schärfe als bisher angriff.

Er bestritt die Uebertragung der obersten Leitung der christlichen Kirche von Christus auf Petrus und den Papst und die Lehre von dem göttlichen Rechte des Papsttums und von dessen Unentbehrlichkeit für die Kirche und veröffentlichte am 25. November eine Berufung vom Papst an ein allgemeines christliches Konzil. Er war voll von neuen Ideen und von Kampfeslust. Seinem Freunde Link schrieb er: „Noch viel Größeres will meine Feder gebären. Ich weiß nicht, woher mir diese Gedanken kommen. Diese Sache hat meines Erachtens noch nicht recht angefangen, statt daß die hohen Herren in Rom schon auf deren Ende hoffen. Sieh zu, ob ich nicht recht vermute, daß am römischen Hofe der wahrhaftige Antichrist herrsche." Täglich erwartete er, daß von Rom der Bannfluch gegen ihn geschleudert werde. Für diesen Fall glaubte er Wittenberg verlassen zu müssen, um seinen Kurfürsten nicht dem Vorwurf auszusetzen, daß er einen Gebannten beschütze. Er überlegte, ob er nicht bei der Universität in Paris, welche damals mit dem Papste zerfallen war, eine Zuflucht suchen sollte.

Aber in Rom griff man, trotz des Breve vom 23. August, noch nicht zu der äußersten Maßregel, der Bannbulle, weniger weil man die Bewegung unterschätzt hätte, als vielmehr weil man auf Friedrich den Weisen Rücksicht nehmen wollte; denn eben in jenen Tagen hatte Leo für die Kaiserwahl die Kandidatur des sächsischen Kurfürsten aufgestellt, den man also unter keinen Umständen vor den Kopf stoßen durfte. Zwar verdammte der Papst in einer Bulle vom 9. November die Irrtümer, die hinsichtlich des Ablasses durch Prediger und Mönche verbreitet worden seien; aber Luthers Name wurde darin nicht genannt. Man wollte abwarten, welchen Erfolg die Sendung habe, mit der der sächsische Edelmann und päpstliche Kammerherr, **Karl von Miltitz**, beauftragt wurde. Dieser sollte dem Kurfürsten Friedrich die „Goldene Rose", die höchste Auszeichnung von seiten des Papstes, überbringen, wohl um ihn zu bewegen, daß er in Ausführung der gegen den Ketzer Luther beschlossenen Maßregeln Miltitz unterstütze. Aber schon auf der Reise erkannte dieser, welch feindselige Stimmung in Deutschland gegen die päpstliche Kurie herrsche, so daß unter fünf Menschen kaum noch zwei oder drei römisch gesinnt seien. Er hätte sich nicht getraut, sagte Miltitz, Luther aus Deutschland fortzubringen, selbst wenn er ein Heer von 25 000 Mann bei sich gehabt hätte.

Unter solchen Umständen mußte Miltitz, als er in der ersten Woche des Jahres 1519 in Altenburg eine Unterredung mit Luther hatte, mit großer Mäßigung auftreten. Er erbot sich, dem Papste den Vorschlag zu machen, die Sache einem gelehrten deutschen Bischof zur Entscheidung zu übertragen, wogegen Luther erklärte, er werde den Streit über den Ablaß aufgeben, wenn auch seinen Gegnern Stillschweigen auferlegt würde. Auch versprach er, an den Papst ein Entschuldigungsschreiben zu richten und eine Schrift zu veröffentlichen, in welcher das Volk zum Gehorsam gegen die römische Kirche aufgefordert werden sollte. Wie wenig aber Luther dem Kammerherrn traute, ist daraus ersichtlich, daß er, als Miltitz ihn zum Essen einlud und ihm beim Abschied einen Kuß gab, diesen Kuß als einen Judaskuß bezeichnete. Doch hielt er sein Versprechen und richtete am 3. März ein demütiges Schreiben an den Papst, worin er zwar einen Widerruf seiner Thesen für unmöglich erklärte, aber jede weitere Erörterung der Ablaßfrage zu unterlassen versprach, falls auch seine Gegner schweigen würden. In der an das Volk gerichteten Schrift bekannte er sich zu der katholischen Lehre von der Fürbitte der Heiligen, vom Fegfeuer, vom Ablaß, von den kirchlichen Geboten, von den guten Werken und von der römischen Kirche, jedoch so, daß er nicht unterließ, der Lehre von diesen Artikeln eine möglichst evangelische Färbung zu geben.

Der Ablaßkrämer Tetzel, der die ganze Bewegung veranlaßt hatte, erhielt von Miltitz einen ernstlichen Verweis, infolgedessen er, zumal da er von allen Seiten mit Verachtung behandelt wurde, in das Dominikanerkloster zu Leipzig sich begab, wo er im Sommer des Jahres 1519 starb.

Den Vorschlag des Kammerherrn, daß Luther den Erzbischof von Trier als Schiedsrichter in der Ablaßfrage anerkennen und in Koblenz sich einem Verhör unterziehen solle, lehnte jener ab, da die Reise ihm gefährlich schien und der Erzbischof hierzu keinen Auftrag von Rom empfangen habe. Bei der neuen Zusammenkunft, die Miltitz am 9. Oktober in Liebenwerda mit Luther hatte, suchte er diesen zu bewegen, daß er mit ihm nach Koblenz reise, und Luther war zuletzt bereit, darauf einzugehen; aber Kurfürst Friedrich erhob Einspruch dagegen. Somit hatte die Reise des päpstlichen Kammerherrn kein andres Ergebnis als das, daß Luther die Ablaßfrage „sich selbst zu Tode bluten

lassen wollte, sofern der Widerpart auch schweige". Aber dieser schwieg nicht.

Der streitlustigste unter den Gegnern Luthers, Professor **Dr. Eck aus Ingolstadt,** hatte eine schriftstellerische Fehde mit dem Kollegen Luthers, dem Professor Dr. Karlstadt (eigentlich Andreas Bodenstein aus Karlstadt in Franken), und diese sollte in einer öffentlichen Disputation zu Leipzig ausgefochten werden. Zu diesem Zweck veröffentlichte Eck dreizehn Sätze, deren Spitze sich weit mehr gegen Luther als gegen Karlstadt richtete. Jener glaubte daher, seines Versprechens, Stillschweigen zu beobachten, entbunden zu sein, und verlangte, daß er gleichfalls zur Disputation zugelassen werde. Herzog Georg von Sachsen, ein Gegner Luthers, gab nur ungern die Einwilligung dazu; er stellte endlich einen Geleitsbrief aus „für Karlstadt und diejenigen, die er mit sich bringen würde". Karlstadt sollte mit Eck über die Gnade und den freien Willen, Luther über die Stellung des Papstes und der römischen Kirche zu den andern Kirchen, über Buße und Ablaß disputieren. Hierüber verfaßte er gegenüber den Sätzen Ecks dreizehn andre. Die Studien, die er für die Disputation machte, befestigten in ihm den Gedanken, daß die Ansprüche der Päpste auf Herrschaft über die ganze christliche Kirche sich durch nichts begründen ließen. „Ich gehe die Dekrete der Päpste zum Zweck meiner Disputation durch und bin ungewiß, ob der Papst der Antichrist selbst sei oder ein Apostel des Antichrist."

Johann Tetzel.
Nach einem im Museum für die Geschichte der Stadt Leipzig befindlichen Stich.

Als Luther zu dem großen Redekampf gen Leipzig fuhr, da liefen 200 wittenbergische Studenten mit Spießen und Hellebarden neben seinem Wagen her; der Rektor und meh-

rere Professoren gaben ihm das Geleite. Unter den letzteren befand sich auch Phil. Melanchthon (eigentlich Schwarzerd), der uns als Vertreter des deutschen Humanismus schon im vorigen Bande begegnet ist. Er hatte sich schon als Knabe ein so staunenswertes Wissen erworben, daß er mit 12 Jahren (1509) die Universität Heidelberg bezog, mit 14 Jahren Baccalaureus und mit 17 Jahren Magister in Tübingen wurde. Als solcher begann er auch Vorlesungen für die Artistenfakultät zu halten. Auf die Empfehlung seines Großoheims, des Humanisten Reuchlin, wurde er 1518 als Professor der griechischen Sprache von Tübingen nach Wittenberg berufen; doch hielt er nicht nur philologische, sondern auch theologische Vorlesungen. Luther schätzte die Kenntnisse des damals erst 21jährigen Gelehrten und knüpfte mit ihm, trotz der Verschiedenheit der Charaktere, einen in der Reformationsgeschichte volkstümlich gewordenen Freundschaftsbund. Auf Melanchthons Veranlassung schrieb Luther vor der Leipziger Disputation auch an die Führer des deutschen Humanismus, Reuchlin und Erasmus, um durch sie die Humanistenkreise für seine Sache zu gewinnen. Denn was schien natürlicher als ein Bund dieser beiden Strömungen? Kämpften sie ja doch gegen denselben Feind, die Scholastik, und für dasselbe Ziel, geistige Befreiung. Aber die Antwort von Erasmus fiel sehr kühl und zurückhaltend aus. Dieser verwöhnte Fürst der Wissenschaften mag wohl gefühlt haben, daß die von ihm angestrebte Erneuerung des kirchlichen Lebens von Luther in die Hand genommen und in andrem Geiste durchgeführt werde, und daß dadurch seine führende Stellung gefährdet sei.

Am 24. Juni hielten Luther und Karlstadt ihren feierlichen Einzug in Leipzig. Am 27. Juni wurde die Disputation in einem Saale der Pleißenburg, eines herzoglichen Schlosses, mit den damals üblichen Feierlichkeiten und Förmlichkeiten eröffnet. Der Mann, der den Wittenberger Theologen hier entgegentrat, war Dr. Eck (eigentlich Joh. Mayer aus Eck bei Ingolstadt); er war wie Luther eines Bauern Sohn und wie Melanchthon ein wissenschaftliches Wunderkind; mit 12 Jahren hatte er die Hochschule bezogen und genoß bald europäischen Ruhm, nicht nur wegen seines Wissens, sondern mehr noch wegen seiner Schlagfertigkeit im Wortgefecht. Vier Tage lang kämpften Eck und Karlstadt miteinander. Jener zeigte sich vermöge seiner Disputierkunst und Gelehr-

Disputation zwischen Dr. Luther und Dr. Eck in Leipzig.

Nach dem Gemälde von Jul. Hübner in der Königl. Galerie zu Dresden. (Mit Genehmigung der Verlagsfirma Hanns Hanfstaengl in Dresden.)

samkeit seinem Gegner überlegen. Die Leipziger, die Luther und den Wittenbergern nicht günstig waren, schrieben ihm bereits den Sieg zu. Da trat am 4. Juli Luther in die Schranken. Der damalige humanistische Professor zu Leipzig, Peter Mosellanus, gibt uns folgende Schilderung von den beiden Gegnern: „Martinus ist von mittlerer Statur, mageren Leibes und von Sorgen und Studien so mitgenommen, daß man fast alle Knochen an ihm zählen kann. Er steht im besten Alter. Seine Stimme ist hell und klar; seine Gelehrsamkeit und Schriftkenntnis sind bewunderungswürdig, so daß er fast alles am Griffe hat. Griechisch und Hebräisch versteht er hinlänglich, um über die Auslegungen der Schrift zu urteilen. An dem Stoff der Rede fehlt es ihm nicht; denn es steht ihm ein außerordentlicher Vorrat von Sachen und Worten zu Gebot. Im Leben und Umgang ist er höflich und freundlich, hat nichts Finsteres oder Stolzes an sich und weiß sich in verschiedene Personen und Zeiten zu schicken. In Gesellschaft ist er heiter und witzig. Er ist jederzeit frisch, froh und sicher und hat ein fröhliches Angesicht, wie hart ihm auch die Widersacher drohen, so daß man glauben muß, der Mann unternehme so Schweres nicht ohne den Beistand Gottes. Zum Vorwurf aber machen ihm die meisten, daß er im Angriff gegen andre weniger Maß halte und bissiger sei, als es sich für einen Theologen und einen, der in göttlichen Dingen Neues aufstelle, gezieme. Eck dagegen ist lang, stark gebaut und vierschrötig, hat eine volle Stimme, die aus einer gewaltigen Brust hervorkommt, so daß er nicht bloß einen Schauspieler sondern selbst einen Ausrufer abgeben könnte. Seine Züge sind derart, daß man eher einen Fleischer oder Soldaten als einen Theologen in ihm vermutet. Sein Gedächtnis ist ausgezeichnet, und wenn sein Verstand ebenso wäre, so müßte man ihn für ein vollendetes Werk der Natur halten; es fehlt ihm aber schnelle Fassungsgabe und Schärfe des Urteils. Er denkt nur darauf, einen großen Wust vorzubringen, um den Zuhörern blauen Dunst vorzumachen und sich den Schein der Ueberlegenheit zu verschaffen. Hierzu muß man noch seine unglaubliche Kühnheit rechnen; denn sobald er merkt, daß er in das von seinem Gegner gestellte Garn geraten ist, weiß er der Disputation eine andre Wendung zu geben. Dazu kommt eine große Lebhaftigkeit im Reden und Schreien und Gestikulieren mit den Armen und dem ganzen Leib."

Die Disputation erreichte ihren Höhepunkt, als es sich um den päpstlichen Primat handelte. Luther kam dabei auf das Konstanzer Konzil zu sprechen und erklärte, manche von den Sätzen des Hus seien echt evangelisch und christlich, worauf Eck fragte: „Also hat das Konstanzer Konzil geirrt?" Luther antwortete: „Auch die Konzilien können irren." — Er hatte das Wort in der Erregung des Augenblicks gesprochen, ohne seine volle Tragweite zu ermessen; die Zuhörer aber ahnten diese. Herzog Georg fuhr von seinem Sitze auf und rief, seiner Gewohnheit gemäß, ein Mal über das andre: „Das walt' die Sucht!" Eck aber erwiderte: „Ehrwürdiger Vater, wenn Ihr glaubet, daß ein rechtmäßiges Konzil irren könne, so seid Ihr wie ein Heide und Zöllner." Die weiteren Verhandlungen über Fegfeuer, Ablaß und Buße hatten weniger Interesse. Luther leugnete nicht das Vorhandensein eines Fegfeuers, wies aber nach, daß sich in der Bibel kein klares Zeugnis hierfür finde. Der Schluß der Disputation erfolgte am 15. Juli. Obgleich sie kein unmittelbares Ergebnis hatte, sofern keiner von beiden Teilen den andern zu überzeugen vermochte, so hatte sie doch große Bedeutung für die Sache der Reformation. Nicht nur daß Luther selbst durch seine Studien und durch die Einwürfe Ecks größere Klarheit und Entschiedenheit gewann: die Disputation hatte überall das größte Aufsehen erregt und die reformatorischen Gedanken in weitere Kreise getragen. Ein Zeitgenosse schrieb hierüber: „Luthers Lehre hat so viel Gezänk, Zwietracht und Aufruhr unter dem Volke erweckt, daß schier kein Land, keine Stadt, Dorf oder Haus ist, darin man sich nicht von seinetwegen entzweiet bis auf das Raufen."

Eine Versöhnung zwischen Luther und der Papstkirche war nach dieser Disputation unmöglich; von beiden Seiten rüstete man sich also zur Fortsetzung des Kampfes und eine Reihe neuer Genossen traten an die Seite des streitbaren Mönches. Sein mannhaftes, furchtloses Auftreten hatte ihm Anhänger geworben, nicht nur bei der breiten Masse des Volkes, aus dem er hervorgegangen war, sondern namentlich auch bei den Rittern und Humanisten. Auch in diesen Kreisen wünschte man, daß die Bedrückung und die finanzielle Aussaugung Deutschlands durch Rom beseitigt werde, daß ein Konzil oder der deutsche Reichstag die kirchlichen Wirren ordne. Franz von Sickingen, der einflußreichste unter den Reichsrittern, bot Luther seinen Schutz an und

lud ihn auf eine seiner Burgen, Landstuhl oder Ebernburg, ein; der fränkische Ritter Silvester von Schaumburg stellte ihm ebenfalls eine Zufluchtsstätte zur Verfügung. — Selbst die Humanistenkreise erwärmten sich jetzt für den tapferen Kämpfer, trotz der kühlen Haltung ihres vergötterten Führers. In Nürnberg, Erfurt und andern Städten erklärte sich die Genossenschaft rückhaltslos für ihn und eine kurze Zeit ging nun die humanistische Bewegung mit der reformatorischen Hand in Hand. — Rittertum und Humanismus verkörperten sich in **Ulrich von Hutten** (1488—1523), dessen Schriften auf das Volk tiefer wirkten, als die aller seiner Zunftgenossen. Er stammte aus einem weitverzweigten fränkischen Rittergeschlechte, das seinen Sitz auf dem armseligen Burgnest Steckelberg bei Fulda hatte. Aus dem Kloster, wo man ihn hingebracht hatte, entfloh er, noch ehe er die ewig bindenden Gelübde abgelegt hatte, und begann alsdann ein rast- und ruheloses Wanderleben, das ihn nach Rom und Greifswalde, nach Köln und Wien führte. Dieses Leben brachte ihm unzählige Gefahren, Abenteuer und Entbehrungen; es verstrickte ihn in schwere Verirrungen, Sünden und Laster. Aber es hinderte ihn nicht, eine ungeheure schriftstellerische Thätigkeit zu entwickeln. So verschiedenartig auch diese Schriften sein mögen: aus allen spricht eine Feuerseele, die nur im Kampfe sich ganz entfaltet, und alle sind durchdrungen von einem glühenden Hasse gegen Rom. Dieser Haß ruht bei ihm auf nationaler, nicht auf religiöser Grundlage. Nach der Disputation von 1519 aber erkannte er, daß er mit Luther doch auf einem gemeinsamen Boden stehe, und nun wurde der Ritter und Humanist Bundesgenosse des Augustinermönchs. In deutsch geschriebenen Flugschriften von zorniger Beredsamkeit rief er das ganze deutsche Volk auf zum Kampfe wider Rom.

Solche Zustimmungen gaben Luther das Gefühl, daß seine Sache auch die Sache des deutschen Volkes sei, daß das ganze Volk den Kampf aufnehme, den er begonnen hatte. Von diesem Bewußtsein seiner nationalen Stellung getragen und mit froher Kampfeslust erfüllt, ließ er nun im Jahre 1520 jene großen, gedankenreichen Schriften erscheinen, die das eigentliche Reformationsprogramm enthalten. Dieses Programm mußte in letzter Linie nicht nur zu einer Umgestaltung des religiösen Lebens führen, sondern auch zu einer Umwälzung der politischen, wirtschaftlichen und rechtlichen Verhältnisse.

Die erste dieser Schriften trägt den Titel: „An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung.“ Darin sagt er: „Die Romanischen haben drei Mauern mit großer Behendigkeit um sich gezogen, damit sie sich bisher beschützet, daß sie niemand hat mögen reformieren, dadurch die Christenheit greulich gefallen ist. Zum ersten, wenn man hat auf sie gedrungen mit weltlicher Gewalt, haben sie gesetzt und gesagt, weltliche Gewalt habe nicht Recht über sie, sondern wiederum, geistlich sei über die weltliche. Zum andern hat man sie mit der heiligen Schrift wollt strafen, setzen sie dagegen, es gebühre die Schrift niemand auszulegen, denn dem Papste. Zum dritten, dräuet man ihnen mit einem Konzil, so erdichten sie, es möge niemand ein Konzil berufen, denn der Papst. Also haben sie drei Ruten uns heimlich gestohlen, daß sie mögen ungestraft sein, und sich in sichere Befestigung dieser drei Mauern gesetzt, alle Büberei und Bosheit zu treiben, wie wir denn jetzt stehen.“ Dem gegenüber wollte er den Unterschied zwischen geistlichem und weltlichem Stande aufgehoben wissen, da ja alle Christen geistlichen Standes seien, beanspruchte für alle Christen das Recht der Schriftauslegung und hielt es für eine christliche Maßregel, daß, falls der Papst wider die Schrift handle, man ihn vor der Gemeinde, das heißt vor einem freien, christlichen Konzil verklage. Auch forderte er die Abschaffung des Cölibats und die Beschränkung des Mönchswesens, der vielen Feste und Wallfahrten.

Ulrich von Hutten.
Nach einem alten Kupferstich.

In der Schrift: „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche“ untersuchte er hauptsächlich die Frage von der Rechtmäßigkeit der sieben Sakramente, ließ die Firmung, die Ehe, die Priesterweihe und die Oelung nicht als solche gelten, eigentlich auch die Buße nicht, und be-

zeichnete nur die Taufe und das Abendmahl (und zwar letzteres unter beiderlei Gestalt) als von Christus selbst eingesetzte Sakramente.

Aber auch die Gegner regten sich. Die theologischen Fakultäten in Köln und in Löwen erklärten, daß Luthers Schriften verbrannt und er selbst zum Widerruf genötigt werden sollte; Eck forderte in einem Schreiben den Kurfürsten Friedrich auf, er solle Luthers Schriften verbrennen, schickte nach Rom einen ausführlichen Bericht über die Leipziger Disputation, und reiste im Jahre 1520 selbst dahin, um den Papst zum Erlaß einer Bannbulle gegen Luther zu bewegen. Am 15. Juni wurde in Rom der **Bannfluch** gegen Luther ausgesprochen, und Eck kehrte mit der Bulle triumphierend nach Deutschland zurück, wo sie im September in den Diözesen Brandenburg, Meißen und Merseburg angeschlagen wurde. In dieser Bulle wurden 41 Sätze Luthers zusammengestellt und als ketzerisch verworfen, Luther selbst aufgefordert, binnen 60 Tagen zu widerrufen, widrigenfalls er und seine Anhänger als halsstarrige Ketzer verdammt sein sollten; seine Schriften sollten verbrannt werden, niemand mit ihm und seinen Anhängern Gemeinschaft haben und jedermann verpflichtet sein, Luther und seine Anhänger zu fangen und an den Papst zu überliefern.

Doch fand Eck mit seiner Bulle an wenigen Orten eine günstige Aufnahme. In Kursachsen verbot Friedrich überhaupt die Veröffentlichung. In Leipzig sangen die Studenten Spottlieder auf ihn, in Erfurt warfen sie die Bulle ins Wasser. Miltitz nahm seine Versöhnungsversuche wieder auf und bewog Luther zur Abfassung eines Briefes an den Papst. In diesem sprach Luther zwar seine Ehrerbietung gegen dessen Person aus, aber auch sein Verdammungsurteil über die entartete römische Kirche und seinen Entschluß, nicht zu widerrufen, und legte dem Briefe eine neue Schrift „Von der Freiheit des Christenmenschen" bei. Darin bestritt er, daß die Verrichtung guter Kirchenwerke den Menschen gerecht mache, und nannte nur diejenigen Werke gut, die aus einem gläubigen Herzen hervorgehen. Und da er in der Bulle seine Lehren entstellt sah, so verfaßte er die Schrift „Wider die Bullen des Antichrist" und appellierte aufs neue an ein Konzil.

Auf die Nachricht, daß seine Schriften in Köln, Löwen und Mainz öffentlich verbrannt worden seien, that Luther

denjenigen Schritt, der den Bruch mit dem Papsttum endgültig besiegelte. Am 10. Dezember 1520 kündigte er in

Luther verbrennt die päpstliche Bulle vor Wittenberg am 10. Dezember 1520.
Nach dem Gemälde von F. Castel, gestochen von L. Buchhorn. (Mit Genehmigung des Verlegers E. H. Schroeder in Berlin.)

einem öffentlichen Anschlag an, daß vormittags neun Uhr die **Bannbulle** und die päpstlichen Dekretalien (römisches Kirchenrecht) **verbrannt** werden sollten. Viele Doktoren und

Studenten fanden sich vor dem Elsterthor in der Nähe des Augustinerklosters ein. Ein Magister schichtete einen Holzstoß auf, und Luther legte die päpstlichen Dekretalien darauf. Nachdem jener das Holz angezündet hatte, warf Luther die Bannbulle ins Feuer mit den Worten: „Weil du den Heiligen des Herrn (d. h. Christum) betrübt hast, so betrübe und verzehre dich das ewige Feuer!" Hierauf kehrte Luther mit den Doktoren in die Stadt zurück, während die Studenten noch allerhand Mutwillen trieben. Am folgenden Tage richtete Luther nach seiner Vorlesung eine Ansprache an seine Zuhörer, worin er sagte, die Verbrennung der Dekretalien sei nur ein Kinderspiel; notwendig sei, daß der Papst, das heißt der römische Stuhl, samt aller seiner Lehre und seinen Greueln verbrannt werde. „Wo ihr nicht von ganzem Herzen des Papstes lästerlichem Regiment widersprechet, könnet ihr nicht selig werden. Denn des Papstes Reich ist so sehr dem Reiche Christi und christlichem Leben zuwider, daß besser und sicherer wäre, in einer Einöde, wo kein Mensch zu sehen ist, zu leben, als in und unter dem antichristlichen Reiche zu wohnen."

Dies war die Antwort des Mönches an die höchste Autorität der damaligen Zeit: Fluch gegen Fluch! Scheiterhaufen gegen Scheiterhaufen! Durch diese That, die von einer fast dämonischen Kühnheit zeugte, wurde die Aufregung der Gemüter noch gesteigert. „Hie Papst!" „Hie Luther!" so scholl das Losungswort, wie einst: „Hie Welf!" „Hie Waiblingen!" und wiederum wurde das deutsche Volk in zwei feindliche Hälften gespalten.

Ulrich von Hutten und seine Freunde dachten schon an Ergreifung der Waffen, um mit Gewalt die evangelische Lehre in Deutschland einzuführen und die Feinde über die Grenzen zu jagen. Luther aber wollte nur mit dem Worte, nicht mit dem Schwerte seinen Kampf geführt wissen. Durch das Wort sei die Welt überwunden, durch das Wort die Kirche erhalten worden; durch das Wort solle sie auch wiederhergestellt werden.

Nachdem die von dem Papste festgesetzte Zeit des Widerrufs abgelaufen und dieser nicht erfolgt war, sprach Leo am 3. Januar 1521 in einer neuen Bulle den Bann über Luther und dessen Anhänger aus. Aber die päpstliche Autorität war zu sehr gesunken, die allgemeine Aufklärung hatte sich zu sehr gehoben, als daß ein Bannstrahl im sech-

zehnten Jahrhundert die nämliche Wirkung gehabt hätte wie im elften, wo der gewaltige Gregor den deutschen Kaiser zu seinen Füßen sah.

2. Der Reichstag in Worms.

(1521.)

Bisher war die religiöse Bewegung als innerkirchliche Erscheinung ihren Sonderweg gegangen. Mit der Bannbulle wurde das anders. Diese war nur dann durchführbar, wenn die weltliche Gewalt ihren Arm dazu lieh. Entscheidend war also die Stellung der weltlichen Fürsten, vor allem des Kaisers. So wird die Reformation abhängig von den politischen Gewalten. Und das blieb so bis zum Ende des Kampfes. Niemals ist die große religiöse Frage nur als solche aus sich selbst heraus entschieden worden, sondern stets in Verquickung mit den politischen Verhältnissen. Das hat der Reformation unermeßlichen Schaden gebracht; das hat sie aber in drangvollen Zeiten auch gerettet.

Kaiser Karl V.
Nach dem Gemälde von Tizian in der Kaiserl. Galerie zu Wien.

Der Kaiser, der beim Beginn der Bewegung auf dem Throne saß, Maximilian I., war am 12. Januar 1519 in Wels (Oberösterreich) gestorben. Als Reichsverweser für das nördliche Deutschland wurde der Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen aufgestellt, für das südliche der Pfalzgraf zu Rhein. Mehrere Fürsten trugen jenem

die Kaiserkrone an. Die Geschichte Deutschlands hätte sich anders gestaltet, wenn er sie angenommen hätte; aber er fühlte sich nicht mächtig genug und schon zu alt, um in einer so bewegten Zeit die Stellung eines deutschen Kaisers einzunehmen und auszufüllen. So waren nur zwei ernsthafte Bewerber da: König Karl I. von Spanien (Maximilians Enkel) und König Franz I. von Frankreich, also zwei Ausländer. (Die Kandidatur Heinrichs VIII. von England wurde erst später aufgestellt und nur lässig betrieben.) Der **Wahlkampf**, der fast 1½ Jahre dauerte, entartete allmählich zu einem förmlichen Schacher um die deutsche Kaiserkrone, wobei Geld und Versprechungen aller Art, namentlich Heiratsversprechungen, den Kaufpreis bildeten. Außer Friedrich von Sachsen waren die deutschen Fürsten samt und sonders käuflich; Zollern und Pfalz wechselten sogar wiederholt die Partei und steigerten jedesmal den Preis. Anfangs hatte der Franzose die besseren Aussichten, weil er über einen größeren Kredit verfügte und von Leo X. unterstützt wurde, der wegen der Machtstellung Karls in Italien für den Kirchenstaat besorgt war. Doch drang er mit seinem Willen nicht durch. Adel und Bürgertum in Deutschland wollten überhaupt nichts wissen von einem französischen Oberherrn, und auch die Fürsten fürchteten sich vor einem allzu straffen Regimente, wie es von Franz zu erwarten war. Karl dagegen hatte gewissermaßen die Popularität, die sein Großvater einst besessen hatte, geerbt; er mußte bei der ungeheuern Ausdehnung seines Reiches voraussichtlich häufig abwesend sein, und auch an den nötigen Bestechungsgeldern ließ er es nicht fehlen; 36 Millionen Mark (nach heutigem Geldwert) verwandte er zu diesem Zwecke, eine Summe, die er größtenteils von dem Bankhause Fugger sich hatte vorstrecken lassen. So wurde am 28. Juni 1519 der Spanier Karlos I. einstimmig als Karl V. zum deutschen Kaiser gewählt. Vor der Wahl hatten seine Gesandten eine Kapitulation unterschrieben, worin er versprach, ohne Bewilligung des Reiches kein fremdes Kriegsvolk ins Land zu ziehen, keinen Reichstag außerhalb Deutschlands zu halten, die Reichs- und Hofämter nur mit geborenen Deutschen zu besetzen, die Reichsstände vor kein auswärtiges Gericht zu stellen, die fürstlichen Hoheitsrechte zu bestätigen, ein Reichsregiment aufzurichten, nichts vom Reiche zu veräußern, keine Achtserklärung ohne Verhör zu erlassen, die Bündnisse der Ritter und der Unterthanen auf-

zulösen. Durch diese einschränkenden Bestimmungen sollte den Ausschreitungen der Kaisermacht, zumal wenn diese einem auswärtigen König übertragen wurde, vorgebeugt werden.

Karl war am 24. Februar 1500 in Gent geboren als Sohn eines burgundischen Vaters (Philipps des Schönen) und einer spanischen Mutter (Donna Juana), und für das Land und die Stadt seiner Geburt hat er, da ihm ein eigentliches Vaterland fehlte (er verstand zunächst nur französisch, nicht einmal spanisch), zeitlebens am meisten Anhänglichkeit und Heimatgefühl bewahrt. Von den Niederlanden aus betrat er auch jetzt, 1½ Jahr nach seiner Wahl, erstmals den deutschen Boden. Nachdem er am 22. Oktober 1520 in Aachen feierlich nach altem Brauche gekrönt worden war, ritt er langsam den Rhein herauf, um im alten Worms seinen ersten Reichstag zu halten. Er war jetzt 20 Jahre alt, eine mittelgroße Gestalt mit blondem Haare, blasser Gesichtsfarbe, stark hervorstechendem Kinn. Den Deutschen war das Wesen dieses jungen und doch so unjugendlichen Herrschers schwer verständlich; er war zurückhaltend, ernst und so schweigsam, daß Luther sagen konnte, Karl spreche in einem ganzen Jahre nicht so viel als er an einem einzigen Tage. Noch seltener sah man ein Lächeln auf seinen Lippen. Auch dieser würdevolle Jüngling ritt in eine ihm fremde Welt hinein: er verstand nicht die Sprache des Volkes, dessen Jubel ihn jetzt umrauschte; er verstand nicht seine Seele; er verstand auch nicht die große, brennende Frage, die dieses Volk in seinen tiefsten Tiefen bewegte und die er jetzt lösen sollte. Doch schien er für diese Aufgabe nicht ungeeignet. Wenn er auch nicht eben genial war, so besaß er doch einen kraftvollen, selbständigen und dabei biegsamen Geist und zähen, ausdauernden Fleiß. Aber die ungeheure Ausdehnung seines

König Franz I. von Frankreich.
Nach einem Gemälde von Tizian im Louvre zu Paris.

Reiches barg von Anfang an eine schwere Gefahr für Deutschland. 25 Königreiche waren in den Titeln dieses Herrschers aufgeführt. Wien, Neapel, Palermo, Brüssel, Madrid, Mexiko, Lima waren Mittelpunkte dieses Reiches, in dem die Sonne nicht unterging. Deutschland aber war nur ein Teil davon und nicht einmal derjenige, in dem der Schwerpunkt seiner Macht lag: Deutschland war nur „eine Figur des Schachbretts", auf dem Karl spielte, die deutschen Interessen nur ein Teil seiner Herrscherinteressen. Bei der unübersehbaren Mannigfaltigkeit der Einrichtungen, Bedürfnisse und Gefahren konnte es gar nicht anders geschehen, als daß die Kräfte des Herrschers sich zersplitterten. Wohl hatte er ein einheitliches Herrscherideal, dem alle Teile dienstbar gemacht wurden; das war die Aufrechterhaltung des mittelalterlichen Universalismus, für die er alle Kräfte seiner Person und seiner Völker eingesetzt hat. Aber diesem Ideal der Vergangenheit war eben der schlimmste Feind erstanden in dem Individualismus, der mit Renaissance und Reformation in der Geschichte wirksam geworden war. Der Universalismus hing auch durch unlösbare Bande zusammen mit der Glaubenseinheit, welche die deutsche Reformation zu zerstören drohte. So war von Anfang an grundsätzliche Feindschaft gesetzt zwischen der mittelalterlichen Weltanschauung, die Karl vertrat, und zwischen dem neuen Geiste, der in Luther lebendig war. Außerdem war Karl auch persönlich ein überzeugter Katholik; er erkannte zwar, daß die römische Kirche manche Mißbräuche in sich schließe, und war nicht abgeneigt, auf ihre Beseitigung hinzuwirken. Aber eine Reformation, wie sie Luther und seine Anhänger anstrebten, durch die der ganze Bau der römischen Kirche umgestürzt, die Glaubenseinheit endgültig zerstört wurde, fand an ihm einen unerbittlichen Gegner.

Trotzdem wurde Karl, als er nach Deutschland kam, auch von den Lutherfreunden mit großen Hoffnungen begrüßt. **Der Reichstag zu Worms,** der am 28. Januar 1521 eröffnet wurde, sollte sie eines andern belehren. Zuerst kamen die weltlichen Angelegenheiten zur Erledigung. Es wurde nämlich beschlossen: die Errichtung eines ständischen Reichsregiments, das aus 22 Mitgliedern bestand und während der Abwesenheit des Kaisers die Regierungsgeschäfte zu besorgen hatte; die Neuorganisation des Reichskammergerichts, das an den Sitz des Reichsregiments verlegt werden sollte; die Feststellung der „Wormser Matrikel", die dem Kaiser die

Mittel für 24000 Mann bewilligte zur „Rekuperation" (Wiedergewinnung) der halb verlorenen italienischen Gebietsteile; die Einsetzung des Erzherzogs Ferdinand, Bruders des Kaisers, in den erblichen Besitz der fünf Herzogtümer Oesterreich ob und unter der Ens, Steiermark, Kärnten, Krain; dadurch wurde neben der spanisch-habsburgischen eine selbständige österreichisch-habsburgische Linie begründet und die Grundlage zum österreichischen Staate gelegt. Derselbe Erzherzog Ferdinand wurde endlich auch noch zum Statthalter über das Herzogtum Württemberg an Stelle des vertriebenen Herzogs Ulrich eingesetzt. Der letztere hatte die schwäbische Bundesstadt Reutlingen, deren Bürger den Vogt der Burg Achalm erschlagen hatten, kurzerhand weggenommen und zur schwäbischen Landstadt gemacht. Zur Rache hierfür hatte der Schwäbische Bund den vorher schon geächteten Ulrich vertrieben und das Land erobert. Um zu seinen Kriegskosten zu kommen, bot der Bund das Herzogtum feil und der Kaiser, der doch vorher schon über 25 Königreiche gebot, ging auf den Handel ein. Er bezahlte die 210000 Gulden Kriegskosten; so wurde Württemberg eine habsburgische Provinz und blieb es bis 1534, obwohl Ulrich einen Sohn hatte, dem man das Erbe seiner Väter ohne Rechtsverletzung nicht entziehen konnte.

Doch nicht die weltlichen, sondern die kirchlichen Angelegenheiten gaben dem Wormser Reichstag seine weltgeschichtliche Bedeutung. Die päpstlichen Legaten Aleander und Caraccioli hatten im Jahre 1520 dem Kurfürsten Friedrich, als er von der Kaiserkrönung von Aachen nach Wittenberg zurückreiste, in Köln ein päpstliches Schreiben übergeben, worin er aufgefordert wurde, Luthers Schriften verbrennen zu lassen und entweder selbst an ihm die Strafe zu vollziehen oder ihn an den Papst auszuliefern. Der Kurfürst befragte, bevor er einen Bescheid gab, Erasmus, und dieser sagte in seiner Antwort, Luther habe in zwei Punkten einen Fehler begangen: er habe dem Papste an die Krone und den Mönchen an die Bäuche gegriffen. Darauf erwiderte der Kurfürst den Legaten, Luthers Schriften seien noch nicht so widerlegt, daß man ihre Verbrennung anordnen könne; man solle die Streitsache an einem für Luther ungefährlichen Orte durch unparteiische Richter noch einmal untersuchen lassen. Die Bannbulle durfte daher in Wittenberg nicht angeschlagen werden.

Die Legaten und ihre Anhänger suchten den Kaiser zum sofortigen Einschreiten gegen den mit dem Banne belegten Luther zu bewegen. Dafür aber war Karl vorerst nicht zu haben, einmal weil er und seine Räte die lutherische Frage benutzen wollten, um dem Papste politische Zugeständnisse für Italien und Spanien abzupressen; sodann auch weil er dem sächsischen Kurfürsten, dem er seine Wahl mit zu verdanken hatte, einige Rücksicht schuldig zu sein glaubte; dieser aber bestand darauf, daß man Luther nicht ohne Verhör verurteilen solle. Auf dies hin schlug der Kaiser vor, der Kurfürst selbst solle Luther auf den Reichstag nach Worms mitbringen. Auch darauf ging Friedrich nicht ein, um nicht die Rolle des Unparteiischen aus der Hand zu geben. Darauf verlangte der Kaiser, Luther solle wenigstens die mit der allgemein anerkannten Kirchenlehre im Widerspruch stehenden Sätze widerrufen; wenn er dies thue, solle er nach Worms kommen, wo dann der Streit über Beseitigung der kirchlichen Mißbräuche unschwer beigelegt werden könne. Aber der Legat Aleander verwahrte sich entschieden dagegen, daß der gebannte Ketzer überhaupt noch weiter verhört werden dürfe. Daher entschloß sich der Kaiser, Luthers Bücher ohne weiteres Verhör verbrennen zu lassen und seine Gefangennehmung anzuordnen, und teilte diesen Entschluß dem Reichstag mit. Dieser aber machte darauf aufmerksam, daß, wenn mit solcher Strenge gegen Luther verfahren würde, bei der unter dem Volke herrschenden Aufregung Aufstände zu befürchten seien; man solle daher Luther freies Geleit geben, vor den Reichstag laden und durch gelehrte Männer verhören lassen. Der Kaiser ging nach langen Beratungen und Verhandlungen auf diesen Vorschlag ein, obwohl Aleander Himmel und Hölle dagegen in Bewegung setzte. So ging am 6. März ein Schreiben an Luther ab, das ihn unter Zusicherung freien Geleites vor den Reichstag lud, „um von ihm der Lehre und Bücher halber, die von ihm ausgegangen, Erkundigung zu empfahen". Der Reichsherold Kaspar Sturm traf am 26. März in Wittenberg ein und übergab Luther das kaiserliche Schreiben.

Am 2. April reiste Luther, in Begleitung seines Amtsgenossen Amsdorf, des pommerischen Studenten Swaven und des Augustinermönchs Petzensteiner, von Wittenberg ab. Der dortige Rat hatte ihm hierfür einen bedeckten Wagen mit drei Pferden zur Verfügung gestellt. Die Reise glich einem

Triumphzug. Ueberall lief das Volk zusammen, um den Mann zu sehen, der dem Papste sich entgegenzustellen wagte. Manche warnten ihn und stellten ihm Hus' Schicksal in Aussicht. Er antwortete: „Und wenn sie gleich ein Feuer machten, das zwischen Wittenberg und Worms bis gen Himmel reichte, so wollte ich doch im Namen des Herrn erscheinen und dem Behemoth (biblisches Riesentier) in sein Maul zwischen seine großen Zähne treten und Christum bekennen und denselbigen walten lassen." Seinem Freunde Spalatin, der in der Nähe von Worms verweilte und ihm gleichfalls eine Warnung zugehen ließ, gab er die Antwort: „Nach Worms bin ich berufen, nach Worms muß ich ziehen. Und wenn so viele Teufel darin wären als Ziegel auf den Dächern, dennoch wollt' ich hinein." Auch die Einladung Sickingens, nach der Ebernburg zu kommen und dort in Sicherheit mit des Kaisers Beichtvater Glapion zu verhandeln, lehnte er ab.

Erasmus von Rotterdam.
Nach dem Gemälde von Hans Holbein d. J. in der Eremitage zu St. Petersburg.
(Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie., Dornach i. Elf., Paris, New York.)

Luther hielt am 16. April, vormittags zehn Uhr seinen Einzug in Worms. Seinem Wagen ritt der kaiserliche Herold voraus; viele Reiter, die sich ihm unterwegs angeschlossen hatten oder aus Worms entgegengekommen waren, folgten; eine Menge Volks drängte sich in den Straßen heran zum großen Aerger Aleanders, der in dem „unheizbaren Kämmerchen", das er mit Mühe in der überfüllten Stadt noch bekommen hatte, vor Lärm nicht mehr arbeiten konnte. Als Luther aus dem Wagen stieg, blickte er um sich und sagte: „Gott wird mit mir sein." In seiner Herberge, dem Hause der Johanniterritter, erhielt er viele Besuche. Am folgenden Morgen wurde ihm die Vorladung vor den Reichstag zugestellt. Abends vier Uhr erschienen der Reichserbmarschall Ulrich von Pappenheim und der Reichsherold

Sturm bei ihm und führten ihn in den bischöflichen Palast, wo der Kaiser Wohnung genommen hatte. Auf Seitenwegen mußte er dahin geführt werden, da die Straße so sehr mit Menschen angefüllt war, daß man nicht durchkommen konnte; selbst auf die Dächer waren einige gestiegen, um ihn zu sehen. Als er nach dem Sitzungssaal des Palastes ging, soll ihm nach einer späteren Erzählung der berühmte Feldhauptmann Georg von Frundsberg auf die Schulter geklopft und gesagt haben: „Mönchlein, Mönchlein, du gehst jetzt einen Gang, einen solchen Stand zu thun, dergleichen ich und mancher Oberste auch in unsrer allerernstesten Schlachtordnung nicht gethan haben. Bist du auf rechter Meinung und deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort und sei nur getrost, Gott wird dich nicht verlassen."

Nach zweistündigem Warten wurde Luther in den Reichstag geführt. Es war eine glänzende Versammlung. In der Mitte des Saales saß unter einem purpurnen Thronhimmel Kaiser Karl V., neben ihm sein Bruder Ferdinand, hinter ihm eine große Anzahl von Hofbeamten, zu beiden Seiten des Thrones die Kurfürsten und die andern Reichsstände, gegen 200 Personen.

Luthers Erscheinen erregte in diesem erlauchten Kreise eine allgemeine Bewegung. Auch Kaiser Karl blickte den Mönch, der mit sorgloser Unbefangenheit die Versammlung betrachtete, aufmerksam an und sagte dann (nach Aleanders Bericht): „Der würde mich niemals zum Ketzer machen." Pappenheim machte ihn aufmerksam darauf, daß er nur auf die vorgelegten Fragen antworten dürfe. Dann richtete ein Beamter des Erzbischofs von Trier, Johann Eck, der mit dem Verhör beauftragt worden war (zu unterscheiden von dem uns bekannten Professor Eck aus Ingolstadt), im Namen des Kaisers die zwei Fragen an ihn, ob er die vorliegenden (neben ihm auf einer Bank aufgehäuften) Bücher als die seinigen anerkenne und ob er diese und was darinnen sei, widerrufen oder darauf verharren und bestehen wolle. Luthers Amtsgenosse, Hieronymus Schurf, der ihm als Rechtsbeistand beigegeben war, erwiderte darauf: „Man zeige die Bücher mit Namen an!" (Es waren 19 Nummern.) Dies geschah, und nun erklärte Luther in lateinischer und deutscher Sprache, die Bücher seien die seinigen, bat sich aber zur Beantwortung der zweiten Frage, die den Glauben und der Seelen Seligkeit und Gottes Wort betreffe, eine Be-

denkzeit aus, damit er nichts Unbedächtiges angebe. Die Bedenkzeit wurde ihm bis zum Abend des folgenden Tages gewährt, worauf er unter den Beifallsrufen der Volksmenge in seine Herberge zurückgeleitet wurde.

Dieses Hinausschieben der Entscheidung kam den meisten unerwartet und machte den Eindruck, Luther wolle zurück. Und doch war die Bitte um Bedenkzeit nicht die Folge innerer Unsicherheit und augenblicklicher Zaghaftigkeit, son-

Das Lutherdenkmal zu Worms.

dern „eine wohl erwogene Maßregel, zu der seine Rechtsbeistände ihm geraten hatten" (Hausrath). Durch diese Bitte war nämlich der Plan seiner Gegner, ihm den Mund zu verschließen, gescheitert; denn wenn man ihm Bedenkzeit gab, so mußte man ihm auch Gelegenheit geben, das Ergebnis seines Bedenkens mitzuteilen. Luther hatte also eine sachliche Behandlung und ein Eingehen auf die Fragen der Reformation erzwungen. Die Pause bis zum folgenden Abend benützte er, um trotz der massenhaften Besuche und trotz der sonstigen Störungen in dem überfüllten Hause die Rede vorzubereiten, die er beim zweiten Verhör zu halten gedachte. So kam der schicksalsschwere Tag, der für den Gang der deutschen Geschichte auf lange hinaus entscheidend war.

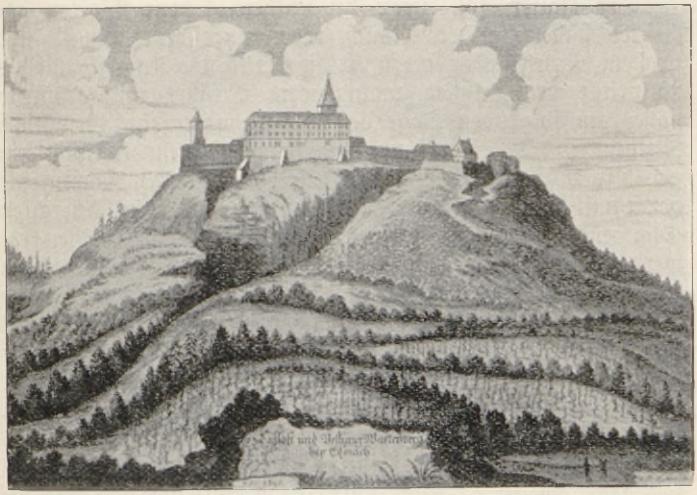
Am folgenden Tage (18. April) wurde er wieder um vier Uhr abgeholt und mußte zwei Stunden warten, bis er

in die Reichsversammlung eingeführt wurde. Auf die Frage des trierischen Beamten, ob er die Bücher, die er bereits für die seinigen erkannt habe, alle verteidigen oder etwas zurücknehmen wolle, erwiderte er in lateinischer Sprache in bescheidenem Tone, aber mit Freudigkeit und Festigkeit, seine Bücher seien dreierlei Art. Die einen handeln vom Glauben und den Sitten. Wollte er diese widerrufen, was thäte er anderes, als daß er allein die Wahrheit verdammte, welche Freund und Feind zugleich bekennen! Andere seien gegen das Papsttum und die Papisten gerichtet, die mit ihren bösen Lehren und Exempeln die Christenheit an Leib und Seele verwüstet, die Gewissen der Christen aufs höchste gefangen, beschwert und gemartert und die Güter und Habe der deutschen Nation durch unglaubliche Tyrannei verschlungen hätten. Würde er diese Bücher widerrufen, so würde er nichts anderes thun, als die Tyrannei stärken und sich zu einem Schanddeckel ihrer Bosheit und Tyrannei machen. Die dritte Art von Büchern sei gegen einzelne Personen gerichtet, welche die römische Tyrannei beschützen und die gottselige Lehre vertilgen wollten. „Wider dieselben bekenne ich heftiger gewesen zu sein, denn sich ziemte. Widerrufen kann ich auch diese Bücher nicht, dieweil Gefahr wäre, daß ich dadurch der Tyrannei und Gottlosigkeit Vorschutz gäbe." Mit Berufung auf das Wort Christi: „Habe ich übel geredet, so beweise es, daß es böse sei!" bat er um Gegenzeugnisse aus den prophetischen und evangelischen Schriften; würde er durch solche widerlegt, so werde er willig und bereit sein, allen Irrtum zu widerrufen, und wolle der erste sein, der seine Bücher ins Feuer werfe.

Darauf hielt er dieselbe Rede auch in deutscher Sprache. Eck erwiderte ihm, man brauche über seine Sätze nicht erst zu disputieren; sie seien schon in Konstanz verurteilt; er solle eine Antwort ohne „Hörner und Mantel" geben, ob er diese Sätze widerrufen wolle oder nicht. Da antwortete Luther: „Weil denn Eure Kaiserliche Majestät, Kur- und Fürstliche Gnaden eine schlichte Antwort begehren, so will ich eine solche geben, die weder Hörner noch Zähne haben soll, dermaßen: es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der heiligen Schrift oder mit klaren und hellen Gründen überwunden werde — denn ich glaube weder dem Papste noch den Konzilien allein, weil es am Tage und offenbar ist, daß sie oft geirrt und sich selbst widersprochen haben — und also

mein Gewissen in Gottes Wort gefangen ist, so kann und will ich nichts widerrufen, weil weder sicher noch geraten ist, etwas wider das Gewissen zu thun."

Eck fragte ihn auf des Kaisers Befehl, ob er wirklich die Ansicht habe, daß die Konzilien irren könnten, und Luther bejahte dies. Darüber entstand Unruhe in der Versammlung; die Nacht war bereits eingebrochen; der Kaiser hatte längst genug gehört und gab den Befehl, die Versamm-



Die Wartburg.
Nach einem Holzschnitt aus dem siebzehnten Jahrhundert.

lung zu schließen. In dem Geräusche des Aufbruchs verhallten Luthers letzte Worte, die nach seiner eigenen Aufzeichnung lauteten: „Gott helfe mir! Amen." Die überlieferte vollere Form („Ich kann nicht anders; hier stehe ich; Gott helfe mir! Amen.") stammt aus einer Flugschrift, die bald darauf in Wittenberg gedruckt wurde.

Es war schon acht Uhr, als die Sitzung aufgehoben und Luther unter dem Hohn der Spanier hinausgeführt wurde. Manche glaubten, er werde in die Gefangenschaft abgeführt, und erregten deshalb Lärm. Luther beruhigte sie und sagte: „Sie begleiten mich nur." Bei der Rückkehr in seine Herberge reckte er die Hände und rief freudig aus: „Ich bin hindurch, ich bin hindurch." Der Herzog Erich von Braun-

schweig schickte dem müden Manne einen silbernen Krug mit Einbecker Bier, den Luther mit Dank annahm.

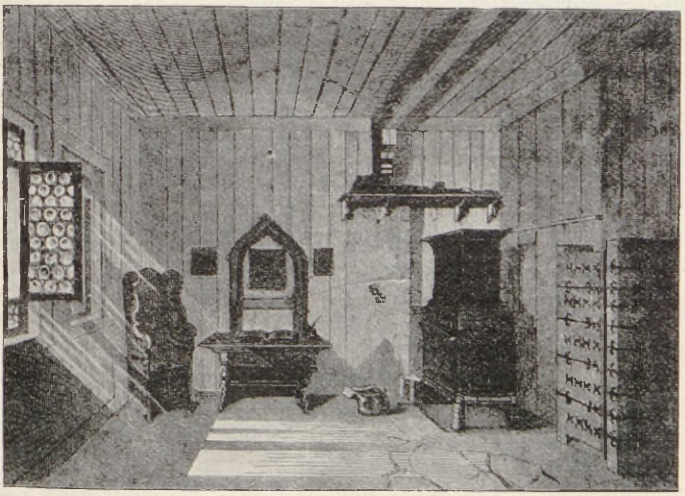
Am Abend dieses Tages sagte Kurfürst Friedrich zu Spalatin: „Wie gut hat Martin Luther vor Kaiser und Reich gesprochen!" Der Landgraf Philipp von Hessen besuchte ihn und reichte ihm beim Abschied die Hand mit den Worten: „Habt Ihr recht, Herr Doktor, so helfe Euch Gott!" Ritter von Hutten gab ihm in Briefen seinen Beifall kund und ermunterte ihn.

Der Kaiser soll zwar bei Luthers letzten Worten geäußert haben: „Der Mönch redet unerschrocken und mit großem Mute"; aber er fühlte sich durch die Angriffe auf die Autorität des Papstes unangenehm berührt und eröffnete daher am folgenden Tage den Reichsständen seine persönliche Meinung: „Da Martinus von seinen Irrtümern nicht abgehe, so müsse er, nach dem Beispiele seiner Vorfahren, die der römischen Kirche stets gehorsam gewesen seien, den alten Glauben schützen und dem römischen Stuhl Hilfe leisten; er werde daher Luther mit Bann und Acht und mit andern Wegen, so offen stehen, verfolgen; doch wolle er das gegebene Geleit nicht brechen, sondern ihn zuvor sicher an seinen Ort kommen lassen."

Die Päpstlichen hatten den Kaiser aufgefordert, Luther umbringen zu lassen, und ihm, mit Hinweisung auf Hus, gesagt, einem Ketzer brauche man das Geleit nicht zu halten. Karl aber soll erwidert haben: „Was man zugesagt, das soll man halten." Auch wird die Aeußerung von ihm erzählt: „Ich will nicht erröten wie Sigismund."

Trotz Luthers Verhalten bei den bisherigen Verhandlungen gab der Kaiser schließlich seine Einwilligung zu einem nochmaligen Verhör, nicht nur weil eine mächtige Partei unter den Fürsten immer noch an die Möglichkeit einer Einigung glaubte, sondern auch mit Rücksicht auf die Gärung unter der Masse und auf eine drohende Kundgebung von der Ebernburg aus. Man bildete also aus den Vertretern der Stände eine besondere Kommission, die zwei Tage (24. und 25. April) mit Luther verhandelte. Aber trotz des milden Tones, in dem man diesmal mit ihm verkehrte, und trotz des Entgegenkommens, das man ihm bewies, kam doch eine Einigung nicht zu stande, da Luther den Beschlüssen eines Konzils nur in dem Falle sich unterwerfen wollte, wenn diese mit den Aussprüchen der heiligen Schrift

in Uebereinstimmung seien. „Gnädigster Herr," sagte Luther zum Erzbischof von Trier, Richard von Greiffenklau, „ich kann nicht weichen; es gehe mir, wie Gott will! Ist der Rat oder das Werk aus Menschen, so wird es untergehen; ist's aber aus Gott, so könnet Ihr's nicht dämpfen. Also auch, ist meine Sache nicht aus Gott, so wird sie über zwei oder drei Jahre nicht währen; ist sie aber aus Gott, so wird man sie nicht können dämpfen." Zugleich bat der todmüde Mann



Das Lutherzimmer auf der Wartburg.

den Erzbischof, er möchte ihm vom Kaiser die Erlaubnis zur Heimreise auswirken. Dieser gewährte sie ihm und gab ihm sicheres Geleite auf 21 Tage mit dem Befehl, unterwegs weder mit Predigen noch mit Schreiben das Volk aufzuregen.

Am 26. April reiste Luther mit den Freunden, die ihn nach Worms begleitet hatten, ab. Hieronymus Schurf schloß sich an sie an; der Reichsherold Sturm ging mit ihnen bis Friedberg. Dort entließ ihn Luther mit einem Schreiben an den Kaiser, worin er ihm für das Geleite dankte. In Hersfeld, wo er von dem Abt des Benediktinerklosters feierlich empfangen und herrlich bewirtet wurde, und in Eisenach predigte er trotz des kaiserlichen Verbots. Von da fuhr er mit Amsdorf und Petzensteiner nach Möhra,

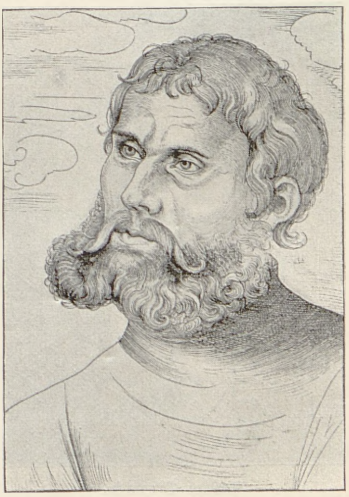
um seine dortigen Verwandten zu besuchen, während die andern Reisebegleiter geradenweges nach Wittenberg zurückkehrten. Als er am 4. Mai Möhra verließ, begleiteten ihn seine Verwandten bis zum Schlosse Altenstein. Luther fuhr weiter, sah sich aber plötzlich, in der Nähe von Waltershausen, von einer Schar Reisiger überfallen. Petzensteiner, der von dem Plane nichts wußte, sprang aus dem Wagen und entfloh; Luther wurde aus dem Wagen gerissen und fortgeführt; Amsdorf, der eingeweiht war, und der Fuhrmann durften unbehelligt weiter fahren. Sobald diese aus dem Gesichtskreis entschwunden waren, wurde Luther auf ein Pferd gesetzt und auf Umwegen durch den Wald fortgeführt. Gegen Mitternacht standen sie vor einer Burg, deren Thore sich ihnen öffneten. Es war die Wartburg. Diejenigen, welche die Gefangennahme Luthers ausführten, waren der Schloßhauptmann Hans von Berlepsch und der Ritter Burkhard Hund. Sie handelten im Auftrag des Kurfürsten Friedrich, der auf diese Weise Luther allen weiteren Gefahren entziehen wollte. Denn wenn Luther Wittenberg erreichte, so war der Kurfürst genötigt, entweder ihn dem Kaiser auszuliefern, oder aber offen für ihn Partei zu nehmen. Deshalb hatte Friedrich schon in Worms am Abend vor der Abreise dem Geächteten eine Andeutung gemacht, er wolle ihn auf einige Zeit an einen sicheren Ort bringen lassen. Die Wahl des Ortes überließ Friedrich ganz seinen Beauftragten; er wollte versichern können und er hat später auch versichert, er könne jeden Eid leisten, daß er nicht wisse, wo Luther sei.

Schon am 8. Mai war das kaiserliche Mandat, das die Acht über Luther aussprach, von Aleander endgültig fertig gestellt; aber erst am 25. Mai, als die Kurfürsten von Sachsen und der Pfalz und viele andere Fürsten bereits abgereist und der Reichstag geschlossen war, wurde es in den Privatgemächern des Kaisers dem Rumpfreichstag mitgeteilt und vom Kurfürsten von Mainz als dem Kanzler des Reiches unterzeichnet; der Tag der erstmaligen Vorlage an den Kaiser blieb trotzdem unverändert. So trägt das **„Wormser Edikt"**, das am 25. Mai rechtskräftig wurde, das Datum vom 8. Mai. Das Dekret sprach die Reichsacht über den ketzerischen, mit dem Banne belegten Luther aus. Bei der Strafe des Hochverrats sollte niemand ihm irgend welchen Beistand leisten, sondern ihn, „wo sie sein mächtig würden,

gefänglich annehmen und wohl bewahrt an Kaiserliche Majestät senden". Seine Bücher sollte niemand mehr kaufen, verkaufen, lesen, behalten, sondern „von aller Menschen Gedächtnis abthun und vertilgen".

Luther war damit für vogelfrei erklärt; die von ihm angefachte Bewegung der Geister sollte mit Scheiterhaufen und Zensur unterdrückt werden. Aber es ist nicht gelungen. Geistige Bewegungen lassen sich mit Gewaltmitteln überhaupt nicht aus der Welt schaffen.

In Worms wurden allerdings am 29. Mai seine Bücher öffentlich verbrannt; auch in den Niederlanden, Oesterreich, Brandenburg, Herzogtum Sachsen und Bayern machte man Ernst mit dem Edikte Aleanders. Aber im großen Ganzen blieb es doch ein toter Buchstabe. Das Geheimnis von Luthers Aufenthalt blieb gut gewahrt, so daß die verschiedensten Gerüchte durch die Luft schwirrten, und die wachsende Erbitterung der Massen sich wieder in einer Reihe von Flugschriften entlud. Viele glaubten, Luther sei von seinen Feinden heimlich ermordet worden. Freilich der päpstliche Legat Aleander glaubte es besser zu wissen, wenn er nach Rom schrieb, der sächsische Fuchs habe Luther verborgen. Erst als Luther von der Wartburg aus einige neue Schriften veröffentlichte (über die Beichte, gegen den Erzbischof Albrecht von Mainz, der aufs neue Ablaß verkaufen ließ, und gegen theologische Gegner), erkannte jedermann, daß Luther noch lebe und als Reformator fortwirke.



Luther als Junker Georg.
Nach einem Holzschnitt von Lukas Cranach.

Auf der **Wartburg** war Luther der „Junker Georg", der ein Reiterkleid trug, von zwei Edelknaben bedient wurde, Haar und Bart sich wachsen ließ und auch einmal an einer Jagd teilnahm, die allerhand theologische Gedanken in ihm erweckte. „Was bedeutet dieses Bild anders, als daß

der Teufel durch seine gottlosen Meister und Hunde, nämlich durch die Bischöfe und Theologen, die unschuldigen Tierlein heimlich jage und fange?"

Mit großem Eifer arbeitete Luther an seiner deutschen Kirchenpostille, einer Erklärung der Evangelien und der Fest- und Sonntagsepisteln, durch deren Ausarbeitung er dem deutschen Volke die erste deutsche Predigtsammlung in die Hände gab. Doch wurde dieses Werk erst nach mehreren Jahren vollendet. Das bedeutendste Werk seiner Wartburger Muße, von der allergrößten Wichtigkeit für die Befestigung und Ausbreitung der Reformation, war die **Uebersetzung des Neuen Testaments.** Er selbst sagte, daß er damit eine Arbeit übernommen habe, die über seine Kräfte gehe. „Ich sehe nun, was Uebersetzen heißt und warum es bis jetzt von keinem unternommen worden ist, der seinen Namen dazu gesetzt hätte. Das Alte Testament werde ich aber nicht anrühren können, wenn ihr (die Freunde in Wittenberg) nicht dabei seid und mithelfet." Luther vollendete die Uebersetzung auf der Wartburg und verbesserte sie in Wittenberg in Gemeinschaft mit dem der griechischen Sprache kundigeren Melanchthon. Am 21. September 1522 war das Neue Testament nach der Ausgabe des Erasmus im Drucke fertig und wurde um anderthalb Gulden verkauft. Luther, der seinen Namen als Verfasser nicht nannte, hatte sowohl zum Ganzen als zu den einzelnen Briefen und zur Offenbarung Vorreden geschrieben und kurze Randbemerkungen beigegeben; Lukas Cranach hatte Holzschnitte dazu geliefert. Das Buch wurde so massenhaft gekauft, daß im Dezember schon eine zweite Auflage nötig war. Die katholische Kirche, die wohl erkannte, welche Gefahr ihrer Autorität durch die Verbreitung dieser deutschen Uebersetzung drohe, ließ sofort ein

Lukas Cranach.
Nach einem Selbstporträt, gestochen von M. Steinla.

Verbot gegen das Buch ergehen, worüber ein Gegner Luthers folgendes schrieb: „In wunderbarem Maße wurde Luthers Neues Testament durch die Buchdrucker vervielfältigt, also daß auch Schuster und Weiber und jedwede mit der deutschen Schrift irgend bekannte Laien dasselbige als Quelle aller Wahrheit aufs gierigste lasen und durch oftmaliges Lesen ihrem Gedächtnis einprägten. Dadurch wollten sie innerhalb weniger Monate so viel Wissen sich angeeignet haben, daß sie sich erdreisteten, nicht allein mit katholischen Laien, sondern auch mit Magistern und Doktoren der heiligen Theologie über den Glauben und das Evangelium zu disputieren." Nachdem diese Arbeit vollendet war, unternahm Luther, von Melanchthon und andern Freunden unterstützt, sofort die Uebersetzung des Alten Testaments. Im Jahre 1534 war auch diese Arbeit fertiggestellt und damit dem deutschen Volke für seinen Glauben, für sein Leben und für seine Sprache ein wahres Musterwerk geschaffen, das sowohl dem Hohen als dem Geringen ein Licht und ein Trost war und in kurzer Zeit ein Volksbuch größten Stils wurde.

3. Ausschreitungen und Ausbreitung der Reformation.

Während Luther auf der Wartburg war, veranlaßte der begabte, aber ehrgeizige und leidenschaftliche Karlstadt, dem der ruhige und natürliche Verlauf der Entwickelung der Reformation zu langsam erschien, einen gewaltsamen Ausbruch. Es handelte sich darum, die Lehre Luthers mit den kirchlichen Einrichtungen in Einklang zu bringen. Dabei mußte vieles abgeschafft, manches neu eingeführt werden. Zunächst war von Abschaffung des Mönchtums, der Messe, des Cölibats der Geistlichen und von Umänderung der Abendmahlsfeier im Sinne ihrer Einsetzung die Rede. Karlstadt nun begnügte sich nicht, diese Neuerungen zu empfehlen wie Melanchthon und Justus Jonas, sondern er wollte sie gewaltsam erzwingen. So kam ein radikaler, dem Geiste Luthers entgegengesetzter Zug in die Wittenberger Reformation. Bürger und Studenten, durch Karlstadts Predigten aufgereizt, drangen in die Kirchen ein, störten den Gottesdienst der Altgläubigen, jagten die messelesenden Priester unter Hohn und Spott zur Kirche hinaus, verübten an

Kruzifixen, Heiligenbildern und Altären allerlei Unfug, zum großen Leidwesen aller Gemäßigten, die mit Luther der Meinung waren, man müsse bei Einführung von Neuerungen auf die „Schwachen" Rücksicht nehmen.

Melanchthon schrieb daher an Luther, er habe Karlstadt zur Mäßigung aufgefordert, könne aber den Strom nicht aufhalten. Da kam Luther, von einem Knechte begleitet (Dezember 1521), in seiner Ritterkleidung heimlich nach Wittenberg. Er verweilte in der Wohnung seines Freundes Amsdorf drei Tage, besprach sich mit seinen Freunden und kehrte wieder heimlich auf die Wartburg zurück. Hier verfaßte er eine Schrift: „Eine treue Vermahnung zu allen Christen, sich zu verhüten vor Aufruhr und Empörung", worin er erklärte, die Masse der Bevölkerung habe nicht das Recht zur Einführung von Neuerungen; nur die Obrigkeit habe das Recht und die Pflicht, das, was im Widerspruch mit dem Evangelium stehe, zu verbieten; keinesfalls dürfe das Volk deshalb einen Aufruhr beginnen, da der Antichrist nicht durch Gewalt, sondern nur durch das Wort Christi „verstöret" werden dürfe.

Bevor diese Schrift veröffentlicht wurde, ging Karlstadt seinen Weg weiter. Am Christfest 1521 begann er das Abendmahl unter beiderlei Gestalt auszuteilen und ließ die Beichte wegfallen; bei der Messe wurde die deutsche Sprache gebraucht und die Meßgewänder abgeschafft. Der fanatische Augustinerbruder Zwilling sagte in seiner Predigt im Augustinerkloster, man solle die Altäre niederreißen und Galgen und Rabensteine aus den Steinen bauen, worauf die Altäre, außer einem einzigen, weggerissen und die Bilder verbrannt wurden. So groß war die Aufregung und die Neigung zum Umsturz in Wittenberg, daß die Universität und der Gemeinderat den Neuerern nicht entgegenzutreten wagten und am 24. Januar 1522 den Beschluß faßten, man solle von nun an das Abendmahl in beiderlei Gestalt feiern und in allen Kirchen die Bilder abschaffen, die denn auch sofort in tumultuarischer Weise entfernt wurden. Die kurfürstlichen Räte fanden mit ihren Abmahnungen kein Gehör mehr.

Zu diesen Verwickelungen kam durch die sogenannten **Zwickauer Propheten** eine neue. Der Prediger Thomas Münzer und der Tuchmacher Nikolaus Storch hatten in Zwickau durch ihre überspannten Lehren Unruhen er-

regt. Da man nicht gegen sie einschritt, so begab sich am 27. Dezember 1521 Storch nebst zwei Genossen in kriegerischer Tracht nach Wittenberg zu Melanchthon. Sie erklärten ihm, daß Gott vertraute Gespräche mit ihnen führe, daß sie außerordentliche Offenbarungen (Visionen) erhielten, und verwarfen zugleich die Kindertaufe, weil der Glaube bei Kindern noch gar nicht vorhanden sein könne; statt dessen forderten sie eine abermalige Taufe derer, die wirkliche Glieder der Gemeinde Christi seien. Melanchthon wußte nicht, was er mit diesen Leuten anfangen solle, und schlug daher dem Kurfürsten vor, man solle Luther kommen lassen. Jener weigerte sich, da er, sobald Luther wieder in die Oeffentlichkeit trete, den Geächteten nicht mehr schützen und gegen das kaiserliche Achtsedikt nicht ungehorsam sich zeigen dürfe. Luther selbst antwortete, er sei nicht der Ansicht, daß das Erscheinen dieser Zwickauer seine Rückkehr notwendig mache: Melanchthon sei zu ängstlich; er solle sie noch genauer beobachten.

Thomas Münzer.
Nach einem alten Kupferstich.

Aber diese neuen Propheten trieben es immer toller, und Karlstadt machte mit. Storch ging bereits von der kirchlichen Reform zur sozialen über und verkündigte, der Engel Gabriel habe ihm geoffenbart, daß „nicht nur eine neue, höhere Reformation der Kirche, sondern auch eine Umänderung der weltlichen Verhältnisse eintreten, alle Pfaffen getötet, ja alle Gottlosen ausgerottet werden sollten". Karlstadt, sein Genosse Zwilling und der Schuldirektor More fanden diese göttlichen Eingebungen sehr bequem und eben deshalb jede Gelehrsamkeit höchst unnötig. Sie erklärten daher öffentlich, das gelehrte Studium, die wissenschaftliche Schriftauslegung, die gelehrten Schulen seien durchaus überflüssig, da ja der heilige Geist den gläubigen Christen das

Richtige jederzeit eingebe. Infolgedessen nahm der Besuch der Wittenberger Schulen sehr ab.

Solche Zustände, denen weder die geistliche noch die weltliche Obrigkeit gewachsen war, reiften in Luthers Seele den Entschluß, trotz Bann und Acht nach Wittenberg zurückzukehren, um die religiöse Bewegung in eine echt evangelische Strömung zurückzuführen. Der Kurfürst, teils für seine Stellung zum Kaiser, teils für Luthers Leben besorgt, drückte ihm zwar den Wunsch aus, daß er auf der Wartburg bleibe; aber Luther kannte, wo er sein Werk in Gefahr sah, keine Rücksichten, weder auf sich selbst, noch auf andere. Daher verließ er am 1. März 1522 die Wartburg und machte sich zu Pferd als Junker Georg auf den Weg nach Wittenberg. Unterwegs schrieb er am 5. März von Borna aus an den Kurfürsten einen Brief, der ein wahres Heldentum des Glaubens und Gottvertrauens zeigt: „Es wäre dem Vater im Himmel die höchste Schmach, wenn man ihm nicht vertraute, daß wir auch Herren sind über Herzog Georgs Zorn. Ich wollte in sein Leipzig hineinreiten — Euer Kurfürstliche Gnaden verzeihen mir meine närrischen Reden —, wenn's gleich neun Tage eitel Herzoge Georg regnete und ein jeder wäre neunfach wütender als dieser. Ja ich meine, ich wollte Euer Kurfürstliche Gnaden mehr schützen als Sie mich schützen können. Wer am meisten glaubt, der wird am meisten schützen." — Donnerstag, 6. März, Abends, traf Luther in Wittenberg ein. Er nahm seine Wohnung wieder im Augustinerkloster und zog aufs neue die Mönchskutte an; so unklar war er sich noch über sein Verhältnis zur alten Kirche.

Am 9. März, einem Sonntag, erschien er auf der Kanzel der Pfarrkirche. Und nun predigte er acht Tage hintereinander über die Messe, das Cölibat, die Bilder, das Abendmahl und die Beichte. In allen diesen Dingen zeigte er sich in der Sache selbst einverstanden mit den Unruhestiftern, verlangte aber, daß man nicht plötzlich einen Zwang ausübe, auf daß sich die Schwachgläubigen nicht ärgerten. „Summa Summarum: Predigen will ich's, sagen will ich's, schreiben will ich's, aber zwingen, dringen mit Gewalt will ich niemand. Nehmet ein Beispiel von mir. Ich bin dem Ablaß und allen Papisten entgegengewesen, aber mit keiner Gewalt. Das Wort Gottes hat es alles gethan und ausgerichtet; das ist allmächtig, das nimmt gefangen die Herzen."

Die Wirkung dieser schlichten und doch hinreißenden Pre-

digten war wunderbar. Karlstadt verlor all sein Ansehen und entwich nach Orlamünde. Auch die Zwickauer Propheten verschwanden bald im Dunkel. Luther sagte es ihnen offen ins Gesicht, ihre angeblichen „Offenbarungen" seien nur Einfälle vorwitziger Gemüter und Eingebungen des Lügengeistes, und als sie „mit elenden glatten Worten ausweichen" wollten, forderte er sie auf, ihr Prophetentum durch ein Wunderzeichen zu bestätigen. Sie sagten ihm dies zwar zu, verließen aber noch am nämlichen Tage die Stadt und schickten ihm ein mit Schmähungen und Verwünschungen reich ausgestattetes Schreiben zu.

Franz von Sickingen.
Nach einem Gemälde in der städt. Kunstsammlung zu Heidelberg.

Die allgemeine Aufregung, die in Deutschland herrschte, glaubte die **Reichsritterschaft** zu ihrem Vorteil ausbeuten zu können. Sie war damals in einer üblen Lage. Die Erfindung der Feuerwaffen und die Einführung der Landsknechtsheere hatten ihr ihre militärische Stellung genommen; die immer größer werdende Macht, welche einerseits die Landesfürsten, andererseits die Städte gewannen, drohte auch ihren politischen Einfluß zu vernichten. Die Unzufriedenheit hierüber und die militärische Kraft, die im Ritterstande schlummerte, wollte nun Franz von Sickingen, ein Glied dieser Reichsritterschaft, benützen, um eine Umgestaltung der politischen und religiösen Verhältnisse herbeizuführen. Was er in letzter Linie anstrebte, ist unsicher. Sicher aber ist, daß eine Säkularisation der geistlichen Länder zu Gunsten der Ritter geplant war, daß Sickingen dabei für sich selbst ein Herzogtum oder Kurfürstentum zu gewinnen gedachte als Entschädigung für den Kriegszug, den er 1521 im Auftrag des Kaisers gegen Frankreich unternommen hatte, daß endlich die Ritter „dem Evangelio eine Oeffnung machen", das heißt der Reformation zum Sieg verhelfen wollten. Aber ihre Hoffnung auf Luthers

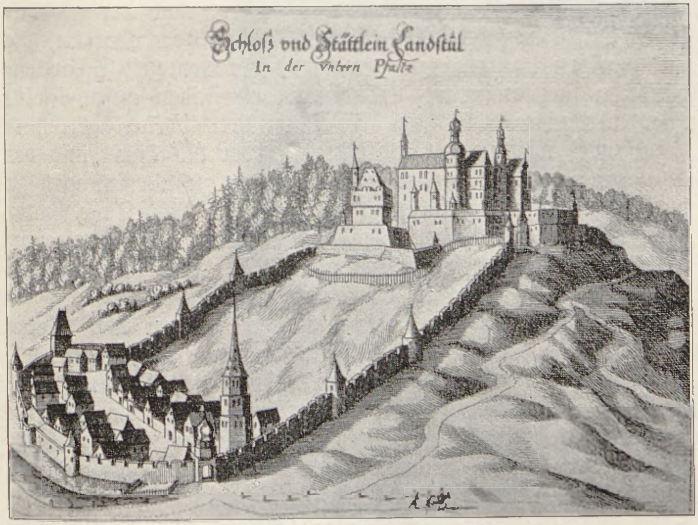
Unterstützung war eine Täuschung; denn dieser wollte durch das Wort und nur durch das Wort die Reformation durchführen und lehnte jede Aufforderung zur Teilnahme an einer gewaltsamen Erhebung ab.

Nachdem eine Versammlung der oberrheinischen Ritterschaft im Frühjahr 1522 in Landau eine Verbrüderung geschlossen und den Ritter von Sickingen zum Führer der „christlichen Vereinigung" gewählt hatte, schlug dieser im August los und zog gegen den Erzbischof von Trier, der ein Gegner Luthers und ein persönlicher Feind Sickingens war. Er wollte dessen Land in Besitz nehmen und von da aus gegen die andern Bischofssitze vorgehen. Seine Leute sprachen schon davon, „Sickingen werde in kurzem Kurfürst sein, ja noch mehr als das". Aber bei aller Uneinigkeit der Landesfürsten herrschte doch darin volle Einigkeit unter ihnen, daß sie die unruhige, von Fehde zu Fehde, von Raub zu Raub übergehende Ritterschaft sich nicht zum Herrn im Reiche machen lassen wollten. Während Sickingen, der mit 7000 Mann ausgezogen war und Trier belagerte, von keiner Seite her Unterstützung fand, auch nicht, wie er gehofft hatte, bei den Unterthanen des „Pfaffen", eilten der Pfalzgraf zu Rhein und der Landgraf Philipp von Hessen dem bedrängten Erzbischof zu Hilfe. Sickingen mußte die Belagerung aufgeben und zog sich auf seine Burg Landstuhl zurück. Dorthin folgten ihm die Heere der drei Fürsten. Die Burg wurde mit Erfolg beschossen und Sickingen selbst von einer Kugel getroffen. Er starb am 7. Mai 1523, während die Sieger in die Burg, die er ihnen noch übergeben hatte, einzogen.

Der Schwäbische Bund unter Georg Truchseß von Waldburg vollendete das Werk der drei Fürsten, indem er die übrigen Teilnehmer an der Erhebung züchtigte und mehr als 20 fränkische Burgen in Asche legte. Mit dieser Niederlage hatte die deutsche Reichsritterschaft ihre selbständige Stellung und ihre politische Bedeutung als Stand für immer verloren.

Eine größere Gefahr für die Reformation brachte drei Jahre später (1525) der **große Bauernkrieg**, die größte Massenerhebung und die gefährlichste Revolution der ganzen deutschen Geschichte. Die Ursachen dieser Auflehnung liegen in der Unzufriedenheit des bäuerlichen Standes mit seiner Gesamtlage. Die Bauern waren gegen Ende des Mittel-

alters fast überall leibeigen oder wenigstens in irgend einer Form persönlich unfrei geworden. Dazu waren die Zehnten, Fronden, Gülten und sonstigen Abgaben, die sie den Grundherren zu leisten hatten, zu derselben Zeit noch gesteigert worden; denn der Adel, der angesichts der allgemeinen Preissteigerung seine Einnahmen auch erhöhen mußte, konnte dies nur dadurch erreichen, daß er von den Bauern stärkere Leistungen forderte. So lastete auf der ländlichen Bevölkerung



Schloß und Stadt Landstuhl.
Nach Merians Topographia Germaniae.

ein wirtschaftlicher Druck, der auch diesen geduldigen und schwer beweglichen Stand allmählich in Gärung brachte und zu einer furchtbaren Entladung führte. Angefacht wurde diese durch die reformatorische Bewegung und Litteratur, vor allem durch das mißverstandene Wort von der „Freiheit des Christenmenschen". Wenn die Bauern, die ein kaum menschenwürdiges Dasein führten, von evangelischer Freiheit und von Gleichheit aller vor Gott hörten, so dachten sie sich darunter zunächst nichts anderes als Freiheit von allen Lasten und Gleichheit aller Stände. Dieses neue Evangelium, das den Mühseligen und Beladenen so süß klang, scholl ihnen auf Straße und Gasse, in der Kirche und im Freien entgegen. Thomas

Münzer sprach auf seiner Reise durch Süddeutschland offen von Errichtung eines himmlischen Reiches auf Erden, wo kein Unterschied mehr sei zwischen arm und reich, zwischen vornehm und gering, wo alle Menschen frei und gleich seien. Einen ähnlichen Kommunismus predigte Balthasar Hubmeier den Bauern in Waldshut, und das unselige Wort „Gütergemeinschaft", das in die gedrückten Massen hineingeworfen wurde, hatte die Wirkung eines in ein Pulverfaß geworfenen Funkens.

Der Aufruhr begann in Oberschwaben, nach der gewöhnlichen Darstellung im Gebiete der Gräfin von Lupfen, die ihre hörigen Bauern zwang, während der Erntezeit Schneckenhäuschen zu sammeln, um daran den Faden aufzuwickeln. Hier vereinigten sich am 6. März drei vorher getrennte „Haufen", nämlich der Baltringer-, der Allgäuer- und der Seehaufen, auf dem großen Bauerntag zu Memmingen zu der sogenannten „christlichen Vereinigung". Acht Tage später (14. März) trat in derselben Stadt wieder eine Versammlung der Bauernführer zusammen, und hier tauchten nun zum erstenmale die so berühmt gewordenen **zwölf oberschwäbischen Artikel** auf oder „die gründlichen und rechten Hauptartikel der päpstlichen und weltlichen Obrigkeiten", die wahrscheinlich im Kreise der Memminger Reformationsfreunde entstanden sind. Im Mittelpunkt dieses Programms stand als Hauptforderung die Aufhebung der Leibeigenschaft; außerdem wurde noch verlangt: Abschaffung des kleinen Zehnten vom Vieh (der „große" Zehnten vom Korn wurde nicht angefochten), Freiheit von Wasser und Wald, das heißt das Recht zu fischen, zu jagen, Bau- und Brennholz zu hauen, Abschaffung des Todfalls, Ermäßigung der Fronden und Gülten. Der Inhalt dieses Programms ist also vorwiegend agrarisch; doch sind alle Forderungen aus der Bibel begründet und außerdem noch zwei rein religiöse Forderungen aufgestellt: Wahl der Geistlichen durch die Gemeinde und lautere Predigt des Evangeliums. — Was die Bauernschaft hier verlangte, war maßvoll und durchführbar; es betraf die Beseitigung schweren Druckes und Unrechtes. Die Verwirklichung dieses Programms hätte auch nicht eine neue Ordnung des wirtschaftlichen Lebens geschaffen, sondern nur das mittelalterliche System, das ganz auf dem Grundbesitz ruhte, von seinen schlimmsten Auswüchsen gereinigt. (Deshalb schreibt auch Lasalle dem Bauern-

krieg reaktionären Charakter zu.) Die zwölf Artikel wurden mit geringen Abweichungen, die sich durch örtliche Bedürfnisse ergaben, in kürzester Zeit von der ganzen revolutionären Bauernschaft zum Losungswort erhoben. Luther, dem sie ebenfalls zugesandt wurden, tadelte die Berufung auf die Bibel, suchte seinerseits die Leibeigenschaft als berechtigt nachzuweisen und schlug ein Schiedsgericht zur friedlichen Vermittelung vor. Aber niemand hörte auf ihn, denn mit furchtbarer Geschwindigkeit hatte sich der Aufstand von Schwaben aus über alle Nachbarländer ausgebreitet. Die Bauern an der Wutach hatten sich erhoben unter Hans Müller von Bulgenbach, einem ehemaligen Landsknecht, die Odenwälder unter Georg Metzler von Ballenberg, die Neckarthäler unter Jakob Rohrbach (genannt Fäckle) von Böckingen bei Heilbronn, die Bottwarthäler unter dem Ratsherrn Matern Feuerbacher. Im April, als die Bewegung ihren Höhepunkt erreicht hatte, war alles Land zwischen den „vier Wäldern" (Allgäuer Wald, Harz, Wasgau, Böhmerwald) in wilder Gärung; selbst in Westfalen, Tirol, Oberösterreich kam es zu Aufständen. Alle bestehenden Gewalten beugten sich vor der Revolution „wie die Halme vor dem Sturme". Viele Fürsten,

Götz von Berlichingen.
Nach dem Reliefbildnis auf seinem Grabstein im Kloster Schönthal.

Städte, Herren, Klöster nahmen die zwölf Artikel an, die einen freiwillig, die andern gezwungen. Der Ritter Florian Geyer stieg von seiner Burg herab und wurde Anführer des Rotenburger Haufens. Götz von Berlichingen mit der „eisernen Hand" übernahm so gut wie freiwillig die Führung des „hellen (= ganzen) Haufens" der Odenwälder und Neckarthäler; die zwei jungen Grafen von Löwenstein mußten dem Heerzug der Bauern voraus marschieren, bekleidet mit einem Bauernkittel, einen Stecken in der Hand. Der Schwäbische Bund, der am schwersten betroffen und am meisten gefährdet war, weil der vertriebene Herzog Ulrich von Württemberg mit Hilfe der Bauern sein Land zurückerobern wollte, verhandelte durch seinen Feldhauptmann Truchseß von Waldburg mit den Revolutionären, um wenigstens Zeit zu Rüstungen zu gewinnen. Im Gefühle ihres sieghaften Vordringens faßte die Revolution sogar politische und nationale Ziele ins Auge. Von Heilbronn aus, wo die Hauptkanzlei der Bauernhaufen sich befand, wurde ein „Verfassungsentwurf" verbreitet (Mai 1525), der auf die sogenannte „Reformation des Kaisers Friedrich" zurückgeht. Er forderte eine umfassende Säkularisation, Einschränkung der Fürstengewalt, Erhöhung der kaiserlichen Macht, Einheitlichkeit von Maß, Münze und Gewicht, Beseitigung des tief verhaßten römischen Rechts.

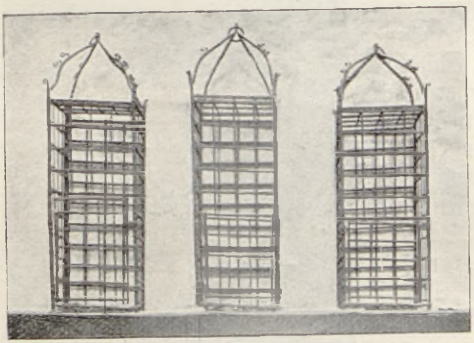
Aufrührerische Bauern.

Schon vorher aber hatten die **Roheiten und Greuelthaten** der entfesselten Massen begonnen. Am Ostermontag (16. April) wurden Stadt und Schloß Weinsberg erstürmt, die Weibertreu zerstört, der Graf von Helfenstein mit 15 anderen Rittern durch die Spieße der Bauern gejagt, obgleich die Gräfin, eine natürliche Tochter des Kaisers Maximilian, den Unmenschen ihr kleines Kind entgegenstreckte und flehentlich um Erbarmen bat; sie wurde selbst alles Schmuckes, sogar des Samtbesatzes an ihren Kleidern beraubt und auf einem Mistwagen gen Heilbronn geführt. Am meisten hatten es die Bauern auf die Herrenschlösser abgesehen, von denen in Franken allein 292 in Asche sanken; in Schwaben zerstörten sie neben vielen anderen Burgen das Schloß auf dem Hohenstaufen so gründlich, daß kein Stein auf dem andern blieb und daß seitdem der erinnerungsreiche Berg in einsamer Trauer dasteht. Auch in Klöstern und Klosterkellern richtete ihre Zerstörungswut unermeßlichen Schaden an. Sie probierten die Waffen am Klostervieh; sie ließen den Wein laufen, den sie nicht mehr trinken konnten; sie zerschnitten die Schuldurkunden, sie zündeten wohl auch das ganze Kloster an und vernichteten eine Menge der wertvollsten Kunstschätze. Doch bestanden die Ausschreitungen mehr in Roheiten als in Grausamkeiten. Am allertollsten ging es in Thüringen zu, wo Thomas Münzer einen theokratischen Kommunismus predigte und seinen Genossen zurief: „Lasset euch nicht erbarmen! dran! dran! dran! dieweil das Feuer heiß ist. Lasset eure Schwerter nicht kalt werden vom Blute!“ Angesichts solcher Maßlosigkeiten schrieb Luther seine furchtbare Schrift „Wider die mörderischen und räuberischen Rotten der Bauern“, in der er die bestehenden Ge-

Der Wiederkäuferkönig Johann (Bockold) von Leyden.

Nach einem Gemälde von Hermann tom Ring im Großherz. Museum zu Schwerin.

walten zu einem erbarmungslosen Vernichtungskampfe aufforderte: „Solch wunderliche Zeiten sind jetzt, daß ein Fürst mit Blutvergießen den Himmel besser verdienen kann denn mit Beten; drum steche, schlage, würge, heimlich und öffentlich, wer da kann!" In dem nun beginnenden Kampfe waren die revolutionären Haufen zum voraus verloren; den Landsknechtsheeren der Fürsten gegenüber fehlte ihnen Einheitlichkeit der Leitung, kriegerische Uebung und Zucht, und vor allem die Reiterei, die man später den „Bauerntod" genannt hat. Am 12. Mai schlug Truchseß von Waldburg, der „Bauernjörg", mit den Truppen des Schwäbischen Bundes die 16000 württembergischen Bauern bei Böblingen; Melchior Nonnenmacher, der bei Weinsberg aufgespielt hatte, und Jäckle Rohrbach, der damals Anführer gewesen war, wurden an einen Baum gebunden und „langsam gebraten". Am 17. Mai wurden die Elsäßer bei Zabern, am 2. Juni die Odenwälder bei Königshofen, am 4. Juni die fränkischen Haufen bei Sulzbach geschlagen, die beiden letzteren wieder von dem Bauernjörg, der kurpfälzischen und trierischen Zuzug erhalten hatte. Thomas Münzer, der in Mühlhausen eine kommunistische Gemeinde gegründet hatte, ereilte sein Schicksal bei Frankenhausen in Thüringen (15. Mai), wo Kurfürst Johann von Sachsen, Landgraf Philipp von Hessen und andere Fürsten einen leichten Sieg gewannen.



Wiederkäuferkäfige an der Lamberikirche zu Münster.

Albers in Hannover phot.

Die Rache, die jetzt die siegreichen Landesherren nahmen, war unmenschlich und überbot bei weitem die Greuelthaten der Bauern. Für alles zerstörte Eigentum, Klöster, Burgen u. s. w. mußten sie unerschwinglich hohe Strafgelder zahlen. In der sogenannten „Ketzergrube" im Elsaß sollen 18000 Bauern begraben sein. Die Gesamtzahl der Opfer, die im

Gebiete des Schwäbischen Bundes hingerichtet wurden, wird auf 60000, die Gesamtzahl in Deutschland auf 600000 geschätzt. Im Ansbachischen wurden vielen die Hände abgehauen, 70 die Augen ausgestochen. Die Glocken mußten verstummen, weil sie die Losung zur Gewalt angestimmt hatten.

Das nämliche Schicksal hatten zehn Jahre später (1535) die **Wiedertäufer in Münster.** Von den sächsischen Wiedertäufern waren einige dem Schicksal ihres Führers entronnen und hatten sich in Westfalen und in den Niederlanden festgesetzt. In der Bischofsstadt Münster war von der Bürgerschaft die vom Adel und der Geistlichkeit bekämpfte Reformation durchgesetzt und der Bischof Franz von Waldeck vertrieben worden, wobei hauptsächlich der feurige und beredte, aber auch ehrgeizige Prediger Rottmann sich auszeichnete. Als nun aus den Niederlanden die zwei wiedertäuferischen Propheten, Jan Mathys, ein Bäcker aus Harlem, und Jan Bockelson, ein Schneider aus Leyden, nach Münster kamen, schloß sich Rottmann sofort an sie an. Die Partei der Wiedertäufer erlangte bald das Uebergewicht in der Stadt, stürzte den Magistrat, wählte aus ihrer Mitte einen neuen Rat und Bürgermeister, den Tuchmacher Knipperdolling, und vertrieb alle diejenigen, welche die Wiedertaufe verwarfen, mitten im Winter aus der Stadt und verteilte unter sich ihre Habe. Darauf übernahm Mathys die un-

Turm der alten Lamberikirche in Münster.

unschränkte Leitung der Stadt, führte Gütergemeinschaft ein (Ende Februar 1534) und setzte die Stadt, gegen die der Bischof anrückte, in Verteidigungszustand. Als Mathys bei einem Ausfall getötet wurde, stellte sich Bockelson an die Spitze der Regierung. Dieser verkündigte dem Volke, es sei ihm schon längst geoffenbart worden, daß Mathys dieses Märtyrertum bestehen müßte, und nun sei ihm von Gott befohlen worden, dessen Witwe (ein sehr schönes Weib) zu heiraten, die Regierung zu übernehmen und zwölf Richter, dergleichen einst in Israel gewesen, zu ernennen. Dies geschah. Zugleich wurde ein Gesetz gegeben, daß jeder die christliche Freiheit haben solle, so viele Weiber zu nehmen, als er wolle, wie denn Bockelson selbst nach und nach es bis auf 14 brachte. Am 25. Juni 1534 berief einer seiner Anhänger, ein Goldschmied, das Volk auf den Markt und gab an, es sei der Befehl des himmlischen Vaters, daß Johann von Leyden, das heißt Bockelson, den ganzen Erdkreis beherrschen und den Stuhl Davids wieder aufrichten solle. Diese „Vision" bewirkte eine zweite, noch radikalere Umgestaltung. Während aus den Niederlanden immer mehr Gesindel zuströmte, übernahm der Schneider, Schenkwirt und Meistersänger Bockelson die Herrschaft über den Erdkreis mit dem Titel: „König Johann der Gerechte in dem Stuhle Davids"; den Tuchmacher Knipperdolling ernannte er zu seinem „Statthalter". Er umgab sich mit einer berittenen Leibwache, veranstaltete glänzende Umzüge durch die Straßen, wobei er selbst auf dem Haupte eine unmäßig hohe Krone und um den Hals an goldener Kette eine Weltkugel trug. Auf dem Marktplatze errichtete er den „Stuhl Davids", wo er beim Schalle der Posaunen die bewaffnete Gemeinde um sich versammelte und zu Gericht saß, zuweilen auch, wenn der Täufergeist über ihn kam, einen Verdächtigen enthauptete.

Nachdem so die Stadt Münster zur Hauptstadt des neuen Gottesreiches erhoben war, sandte ihr König 28 Apostel nach allen vier Weltgegenden aus, um die übrigen Städte und Fürsten der Erde seinem Zepter zu unterwerfen (Oktober 1534). Aber diese „Apostel" fanden kein geneigtes Gehör. Ueberall, wohin sie kamen, wurden sie festgenommen, die meisten als Unruhestifter getötet; sie starben mit dem feierlichen Bekenntnis, daß Johann von Leyden der einzige wahre König sei und daß alle anderen Könige getötet werden müßten.

Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München. Copyright 1903 by Franz Hanfstaengl, Munich.

Luthers Hochzeitsfeier zu Wittenberg.

Nach einem Gemälde von Konrad Weigand.

Solange in der Stadt Lebensmittel genug waren, um die irre geleitete Menge zu sättigen, blieb Bockelsons Herrschaft unangefochten. Als aber infolge der immer engeren Einschließung der Stadt die Lebensmittel mit jedem Tage spärlicher wurden, fürchtete der König für seine Krone. Er hatte Erscheinungen über Erscheinungen; er gab Verheißungen über Verheißungen; aber keine davon konnte den Glauben in dem Maße stärken, in dem der Hunger ihn verminderte. Um in einer so schwierigen Lage sein Ansehen zu behaupten, verdoppelte er den Schrecken seiner Herrschaft. Als eine seiner Gemahlinnen sagte, sie könne nicht glauben, daß Gott so viele Leute wolle Hungers sterben lassen, während der König im Ueberfluß lebe, hielt er ein förmliches Gericht über sie, enthauptete sie selbst auf öffentlichem Markte und tanzte singend mit dem ganzen Volke um ihren Leichnam.

Albrecht, Markgraf von Brandenburg, erster Herzog in Preußen.
Nach einem alten Kupferstich.

Das bischöfliche Belagerungsheer war inzwischen durch die Truppen des Erzbischofs von Köln, des Herzogs von Kleve und des Landgrafen Philipp von Hessen verstärkt worden, während in der belagerten Stadt eine entsetzliche Hungersnot wütete. Aber obwohl das verführte Volk mit Gras, weichgesottenem Schuhleder und Pferdehäuten den Hunger zu stillen suchte, bedurfte es des Verrates, um die Stadt zur Uebergabe zu bringen. Zwei Bürger der Stadt begaben sich heimlich in das Lager des Bischofs und zeigten eine Stelle, wo die Mauer leicht erstiegen werden konnte. In der Nacht auf den 25. Juni 1535 drang das Belagerungsheer in die Stadt ein. Die Wiedertäufer leisteten verzweifelten Widerstand; eine große Anzahl fiel im Kampfe; unter diesen soll der Prediger Rottmann gewesen sein. Aber König Johann, sein Scharfrichter Knipperdolling und sein Kanzler Krechting hatten nicht

den Mut, sich in die Schwerter der Feinde zu stürzen; sie wurden gefangen, allen Beschimpfungen der Soldaten bloßgestellt, dann in mehreren deutschen Städten zur Schau herumgeführt und zuletzt in Münster am 23. Januar 1536 grausam hingerichtet. Man zwickte sie nämlich eine Stunde lang mit glühenden Zangen und stieß ihnen dann ein Schwert durch das Herz. Ihre Körper wurden in eiserne Käfige gebracht und diese an dem Turme der Lambertikirche, dem höchsten der Stadt, aufgehängt. Die noch übrigen Anhänger Bockelsons wurden hingerichtet oder verjagt. Die von den Wiedertäufern Vertriebenen kehrten in die Stadt zurück; die Freiheiten und Rechte der Bürger wurden vernichtet, die Herrschaft des Adels und des Klerus wiederhergestellt, die Reformation aufgehoben, der Katholizismus wieder eingeführt. Die Wiedertäufer oder Anabaptisten (später Mennoniten oder Taufgesinnte genannt) bilden noch jetzt eine Sekte, die in verschiedenen Ländern ein friedliches und geordnetes Leben führt, nach keiner Art von Herrschaft strebt und mit jenen Münzerschen und Münsterschen Fanatikern wenig mehr gemein hat als die Lehre von der Wiedertaufe.

Martin Luther.

Nach einem Gemälde von Lukas Cranach in der Pinakothek zu München. (Mit Genehmigung der Verlagsfirma Franz Hanfstaengl in München.)

Die **Kirchenreform**, wie sie sich aus der Lehre Luthers von selbst entwickelte, nahm vom Jahre 1525 eine feste Gestalt an und zwar zunächst in dem Lande, das Luthers Heimat war. Hier war Friedrich der Weise, oder Fridericus Cunctator, wie ihn Spalatin nannte, während des Bauernkrieges gestorben (5. Mai 1525). So lange es eine Geschichte der Reformation gibt, wird sein Name leuchten; mit großem, weltgeschichtlichem Blicke hat er von Anfang an die Bedeutung Luthers und die Tragweite der von ihm ausgehenden Bewegung erkannt; mit goldener Treue

hat er den Geächteten und Gebannten gegen Kaiser und Papst geschützt. — Sein Nachfolger war Johann der Beständige, der nun das Werk des kirchlichen Neubaus unter seine Obhut nahm. Klöster, Cölibat, Messe, Ohrenbeichte wurden, als in der Lehre Christi nicht begründet, abgeschafft, das Abendmahl in beiderlei Gestalt gefeiert, der Gottesdienst mit Gemeindegesang in deutscher Sprache gehalten, deutsche Bibeln unter dem Volke verbreitet, Volksschulen in allen Gemeinden eingerichtet. Die eingezogenen Kirchengüter wurden zur Bestreitung des für Pfarreien und Schulen nötigen Aufwands verwendet. Die oberste Leitung der kirchlichen Angelegenheiten übernahm nicht ein geistliches Oberhaupt, sondern der Landesherr bezw. in den Reichsstädten der Rat. Die höchste weltliche und geistliche Gewalt waren also in einer Hand vereinigt (Cäsaropapismus oder Summepiskopat). Luther selbst hielt diese Vereinigung nur für einen Notbehelf. Aber die vorläufige Einrichtung wurde eine dauernde und hatte weittragende Folgen. Die Fürsten erhielten dadurch einen beträchtlichen Machtzuwachs; denn außer dem großen Kirchengut fiel ihnen auch die Verwaltung von Kirche und Schule zu; die Kirche hingegen geriet in ein Abhängigkeitsverhältnis vom Staate, das ihrer Würde nicht entsprach und das man später durch Konsistorien oder Synoden zu mildern suchte.

Katharina von Bora.
Nach einem Gemälde von Lukas Cranach in den Uffizien zu Florenz.

Im Jahre 1524 legte Luther endlich die Mönchskutte ab und fing an, den schwarzen Predigerrock zu tragen, und am 13. Juni 1525 that er den für die evangelische Geistlichkeit so bedeutungsvollen Schritt: er vermählte sich mit Katharina von Bora, die früher in dem Cistercienserkloster Nimptsch bei Grimma gewesen war. Dadurch hat Luther der Ehe den Adel, den ihr das Cölibat genommen hatte,

wiedergegeben. Seine Ehe darf „als das Vorbild einer schlichten und rechten deutschen Ehe für alle Zeiten" gelten. Es gibt nichts Rührenderes als Luthers Verhalten am Sterbebette seines Töchterchens Lenchen oder den Brief vom 19. Juni 1530, den er von Koburg aus an sein Hänschen schrieb. Luther im Kreise seiner Familie sitzend, die Laute spielend und mit seinen Kindern singend, war ein anziehender Vorwurf für die deutsche Malerei. Er liebte die Musik im häuslichen Kreise ebenso wie für gottesdienstliche und Schulzwecke; ja er räumte ihr nach der Theologie den nächsten Platz ein. Im Jahre 1524 veröffentlichte er das erste deutsche Gesangbuch. Für das Bedürfnis der Volksschule, und zwar für Lehrer und für Schüler, verfaßte Luther 1529 den großen und kleinen Katechismus.

Nach den angegebenen Grundsätzen wurde von dem Kurfürsten Johann (dem Beständigen) von Sachsen und dem Landgrafen Philipp von Hessen die sächsische und die hessische Landeskirche neu gebildet. Letzterer stiftete 1527 aus den eingezogenen Kirchengütern die Universität Marburg. Diesen Vorgängen schlossen sich an: die Markgrafen von Ansbach und Baireuth, die Herzoge von Braunschweig-Lüneburg, die Fürsten von Anhalt, die Grafen von Mansfeld und die Reichsstädte Augsburg, Ulm, Frankfurt, Straßburg, Nürnberg, Magdeburg, Hamburg, Lübeck, Bremen. Auch das ferne Deutschordensland Preußen wurde 1525 für die Reformation gewonnen. Der hohenzollersche Hochmeister des Deutschordens, Markgraf Albrecht von Brandenburg-Ansbach, lernte sie auf einer Reise nach Deutschland näher kennen, hatte mit Luther schriftlichen und mündlichen Verkehr und nahm dessen Lehre an. Er führte sie in Ostpreußen ein, das der Orden nach seinen unglücklichen Kämpfen mit Polen nur noch als polnisches Lehen besaß, verwandelte das Ordensland mit Einwilligung der Stände in ein weltliches Herzogtum und erhielt am 10. April 1525 in Krakau von dem König von Polen die Belehnung als erblicher Herzog von Ostpreußen.

4. Karls V. Kriege mit Frankreich.

(1521—1529.)

Daß die gegen Luther und dessen Lehre gerichteten Wormser Reichstagsbeschlüsse so wenig beachtet wurden und die Reformation im dritten Jahrzehnt einen günstigen Fort-

gang nahm, hatte hauptsächlich darin seinen Grund, daß Kaiser Karl nach dem Wormser Reichstag Deutschland verließ und erst nach neun Jahren wieder dahin zurückkehrte. Während dieser Zeit hatte er fast ununterbrochen mit seinem gefährlichsten Gegner, dem König Franz I. von Frankreich zu kämpfen.

Franz war 1519 bei der Kaiserwahl unterlegen, trotz der Riesensummen, die er für Bestechungsgelder verwendet hatte; seitdem empfand er persönliche Eifersucht gegen den Mann, der ihm den Glanz der Kaiserkrone vorweggenommen hatte. Schlimmer war, daß beide Herrscher Ansprüche auf dieselben Landesteile erhoben. Die Bourgogne beanspruchte Karl als Erbe von seinem Urgroßvater her, Karl dem Kühnen, während Franz sie als französisches Lehen eingezogen hatte; die Lombardei forderte Karl als ein deutsches Reichslehen zurück, während Franz sie seit Marignano mit dem Rechte des Eroberers besaß; Franz erhob — unter Berufung auf Karl von Anjou — Ansprüche auf Neapel, das unter spanischer Herrschaft stand, und ebenso auf das südliche Navarra, das der französischen Dynastie Albret zugehörte. Karl endlich wünschte Abschüttelung der französischen Lehensoberhoheit über Flandern und Artois, die zu seinem Reiche gehörten. — Das Schlimmste aber war die uralte Nebenbuhlerschaft zwischen Valois und Habsburg, die beide nach der Vorherrschaft in Mitteleuropa strebten; der Kampf um diese wurde unter Karl geradezu brennend durch die ungeheure Uebermacht des spanisch-habsburgischen Reiches, das Frankreich von drei Seiten umklammerte und alle andern Reiche zu erdrücken drohte.

Vor Ausbruch dieses Weltkrieges warben beide Gegner eifrig um Bundesgenossenschaft und beide hatten Erfolg. Im ersten Kriege (1521—1526) standen auf Karls Seite der Papst Leo X. (später Hadrian VI.), Heinrich VIII. von England (von 1522 ab) und Venedig (1523—1524); Franz hingegen war verbündet mit der Eidgenossenschaft, die ihm Landsknechte stellte (außer Zürich), mit dem König von Navarra und dem Herzog von Geldern.

Schon die ersten Kriegsjahre offenbarten die militärische Ueberlegenheit der kaiserlichen Truppen, die unter dem Befehle Colonnas, des Statthalters von Neapel, standen, über die Franzosen, die von Lautrec befehligt waren. Die Kaiserlichen eroberten 1521 die Stadt Mailand, schlugen (27. April

1522) die französischen Söldner bei Biccocca und gewannen 1523 auch die Citadelle von Mailand; am 4. April konnte Franz Sforza, dem der Kaiser Mailand übergab, um die Italiener nicht zu reizen, seinen Einzug halten, nachdem er den Kaiser als Lehensherrn anerkannt hatte. Dasselbe Jahr brachte Karl noch einen weiteren Gewinn, der ihm ohne Blutvergießen zufiel, den Abfall und Uebertritt des Connetable Karl von Bourbon. Dieser mächtige Fürst, nach dem Könige der reichste Edelmann Frankreichs, Besitzer von zwei Herzogtümern und fünf Grafschaften, soll sich nach dem Tode seiner Frau den Haß der Königswitwe Luise zugezogen haben, weil er ihre Hand verschmähte. Auch der König war längst eifersüchtig auf den Gewaltigen, der beim Heere alles galt, und suchte ihm durch einen Prozeß seine bedeutendsten Besitzungen zu entreißen. Der schwer Gekränkte aber knüpfte Unterhandlungen mit Kaiser Karl und König Heinrich VIII. an, welche die Teilung Frankreichs zum Zwecke hatten. Dieser Plan wurde dem König Franz verraten, daher der Connetable es für ratsam hielt, Frankreich heimlich zu verlassen und dem Kaiser Karl seine Dienste anzubieten (September 1523). Darauf wurde er für einen Hochverräter erklärt und alle seine Besitzungen eingezogen.

Admiral Bonnivet, ein Mann ohne Feldherrngaben, aber Günstling der Königin-Witwe Luise, übernahm das Kommando über das neue französische Heer, das 34 000 Mann stark war, und zog zur Wiedereroberung Oberitaliens über die Alpen. Zunächst beschränkten sich die kaiserlichen Truppen bei ihrer Minderzahl auf die Verteidigung der vier wichtigsten Plätze: Como, Cremona, Mailand und Pavia. Aber bald trafen Verstärkungen ein: zahlreiche Reiterei unter Lannoy, dem Vizekönig von Neapel, venetianische Hilfstruppen, 7000 deutsche Landsknechte unter Ludwig von Lodron und Eitel-Fritz von Zollern, spanisches Fußvolk unter dem tüchtigen Feldherrn Marquis von Pescara. Die Kaiserlichen fühlten sich nun stark genug zum Angriff, beschlossen aber, keine Schlacht zu liefern, sondern die Franzosen „strategisch zu überwinden". Der Connetable von Bourbon, der den Rang eines kaiserlichen Statthalters hatte, zwang durch einen geschickten Marsch den Feind zum Rückzug, und Pescara brachte ihm an der Sesia solche Verluste bei, daß er aufs neue Italien räumen mußte. Auf

diesem Rückzug fiel (1524) der tapfere Bayard, „der Ritter ohne Furcht und Tadel", der, wie Ranke sagt, „die rühmlichen Eigenschaften des Rittertums zur Bewunderung der Freunde und Feinde noch einmal in sich vereinigte". Er fiel durch die Kugel eines deutschen Hakenschützen. Sebastian Schärtlin von Burtenbach (bei Augsburg), der selbst eine Schar Landsknechte angeworben und nach Italien geführt hatte, erzählt, die Franzosen seien bis an den Fuß des St. Bernhard verfolgt und zahlreiches Feldgeschütz erobert worden.

Darauf zog der Connetable mit einem aus Deutschen, Spaniern und Italienern zusammengesetzten Heere nach dem **südlichen Frankreich**, nahm mehrere Plätze, ließ sich dort huldigen und kam am 19. August 1524 vor den Mauern Marseilles an. Er begann die Belagerung der Stadt. Da aber diese einen tüchtigen Befehlshaber und eine tapfere Besatzung hatte und in guten Verteidigungszustand gesetzt war, so erkannten die Belagerer bald die Unmöglichkeit einer raschen Einnahme. „Wer sein Abendbrot in der Hölle essen will, der mag stürmen," sagte Pescara. Im Kriegsrat wurde die Vermutung geäußert, König Franz, der bereits wieder ein stattliches Heer beisammen hatte, möchte, ohne sich um Marseilles Belagerung zu kümmern, sofort direkt nach Italien marschieren. „Ihr Herren," rief Pescara, „wer dem Kaiser Italien erhalten will, der folge mir nach!" Da die deutschen Führer ihm beistimmten, so wurde, zum großen Mißvergnügen Bourbons, am 28. September 1524 die Belagerung aufgehoben und der Rückmarsch angetreten.

Gleichzeitig mit dem kaiserlichen Heere traf König Franz mit etwa 40000 Mann in der lombardischen Ebene ein. Er ging über den Tessino, nahm Mailand abermals (Oktober 1524) und eröffnete die Belagerung der festen Stadt Pavia, wo Antonio Leiva, ein ebenso kluger als entschlossener General, kommandierte, und die Bürgerschaft mit den von Zollern und Lodron befehligten Landsknechten in Hingebung für die Sache des Kaisers wetteiferte. Vornehme Frauen nahmen an den Schanzarbeiten teil; ein reicher Bürger errichtete auf seine Kosten ein Fähnlein; trotz des bereits fühlbaren Mangels fehlte es den gemeinen Soldaten nicht an „weißem Brot und kühlem Wein". Bei dieser Stimmung schlugen die Belagerten alle Stürme der Franzosen zurück. Bald rückten Entsatztruppen heran. Der Conne-

table von Bourbon hatte seine Juwelen verpfändet und war selbst nach Innsbruck und Augsburg gegangen, wo er, von dem Erzherzog Ferdinand unterstützt, 18 Fähnlein Landsknechte zusammenbrachte; Lannoy, der Vizekönig von Neapel, verpfändete die Einkünfte seiner Statthalterschaft und schickte das Geld an Georg Frundsberg, dessen Sohn in Pavia als Hauptmann diente. Frundsberg warb elf Fähnlein an. So hatte man gegen 15 000 Mann frischer Truppen, die über die Alpen nach Oberitalien zogen und bei Lodi sich mit dem unter Pescara stehenden Heere vereinigten. Die Kriegsoperationen mußten mit möglichster Schnelligkeit ausgeführt werden, da man nicht so viel Geld hatte, um den Sold auf lange Zeit ausbezahlen zu können. Am 4. Februar kam das kaiserliche Heer in der Nähe von **Pavia** an; König Franz hatte dort eine feste Stellung und war mit Lebensmitteln reichlich versehen; er hatte, wie Pescara zu seinen Truppen sagte, „Brot in Menge und Wein und Fleisch und Karpfen vom Gardasee". Unter solchen Umständen konnte er den Angriff des Gegners ruhig abwarten, dagegen verschlimmerte sich die Lage des Kaisers mit jedem Tage. Mailand war in den Händen der Franzosen, Deutschland in den „ersten Zuckungen der Revolution", die Bundesgenossen in offenem oder geheimem Abfall. Die Landsknechte hatten kein Brot und keinen Sold und drohten auseinanderzulaufen. In dieser Verzweiflung beschlossen die kaiserlichen Feldherren, alles auf einen Wurf zu setzen und eine Schlacht zu wagen. „Wir waren in Gefahr zu bersten," schrieb Lannoy am Tage nach der Schlacht an Kaiser Karl, „wir mußten das kleinste Uebel wählen; so lieferten wir gestern die Schlacht und es gefiel Gott, Euch den Sieg zu geben." In der That, der 24. Februar, der Geburtstag Karls, wurde ein Glückstag, wie selbst dieser Herrscher wenige in seinem Leben gesehen hat.

Ein nächtlicher Ueberfall Pescaras hatte die Wirkung, daß die Franzosen ihre feste Stellung vor Pavia verließen und ins freie Feld herauszogen. In der eigentlichen Schlacht stand Pescara mit den Deutschen und Spaniern auf dem rechten Flügel, Frundsberg mit der Masse der Landsknechte auf dem linken. Der französischen Reiterei, die der kaiserlichen überlegen war, suchte man dadurch zu begegnen, daß man ihr 1500 Hakenschützen entgegenstellte. Diese Maßregel bewährte sich; vor ihren Kugeln schützte kein Ritterpanzer. Die Schlacht von Pavia ist also auch deswegen

denkwürdig, weil hier zum erstenmale die Handfeuerwaffe mit zur Entscheidung beitrug. Während sodann Max Sittich von Ems die französischen Landsknechte aus Geldern und Lothringen aufrieb, warf sich Pescara mit seinen spanischen Veteranen auf die Schweizer, durchbrach ihre Schlachtreihe und zwang die sonst so heldenmütigen Streiter zur eiligen Flucht; im Rücken der Franzosen sah man die Besatzung von Pavia, wie sie einen wütenden Angriff auf die Weichenden machte.

Karl, Herzog von Bourbon, Connetable von Frankreich.
Nach einem alten Kupferstich.

Die Schlacht war verloren, die Flucht des französischen Heeres allgemein. Die ganze französische Artillerie wurde eine Beute der Kaiserlichen; gegen 10 000 Franzosen lagen tot auf dem Schlachtfeld oder waren auf der Flucht im Tessino ertrunken, darunter mehrere der obersten Führer, Bonnivet, Marschall La Palisse, La Tremoille. Der König selbst, den man im dichtesten Kampfgewühl gesehen, der mit eigener Hand einen tapferen Ritter erlegt hatte, tummelte, als schon die allgemeine Flucht begonnen hatte, immer noch sein Pferd auf dem rechten Flügel. „Mein Gott, was ist das?" rief er verwundert aus, als er auch die Schweizer fliehen sah. Ungern wich er; er beeilte sich nicht, fortzukommen; immer wieder setzte er sich mit seinem Schwert zur Wehr. Da kam Nikolaus von Salm herbei und erstach des Königs Pferd. Dieser stürzte und mußte sich gefangen geben. Der Vizekönig Lannoy, der den König erkannte, reichte ihm die Hand, ließ ihn in sein Lager führen und seine Wunden verbinden. Die Sieger plünderten das französische Lager, wo sie reiche Beute fanden. Wenige Tage nach der Schlacht bei Pavia war kein Franzose mehr in Italien zu sehen.

So hat der eine Tag einen Umschlag des Schicksals

gebracht, der ohnegleichen war. Die spanisch-habsburgische Macht schien keinen Gegner mehr zu haben; die Gefahr der spanischen Weltherrschaft stieg wieder herauf und erregte ein Gefühl der Beklemmung bei allen selbständigen Gewalten in Europa.

Den Eindruck, den die Nachricht von diesem Siege auf den Kaiser machte, schildert Ranke mit folgenden Worten: „Karl V. stand in einem Zimmer des Schlosses von Madrid und sprach mit seiner Umgebung von dem Gang der Dinge in Italien, von der Lage seines Heeres, die er noch für sehr gefährlich hielt, als ein Kurier von diesem Heere ankam. Ohne etwas von seinem Auftrag zu sagen, trat er ein; dem Kaiser zuerst wollte er die Nachricht verkündigen. ‚Sire, bei Pavia ist es zur Schlacht gekommen,' sagte er; ‚Euer Majestät Truppen haben den Sieg davongetragen; die französische Armee ist vernichtet, der König selbst ist gefangen und befindet sich in der Gewalt Eurer Majestät.' Ein entscheidendes, nicht gehofftes Glück muß wohl im ersten Moment eine ähnliche Wirkung hervorbringen wie ein plötzlicher Unfall. Indem Karl diese Worte vernahm, schien das Blut in seinen Adern zu erstarren, und ein paar Augenblicke sagte er kein Wort. Dann wiederholte er nur: ‚Der König von Frankreich ist gefangen und in meiner Gewalt; die Schlacht ist für mich gewonnen.' Hierauf entfernte er sich in das Nebenzimmer, wo sein Bett stand; vor einem Marienbilde kniete er nieder, um seine Gedanken zu Gott und zu der Größe seines Berufes zu erheben. Er ließ Prozessionen veranstalten und Gott bitten, ihm dereinst noch andere, höhere Gnaden zu verleihen im Kampfe gegen die Ungläubigen. Er sprach von einer Unternehmung gegen Konstantinopel und Jerusalem. Gedanken dieser Art lagen jedoch in weiter Ferne. Zunächst kam es auf eine Benutzung des gegenwärtigen Momentes an."

Denn Karl war entschlossen, den Sieg, den er ausschließlich mit seiner eigenen Kraft errungen hatte, auch ausschließlich zu seinem eigenen Vorteil auszunützen. Von ihm solle man nicht sagen — äußerte er zu seiner Umgebung — wie von Hannibal, er verstehe wohl zu siegen, aber nicht den Sieg auszunützen. Auch der Connetable und der König von England wünschten eine gründliche Demütigung des Gegners; jener befürwortete den sofortigen Einmarsch in Frankreich, in der Hoffnung, er werde nicht nur seine verlorenen Be-

sitzungen zurückerhalten, sondern vielleicht ein noch höheres Ziel erreichen; dieser schickte eine besondere Gesandtschaft, die nichts mehr und nichts weniger beantragte als Entthronung des Franzosenkönigs und Vereinigung Frankreichs mit England. Auf solche Fantastereien ging der nüchterne Karl selbstverständlich nicht ein; er gedachte vielmehr, die Selbständigkeit der französischen Krone aufrecht zu erhalten, sie aber so zu schwächen, daß er künftighin nichts mehr von diesem Gegner zu befürchten habe. In diesem Sinne sandte er seine ersten Friedensvorschläge an Franz nach Italien. Dieser ging nicht darauf ein, sondern verlangte, daß man ihn nach Madrid bringe, da er hoffte, daß er durch persönliche Verhandlungen mit Karl günstigere Bedingungen erlangen werde. Der Kaiser willigte in sein Verlangen ein und befahl, den König nach Madrid zu bringen. Doch wollte er keine seiner Bedingungen zurücknehmen und erklärte, er werde erst dann mit dem König persönlich zusammenkommen, wenn die hauptsächlichsten Friedensbedingungen bereits erledigt seien. Als Franz aus Mißmut über seine Lage in eine Krankheit fiel, besuchte ihn zwar Karl und gab ihm tröstliche Versicherungen; in der Hauptsache aber beharrte er bei seinen Entschlüssen. Die Mutter des Königs, welche in dessen Abwesenheit die Regentschaft führte, sagte, es sei besser, er verbleibe ewig in Gefangenschaft, als daß das Reich zerstückelt werde.

Franz wollte weder von dem einen noch von dem andern etwas wissen und erklärte sich endlich bereit zur Unterzeichnung der von Karl gestellten Bedingungen. So wurde am 13. Januar 1526 der **Friede von Madrid** unterzeichnet, „der den König von Frankreich zu einem Untergebenen des Kaisers machte". Der König versprach, das Herzogtum Burgund herauszugeben, seinen Ansprüchen auf Mailand, Genua, Neapel und auf die Oberherrlichkeit über Flandern und Artois zu entsagen, seine Verbindungen mit den Gegnern des Kaisers in Württemberg aufzulösen, den Connetable von Bourbon in alle seine Güter wieder einzusetzen, zur Bürgschaft für die Erfüllung seines Wortes seine zwei ältesten Söhne als Geiseln zu stellen und zur Befestigung der neuen Freundschaft mit der verwitweten Königin Eleonore von Portugal, der Schwester des Kaisers, sich zu vermählen. Im Falle der Nichterfüllung dieser Vertragsbedingungen wolle er, versprach er weiter,

binnen sechs Monaten sich dem Kaiser wieder als Gefangener stellen.

Aber König Franz nahm es bei aller Ritterlichkeit, deren er sich rühmte und die andere in so hohem Grade bei ihm fanden, nicht so genau mit der Erfüllung seines Wortes wie einst der Römer Regulus oder der Habsburger Friedrich der Schöne. Bevor er jenen Vertrag unterzeichnete, hatte er heimlich seine Räte zu sich berufen und ihnen erklärt, daß er den durch Gewalt ihm aufgenötigten Vertrag zwar annehme, daß aber die Unterzeichnung und Beschwörung desselben unter solchen Umständen keine bindende Kraft für ihn haben könne, worauf er über diesen Protest eine förmliche Urkunde aufnehmen ließ. Erst nachdem dies vollzogen war, unterzeichnete er den Vertrag und schwur bei einem feierlichen Hochamt, die Hand auf das Evangelienbuch legend, er wolle niemals diesen Vertrag brechen. Zur Vervollständigung seiner Zweizüngigkeit ließ er dem päpstlichen Legaten sofort sagen, er werde den Vertrag nicht halten, und knüpfte Verbindungen mit den italienischen Mächten gegen den Kaiser an, während er andererseits zugleich nach Illescas sich begab, um dort seine Verlobung mit der Schwester des Kaisers zu feiern.

Nachdem die von der Königin-Mutter unterschriebene Bestätigung des Vertrages in Madrid eingelaufen war, verabschiedeten sich die beiden Herrscher voneinander, die sich inzwischen mit der größten Vertraulichkeit behandelt hatten. Sie waren häufig zusammengekommen, miteinander über Feld geritten, hatten sich in einer gemeinschaftlichen Sänfte tragen lassen und sich gegenseitig „Bruder" genannt. Ueber die **Abschiedsscene** sagt Ranke, nach der Erzählung des Spaniers Sandoval: „Als sie sich voneinander trennten, bei einem aufgerichteten Kruzifix in der Nähe von Illescas, sagte der Kaiser: ‚Bruder, denkt daran, was wir einander zugesagt.' Der König antwortete: ‚Ich wollte die Artikel hersagen, ohne in einem Worte zu fehlen.' ‚Sagt mir die Wahrheit,' fuhr Karl fort, ‚seid Ihr willens, sie zu halten?' Franz versetzte: ‚Nichts in meinem Reiche soll mich daran hindern.' Der Kaiser sagte hierauf: ‚Eines bitte ich Euch: wollt Ihr mich in etwas hintergehen, so betreffe es nicht meine Schwester, Eure Braut; denn diese würde sich nicht rächen können.'"

Hierauf ritt der König, von Lannoy und andern be-

gleitet, nach der spanisch-französischen Grenze und kam am 17. März 1526 daselbst an. Mitten im Flusse Bidassoa lag eine Barke vor Anker, und drüben, am französischen Ufer, wartete der Marschall Lautrec mit bewaffneten Reitern und den beiden Söhnen des Königs, die als Geiseln nach Spanien gehen sollten. Gleichzeitig fuhren von dem einen Ufer der König und Lannoy, von dem andern Lautrec und die Prinzen, je von acht Edelleuten begleitet, nach der leeren Barke. Die Auswechslung fand statt. Lannoy sagte: „Sire, jetzt ist Eure Hoheit frei; erfülle sie nun auch, was sie versprochen!“ — „Es wird alles erfüllt werden,“ erwiderte Franz, sprang nach einer kurzen Umarmung seiner Söhne in das französische Boot und stieg am jenseitigen Ufer aus. Dort bestieg er ein für ihn bereitstehendes türkisches Pferd, jagte davon, die Hand über den Kopf schwingend, und rief voll Freude mehrmals aus: „Jetzt bin ich wieder König!“ In raschem Laufe ritt er nach St. Jean-de-Luz und von da nach Bayonne, wo seine Familie und der königliche Hof seiner warteten.

Papst Clemens VII.
Nach einem alten Gemälde.

Die Verhältnisse in Italien hatten sich inzwischen für Karl wider Erwarten ungünstig gestaltet. Die dortigen Fürsten und Republiken, voran der neue Papst Clemens VII., ein Mediceer, fürchteten die Uebermacht des Kaisers und traten auf die Seite des besiegten Frankreichs über. Pescara war am 30. November 1525 gestorben, worauf der Oberbefehl über die spanischen Truppen (die deutschen und italienischen waren wegen Geldmangels entlassen worden) an den Connetable von Bourbon überging. Dieser hielt das Mailändische samt der Hauptstadt besetzt und belagerte den Herzog Franz Sforza, der von seinem intriganten Kanzler Morone gegen Karl aufgestachelt war, in dem festen Kastell von Mailand. Seine Truppen, die schon längst keinen Sold mehr erhalten hatten, machten sich in dem Lande durch Plünde-

rungen und Erpressungen schadlos. Dies vermehrte den nationalen Haß gegen die Spanier, und der Wunsch, sie aus Italien vertrieben zu sehen, wurde allgemein. Sobald Franz den Madrider Vertrag unterzeichnet hatte und sich wieder in Frankreich befand, suchten diese verschiedenen Interessen einen Vereinigungspunkt. Clemens erklärte, er billige die Bedingungen des Madrider Vertrags, vorausgesetzt, daß Franz sie nicht beobachte; der einzige Unterschied würde dann sein, daß der Kaiser statt des Königs dessen Söhne in Gewahrsam habe, was ihm wenig helfen könne. Zugleich sprach er kraft seiner Gewalt, zu binden und zu lösen, den König von seinem Eide los und forderte in Gemeinschaft mit der Republik Venedig ihn auf, er solle in Verbindung mit dem bereits ausgerüsteten italienischen Heere die kaiserliche Uebermacht bekämpfen und günstigere Bedingungen erzwingen.

Franz berief zunächst die Stände des Herzogtums Burgund und legte ihnen die Frage der Abtretung vor. Diese beantworteten sie, wie der König es wünschte und verlangte, indem sie erklärten, kraft der alten Verträge des Herzogtums mit der französischen Krone stehe dem König gar nicht das Recht zu, sie an eine fremde Macht abzutreten, und sie müßten dagegen protestieren. Auf diese Kundgebung von höchst zweifelhafter Gültigkeit sich berufend, schlug Franz dem Kaiser vor, er solle statt Burgund zwei Millionen Kronen annehmen. Dieser antwortete dem König, wenn er nicht in der Lage sei, die Bedingungen des Friedensvertrages zu erfüllen, so solle er in die Gefangenschaft zurückkehren, wo man dann eine andere Uebereinkunft abschließen wolle. Dazu hatte Franz nicht die geringste Lust; vielmehr schloß er nun mit dem Papste, mit Franz Sforza, mit Florenz und mit der Republik Venedig am 22. Mai 1526 das Bündnis zu Cognac ab, das, weil der Papst an dessen Spitze stand, die **heilige Liga** genannt wurde. Die Verbündeten stellten die Bedingungen, der Kaiser solle seine Truppen aus Italien zurückziehen, Franz Sforza wieder in sein Herzogtum einsetzen und die französischen Prinzen gegen ein Lösegeld freigeben. Diese Bedingungen wollte man an der Spitze eines Heeres ihm vorlegen und, falls er, was zu erwarten war, nicht darauf eingehe, ihn auch aus Neapel vertreiben, über welches, als über ein päpstliches Lehen, der Papst dann verfügen würde. König Heinrich VIII. von England trat

zwar zunächst nicht in den Bund ein, billigte aber dessen Ziele und forderte den König Franz auf, er solle nicht Verpflichtungen erfüllen, die ihn zum Sklaven Spaniens machen würden. Karl sah sich also bald nach seinem Siege bei Pavia einer geschlossenen Koalition gegenüber, die einen völligen Umschlag in der Gruppierung der Mächte brachte; dieselben Staaten, die im ersten Kriege Karls Verbündete gewesen waren, kämpften jetzt gegen ihn und gegen die spanisch-habsburgische Uebermacht, die ganz Italien mit Fremdherrschaft bedrohte.

Georg von Frundsberg, Feldhauptmann der Landsknechte.

Nach einem Gemälde von Amberger im Kgl. Museum zu Berlin. (Mit Genehmigung der Verlagsfirma Franz Hanfstaengl in München.)

So schloß sich fast unmittelbar an den ersten der **zweite Krieg zwischen Karl und Franz** an (1526 bis 1529). In diesem war anfangs die Gunst der Verhältnisse ganz auf seiten der Verbündeten; das kaiserliche Heer in Oberitalien befand sich in einer gar üblen Verfassung. Aber jene versäumten es, die Notlage des Kaisers auszunutzen und Franz hatte sich wieder ganz seinem leichtsinnigen Genußleben ergeben. So fand Karl Zeit, umfassende Vorbereitungen zu treffen. Er wandte sich an seinen Bruder Ferdinand und dieser an Georg Frundsberg. Mit Mühe brachten diese beiden so viel Geld auf, um den Soldaten wenigstens das Handgeld und den Sold für einen halben Monat bezahlen zu können. Hierauf wurde in den oberdeutschen Städten die Werbetrommel gerührt; scharenweise eilten die Lutherischgesinnten zu den kaiserlichen Fahnen, als sie hörten, daß es dem Papste gelte. In kurzem hatte Frundsberg ein stattliches Heer beisammen, führte es über die Alpen, überschritt den Po und stand am 28. Dezember 1526 in der Nähe von Piacenza. Er schrieb an Bourbon: „Hier sind wir, über die hohen Gebirge und tiefen Wasser, mitten durch die Feinde,

in Hunger und Mangel und Armut sind wir glücklich angelangt. Was sollen wir thun?" Bourbon übergab dem Antonio Leiva das Kommando über die Besatzung von Mailand und zog mit einem Teile seiner Truppen den deutschen Truppen entgegen. Bei Firenzuola, am 7. Februar, vereinigte er sich mit Frundsberg. Ihr Heer war etwa 20000 Mann stark, Deutsche, Spanier und Italiener, mit wenig Reiterei und wenig Artillerie. Sold hatten sie schon lange keinen mehr erhalten. Aber ihr Marsch ging ja nach Rom; dort waren Schätze aus aller Welt zusammengehäuft. Die Aussicht auf reiche Plünderung und der Haß gegen Papst und Priester erhielten die Landsknechte und die andern Truppen eine Zeitlang bei guter Laune.

Da erschien ein päpstlicher Gesandter im Lager und eröffnete Unterhandlungen. Die Truppen des Papstes hatten im Gebiete von Neapel einige Vorteile gegen Lannoy errungen, worauf dieser mit Clemens einen achtmonatlichen Waffenstillstand abschloß unter der Bedingung, daß letzterer eine bedeutende Summe Geldes zahlen und Bourbon den Kirchenstaat räumen sollte. Allein dieser erkannte den Vertrag nicht an; sein Ziel war Rom; dort wollte er die kaiserliche Fahne aufpflanzen und nach solchem Erfolge für sich selbst ein Fürstentum in Italien gründen. Seine Truppen gerieten beim bloßen Anblick des päpstlichen Gesandten, beim bloßen Gedanken an die Möglichkeit, daß der Marsch auf das reiche Rom aufgegeben werde, in große Aufregung. Die Spanier und Italiener, denen der Kaiser seit acht Monaten den Sold schuldig war, wollten wenigstens ihren Lohn haben. So brach eine gefährliche **Meuterei** aus; das Lager stand in der Nähe von Bologna; es war am 13. Mai 1527. Die Aufrührer stürmten gegen Bourbons Zelt; dieser floh und überließ es ihnen zur Plünderung.

Der Geist des Aufruhrs bemächtigte sich auch der deutschen Landsknechte. Sie zogen am 15. März vor Frundsbergs Wohnung und riefen unaufhörlich: „Geld! Geld!" Dieser glaubte durch verständige Worte sie beruhigen zu können und trat mitten unter sie. Aber die wilde Menge, die ihn doch so sehr liebte und verehrte, nahm keine Worte der Mahnung und Begütigung an; „Geld! Geld!" brüllte der wütende Haufe ihm entgegen und richtete die Spieße gegen ihn und seine Obersten. „Dem alten Frundsberg," sagt Ranke, „war es beschieden, die Landsknechte, als deren Lehrmeister

und ‚Vater' er sich betrachten konnte, mit denen er so viele gewaltige Feinde bestanden und jetzt dem mächtigsten, den sie alle haßten, entgegenging, die Waffen gegen sich selbst richten zu sehen. Der alte Held, den keine Uebermacht des Feindes jemals erschreckt hatte — er pflegte zu sagen: viel Feind, viel Ehr' —, der selbst darüber hinwegkam, wenn es ihm nach großen Diensten bei Hofe schlecht ging, der seinem Unmut in ein paar Reimen Luft machte und bei der nächsten Bedrängnis seines Herrn die aufgehenkte Wehr wieder von der Wand nahm, der konnte doch den Aufruhr seiner Soldaten nicht ertragen. Er war ein Mann von außerordentlicher Leibeskraft; Furcht kannte er nicht; kein Ungemach hat ihn jemals aus der Fassung gebracht; daß sich aber diejenigen gegen ihn empörten, die er selbst zu dem gemacht, was sie waren, daß sie die Speere, die er sie führen gelehrt, auf ihn selbst senkten, das war ihm zu viel. Doch hätte niemand ahnen sollen, wie es auf ihn wirkte: in demselben Augenblick, mit einem Schlag, verlor er Sprache und Bewußtsein; auf eine Trommel sank er nieder; er war am Ziele seiner Heldenlaufbahn." Dieses plötzliche und unerwartete Unglück wirkte mächtig auf diejenigen, die es veranlaßt hatten. Sie nahmen die Speere wieder an sich; sie schrieen nicht mehr um Geld; sie fanden, daß ihr braver Feldhauptmann mit den Worten, die er an sie gerichtet, recht hatte, und gingen ruhig auseinander. Dann forderten sie Bourbon auf, sie schleunig nach Rom zu führen. Frundsberg bekam erst am vierten Tage die Sprache wieder, konnte aber den weiteren Zug nicht mehr mitmachen. Er wurde nach Mindelheim, seinem Geburtsort, zurückgebracht und starb dort am 20. August 1528. An seine Stelle trat Femelberg.

Bourbon setzte seinen Marsch fort; das ligistische Heer folgte ihm unter dem Herzog von Urbino, wagte aber nicht, ihn anzugreifen. Clemens erkannte die Gefahr, die ihm drohte, und machte einen Versuch, das feindliche Heer zum Rückzug zu bewegen. Durch Lannoy ließ er dem Connetable die Zahlung von 150000 Skudi anbieten. Dieser fand die Summe zu niedrig und erklärte, er müßte wenigstens 240000 Skudi haben, um das Heer für den Rückzug günstig stimmen zu können. Auch mit dieser Summe wäre es ihm wohl nicht gelungen. Die Verhandlungen zerschlugen sich; das Heer marschierte weiter.

Am Abend des 5. Mai 1527 erblickten die Kaiserlichen

die Hauptstadt der Welt. Bourbon zeigte ihnen die strahlenden Kuppeln und Zinnen der prächtigen Tempel und Paläste von ferne und versprach ihnen alle ihre Schätze, wenn sie die Stadt erstürmen würden. Die Arbeit war nicht eben leicht: die Mauern waren mit Kanonen besetzt, 5000 Hakenschützen standen zur Verteidigung bereit; auch hoffte der Papst, daß das ligistische Heer, das im Gebiet von Toskana stand, ihm noch zeitig Entsatz bringen werde. Um dies zu verhüten, beschloß Bourbon schon am folgenden Morgen (6. Mai) den Hauptsturm zu eröffnen. In der Nacht gingen die Soldaten zur Beichte und machten ihre Testamente. Auch Bourbon beichtete und ließ durch seinen Beichtvater dem Kaiser sagen, er solle künftig seinen Soldaten den Sold pünktlicher ausbezahlen, besonders den Deutschen, ohne die er Italien nicht im Zaume halten könne; auch solle er sich in Rom krönen lassen, was ihm zum Frieden mit dem Papst und zur Unterwerfung der Fürsten sehr nützlich sein werde.

In der Frühe des 6. Mai begann der Angriff der Kaiserlichen. Sie hatten einige Sturmleitern verfertigt. Die Mauern waren ziemlich niedrig; die in Eile errichteten Verschanzungen boten wenig Schwierigkeit. Bourbon, ganz gepanzert und über der Rüstung noch mit einem weißen Gewande bekleidet, um seinen Soldaten kenntlicher zu sein, schritt durch ihre Reihen und ermahnte sie, ihre alte Tapferkeit zu zeigen. Noch verbarg ein dicker Nebel den Römern ihre Ankunft. Erst als sie an den Graben kamen, wurden sie von den päpstlichen Soldaten und den Schweizern, die auf der Mauer standen, erblickt. Unter fürchterlichem Geschrei wurden die Leitern angelegt und erstiegen; ein wütender Kampf entbrannte, denn die im Solde des Papstes befindlichen Schweizer machten ihrem Namen Ehre. Schon mehrmals zurückgeschlagen, wichen die Stürmenden da und dort und mußten mit Gewalt wieder angetrieben werden. Bourbon eilte von einem Haufen zum andern und feuerte seine Krieger an. Einem zögernden Spanier riß er die Leiter aus der Hand, um durch Vorangehen den Seinigen das Beispiel der Unerschrockenheit zu geben. Aber kaum hatte er einige Sprossen der Leiter erstiegen, als ihn ein wohlgezielter Musketenschuß traf. Er fühlte sogleich, daß die Wunde tödlich sei, hatte aber noch Fassung genug, hinabzusteigen und die Umstehenden zu bitten, daß sie ihn mit einem Mantel bedeckten. Gleich darauf ver-

schied er. Seine Vorsorge war vergeblich gewesen. Die Krieger, die das weiße Gewand nicht mehr sahen, ahnten die Ursache. Aber weit entfernt, dadurch kleinmütig und verzagt zu werden, brannten sie von Begierde, ihres Führers Tod zu rächen. Mehrere von ihnen erstiegen die Mauern, verjagten die Schweizer und sprangen auf die Straße hinab. Das päpstliche Geschütz wurde genommen, die am Thor aufgestellten Schweizer zurückgeworfen und für die nachdringenden Haufen das Thor geöffnet. Die Kaiserlichen drangen in Scharen ein; der Papst hatte eben noch Zeit, sich in die Engelsburg zu flüchten.

Die Obersten machten jetzt dem Papste den Vorschlag, er solle 300 000 Skudi zahlen und ihnen als Pfand einen Teil der Stadt ausliefern. Clemens, der schon für die nächsten Stunden Entsatz hoffte, wies alle Vorschläge zurück. Darauf durchzogen die Sieger die Stadt und öffneten noch weitere Thore. Sie fanden fast nirgends mehr Widerstand; nach Sonnenuntergang war die ganze Stadt in ihrer Gewalt. Doch blieben sie bis Mitternacht in Reih' und Glied stehen und hielten einige freie Plätze besetzt. Nun erst, als nirgends mehr ein Feind sich zeigte, stürzten sie sich in die Häuser zur Plünderung von Rom **(sacco di Roma).**

Alles, wozu Rachsucht, Geldgier, Religionshaß und Wollust den Menschen anzutreiben vermögen, übten diese rasenden Sieger aus. Wild umherschweifend von Haus zu Haus, von Palast zu Palast, von Kirche zu Kirche, schleppten sie weg, was sie nur tragen konnten; was sie nicht fortzubringen vermochten, das zerstörte ihr unsinniger Mutwille. Manch herrlicher Ueberrest des klassischen Altertums, manche Sammlung von seltenen Kunstwerken, Büchern und Handschriften wurde vernichtet. Die Soldaten schonten kein Alter, kein Geschlecht und keinen Stand; Männer und Frauen erlitten die schrecklichsten Mißhandlungen. Vornehme Geistliche wurden gebunden und durch die Straßen geschleppt. Zehn Tage schwelgte die losgelassene Leidenschaft im Rauben, Mißhandeln und Zerstören, und als sich endlich die erste Wut ein wenig abgekühlt hatte, trieb der ungebundene Mutwille mit allem bisher für heilig Geachteten sein tolles Spiel. Die päpstliche Sakristei wurde zum Pferdestall gemacht, und statt der Streu holte man die Akten aus der päpstlichen Kanzlei und riß sie in Stücke. Deutsche Landsknechte zogen als Kardinäle gekleidet, auf Eseln in der Stadt umher; einer von ihnen,

die dreifache Krone auf dem Haupt, galt als Papst, und die andern knieten vor ihm nieder. Mit lauter Stimme rief jener: „Den Luther will ich zu meinem Nachfolger haben, ihm will ich das Papsttum schenken." — „Luther Papst! Luther Papst!" riefen ihm jubelnd die umstehenden Soldaten entgegen. Diese Scene spielte sich vor der Engelsburg ab, wo der Papst und sein Gefolge Augenzeugen sein konnten.

Der Prinz von Oranien, Philibert von Chalons, hatte sich nebst andern Führern im Vatikan einquartiert. Der Vizekönig Lannoy war nach Rom gekommen und hatte aufs neue Unterhandlungen mit dem Papst angeknüpft. Da der Herzog von Urbino schon in der Nähe von Rom stand, so hoffte Clemens immer noch auf Entsatz und wies die Vorschläge zurück. Aber der ligistische Führer wagte keinen Angriff und zog sich zurück. Da der Papst nirgends Hilfe sah und aus Mangel an Lebensmitteln schon mit Eselsfleisch sich begnügen mußte, so kam endlich der Vertrag zustande. Clemens mußte versprechen, 400000 Skudi für das Heer zu bezahlen, den kaiserlichen Truppen einige feste Städte und Burgen zu übergeben und bis zur Zahlung eines großen Teiles dieser Summe Gefangener des Kaisers zu bleiben. Dieser Vertrag wurde am 5. Juni unterzeichnet, worauf deutsche und spanische Soldaten die Wache in der Engelsburg bezogen. Es dauerte ein halbes Jahr, bis der Papst die geforderte Summe zusammenbringen konnte. Als sie endlich herbeigeschafft war, wurde ihm angekündigt, daß er am 10. Dezember in Freiheit gesetzt werden sollte. Aber in der Nacht vorher, als die Soldaten, wohl auf Befehl, nachlässige Wache hielten, entfloh er, von wenigen Dienern begleitet, nach Orvieto in das ligistische Lager.

Der Kaiser durfte seine Freude über die Erstürmung Roms und vollends über die Gefangennahme des Papstes nicht laut werden lassen. Denn wenn auch letzterem viele diese Demütigung von Herzen gönnten, so haftete doch bei der Mehrzahl die alte Ehrfurcht gegen das Oberhaupt der Kirche noch zu tief, als daß nicht Karl hätte fürchten müssen, den heftigsten Vorwürfen zu begegnen. Er schrieb daher Briefe an sämtliche Höfe, worin er seine Unschuld beteuerte und versicherte, daß der ganze Zug nach Rom und alles, was an dem Papste Uebles verübt worden sei, ohne sein Wissen und wider seinen Willen geschehen sei. Einige berichten sogar, er habe öffentliche Gebete für die Befreiung

des Papstes angeordnet. Diese Versicherungen waren nicht ganz grundlos. Karl war nicht mehr Herr über seine Truppen; denn diese, welche auf Kosten der Stadt in Rom lebten, wollten nicht eher abziehen, bis ihnen alle Rückstände der Kriegskontribution ausbezahlt wären.

Der mächtigste Verbündete des Papstes, König Franz, hätte jenem die Schmach der Gefangenschaft ersparen können, wenn er sich zeitig auf dem Kriegsschauplatz eingefunden

Landsknechte.

hätte. Als Bourbon nicht mehr ferne von Rom stand, schloß Franz mit Heinrich VIII. ein Bündnis gegen den Kaiser. Heinrich zahlte Hilfsgelder, und Franz rüstete ein Heer, mit dem Marschall Lautrec in Italien einfiel und mehrere Festungen in der Lombardei eroberte, darunter das ghibellinische Pavia, wo die Franzosen Schandthaten jeder Art begingen. Der Kaiser, dem es fortwährend an Geld fehlte, war, besorgt über die Fortschritte des französischen Heeres, zum Frieden geneigt. Er ließ dem König sagen, er wolle

sein letztes Anerbieten, statt der Herausgabe des Herzogtums Burgund zwei Millionen Kronen zu zahlen, annehmen, auch die beiden Prinzen freilassen, wenn Franz seine Truppen sogleich aus Italien zurückberufen wolle. Aber dieser glaubte sich bereits viel zu sehr im Vorteil, als daß er diese Abschwächung des Madrider Friedensvertrages hätte annehmen wollen, und setzte den Krieg fort. Erbittert über diese Reihe von Treulosigkeiten sagte Karl dem französischen Abgesandten, sein Herr sei ein Lügner und treuloser Mann, da er ja selbst zu Madrid versichert habe, er wolle als solcher angesehen werden, wenn er sein Wort breche; wolle der König diese Worte ableugnen, so erkläre er hiermit, daß er diese Sache mit ihm Mann gegen Mann auskämpfen wolle. Darauf erfolgte von seiten des Königs eine förmliche Herausforderung. Karl nahm den Zweikampf an und bestimmte den Ort dazu. Franz sollte die Waffen mitbringen. Aber dieser blieb die fernere Antwort schuldig.

Inzwischen war Lautrec im **Jahre 1528** in das Gebiet von Neapel einmarschiert. Dies war die Veranlassung, daß endlich die kaiserlichen Truppen, nachdem sie zehn Monate in Rom verweilt hatten und infolge ihrer Ausschweifungen und der Pest von 20000 auf 12000 zusammengeschmolzen waren, mit reicher Beute beladen, die Stadt verließen und nach Neapel sich zurückzogen, wo sie sich mit Lannoys Mannschaft vereinigten. Lautrec machte zwar anfangs im Neapolitanischen einige Fortschritte und schritt sogar zur Belagerung der Hauptstadt, wobei venetianische und genuesische Schiffe den Verkehr der Stadt zur See abschnitten. Aber nun folgte ein Mißgeschick nach dem andern: der genuesische Admiral Andreas Doria fuhr, von Franz zurückgesetzt und gekränkt, mit seinen Schiffen davon und öffnete für die Verteidiger Neapels die Zufuhr zur See; im französischen Lager brach eine Pest aus, die so furchtbar um sich griff, daß von 25000 Mann nur 4000 übrig blieben. Lautrec selbst erlag der Pest; die Belagerung wurde aufgehoben und die Franzosen zogen ab; doch sahen nur wenige ihr Vaterland wieder; im Jahre 1529 schlug Leiva ein anderes französisches Heer, das Mailand erobern wollte, und trieb es aus Italien hinaus. Umsonst hatte Franz die Demütigungen von Pavia und von Madrid durch neue militärische Erfolge wieder gut zu machen gesucht; die Feldzüge von 1528 und 1529 waren so unglücklich für ihn ausgefallen, daß ihm der Abschluß eines neuen

Friedens erwünscht sein mußte. Auch Karl sehnte sich nach Frieden, zumal da in Deutschland die konfessionellen, in Ungarn, wo die Türken sich festgesetzt hatten, die militärischen Verhältnisse ungünstig standen.

Bei dieser gegenseitigen Geneigtheit zur Beendigung des Krieges war es nicht schwer, auf den Grundlagen, die schon gegeben waren, den Frieden zustande zu bringen. Zuerst kam zwischen dem Kaiser und dem Papste der **Frieden von Barcelona** zustande (29. Juni 1529), kraft dessen Florenz wieder

Fassade der Hauptkirche S. Petronio zu Bologna.

an den Neffen des Papstes, Alexander von Medici, zurückfiel, der sich kurz vorher mit einer außerehelichen Tochter Karls verlobt hatte; außerdem erhielt der Papst einige Gebietserweiterungen (Ravenna, Modena, Reggio) und vom Kaiser die Zusage, daß in Deutschland die Ketzerei ausgerottet werden sollte, nötigenfalls mit Gewalt. — Um sodann den Frieden mit Franz zu vereinbaren, begaben sich die Tante des Kaisers, Margareta, und die Mutter des Königs, Luise, nach Cambrai. Hier bezogen sie zwei Nachbarhäuser, die durch einen Gang verbunden waren. Hier wurde am 5. August 1529 der **Damenfrieden von Cambrai** abgeschlossen, wonach Franz zwei

Millionen Kronen zahlte, seine Ansprüche auf Italien zum zweitenmal aufgab, seine beiden Söhne aus Spanien zurückkehrten und Burgund in seinem Besitze blieb, während der Kaiser sich seine Ansprüche darauf grundsätzlich vorbehielt. Auch versprach der König aufs neue, des Kaisers Schwester Eleonore zu heiraten (was auch bald darauf geschah) und den Anhängern Bourbons ihre Güter zurückzugeben.

Fast gleichzeitig mit dem Abschluß des Friedens erfolgte Karls Abreise nach Italien. Er schiffte sich in Barcelona ein und landete am 12. August 1529 in Genua. Mit dem Gepränge eines Eroberers, im Vollgefühle großartiger Siege, umgeben von einer Schar spanischer Granden, an der Spitze von 20000 Mann alter Krieger erschien er in Oberitalien und empfing die Gesandten aller italienischen Staaten. Dann wandte er sich nach Bologna, wohin er den Papst Clemens zu einer Zusammenkunft beschieden hatte. Karl küßte kniend dem Papst den Fuß, wohnte den religiösen Handlungen mit Andacht bei und zeigte in seinem Wesen so viel Hoheit und Milde zugleich, daß die Italiener, die einen Barbaren zu sehen erwartet hatten, ihn mit Verwunderung betrachteten. In der Kirche S. Petronio zu Bologna krönte ihn der Papst unter vielen Feierlichkeiten und großer Pracht am 22. Februar 1530 zum König der Lombardei und am 24. Februar zum Kaiser des römischen Reichs deutscher Nation. Das war die letzte **Krönung** eines deutschen Kaisers durch einen römischen Papst, aber auch die seltsamste; kein deutscher Kurfürst war anwesend; nur spanische und italienische Aristokraten umgaben den Kaiser; letztere versahen auch die Ehrenämter, die sonst bei Krönungsfesten die vornehmsten deutschen Fürsten verrichteten. Mit dem Herzog Franz Sforza von Mailand und mit den Venetianern war der Friede schon am 23. Dezember 1529 zustande gekommen. Sforza erhielt das Herzogtum Mailand wieder, mußte aber 400000 Skudi sogleich und zehn Jahre lang je 50000 zahlen. Den Venetianern wurde eine Kontribution von 300000 Skudi auferlegt. Die in Barcelona vereinbarte Wiederherstellung der Mediceerherrschaft in Florenz konnte erst nach zehnmonatlicher Belagerung erfolgen, da die demokratisch gesinnte Bürgerschaft sich aufs hartnäckigste verteidigte. Bei dem Sturme fiel Prinz Philibert von Oranien, der Anführer der Kaiserlichen. Am 12. August 1530 erfolgte die Uebergabe der Stadt; Alexander von Medici zog als erb-

licher Herzog ein und stellte die aristokratische Verfassung wieder her.

Um jene Zeit waren die habsburgischen Länder von den Türken hart bedroht. Wir haben im vierten Bande ge-

Krönung Karls V. durch Papst Clemens VII. zu Bologna.
Nach einem im alten Palast zu Florenz befindlichen Gemälde von G. Vasari.

sehen, daß der ungarische König Ludwig II. im Jahre 1526 im Kampfe gegen die unter dem Sultan Soliman I. vordringenden Türken bei Mohacs Schlacht und Leben verlor und daß kraft des Wiener Erbvertrages von 1515 Karls Bruder Ferdinand dessen sämtliche Länder, Ungarn, Böhmen, Mähren, Schlesien und die Lausitz, als Erbe erhielt. Aber

die nationale Partei in Ungarn wählte den Woiwoden von Siebenbürgen, Johann Zapolya, zu ihrem König. Dieser wurde 1527 von den Truppen Ferdinands aus Ungarn vertrieben und nach Siebenbürgen zurückgedrängt. Auf seinen Hilferuf zog Soliman 1529 mit 200000 Mann wieder in Ungarn ein, eroberte am 8. September die Hauptstadt Ofen und setzte Zapolya als König von Ungarn ein. Darauf marschierte er gegen **Wien**. Für diese Stadt und für ganz Deutschland war die Gefahr einer Ueberflutung durch fanatische Barbaren groß. Soliman eröffnete sofort die Belagerung Wiens und ließ vom 9. bis 14. Oktober stürmen. Aber alle Stürme scheiterten an der heldenmütigen Verteidigung der Besatzung, die der Höhe ihrer Aufgabe sich bewußt war. Da im türkischen Lager Mangel an Lebensmitteln eintrat und die Truppen nach den Winterquartieren begehrten, hob Soliman am 15. Oktober die Belagerung auf und trat den Rückzug an. Von deutschen Reichstruppen unterstützt, drang Ferdinand wieder in Ungarn ein, erlangte aber nur nach langen Kämpfen und gegen Tribut die Krone von Ungarn. Luther war Patriot genug, um bei der Türkengefahr von 1529 in einer Flugschrift „Vom Kriege wider die Türken" die Deutschen zum Kampfe gegen den furchtbaren Feind aufzufordern.

5. Fortgang der Reformation in Deutschland und die Schweizer Reformation.

Bald nachdem Kaiser Karl Deutschland verlassen hatte, war Papst Leo X. gestorben (1. Dezember 1521). Ihm folgte Hadrian VI. (Januar 1522 bis September 1523), der letzte nicht italienische Papst, ein Niederländer von bürgerlicher Abstammung, früher Lehrer und Erzieher Karls, auch dessen Stellvertreter in Spanien während seiner Abwesenheit. Dieser Papst glaubte, dem Fortschritt der Reformation dadurch am wirksamsten entgegentreten zu können, daß er die Schäden der Kirche und der päpstlichen Hofhaltung offen eingestand und ehrliche Abhilfe versprach und suchte. Trotz dieses Entgegenkommens erklärte der **erste Nürnberger Reichstag**, der während seines Pontifikats zusammentrat (November 1522 bis Februar 1523), das Wormser Edikt lasse sich ohne Bürgerkrieg nicht durchführen; der einzige

Weg der Abhilfe sei ein freies christliches Konzil auf deutschem Boden. Hadrian selbst konnte dieses nicht mehr ausschreiben; er starb am 14. September 1523. Das römische Volk jubelte bei der Nachricht von seinem Tode und nannte seinen Leibarzt den „Retter des Vaterlandes". Auch die Umgebung des Papstes, die an die feine Bildung und den Lebensgenuß der Renaissancezeit gewöhnt war, hatte wenig Gefallen gefunden an der Strenge eines Herrschers, „der kleinbürgerliche Lebensgewohnheiten hatte und allabendlich den Dukaten für den nächsten Tag hergab". Sein Nachfolger war der uns schon bekannte Clemens VII., eigentlich Julius von Medici (November 1523 bis September 1534). Dieser glaubte, durch eine klug geleitete Staatskunst der kirchlichen Bewegung in Deutschland Einhalt thun zu können, und er hatte einigen Erfolg. Auf dem **zweiten Nürnberger Reichstage** (Januar bis April 1524) setzte es sein Legat Campeggi durch, daß der frühere Beschluß zurückgenommen und verordnet wurde, alle Reichsstände sollen dem Wormser Edikt „so viel als möglich" nachkommen; dabei wurde freilich die Forderung eines „freien Universalkonzils auf deutschem Boden" wiederholt. Bald nach Schluß dieses Reichstages (Juli 1524) begann Campeggi mit den mächtigsten katholischen Fürsten Deutschlands wegen eines Sonderbundes zu verhandeln, und wieder hatte er Erfolg. Auf dem Regensburger Konvent (Juli 1524) verpflichteten sich Ferdinand von Oesterreich, die bayrischen Herzöge und mehrere süddeutsche Bischöfe zur Ausrottung der Ketzerei und zu gegenseitigem Schutze. Dieser Bund entsprach nicht ganz den Wünschen des Papstes, aber er war doch der erste Versuch, „eine altgläubige Kampfpartei zu bilden", und er war eben deswegen auch geeignet, die religiösen Gegensätze zu verschärfen. Was von der Gesamtheit des Reichstags nicht zu erlangen war, wollte der Papst zunächst bei einem Teile der deutschen Fürsten durchsetzen, um später durch diesen Sonderbund den Reichstag selbst zu beherrschen. Sofort nach Schluß des Regensburger Konvents begannen denn auch in Oesterreich, Bayern und Salzburg grausame Verfolgungen der lutherischen Prediger und ihrer Anhänger.

Durch diesen Konvent und durch die Nachrichten, die aus Spanien einliefen, fühlten sich die evangelischen Fürsten beunruhigt. Der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen verbanden sich bei ihrer Zusammenkunft

in Gotha (Februar 1526) zu gegenseitigem Schutze, ein Bund, der von sächsischer Seite in Torgau bestätigt wurde, weshalb er gewöhnlich „der Torgauer Bund" heißt. Am 12. Juni 1526 erfuhr dieses Verteidigungsbündnis noch eine Erweiterung durch den Beitritt der Herzöge von Braunschweig-Lüneburg und Mecklenburg, des Fürsten von Anhalt-Köthen, des Grafen von Mansfeld und der Stadt Magdeburg. Der Kaiser hatte nämlich am 23. März von Sevilla aus an einige Fürsten geschrieben: sie sollten beim alten Glauben beharren; er selbst werde in kurzem nach Rom gehen und dann alle Anstalten treffen, um die Ketzerei gründlich auszurotten.

Damit hatte man dem katholischen Regensburger Bund den evangelischen Torgauer Bund entgegengestellt, und es war vorauszusehen, daß von nun an auf den Reichstagen dieser Zwiespalt sich bemerklich machen werde. Auf dem **ersten Reichstag zu Speier** (Juni bis August 1526) zeigte es sich, daß die Reichsstände zu einer gemeinschaftlichen Reform der deutschen Kirche nicht zu bewegen seien. Der Kaiser und sein Bruder Ferdinand, der ihn auf dem Reichstage vertrat, forderten Durchführung des Wormser Edikts; die Reichsstädte, in denen die Reformation begeisterte Aufnahme gefunden hatte, erklärten dies für unmöglich; die Fürsten waren geteilt. Aber auch die altgläubige Mehrheit wünschte wenigstens kirchliche Verbesserungen. Nach langen, unerquicklichen Verhandlungen kam folgender Reichstagsabschied zustande (27. August): Der Kaiser möge binnen 1½ Jahren ein General- oder Nationalkonzil zur Schlichtung der religiösen Wirren berufen; inzwischen sollen „Fürsten und Obrigkeiten mit ihren Unterthanen im heiligen christlichen Glauben also leben und sich regieren, wie ein jeder solches gegen Gott und kaiserliche Majestät hoffe und vertraue zu antworten".

In diesem Beschlusse sahen die Altgläubigen nur eine vorläufige Entscheidung, einen Verlegenheitsbeschluß, der die endgültige Regelung hinausschiebe; die Neugläubigen aber faßten ihn als gültige Erklärung in dem Sinne, daß das Reich die religiöse Frage überhaupt den Landesfürsten überlasse. Darin liegt die geschichtliche Bedeutung dieses Reichstages. Unter dem Widerspruche der Altgläubigen leiteten die Neugläubigen daraus das Recht ab zur selbständigen Ausbildung von Landeskirchen, wie sie in den nächsten drei Jahren in vielen Gebieten entstanden. Mit der Gründung

solcher Landeskirchen aber war die religiöse Spaltung der Nation besiegelt. Der Katholizismus — sagt Ranke — hätte sich nicht behaupten können, wenn das Wormser Edikt förmlich zurückgenommen worden wäre; der Protestantismus hätte sich nicht gesetzmäßig ausbilden können, wenn man auf seiner Ausführung bestanden hätte. Diese Entwickelung war die notwendige Folge des Zwiespalts zwischen Kaiser und Papst. Der Bund des Kaisers mit dem Papst „hatte das Wormser Edikt herbeigeführt; da der Bund gebrochen war, nahmen der Kaiser und sein Bruder auch das Edikt zurück, insoweit ihre eigenen Interessen es zuließen".

Als aber drei Jahre später der **zweite Speirer Reichstag** zusammentrat (15. März bis 24. April 1529), hatte sich inzwischen die politische Lage gründlich geändert. Der Kaiser war auch im zweiten Kriege mit Franz Sieger geblieben und im Begriffe, mit dem Papste seinen Frieden zu machen. Eine der Bedingungen, die für diesen gefordert und später auch gewährt wurde (29. Juni), war Ausrottung der Ketzerei in Deutschland (s. S. 87). Die Bevollmächtigten des Kaisers erklärten also kurzerhand, der Beschluß von 1526 sei null und nichtig, „weil allerlei Unrat daraus entstanden sei". Das war den deutschen Reichsständen eine befremdliche Sprache, und sie verlangten anfangs einmütig die Aufrechterhaltung jenes Beschlusses. Aber bald trat eine Spaltung ein und am Ende setzte die altgläubige Mehrheit des Reichstages den Beschluß durch: Daß „diejenigen, die beim Wormser Edikt bisher geblieben, auch fernerhin mit ihren Unterthanen dabei beharren könnten, daß die andern Stände wenigstens jeder weiteren Neuerung sich enthalten, die Meßgottesdienste nicht mehr abgethan, noch jemand irgendwo am Hören der Messe verhindert, auch Unterthanen eines Standes nirgends von einem andern Stand gegen jenen in Schutz genommen werden sollten".

Da hierdurch einer weiteren Verbreitung der Reformation Stillstand geboten und sogar der katholischen Lehre Eingang in die reformierten Gebiete wieder eröffnet war, so erklärte am 19. April 1529 die evangelische Minderheit in einer vorher vorbereiteten Protestationsschrift, daß ein von einem Reichstag gefaßter einmütiger Beschluß nicht später durch die Mehrheit eines andern Reichstages umgestoßen werden könne, daß in Sachen der Religion die Mehrheit überhaupt keine allgemein gültigen Beschlüsse aufstellen könne. Diese Schrift wurde

von sechs Fürsten und vierzehn Reichsstädten unterzeichnet: Kurfürst Johann von Sachsen, Landgraf Philipp von Hessen, Markgraf Georg von Brandenburg, Herzog Ernst und Franz zu Lüneburg, Fürst Wolf von Anhalt; Straßburg, Nürnberg, Ulm, Konstanz, Lindau, Memmingen, Kempten, Nördlingen, Heilbronn, Reutlingen, Isny, St. Gallen, Weißenburg, Windsheim. Die Unterzeichner dieser gegen die Autorität des Papstes gerichteten und die Freiheit der religiösen Ueberzeugung wahrenden Protestation wurden „Protestanten" genannt, ein Name, der später auf alle evangelischen Stände ausgedehnt wurde.

Da sowohl Ferdinand als auch der Kaiser, dem die Protestation nach Italien überschickt wurde, sie gar nicht annahmen und die Reichstagsmehrheit der evangelischen Minderheit das Recht des Widerspruchs geradezu absprach, so mußten die Protestanten sich darauf gefaßt machen, daß man nun mit Gewalt gegen sie vorgehen werde. Um nicht das unvorbereitete Opfer derselben zu werden, schlossen noch vor Reichstagsschluß der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen mit den Städten Nürnberg, Straßburg und Ulm ein geheimes Schutzbündnis. Diesem war, wenn es lebenskräftig sein sollte, eine Verstärkung notwendig. Daher wünschte der Landgraf, man solle die Schweizer zum Eintritt in den Bund auffordern, und diese, die sogar daran dachten, eine Verbindung sämtlicher Evangelischen in Deutschland und der Schweiz gegen den Kaiser zustande zu bringen und auch Venedig und Frankreich aufzunehmen, waren zum Beitritt gerne bereit. Aber der Abschluß eines Bündnisses mit den Schweizern war nur dann möglich, wenn der zwischen Luther und Zwingli ausgebrochene theologische Streit ausgeglichen werden konnte. Abgesehen davon, daß Luther gegen jede Anwendung von Waffengewalt zu gunsten des Evangeliums sich aussprach und auf dem Grundsatz vom leidenden Gehorsam beharrte, verwarf er ganz besonders jede Verbindung mit solchen, die „Ketzer wider das Sakrament" (Sakramentierer) seien. Da aber der Landgraf der Ansicht war, daß diese theologischen Gegensätze durch mündliche Verhandlungen zwischen Luther und Zwingli weit eher als auf schriftlichem Wege ausgeglichen werden könnten, so entschloß sich Luther, um nicht den Landgrafen zu verletzen und nicht als unfriedfertig zu erscheinen, der vom Landgrafen vorgeschlagenen Zusammenkunft zu Marburg

beizuwohnen, obgleich er sich keinen günstigen Erfolg davon versprach.

Ulrich Zwingli war am 1. Januar 1484 in der toggenburgischen Gemeinde Wildhaus (im heutigen Kanton St. Gallen) als der Sohn eines wohlhabenden und angesehenen Bauern, der zugleich Amtmann war, geboren. Nach einer glücklichen Kindheit erwarb er sich auf den Hochschulen zu Wien und Basel eine gediegene humanistische Bildung, die ihn zum Führer der Schweizer Humanisten machte. In Basel begann er auch das Studium der scholastischen Philosophie und Theologie. Im Jahre 1506 zum Pfarrer in Glarus gewählt, zog er mit dem glarnischen Aufgebot, das mit den Truppen anderer Kantone für den Papst und gegen die Franzosen focht, als Feldprediger nach Italien und machte 1515 die Schlacht bei Marignano mit. Nach seiner Rückkehr setzte er seine Studien fort und kam 1516 als „Leutepriester" nach dem Kloster Maria-Einsiedeln, das als Wallfahrtsort weithin bekannt war. Hier kam er — nicht durch leidenschaftliche Seelenkämpfe wie Luther, sondern durch ruhiges, gründliches Forschen immer mehr zu der Ueberzeugung, daß der von der Kirche gelehrte Heilsweg nicht dem Worte Gottes entspreche. Schon begann er auch gegen einzelne Mißbräuche, wie Mariendienst und Wallfahrten, zu predigen und forderte die Bischöfe von Konstanz und Sitten zu Reformen auf. Entscheidend für sein Wirken war seine Berufung nach Zürich, wo er am 1. Januar 1519 sein Amt als Pfarrer am Großmünster antrat. In seinen Predigten lehrte er, man solle sich nur an die Bibel halten, weil nur sie in Glaubenssachen entscheide; die Aussprüche der Kirchenväter, der Päpste und

Ulrich Zwingli.
Nach einem Gemälde von Hans Asper in der Stadtbibliothek zu Zürich.

jede Art von Ueberlieferung dürfe man nur dann als gültig annehmen, wenn sie mit der Bibel übereinstimmten.

Bei seiner klaren und verständlichen Art, zu predigen, machte er in jener religiös so bewegten Zeit den größten Eindruck auf seine Zuhörer und gewann bald einen großen Anhang. Als der Barfüßermönch Bernhard Samson den Verkauf der Ablaßbriefe in der Schweiz begann (ähnlich wie Tetzel in Deutschland), da wußte er beim Rate von Zürich ein Verbot dagegen zu erwirken. Im Jahre 1522 richteten Zwingli und zehn andere Priester eine Bittschrift an den Bischof von Konstanz, worin sie erklärten, daß sie „mit Gott fest entschlossen seien, das Evangelium ohne Unterlaß zu predigen", und um Abschaffung des Cölibats der Geistlichen nachsuchten. Um seine Reformansichten in einem Aktenstück zusammenzufassen, veröffentlichte er im Einverständnis mit der Züricher Regierung eine Streitschrift in 67 Artikeln, in der er sich gegen die päpstliche Gewalt, die Anrufung der Heiligen, die guten Werke, die Messe, die Kirchengüter, die Feiertage, die Wallfahrten, den Prunk der Zieraten, die Bilder, die Bruderschaften, das Cölibat, die ewigen Gelübde, den Ablaß, das Fegfeuer, den göttlichen Charakter des Priestertums, falls es als bloße Amtshandlung in Betracht komme, aussprach. Auf 29. Januar 1523 wurden vom Großen Rat alle Geistlichen zu einer **Disputation** nach Zürich einberufen. Gegen 600 geistliche und weltliche Personen erschienen. Da die Abgesandten des Bischofs gegen Zwinglis Thesen nichts anderes vorzubringen wußten als die Autorität der Tradition und der Konzilien, so erklärte der Rat die Lehre Zwinglis für richtig und befahl, daß nichts mehr gepredigt werden dürfe, was nicht mit der heiligen Schrift übereinstimme. Die Religionsgespräche von 1523 und 1524 hatten die Abschaffung der Bilder und der Messe zur Folge. Im Jahre 1524 verheiratete sich Zwingli mit der 43jährigen Witwe Anna Meyer, geborenen Reinhard.

Nachdem Zwingli den Großen Rat und den größten Teil der Gemeinde von Zürich auf seine Seite gebracht hatte, wurde das Kirchen- und Schulwesen im Kanton seiner Lehre gemäß eingerichtet. Der alte Gottesdienst wurde abgeschafft und die neue Kirchenverfassung gegründet, nach der alle kirchliche Gewalt in den Händen der Gemeinde, das heißt des von der Gemeinde gewählten Großen Rates war. Bilder, Kreuze, Kerzen, Altäre und Orgeln wurden aus der Kirche

entfernt und das Abendmahl nach Art der urchristlichen Liebesmahle, als Zeichen der Erinnerung an den Tod Christi und zur Stärkung des Gefühls der Gemeinschaft, eingerichtet. Einige Fanatiker konnten, wie in Wittenberg, die Beschlüsse des Rats und deren Ausführung nicht abwarten und trieben groben Unfug mit den Bildern. Auch das Auftreten der Wiedertäufer wurde den Schweizern nicht erspart. Viele von ihnen, die in Deutschland geächtet waren, kamen flüchtig in die östlichen Kantone der Schweiz, erregten Aufstände, überfielen Klöster und konnten nur mit Mühe davon abgehalten werden, die Stadt Zürich selbst heimzusuchen und die Ratsherren zu ermorden. Vergeblich suchten Zwingli und die andern Prediger die Häupter dieser Sekte zum Gehorsam gegen die Obrigkeit zu bewegen. Da sie in der Verbreitung ihrer Lehre und in ihren Aufreizungen sich nicht stören ließen, so wurden von der Züricher Regierung zwei dieser Führer zu Rutenstreichen und zur Verbannung, ein dritter zur Ertränkung im See verurteilt (1527).

Johann Oekolampadius.
Nach einem alten Kupferstich.

Die Lehre Zwinglis fand auch in andern Städten Anklang. Berchtold Haller, Chorherr und Prediger in Bern, Oekolampadius (Hausschein), ein geborener Weinsberger, in Basel, Mykonius, Vorsteher der Lateinschule in Luzern, traten in den genannten Städten für die neue Lehre auf. Letzterer freilich wurde bald aus Luzern vertrieben und suchte in Zürich eine Zufluchtsstätte. Die eidgenössische Tagsatzung bezeichnete Zwingli als Unruhestifter und Feind des öffentlichen Friedens und schickte den Landvögten an der aargauischen Grenze den geheimen Befehl zu, den züricherischen Reformator zu verhaften. Zwingli nahm daher an der Disputation, die am 26. Mai 1526 in der aargauischen Stadt Baden eröffnet wurde, nicht per-

sönlich Anteil und ließ sich dort durch Oekolampadius und Haller vertreten. Diesen beiden standen auf katholischer Seite der uns bekannte Professor Eck aus Ingolstadt, der bischöfliche Generalvikar Johann Faber und der straßburgische Barfüßermönch Thomas Murner gegenüber. Dabei handelte es sich hauptsächlich um die Lehre vom Abendmahl. Die katholische Partei konnte sich insofern den Sieg zuschreiben, als die von Oekolampadius verteidigten Sätze nur von 10, diejenigen Ecks von 82 Anwesenden unterschrieben wurden. Aber dieser Sieg wurde durch die Folgen des Religionsgesprächs, das vom 6. bis zum 26. Januar 1528 in Bern gehalten wurde, vollständig aufgewogen. Zwingli war selbst dort anwesend, da es galt, das mächtige Bern auf die Seite der Reformation zu bringen. In Begleitung von 300 bewaffneten Reitern war er durch das ihm feindselige Aargau gezogen. Oekolampadius aus Basel, Bullinger aus Bremgarten, Bucer aus Straßburg und Farel aus der Dauphinee, der damals zuerst auf dem reformatorischen Schauplatz erschien, standen in Bern Zwingli zur Seite. Auf Seite der katholischen Partei traten keine hervorragenden Persönlichkeiten auf. Zwingli errang einen vollständigen Sieg, worauf die bernerischen Behörden im ganzen Gebiete des Kantons die Reformation einführten. Diese erlangte in Basel, Appenzell, St. Gallen, Glarus, Schaffhausen, Graubünden den Sieg und setzte sich in mehreren oberdeutschen Städten, wie Straßburg und Ulm fest.

Es wäre für die schwer bedrängte deutsche Reformation ein ungeheurer Vorteil gewesen, wenn sie sich mit der Schweizer Reformation zu gegenseitigem Schutze hätte verbinden können. Aber bei aller Verwandtschaft der beiden Bewegungen wichen sie doch auch in manchen Punkten voneinander ab. Während Luther als einseitiger „religiöser Heros" alle politischen Gesichtspunkte beiseite schob, zeigte Zwingli als Sohn einer Republik auch an den politischen Zuständen seines Vaterlandes lebendige Teilnahme. Deswegen eiferte er gegen das „Reislaufen" seiner Landsleute, das die Sitten verderbe und die Vaterlandsliebe zerstöre, und gegen die Jahresgehalte, die vornehme Familien im Zusammenhange damit von fremden Fürsten bezogen. Dieser Umstand wurde mitbestimmend für die Ausbreitung seiner Lehre. Denn die Urkantone, die bei der Unfruchtbarkeit ihres Landes am meisten auf fremden

Kriegsdienst angewiesen waren, widersetzten sich der reformatorischen Bewegung aufs zäheste. Als Republikaner hat Zwingli ferner den Begriff der apostolischen „Gemeinde" in die Verfassung seiner Kirche hineingetragen, die dadurch demokratischen Charakter bekommt. Die Gemeinde, bezw. die von ihr gewählten Vertreter haben unbeschränkte Vollmacht, auch die kirchlichen Angelegenheiten zu ordnen.

„Wollen wir **Zwingli mit Luther vergleichen**," sagt Ranke, „so hatte er nicht so gewaltige Stürme zu bestehen, wie sie in Luther die geheimsten Tiefen des inneren Seelenlebens erschütterten. Da er sich nie so unbedingt dem bestehenden Kirchenwesen hingegeben, so hatte er sich auch jetzt nicht mit so gewaltsamer und schmerzlicher Anstrengung loszureißen. Was ihn zum Reformator machte, war nicht jenes tiefere Verständnis der Idee des Glaubens und ihres Verhältnisses zur Erlösung, von welchem Luther ausgegangen, sondern vor allem das, daß er bei seinem wahrheitsuchenden Studium der Schrift Kirche und Leben mit dem allgemeinen Inhalt derselben in Widerspruch begriffen sah. Die Aufgabe seines Lebens sah er nur darin, die Republik, die ihn aufgenommen, religiös und sittlich umzubilden, die Eidgenossenschaft zu ihren ursprünglichen Grundsätzen zurückzuführen. Wenn Luther vor allem eine Verbesserung der Lehre beabsichtigte, welcher Leben und Sitte dann von selbst nachfolgen müssen, so nahm Zwingli einen unmittelbaren Anlauf auf die Verbesserung des Lebens; er faßte vornehmlich die praktische Bedeutung des allgemeinen Inhalts der Schrift ins Auge; seine ursprünglichen Gesichtspunkte waren moralisch-politischer Natur; es ist kein Zweifel, daß auch sein religiöses Bestreben hierdurch eine eigentümliche Färbung empfing. Luther war bei allem seinem Eifer gegen den Papst, bei aller seiner Abneigung gegen die weltliche Herrschaft der Hierarchie, doch übrigens selbst in Lehre und Ritus so viel als möglich konservativ, historisch gesinnt; er war tiefsinnig und von dem Mysterium durchdrungen; Zwingli war bei weitem durchgreifender im Verwerfen und Umbilden, den Bedürfnissen des täglichen Lebens zugewandt, nüchtern, verständig." Luther ließ alles zu, was die Schrift nicht ausdrücklich verbietet; Zwingli verwarf alles, was die Schrift nicht ausdrücklich zuläßt. Zwingli wollte die Zustände der apostolischen Kirche zurückrufen; er wollte die Kirche „von allem Götzendienst säubern". Die Altäre sind ihm „Gaukel-

tische", Gesang und Orgelspiel „sinnliche Entweihungen". Nur aus Gebet und Predigt soll der Gottesdienst bestehen.

Diese Verschiedenheit des Standpunktes äußerte sich auch in der **Auffassung des Abendmahles.** Luther verwarf zwar die katholische Transsubstantiationslehre, wonach Brot und Wein vermittelst der Konsekration des Priesters durch die Allmacht Gottes in den Leib Christi umgeschaffen werden und von Brot und Wein nichts übrig bleibe als die äußere Gestalt, der Geruch und der Geschmack. Aber er lehrte ein gleichfalls unerklärbares, durch Gottes Allmacht bewirktes Vorhandensein des Leibes und Blutes Christi in und unter dem in seiner Substanz unveränderten Brote und Weine, das den gläubig Genießenden zum Heile, den ungläubig Genießenden zur Verdammnis gereiche. Zwingli dagegen in seiner verstandesmäßigen Nüchternheit faßte (wie früher schon Karlstadt) das Abendmahl als ein zur Erinnerung an den Tod Christi und zum Zweck des Bekenntnisses für die christliche Kirche eingerichtetes Mahl, Brot und Wein somit als bloße Symbole auf. Luther faßte also die Einsetzungsworte des Abendmahles („das ist mein Leib, das ist mein Blut") buchstäblich auf, nämlich „Brot und Wein *enthalten* den Leib und das Blut Christi wie die Scheide das Schwert"; Zwingli faßte sie bildlich: Brot und Wein *bedeuten* den Leib und das Blut Christi. Er berief sich darauf, daß Christus solch bildliche Ausdrücke auch sonst gebrauche, z. B. wenn er sage: „Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben", oder wenn er von Petrus sage, er sei ein Fels.

Nachdem über diese verschiedene Auffassung der Abendmahlslehre zwischen Luther und Zwingli viele Streitschriften gewechselt worden waren, sollte durch die Zusammenkunft zu **Marburg,** die auf den 29. September 1529 festgesetzt war, der Streit beigelegt werden. Zwingli traf an diesem Tage mit Oekolampadius und seinen Straßburger Freunden Bucer und Hedio und mit drei Nichttheologen in Marburg ein; am folgenden Tage kamen Luther und Melanchthon, Jonas und Cruciger aus Wittenberg. Auch Mykonius (Friedrich Mekum) von Gotha, Brenz von Schwäbisch-Hall, Osiander von Nürnberg und Stephan Agrikola von Augsburg wohnten dem Gespräche bei. Am 1. Oktober besprach sich Luther mit Oekolampadius und Zwingli mit Melanchthon, und sie einigten sich über alle Punkte mit Ausnahme der Abendmahlslehre. Ueber diese

wurde in Anwesenheit des Landgrafen und des bei ihm damals befindlichen vertriebenen Herzogs Ulrich von Württemberg und im Beisein der andern Gäste und landgräflichen Räte am 2. Oktober verhandelt. Die deutschen

Das Religionsgespräch zwischen Luther und Zwingli in Marburg 1529.
Nach einem Gemälde von Aug. Noack. (Mit Genehmigung der Photographischen Union in München.)

Reformatoren Luther und Melanchthon und die schweizerischen Reformatoren Zwingli und Oekolampadius saßen einander an einem Tische gegenüber. Um seiner mystischen Auffassung ja nicht untreu zu werden, hatte Luther die Worte „Das

ist mein Leib" mit Kreide vor sich auf den Tisch geschrieben. Wenn Zwingli die oben genannten Aussprüche Christi und das sechste Kapitel des Evangeliums Johannes für seine Auffassung anführte, so wies Luther mit Beharrlichkeit auf die vor ihm stehenden Worte hin, und nachdem die Unterredung am 3. Oktober fortgesetzt worden war, blieb Luther unerschütterlich dabei: „Da steht's: dies ist mein Leib. Das übrige befehl' ich Gott."

Es kam zu keiner Einigung, mit Mühe zu einer äußerlichen Versöhnung. Unter Thränen sagte Zwingli: „Es gibt keine Leut' auf Erden, mit denen ich lieber wollt' eins sein, denn mit den Wittenbergern." Luther entgegnete: „Ihr habt einen andern Geist als wir. Es wundert mich, daß Ihr mich, dessen Lehre Ihr für falsch haltet, doch als einen Bruder erkennen wollt. Ihr müßt wohl selbst nicht viel auf Eure Lehre halten." Da sagte der Straßburger Prediger Bucer: „So wählet denn! Entweder erkennt Ihr keinen als Bruder an, der auch nur in einem Punkte von Euch abweicht, und dann habt Ihr keinen einzigen Bruder, selbst nicht in Eurer eigenen Partei, oder aber Ihr nehmet einzelne an, die von Euch abweichen, dann müßt Ihr auch uns annehmen." Auch der Landgraf forderte Luther auf, er solle die schuldige Bruderliebe den Schweizern nicht versagen, worauf dieser antwortete, die Liebe, die man dem Feinde schuldig sei, wolle er den Gegnern nicht versagen. Er gab ihnen zwar die Hand des Friedens, erkannte sie aber nicht als Brüder in Christo an.

So schied man infolge der Starrheit, mit der Luther an seiner persönlichen Ueberzeugung festhielt, ohne eigentlichen Friedensschluß. Und doch mußte Luther sich sagen, daß für die Ausbreitung der neuen Lehre nichts gefährlicher sei als innere Zwietracht. Später hat er sich auch in diesem Sinne ausgesprochen: „Die Pforten der Hölle, das ganze Papsttum, der Türke, Welt, Fleisch und alles Böse hätten dem Evangelium nicht so viel schaden können als diese Zwietracht."

Der „andere Geist", den Luther bei den Schweizern zu finden glaubte, zeigte sich unter anderm auch darin, daß Zwingli einem bewaffneten Eintreten für die Sache des Evangeliums nicht so ängstlich wie Luther auswich. Gegen die reformierten Kantone, besonders gegen Zürich und Bern mit ihren kirchenpolitischen Neuerungen, erhoben sich die katholischen Fünforte Luzern, Schwyz, Uri, Unterwalden

und Zug. Diese wollten nicht nur die alte katholische Lehre und den alten Kultus beibehalten, sondern auch das für sie sehr einträgliche Reislaufen und die Jahrgelder sich nicht nehmen lassen. Ganz besonders waren sie darüber erbittert, daß die Züricher und Berner in den von den Eidgenossen gemeinschaftlich verwalteten Vogteien (Thurgau und Rheinthal) aus eigener Machtvollkommenheit reformierten, Klöster aufhoben und Bilder entfernten. Umgekehrt beschwerten sich Zürich und Bern, daß die Fünforte die Verbreitung der neuen Lehre in ihrem Gebiet aufs strengste verboten, die evangelischen Prediger und deren Anhänger in entehrender Weise bestraften und sogar Geistliche verbrannten. Die Erbitterung stieg aufs höchste. Man dachte schon an Krieg und suchte Bündnisse. Auf Zwinglis Betreiben schloß in den Jahren 1527—1529 Zürich mit Konstanz, St. Gallen, Mülhausen, Basel und einigen anderen Städten ein Schutz- und Trutzbündnis unter dem Namen des **„evangelischen Burgrechts"**. Darauf verbanden sich 1529 die Fünforte mit Wallis und mit dem König Ferdinand von Ungarn zu gegenseitiger Hilfeleistung bei Aufrechterhaltung des alten Glaubens. Beide Teile verübten blutige Gewaltthaten: die Züricher ließen den den Reformierten feindselig gesinnten Landweibel Weerli von Thurgau festnehmen und enthaupten; die Schwyzer nahmen den Pfarrer Kaiser von Schwerzenbach (im Kanton Zürich) gefangen und überlieferten ihn trotz der Bitte der züricherischen Abgesandten dem Feuertode.

Martin Bucer.
Nach einem alten Kupferstich.

Jetzt war Zwingli für Eröffnung des **Krieges**, da ihm dies das einzige Mittel schien, der Reformation in der ganzen Schweiz den Sieg zu verschaffen. Es gelang ihm, den Großen Rat hierfür zu gewinnen. Das vor dem Rathaus ausgesteckte Hauptbanner gab den Bürgern das Zeichen zur Ergreifung

der Waffen; sie eilten herbei, jedoch nicht alle freudig, da sie nicht eidgenössische Brüder bekämpfen wollten. Zwingli selbst erschien zu Pferd, die Hellebarde auf der Schulter, und schloß sich den Ausziehenden an. Als man ihn zurückzuhalten suchte, sagte er: „Das ist unmöglich; die Verräter beim Heere würden sagen, ich habe den Krieg gepredigt und sei davongeblieben. Ich gehe in Gottes Namen."

Bei Kappel trafen die Züricher das katholische Heer, 8000 Mann stark. Aber Abgeordnete von Bern, Glarus, Freiburg, Solothurn, Appenzell, Graubünden, Konstanz, Rottweil, Straßburg waren herbeigeeilt und gingen in beide Lager, die Gegner beschwörend, sie möchten das Blut ihrer Brüder nicht vergießen. Um den Friedensworten mehr Nachdruck zu geben, war in der Nähe ein bernerisches Heer von 10000 Mann aufgestellt, das auf diejenige der beiden Parteien sich zu werfen drohte, die zuerst angreifen würde. Endlich gelang es (25. Juni 1529) den ausdauernden Bitten des Landammanns Aebli von Glarus, die Anführer der beiden Heere zur Annahme des sogenannten **ersten Kappeler Friedens** zu bewegen, worin die Fünforte ihrem Bunde mit Oesterreich entsagten, den Vogteien Gewissensfreiheit garantiert und jeder Gemeinde überlassen wurde, durch Stimmenmehrheit sich für die alte oder neue Lehre zu entscheiden; auch sollten die Fünforte zur Annahme der neuen Lehre nicht genötigt werden können, die Evangelischen ihr Burgrecht behalten.

So ungünstig auch dieser Vertrag für die Katholiken war, so verweigerte doch Zwingli die Unterzeichnung, und als er einige Monate später zu dem Religionsgespräch nach Marburg kam, besprach er mit dem Landgrafen den Plan, sämtliche Evangelische in Deutschland und in der Schweiz mit allen Feinden des Kaisers zu einem großen Bunde gegen diesen und die katholische Kirche zusammenzuschließen. Von solchen weitschauenden Entwürfen erfüllt, versuchte er nach seiner Rückkehr zunächst eine politische Umgestaltung der Schweiz; nach seinen Vorschlägen sollte das politische Uebergewicht, das bisher die fünf Urkantone trotz ihrer kleinen Bevölkerungszahl gehabt hatten, an die reformierten Städte, namentlich Bern und Zürich, gebracht werden dadurch, daß diese beiden Kantone auf der Tagsatzung $^2/_3$ der Stimmen erhielten. Da diese Verfassungsänderung auf gesetzlichem Wege sich nicht durchführen ließ, so entschied Zwingli: „Nun

gut, so muß man das Schwert ziehen und die fünf Orte mit Gewalt dazu zwingen!"

Zu einem solchen Plane ließ sich der Rat von Bern nicht bewegen. Mehrere Freunde Zwinglis, wie Valentin Tschudi in Glarus, forderten ihn auf, lieber „den heiligen Funken der Liebe zu beleben, als die Leidenschaften aufzuregen und den Haß zu entflammen". Selbst in Zürich, wo Zwingli bisher wie ein Diktator geboten hatte, bildete sich

Zwinglis Tod bei Kappel.

Nach einem in der Stadtbibliothek zu Winterthur befindlichen Gemälde von Weckesser.
(Mit Genehmigung der Stadtbibliothek zu Winterthur.)

eine zahlreiche Partei gegen seine kriegerische Politik. Auf einer Versammlung zu Baden und zu Zürich sprachen sich sämtliche Verbündete des „evangelischen Burgrechts" gegen den Krieg aus und empfahlen, man solle gegen die Fünforte eine Kornsperre als Zwangsmaßregel anwenden (Mai 1531). Zwingli erklärte sich zwar „gegen diese halbe Maßregel, die nur schlimme Folgen haben könne"; aber sie wurde angenommen und sofort ausgeführt. Korn, Salz, Wein, Eisen und anderes durfte nicht mehr in das Gebiet der Fünforte ausgeführt werden. Diese wurden dadurch aufs äußerste ge-

reizt, und als Zürich darauf beharrte, daß das Evangelium in den Fünforten frei verkündigt werden sollte, erklärten die zu Brunnen versammelten katholischen Führer am 9. Oktober 1531 den Krieg an Zürich und rückten mit 8000 Mann ins Feld.

In Zürich entstand große Aufregung. Die Volksstimmung war für Zwingli entschieden ungünstig. Man beschuldigte ihn, daß er den Krieg, den niemand wollte, mit Gewalt heraufbeschworen habe. Die Uneinigkeit und Entmutigung ließen es zu keinem größeren Aufgebot kommen. Lavater, der Landvogt von Kiburg, ließ die Sturmglocke läuten und zog mit 1500 Mann aus. Zwingli schloß sich auch diesmal an. Die Katholiken standen bereits auf züricherischem Gebiete bei **Kappel.** Trotz der großen Ueberzahl der Gegner nahmen die Züricher den Kampf an. Es war der 11. Oktober 1531. Man kämpfte von nachmittags drei Uhr bis in die Nacht hinein. Die Züricher wurden trotz ihrer Tapferkeit völlig geschlagen, fast alle ihre Anführer getötet. 26 Ratsherren, 25 Geistliche, 115 Bürger der Städte Zürich und Winterthur und 410 Landleute lagen auf dem Schlachtfelde. Zwingli selbst hatte wie ein gemeiner Krieger gefochten und mehrere Wunden erhalten. Er war zu Boden gesunken und lag auf dem Rücken mit gefalteten Händen. Feinde, die ihn nicht kannten, fragten ihn, ob er nicht beichten wolle. Als er es durch eine Kopfbewegung verneinte, gab ihm Hauptmann Vokinger von Unterwalden den Todeshieb in den Hals unter dem Rufe: „So stirb denn, hartnäckiger Ketzer!"

Erst am folgenden Morgen wurde Zwinglis Leichnam erkannt. Die Menge der Feinde strömte herbei, ihn zu sehen. Die einen rühmten an ihm, daß er trotz seiner Ketzerei ein redlicher Eidgenosse gewesen sei; die andern verlangten, daß der Leib des Ketzers verbrannt werden solle. Darauf wurde Zwinglis Leichnam zuerst durch den Henker von Luzern geviertelt, dann verbrannt und die Asche mit derjenigen getöteter Schweine vermischt. Im Jahre 1838 wurde dem Züricher Reformator in Kappel ein Denkmal von Granit errichtet, auf dem die Worte des sterbenden Zwingli stehen: „Den Leib können sie töten, aber die Seele nicht."

In Zürich herrschte große Trauer. Die angesehensten Familien hatten Angehörige verloren. Zwinglis Gattin hatte ihren Mann, ihren Sohn, ihren Bruder, ihren Tochtermann

und ihren Schwager zu betrauern. Doch war der Große Rat nicht sofort zum Friedensschluß bereit. Noch hoffte er auf die Unterstützung Berns, das ein Beobachtungsheer aufgestellt und seine Glaubensgenossen im Stiche gelassen hatte. Aber das Landvolk, dessen Eigentum der Verheerung preisgegeben war, drang auf sofortigen Abschluß des Friedens. Dieser wurde am 16. November 1531 in Deinikon bei Baar geschlossen. Darin wurde festgesetzt, daß Zürich seine Kirchenreform behalten, aber in die Angelegenheiten der Fünforte sich nicht einmischen dürfe und die Kriegskosten bezahlen müsse; daß den Vogteien die freie Wahl zwischen Beibehaltung der Messe oder der Einführung der Reformation gelassen und das „evangelische Burgrecht" aufgehoben werden sollte.

So wurde auch in der Schweiz der Reformation Halt geboten und die konfessionelle Spaltung dauernd. Die Fünforte gewannen mehr Einfluß, als sie vorher gehabt hatten; die Aristokratenpartei hatte das Uebergewicht. In dem Kanton Solothurn, dessen Bevölkerung zum Teil schon reformiert war, und in den Landschaften zwischen dem Züricher- und Bodensee (Gaster, Toggenburg, Rapperschwyl und Sargans) wurde der Katholizismus wieder hergestellt.

In Zürich wurde an Zwinglis Stelle Bullinger von Bremgarten zum ersten Pfarrer oder Antistes gewählt. Dieser ließ, um in die Kirchen der reformierten Kantone mehr Einheit zu bringen, ein gemeinschaftliches Glaubensbekenntnis abfassen, das auf der Basler Synode am 4. Februar 1539 angenommen wurde und unter dem Namen „Helvetische Konfession" bekannt ist.

Inzwischen hatten die Evangelischen in Deutschland gleichfalls Gelegenheit zur Abfassung einer „Konfession" gehabt. Kaiser Karl hatte von Bologna aus ein Schreiben an die deutschen Reichsstände erlassen, worin er sie auf den 8. April 1530 nach **Augsburg** zur Eröffnung des **Reichstags** einlud; „er wolle dort eines jeglichen Gutdünken, Opinion und Meinung in Liebe und Gütlichkeit hören, verstehen und erwägen". Neben der religiösen Frage war auch noch die Türkengefahr als Gegenstand der Verhandlungen bezeichnet. Die Eröffnung des Reichstags verzögerte sich wegen der späten Ankunft des Kaisers bis in den Juni. Der Kurfürst Johann von Sachsen beauftragte Luther und dessen Freunde, Melanchthon, Bugenhagen und Jonas, einige Artikel abzufassen, in denen die evangelische Lehre in ihrem Ver-

hältnis zur katholischen kurz und bestimmt dargelegt wäre. In Torgau übergab Luther am 20. März 1530 seinem Kurfürsten die in 17 Artikeln zusammengefaßte Bekenntnisschrift. Diese sogenannten „Torgauer Artikel" sollten ihm eine feste Grundlage für die Verhandlungen in Augsburg geben. Von Torgau reiste der Kurfürst, begleitet von Luther, Melanchthon, Jonas, Spalatin und Agrikola nach Koburg. Auf der dortigen Festung mußte Luther zurückbleiben und, wie neun Jahre vorher auf der Wartburg, in der Verborgenheit leben, da er als Geächteter nicht vor dem Kaiser und dem Reichstag erscheinen durfte. Der Kurfürst setzte am 23. April seine Reise fort und traf mit den oben genannten Theologen in Augsburg ein. Luther sollte mit diesen von Koburg aus in beständigem Verkehr bleiben und durch Boten, die hin und her gingen, über alle wichtigen Dinge vorher gefragt werden.

Karl kam am Abend vor dem Fronleichnamsfest (15. Juni) in Augsburg an und ließ sofort die evangelischen Fürsten auffordern, an der feierlichen Prozession des folgenden Tages teilzunehmen. Da aber dieses vom Papst Urban 1264 in der katholischen Kirche eingeführte und von dem Konzil zu Vienne 1311 angenommene Fest zur Feier der Transsubstantiation, das heißt der wunderbaren Verwandlung der geweihten Hostie in den Leib Christi, eingesetzt war, so konnten die evangelischen Fürsten, die diese Lehre verwarfen, die Einladung nicht annehmen. Der Markgraf Georg von Brandenburg-Ansbach erklärte in Gegenwart des Kaisers, er wolle lieber den Kopf verlieren als Gott und sein Evangelium so verleugnen. Karl soll darauf in seiner niederdeutschen Mundart lächelnd erwidert haben: „Löver Fürst, nit Kopp ab, nit Kopp ab!"

Nachdem die Reichstagssitzungen ihren Anfang genommen hatten, wurde am 25. Juni 1530 die von Melanchthon auf Grund der Torgauer Artikel abgefaßte und von Luther gebilligte Verteidigungs- und Bekenntnisschrift dem Kaiser und den Reichsständen in deutscher und lateinischer Sprache überreicht. Die deutsche Fassung wurde auch im Reichstag selbst von dem sächsischen Kanzler Bayer vorgelesen, wobei der Kaiser, der nicht genügend Deutsch verstand, einschlief. Die 28 Artikel dieser **„Augsburger Konfession"** (confessio Augustana) sind den Sakramentierern (Zwinglianer) und Sektierern gegenüber scharf und schroff, den Altgläubigen

gegenüber milde und versöhnlich gehalten. Sie versuchen unter Berufung nicht nur auf die Bibel, sondern auch auf die Kirchenväter den Nachweis, daß die Lehre der Protestanten nichts Neues, keine Ketzerei sei, sondern nur Wiederherstellung der reinen apostolischen Kirche; manche abweichende Lehre, z. B. Verwerfung des Papsttums, das allgemeine Priestertum war mit Stillschweigen übergangen. Als die Vorlesung der Konfession beendigt war, ließ der Kaiser den protestantischen Ständen die Antwort erteilen, er wolle diesen hochwichtigen Handel in Bedacht nehmen und ihnen seine Entschließung darüber melden lassen. Die von den oberdeutschen Städten Straßburg, Konstanz, Lindau, Memmingen besonders abgefaßte Konfession (Confessio tetrapolitana), welche eine Annäherung an die lutherische Abendmahlslehre enthielt, wurde gleichfalls eingereicht, aber nicht angenommen.

Philipp Melanchthon.
Nach einem in der Pinakothek zu München befindlichen Gemälde von Lukas Cranach.
(Mit Genehmigung der Verlagsfirma Franz Hanfstaengl in München.)

Die evangelische Bekenntnisschrift wurde auf Befehl des Kaisers einigen streng katholischen Geistlichen (darunter Eck) zur Widerlegung übergeben. Die von diesen ausgearbeitete Widerlegungsschrift (**Konfutation**), die am 3. August verlesen wurde, beharrte bei der Abendmahlsform unter einerlei Gestalt, bei der Siebenzahl der Sakramente, bei dem Cölibat und Meßopfer und bei dem ganzen kirchlichen Apparat des mittelalterlichen Papsttums. Der Kaiser hielt damit die Konfession für widerlegt und forderte die Evangelischen auf, sich zu unterwerfen. Erbittert hierüber reiste der Landgraf von Hessen sogleich von Augsburg ab (6. August), ohne vom Kaiser Abschied genommen zu haben, was allenthalben einen gewaltigen Eindruck machte. Dieser war dadurch beunruhigt und ließ Vergleichsverhandlungen veranstalten. Melanchthon, der in der hierfür eingesetzten Kommission die Evan-

gelischen zu vertreten hatte, war bereit, in einigen äußeren Dingen, besonders in Einrichtung des Gottesdienstes, Zugeständnisse zu machen. Als Luther dies hörte, schrieb er an Spalatin: „Ich höre, daß Ihr ein wunderlich Werk angefangen habt, nämlich den Papst und den Luther in Uebereinstimmung zu bringen. Aber der Papst wird nicht wollen und Luther verbittet sich's. Wenn Ihr gegen beider Willen die Sache zustande bringt, so will ich Christum und Belial miteinander versöhnen. Seid nur tapfer und haltet Euch männlich!" Die Unterhandlungen hatten kein Ergebnis, und Melanchthon verfaßte zur Widerlegung der Widerlegungsschrift eine „**Apologie** (Verteidigung) seiner Konfession", die vom Kaiser nicht angenommen und von Melanchthon im folgenden Jahre in verbesserter Gestalt veröffentlicht wurde.

Die evangelischen Stände warteten den Schluß des Reichstags nicht ab und verließen Augsburg unter Erneuerung ihres Speierer Protestes vom Jahre 1529. Der Kaiser war zwar über den Widerstand, den er gefunden hatte, sehr erbittert; aber er wagte nicht, Gewalt anzuwenden, da die katholischen Reichsstände, besonders die auf die wachsende Macht Habsburgs eifersüchtigen Herzoge von Bayern, ihm zu diesem Zweck ihre Unterstützung nicht gewähren wollten. Der endgültige Reichstagsabschied vom 19. November verlangte also: strenge Durchführung des Wormser Edikts, Rückgabe der eingezogenen Kirchengüter, vollständige Rückkehr zum alten Glauben; wenn diese bis zum 15. April 1531 nicht erfogt sei, solle mit Gewalt vorgegangen werden. Der Kaiser seinerseits versprach, binnen Jahresfrist die Einberufung eines Konzils zu veranlassen.

Da Kaiser Karl zu längerem Aufenthalt in seine südwestlichen Staaten abzureisen wünschte und das eingesetzte Reichsregiment seinen Anforderungen nicht entsprach, so wurde, unter der Einsprache des Kurfürsten von Sachsen, in Köln, wohin Karl von Augsburg gereist war, am 5. Januar 1531 von fünf Kurfürsten Erzherzog Ferdinand von Oesterreich zum römisch-deutschen König gewählt und darauf am 11. Januar in Aachen gekrönt. Als solcher sollte er in Abwesenheit des Kaisers dessen Stellvertreter in der Regierung des deutschen Reiches sein. Von Aachen reiste der Kaiser zunächst nach den Niederlanden.

Die für die Protestanten ungünstige Fassung des Reichstagsabschiedes und das Vorgehen des Reichskammergerichts

gegen die evangelischen Stände wegen Einziehung von Kirchengütern mußten den letzteren den Gedanken nahe legen, daß der Kaiser Feindseligkeiten gegen sie im Schilde führe. Angesichts dieser Gefahr konnten die protestantischen Theologen und Juristen auch die Lehre vom leidenden Gehorsam der Unterthanen dem Kaiser gegenüber nicht länger festhalten. In Augsburg war es ja klar geworden, daß der Kaiser Partei war; auch bildete nicht er allein, sondern Kaiser und Stände die „Obrigkeit". Selbst Luther änderte jetzt seine Meinung und schrieb in seiner „Warnung an meine lieben Deutschen" also: „Wenn der Kaiser, durch seine Teufel, die Papisten, verhetzt, Krieg gegen die Evangelischen anfange, so solle sich kein Mensch dazu gebrauchen lassen, dem Kaiser gehorsam zu sein, und wer es thue, der sei Gott ungehorsam und werde Leib und Seele ewiglich verlieren."

Ferdinand I.
Nach einem alten Kupferstich.

Desgleichen drang jetzt bei den protestantischen Fürsten die Ueberzeugung durch, daß es Zeit sei, zur Verteidigung ihres Glaubens sich fest zusammenzuschließen. So kam nach längeren Vorberatungen (seit 22. Dezember 1530) am 27. Februar 1531 der **Schmalkaldische Bund** zum Abschluß, dessen Zweck war Erhaltung der christlichen Wahrheit und Abwehr aller Angriffe; er war also ein Verteidigungsbündnis, zunächst auf sechs Jahre geschlossen und unterzeichnet von Kursachsen, Hessen, Braunschweig-Lüneburg, Anhalt, Mansfeld, sowie von den Städten Straßburg, Konstanz, Lindau, Ulm, Reutlingen, Magdeburg, Bremen, Lübeck u. a. Die Leitung des Bundes war doppelköpfig; in Oberdeutschland sollte Hessen, in Niederdeutschland Sachsen die Hauptmannschaft haben. Trotz dieses offenkundigen Fehlers hat der Bund, der bald die stärkste Einung auf deutschem Boden war, den Fortgang der Reformation in den nächsten Jahren

gesichert und den Kaiser gezwungen, in seinen politischen Maßnahmen fortwährend auf ihn Rücksicht zu nehmen. Denn da der Bund entschlossen war, seine Genossen auch gegen den Kaiser zu schützen, so konnte er mit allen Feinden Habsburgs in Verbindung treten.

Schon dieser Umstand mußte den Kaiser in seinem Verhalten gegen die Protestanten zur Vorsicht mahnen. Dazu kam aber noch die drohende Gefahr eines neuen Franzosen- und Türkenkrieges, der ohne die Hilfe der Schmalkaldener gar nicht geführt werden konnte, sowie die Abneigung des Papstes gegen das Konzil. Ferdinand selbst bat deswegen seinen Bruder dringend, mit den Protestanten Frieden zu halten, selbst wenn der Augsburger Abschied preisgegeben werden müßte. Verhandlungen, die zuerst in Schweinfurt, dann in Nürnberg hin und wieder gepflogen wurden, führten zu keiner Einigung; wohl aber kam am 3. August 1532 „der **Nürnberger Anstand**" (Religionsfriede) zustande. Dies war kein Reichstagsbeschluß, sondern eine kaiserliche Verfügung („Mandat"), die bestimmte, daß bis zum nächsten Konzil beziehungsweise Reichstag kein Stand den andern um des Glaubens willen oder anderer Ursachen wegen „befehden, bekriegen, berauben, fangen, überziehen und belagern dürfe". Die gegen die Protestanten eingeleiteten Kammergerichtsprozesse sollten eingestellt werden. — Das war in der That eine Preisgabe des Augsburger Beschlusses von 1530; wiederum war der deutsche Protestantismus durch die auswärtigen Verwickelungen für einige Zeit gerettet. Zum Danke dafür rüsteten auch die protestantischen Fürsten wetteifernd mit den katholischen gegen Soliman, der mit 200000 Türken seit Juli in Ungarn einmarschiert war. Doch fand er gleich hier einen unerwarteten Widerstand vor dem Schlosse Güns in Niederungarn, dessen Besatzung sich heldenmütig verteidigte. Jetzt konnte ihm Karl 80000 Mann entgegenführen, wovon die Hälfte Reichstruppen waren. Vor diesem gewaltigen Heere, dem schönsten, das man jemals gegen die Türken im Felde sah, wich Soliman ohne Entscheidungsschlacht zurück (September 1532). Im nächsten Jahre schloß Ferdinand mit Soliman förmlichen Frieden.

Kurz vorher, am 16. August 1532 war der Kurfürst von Sachsen, Johann „der Beständige", gestorben; ihm folgte sein Sohn Johann Friedrich, ein braver Mensch, ein gewissenhafter Regent und herzlich frommer Protestant,

aber ein Mann ohne Klarheit des Blickes und ohne Kraft des Willens.

Kaiser Karl zog mit seinen nichtdeutschen Truppen von der Donau nach Italien und schloß mit den dortigen Staaten, Venedig ausgenommen, ein Verteidigungsbündnis. Kaum aber war er aus Italien weggezogen (April 1533), um nach Spanien zurückzukehren, so begannen auch alsbald wieder Verhandlungen zwischen Papst Clemens und König Franz. Aufs neue war jenem Karls Uebermacht in Italien unbequem, und Franz konnte den Verlust des Herzogtums Mailand nicht vergessen. Beide kamen in Marseille zusammen und verabredeten eine Vermählung des Sohnes Franz', des Prinzen Heinrich, mit Katharina von Medici, einer Nichte des Papstes. Die Vermählung wurde im Oktober 1533 vollzogen. Schon im folgenden Jahre, am 25. September 1534, starb Clemens, worauf ihm der Kardinal Alexander Farnese, unter dem Namen Paul III., auf dem päpstlichen Stuhle folgte.

Von Spanien aus unternahm Karl im Jahre 1535 einen **Feldzug nach Tunis**, um dem Seeräuberunwesen, das schon seit Jahrzehnten von der Nordwestküste Afrikas aus getrieben wurde und auf den Bewohnern der spanischen und italienischen Küsten schwer lastete, ein Ende zu machen. Der mohammedanische Seeräuber Chaireddin Barbarossa hatte sich der ganzen Küste von Oran bis Tunis bemächtigt und sich die Unterstützung des Sultans Soliman verschafft, unter dessen Oberhoheit er sich stellte (1518). Von dem (1533) vertriebenen Beherrscher von Tunis, Muley Hassan, zu Hilfe gerufen, segelte Karl von Cagliari (in Sardinien) am 16. Juli mit einer Flotte von 500 Schiffen und einem Landungsheer von 30000 Mann nach Afrika. Er erstürmte die Festung Goletta, besiegte Chaireddin im offenen Felde und zwang ihn zur Flucht. Tunis ergab sich dem Kaiser, und dieser setzte Muley Hassan wieder in seine Herrschaft ein gegen einen jährlichen Tribut. Gegen 20000 Christensklaven wurden von Karl in Freiheit gesetzt und in ihre Heimat zurückgesandt.

So hatte Karl unter der heißen Sonne Afrikas einen Feldzug von ungewöhnlicher Schwierigkeit persönlich geleitet und mit ungewöhnlichem Erfolge durchgeführt. Kein Wunder, wenn sein Ansehen und sein Kriegsruhm unter den Zeitgenossen noch wuchsen. Er selbst fuhr, von Siegesfreude

erfüllt, über Palermo nach Neapel, wo er den Tod des Herzogs Franz Sforza von Mailand (November 1535) erfuhr. Da dieser kinderlos gestorben war, so ließ Karl Mailand als ein eröffnetes Lehen des Reiches besetzen. Aber König Franz benutzte diesen Todesfall, um seine Ansprüche auf Mailand aufs neue geltend zu machen, und verlangte daher, daß Karl einen seiner Söhne damit belehne. Zugleich rückte er in das Gebiet des mit dem Kaiser verwandten und verbündeten Herzogs von Savoyen und Piemont ein und nahm es in Besitz. Karl war inzwischen von Neapel nach Rom gezogen, wo er am zweiten Osterfeiertag 1536 in einer Versammlung, welcher der Papst, die Kardinäle und die Gesandten der italienischen Fürsten und Frankreichs anwohnten, die neue Sachlage besprach und sich bereit erklärte, den dritten Sohn des Königs Franz, den Herzog von Angoulême, mit Mailand zu belehnen, falls Franz Savoyen und Piemont räume und ihn im Kriege gegen die Ungläubigen und in seinem Bestreben, die Ketzerei auszurotten, unterstütze. Da aber Franz darauf bestand, daß sein zweiter Sohn, der mit Katharina von Medici vermählt war, Mailand erhalten sollte, während Karl von diesem eben wegen seiner Heirat mit einer italienischen Prinzessin ein Uebergreifen nach andern Gebieten Italiens fürchtete, so zerschlugen sich die Verhandlungen, und aufs neue mußten die Waffen entscheiden.

Im Sommer 1536 begann Karl den **„dritten Krieg mit Franz,"** den er ganz auf französisches Gebiet hinüberzuspielen gedachte. Aber das eine Heer, das im Norden von den Niederlanden her in Frankreich einfallen sollte, kam nicht vorwärts; ein zweites stärkeres (50000 Mann), bei dem Karl selbst war, rückte in die Provence ein und unternahm die Belagerung von Marseille. Da aber der französische Feldherr, Marschall von Montmorenci, das ganze Land zwischen der Rhone und den Alpenpässen in eine Wüste hatte verwandeln lassen, infolgedessen Karls Truppen Mangel an Lebensmitteln litten und von Krankheiten heimgesucht wurden, und da die Besatzung der wohlbefestigten Stadt Marseille kräftigen Widerstand leistete, so sah sich Karl genötigt, am 10. September 1536 die Belagerung aufzuheben und nach Italien sich zurückzuziehen. Im folgenden Jahre fielen die Franzosen in Artois ein, rückten wieder in Piemont vor, und Sultan Soliman, mit dem Franz ein förmliches Bündnis geschlossen hatte, wonach dieser das Königreich Neapel

mit 100 000 Mann anzugreifen versprach, schickte eine Flotte von siebzig Schiffen ab. Diese landeten in der Nähe von Otranto und bemächtigten sich des kleinen Hafens Castro. Ganz Europa war empört darüber, daß König Franz mit dem Erbfeind des christlichen Glaubens im Bunde stehe und ihn zu einem Einfall in christliche Länder aufreize.

Papst Paul III. gab sich alle Mühe, den Frieden zustande zu bringen. Zu diesem Zwecke lud er die beiden

Stadt und Hafen von Marseille.
Nach Merians Topographia Galliae.

Monarchen zu einer Zusammenkunft in Nizza ein. Er selbst begab sich dahin und erlangte durch seine Vermittelung wenigstens so viel, daß am 18. Juni 1538 der zehnjährige **Waffenstillstand von Nizza** abgeschlossen wurde, währenddessen jeder von beiden Teilen das behalten sollte, was er gerade in Händen hatte. Doch war Karl so erbittert auf Franz, daß er während der ganzen Zeit gar nicht persönlich mit ihm zusammenkam. Sobald der Vertrag unterschrieben war, verließen beide Monarchen Nizza, ohne sich gesehen zu haben; Karl begleitete den Papst nach Genua, Franz ging nach Avignon. Und doch kam wenige Tage darauf eine persönliche Zusammenkunft zustande. In Genua erschien ein französischer Gesandter und legte dem Kaiser die Bitte des Königs Franz vor, er möchte bei seiner Ueberfahrt nach

Spanien einige Tage in Frankreich verweilen, damit beide Fürsten ungestört sich miteinander unterreden könnten. Die Begleiter des Kaisers fanden die Sache sehr bedenklich; aber Karl, der seinen Gegner keines Verrats für fähig hielt, nahm die Einladung an. In Aiguesmortes, an der Rhonemündung, sollte die Zusammenkunft stattfinden. Als Karls Flotte die Höhe dieser Stadt erreicht hatte, ließ er die Anker auswerfen, worauf Franz, der an das Ufer kam, sich zuerst mit einem kleinen Gefolge an Bord des kaiserlichen Schiffes begab (14. Juli 1538). Unter den ausgezeichnetsten Höflichkeitsbezeigungen versicherte er Karl, daß er nichts sehnlicher wünsche, als sein Freund zu sein und die Mißverständnisse beseitigt zu sehen, die sie so lange getrennt hätten. Darauf lud er den Kaiser ein, im Schlosse zu Aiguesmortes ein Gastmahl anzunehmen. Karl erfüllte die Bitte des Königs und begab sich am folgenden Tage nach der Stadt. Er wurde aufs glänzendste empfangen und königlich bewirtet. Er schlief sogar im Schlosse seines bisherigen Todfeindes. Als er am 16. Juli aufstand, reichte ihm der Dauphin selbst Waschwasser und Handtuch, und als jener darüber beschämt erschien, sagte Franz im verbindlichsten Tone, das sei seines Sohnes Schuldigkeit; ja ein so großer Monarch wie Karl sei würdig, von ihm selbst bedient zu werden. Beide blieben noch den ganzen Tag beisammen, und Franz versprach, sein Bündnis mit den Türken aufzuheben und, falls das Interesse der Christenheit es gebiete, sogar mit Karl gegen sie zu kämpfen. Zuletzt bat er den Kaiser noch, einen Brillantring von hohem Wert als ein Andenken an diese zwei glücklichen Tage von ihm anzunehmen, in dessen innere Seite die Worte eingegraben waren: dilectionis testis et exemplum (der Liebe Zeuge und Zeichen). Am Abend dieses Tages begleitete er den Kaiser auf sein Schiff und verabschiedete sich von ihm aufs freundschaftlichste.

König Franz hatte im Jahre 1539 eine neue Gelegenheit, sich gegen Karl aufs zuvorkommendste zu zeigen. Dies war bei ihm lediglich Sache der Politik; denn als Gegendienst hoffte er von Karl Mailand zu erhalten. In Gent, der reichen Geburtsstadt Karls, war wegen einer neuen Steuer ein gefährlicher Aufstand ausgebrochen. Die Bürger der Stadt beriefen sich auf ihre alten, verbrieften Vorrechte, jagten alle Adeligen und Anhänger des Kaisers aus der Stadt und ließen dem König Franz durch eine Gesandtschaft sagen, daß

sie sich seinem Schutze anvertrauen wollten, falls Karl gegen sie Gewalt anwenden würde. Dieser wies den Antrag zurück und lieferte dem Kaiser die darauf bezüglichen Briefe aus. Zugleich schlug er ihm vor, er solle, falls er etwa den Aufruhr durch seine persönliche Gegenwart stillen wolle, den kürzesten Weg von Spanien nach den Niederlanden, den Weg durch Frankreich, einschlagen, wo für seine Reise gesorgt sein solle.

Dieser Vorschlag kam dem Kaiser sehr erwünscht, da seine Gegenwart in den Niederlanden notwendig, der Seeweg in der Winterzeit unsicher war. Die Warnungen der Aengstlichen nicht achtend, trat er die Reise an und traf in Fuentarabia, dem letzten spanischen Grenzort bei den Pyrenäen, den zweiten Sohn des Königs und den Marschall von Montmorenci, die mit vielen französischen Herren ihm entgegengeritten waren. Als sie am folgenden Tage das französische Gebiet betraten, gesellte sich auch der Dauphin zu ihnen. Näherte sich der Kaiser einer Stadt, so brachte ihm der Magistrat die Schlüssel entgegen; kurz, überall empfing man ihn nicht als Gast, sondern als Gebieter. In Fontainebleau, wo der Hof ihn erwartete, hielt man ihn 15 Tage lang mit Festlichkeiten auf. Auch in Paris, wo man ihm am 1. Januar 1540 einen feierlichen Einzug veranstaltet hatte, wurde er sechs Tage lang mit Festlichkeiten überhäuft. Bei seiner Abreise begleiteten ihn die königlichen Prinzen bis Valenciennes. Der Aufruhr in Gent wurde schnell gestillt. Den Empörern sank der Mut, als Karl mit bewaffneter Macht sich näherte. Er zog ohne Widerstand in die Stadt ein und ließ von den Rädelsführern einige hinrichten, andere verbannen. Die Stadt verlor ihre Vorrechte und mußte außer der von ihr verweigerten Steuer noch eine weitere Summe zahlen, die zum Teil zur Erbauung einer Citadelle verwendet wurde.

Während der langen Abwesenheit des Kaisers wurde im deutschen Reiche das an dem Herzogtum Württemberg begangene Unrecht wieder gut gemacht. Der im Jahre 1519 durch den Schwäbischen Bund aus seinem Lande vertriebene **Herzog Ulrich** hatte sich inzwischen in seinen Besitzungen Hohentwiel und Mömpelgard aufgehalten und zuletzt in dem Gebiete des Landgrafen Philipp von Hessen eine sichere Zufluchtsstätte gefunden. Da er den evangelischen Glauben angenommen hatte, so interessierten sich besonders die prote-

stantischen Fürsten für ihn und wünschten durch seine Wiedereinsetzung ein weiteres Land für die Sache der Reformation zu gewinnen. Auf dem Reichstag zu Augsburg erklärten die Kurfürsten und andere Fürsten, daß der Kaiser den Herzog unverhört in die Acht gethan, sein Land, im Widerspruch mit den Bestimmungen des Herzogsbriefes von 1495, Oesterreich einverleibt habe, und daß er jedenfalls Ulrichs Sohn, den trefflichen Christoph, nicht des Vaters Schuld entgelten lassen dürfe. Die Antwort darauf war die feierliche Belehnung Ferdinands mit dem Herzogtum Württemberg, die am 5. September 1530 in Augsburg erfolgte. Um so ernsthafter betrieben nun die Fürsten Ulrichs Wiedereinsetzung, zumal auch des Kaisers Verfahren mit dem, wenn auch nicht verfassungsmäßigen, so doch in die Praxis übergegangenen Grundsatze der Erblichkeit der Reichslehen im Widerspruch stand.

Der Schwäbische Bund hatte sich im Februar 1534 aufgelöst; Kaiser Karl war in Spanien; sein Bruder Ferdinand wurde von den Türken in Ungarn bedroht. Dies waren günstige Verhältnisse für einen militärischen Handstreich. Landgraf Philipp nahm die Sache in seine entschlossene Hand. Er reiste selbst nach Frankreich, traf mit dem König Franz in Bar-le-Duc zusammen und wußte ihn, da es ja gegen Oesterreich ging, leicht dafür zu gewinnen, daß er ihm eine Geldunterstützung von 75000 Sonnenkronen (200000 Mark) gewährte. Ein Heer von 20000 Mann zu Fuß und 4000 Reitern wurde gerüstet. Dieses zog über den Odenwald an den Neckar und stand am 10. Mai 1534 bereits vor Neckarsulm, als seine Gegner, die es von der Pfalz her erwarteten, noch bei Knittlingen waren. Nun zog der österreichische Statthalter, Pfalzgraf Philipp, der mit Mühe 9000 Fußgänger und 400 Reiter aufgebracht hatte, von dort eilig nach **Lauffen**, um hier den beiden Fürsten den Eingang ins Land zu verwehren. Der Landgraf von Hessen ging bei Heilbronn auf das linke Neckarufer und traf das Heer des Königs Ferdinand auf der Höhe vor Nordheim. Hier fanden unentschiedene Gefechte statt; doch wurde Pfalzgraf Philipp durch eine Kugel in den Schenkel und in die Sohle des rechten Fußes verwundet und mußte vom Schlachtfeld weggetragen werden. Nun übernahm Dietrich von Spät, Ulrichs erbittertster Feind, die Oberleitung. In der Nacht zogen die Königlichen wieder in ihr Lager bei Lauffen und

traten noch vor Tagesanbruch den Rückzug an. Aber der Landgraf war am 13. Mai schon früher aufgebrochen, fiel ihnen in die Flanke und schlug sie, besonders durch seine Reiterei, in eilige Flucht. Viele ertranken im Neckar oder im Lauffener See; gegen 2000 sollen umgekommen sein. Der verwundete Pfalzgraf ließ sich auf einer Bahre auf die Festung Asperg bringen. Spät eilte nach seinen Besitzungen bei Zwiefalten und floh von da mit der Herzogin Sabina, Ulrichs Gemahlin, nach Bregenz. Bald verschwand er ganz vom Schauplatz. Die Sieger, die im feind-

Der Asperg.

Nach einem alten Stiche aus der Sammlung der Oeffentlichen Bibliothek zu Stuttgart.

lichen Lager reiche Beute gemacht hatten, zogen gegen die Hauptstadt Stuttgart. Eine Gesandtschaft kam aus dieser ins Lager, bat um Bestätigung ihrer Freiheiten und des Tübinger Vertrags von 1514, und nachdem ihr willfahrt worden war, huldigte sie und die ganze Bürgerschaft dem Herzog Ulrich. Dann hielten die Fürsten ihren Einzug in die Stadt (15. Mai). Ein Augenzeuge versichert, „daß solch groß Freudengeschrei von Jungen, Alten, Weib und Mann gewesen, wie dergleichen nie gehört worden sei". Bald darauf ergaben sich nach kurzem Widerstand die Schlösser Tübingen, Hohenurach, Neuffen und Asperg. Am 1. Juni war das ganze Land wiedererobert. Landgraf Philipp von Hessen entließ sofort sein Heer und kehrte in sein Land zurück. Seine Unterthanen empfingen ihn mit großem Jubel, und die Zeitgenossen gaben ihm den Beinamen des „Großmütigen".

Dieser rasche und glückliche Erfolg erregte in Deutschland

das größte Aufsehen. Das an Herzog Ulrich und seinem Sohne begangene Unrecht war zu schreiend, als daß nicht Katholiken und Protestanten in dem Tage von Lauffen ein Gottesgericht erblickt hätten. Luther selbst, der dem Landgrafen von diesem Feldzuge abgeraten und ihn als einen Bruch des Landfriedens und als eine Schande für das Evangelium bezeichnet hatte, sprach nun seine Freude darüber aus und sagte: „In dieser Sache ist Gott."

Es fragte sich nun, wie der mit dem Herzogtum Württemberg belehnte König Ferdinand sich zu der vollendeten Thatsache verhalten werde. Da es ihm an Kriegsmitteln fehlte, wagte er nicht, das Werk des Landgrafen umzustoßen, und ließ sich in Unterhandlungen ein. Der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen trat als Vermittler auf und schloß im Namen des Landgrafen und des Herzogs Ulrich am 29. Juni 1534 mit Ferdinand den **Frieden von Kadan** (zwischen Teplitz und Karlsbad). Diesem gemäß behielt Ferdinand das Herzogtum Württemberg als Reichslehen, verlieh es aber wieder als österreichisches Lehen an Ulrich. Dieser bekam also sein Land nur als österreichisches Afterlehen wieder, infolgedessen es nicht bloß beim Aussterben des Mannsstammes an Oesterreich zurückfiel, sondern auch durch irgend welche Ereignisse wieder als verwirkt erklärt werden konnte, wie dies Ferdinand 13 Jahre nachher wirklich versuchte. So sehr sich auch der Stolz des Herzogs Ulrich gegen ein solches Verhältnis sträubte, blieb ihm doch bei dem gänzlichen Mangel an Mitteln nichts übrig, als sich darein zu fügen. Die österreichische Lehensoberhoheit blieb bestehen bis 1599, in welchem Jahre Württemberg wieder Reichslehen wurde.

Darauf führte Ulrich die Reformation in seinem Lande ein, dessen Bevölkerung ihr bereits zugethan war. Zu diesem Zwecke berief er den strengen Lutheraner Erhard Schnepf und den Zwinglianer Ambrosius Blaurer. Alle Klöster und Stifter wurden aufgehoben. Wer von den Insassen nicht evangelisch werden oder einen bürgerlichen Beruf ergreifen oder mit einem Jahrgehalt entlassen sein, sondern durchaus in einem Kloster bleiben wollte, durfte in dem Cistercienserkloster Maulbronn absterben. Das Vermögen und die Einkünfte der Klöster wurden eingezogen und teils zur Ausstattung der neuen Pfarrstellen, teils von dem geldbedürftigen Herzog zu andern Zwecken verwendet. Zur Reformation der Universität berief er Grynäus aus Basel

und Brenz aus Hall, die übrigens kaum ein Jahr in Tübingen blieben, und bewog Melanchthon zu einem Besuche daselbst, worauf er nach dessen Ratschlägen eine neue Universitätsordnung erließ. In Tübingen befanden sich damals 23 Professoren, die zusammen 1850 Gulden Besoldung hatten. Wer sich von diesen mit der evangelischen Lehre nicht vertragen konnte, wurde entlassen. Zur Bildung tüchtiger Geistlichen, woran es sehr fehlte, errichtete er, wie er es in der Stipendiatenanstalt zu Marburg gesehen hatte, 1537 das theologische Stift zu Tübingen, das 1548 in das leere Augustinerkloster verlegt wurde und sich noch heute eines sehr günstigen Rufes erfreut.

Herzog Ulrich von Württemberg.
Nach „Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen des Kaiserhauses in Wien".

Die nun folgenden **Jahre 1534—1540** sind die „Glanzzeit des Protestantismus". Der Kaiser war durch anderweitige Regierungssorgen so in Anspruch genommen, daß er die längst geplante Abrechnung mit den Protestanten immer wieder hinausschieben mußte. So konnten diese ungestört nicht nur das Gewonnene ausbauen, sondern auch weitere Gebiete erobern; ja wenn die Schmalkaldener mehr staatsmännische Schulung und mehr Thatkraft besessen hätten, wäre es ihnen ein Leichtes gewesen, weitere Zugeständnisse zu erzwingen; denn die Könige von England und Frankreich warben um ihre Bundesgenossenschaft. Aber zu einer solchen weitausgreifenden Politik waren die deutschen Fürsten nicht fähig; an kleine Verhältnisse und kleine Gesichtspunkte gewöhnt, überschätzten sie die Macht des Kaisers und stritten sich um dogmatische Kleinigkeiten, anstatt der großen, allen drohenden Gefahr mit geeinten Kräften zu begegnen. Nur einer besaß die Weite des Blickes und die Entschlossenheit des Willens, die damals not thaten, Landgraf Philipp von Hessen. Dieser aber war anfangs durch den Gegensatz

gegen Kursachsen gelähmt und von 1540 ab auf die Nachsicht des Kaisers angewiesen. Er hatte durch eine Doppelehe die Reichsgesetze schwer verletzt, und um der Todesstrafe zu entgehen, die in der Karolina auf dieses Vergehen gesetzt war, schloß er 1541 einen geheimen Vertrag mit Karl, der ihn für die Sache der Protestanten zunächst lahm legte. Trotzdem wuchs auch der Schmalkaldische Bund unter der Gunst der Verhältnisse. Im Jahre 1535 wurde er auf einem Bundestag zu Frankfurt für die Zeit 1537—1547 verlängert. 1536 traten eine Reihe neuer Mitglieder bei, darunter Württemberg, Pommern, Hannover, Anhalt-Dessau. Wichtig war auch die innere Erstarkung, die dasselbe Jahr noch brachte durch Beilegung des unseligen Abendmahlstreites. Auf Veranlassung des Reformators Bucer und geführt von ihm reisten im Mai 1536 die Vertreter der oberdeutschen Städte (Straßburg, Ulm, Augsburg, Memmingen, Eßlingen, Reutlingen u. s. w.) nach Wittenberg, um mit den sächsischen Theologen über die Streitpunkte zu verhandeln. Es war am 23. Mai abends, als Luther die Erklärung abgab, die Sachsen seien jetzt mit den Oberdeutschen einig und nehmen sie „als liebe Brüder in dem Herrn" an; mehrere Teilnehmer weinten vor Freude. Man nahm gemeinsam das Abendmahl und unterzeichnete am 29. Mai die von Melanchthon verfaßte **Konkordienformel**, worin die Augustana und Apologie als gemeinsame Bekenntnisschriften bezeichnet waren. Ein wirklicher und dauernder Friedensschluß war damit nicht erreicht, aber wenigstens ein freundschaftlicher Verkehr der beiden Parteien. Und schon das war ein Fortschritt, zumal da jetzt plötzlich die Konzilsfrage an die Protestanten herantrat. Papst Paul III. hatte endlich das so oft geforderte Konzil für 1537 nach Mantua ausgeschrieben. Der Kurfürst von Sachsen wünschte, daß Luther genau angeben möchte, in welchen Punkten die Protestanten, wenn es sich um Einigungsversuche handle, den Katholiken nachgeben könnten, und auf welchen Punkten sie unerschütterlich bestehen müßten. Daraufhin verfaßte Luther die sogenannten „Schmalkaldener Artikel". In diesen bezeichnete er als obersten Satz den, daß nur der Glaube an Jesus Christus gerecht macht; daran müsse man festhalten, selbst wenn Himmel und Erde einfallen; auch ließ er den Papst nicht als Haupt der Christenheit gelten, da er dies weder nach göttlichem Recht noch durch göttlichen Ausspruch sei; Christus allein sei das Haupt.

Diese Artikel wurden der Versammlung, die im Februar 1537 in Schmalkalden sich einfand, vorgelegt und von ihr bestätigt. An ihr nahmen die protestantischen Fürsten, die Abgesandten der Städte und etwa 40 Theologen teil; auch war ein Gesandter des Kaisers und ein päpstlicher Nuntius anwesend. Die Hauptfrage war, ob die Protestanten das nach Mantua ausgeschriebene Konzil beschicken sollten oder nicht. Luther sprach sich in einem Gut-

Ansicht von Tübingen um 1643.
Nach einem Holzschnitt von Merian.

achten dahin aus, man solle weder ein bindendes Versprechen geben, noch die Beschickung geradezu verweigern: denn „es brächte groß Aergernis, daß wir eben zu dieser Zeit, so der Türk vorhanden und der Kaiser in Arbeit, sollten das Konzilium weigern". An den Verhandlungen hierüber konnte Luther, da er in Schmalkalden in eine Krankheit fiel und nach Wittenberg gebracht werden mußte, nicht teilnehmen. Die schmalkaldischen Verbündeten aber beschlossen, die Beschickung des Konzils abzulehnen, da das vom Papst in Aussicht gestellte Konzil nicht dasjenige sei, welches von den deutschen Reichstagen längst gefordert worden sei; man solle ihnen ein freies Konzil, das nicht in Italien, sondern in Deutschland gehalten werde, gewähren. So wenig auch diese Antwort dem Kaiser gefallen mochte, so konnte er doch, da seine Kriege mit den Franzosen und Türken ihn in Anspruch

nahmen, die Protestanten nicht zur Beschickung des Konzils zwingen. Es kam also vorerst überhaupt nicht zustande.

Dem Schmalkaldischen Bund setzten auf Betreiben des kaiserlichen Vizekanzlers Held die Herzöge von Bayern, die Erzbischöfe von Mainz und von Salzburg, die Herzöge Georg von Sachsen und Heinrich von Braunschweig 1538 bei ihrer Zusammenkunft in Nürnberg die „Nürnberger Einigung" entgegen, und wenn es auf die beiden letztgenannten Fürsten angekommen wäre, so wäre der Krieg gegen die Protestanten sofort begonnen worden. Man sprach bereits davon, daß das kaiserliche Heer nach Besiegung der Türken gegen die Evangelischen geführt würde. Kaiser Karl schenkte der Nürnberger Einigung zwar seinen Beifall, versagte ihr aber aus politischen Gründen vorderhand seine Bestätigung. Er verbot alle Feindseligkeiten und gewährte (19. April 1539) den Protestanten den „Frankfurter Anstand". Dieser dehnte den Nürnberger Religionsfrieden von 1532 auf alle jetzigen Bekenner der Augustana aus, freilich nur bis zum nächsten Reichstag, und schlug alle gegen die Protestanten schwebenden Kammergerichtsprozesse auf 6 Monate nieder.

Im nämlichen Jahre 1539 erfolgte der Uebertritt des Herzogtums Sachsen und des Kurfürstentums Brandenburg zur Reformation. Dort wurde sie nach dem Tode des Herzogs Georg, dessen beide Söhne kurz vorher gestorben waren, von seinem Bruder Heinrich, hier von dem Kurfürsten Joachim II. und dessen Bruder Johann von der Neumark eingeführt. Doch schloß sich Joachim nicht dem Schmalkaldischen Bunde an. Dem Beispiele dieser Fürstentümer folgten Mecklenburg, Baden-Durlach, die Hohenloheschen Gebiete, Pommern, einige westfälische Städte, das Herzogtum Cleve, Nassau, die Rheinpfalz unter dem Kurfürsten Friedrich II. Die unter der Gerichtsbarkeit des Erzbischofs von Mainz stehenden Städte Magdeburg, Halberstadt und Halle machten sich gegen Bezahlung der erzbischöflichen Schulden frei von Mainz und reformierten in ihren Gebieten, und der Erzbischof und Kurfürst von Köln, Hermann von Wied, traf Anstalten, um sein Erzbistum nach dem von Melanchthon und Bucer bearbeiteten gemäßigten Reformationsentwurf der evangelischen Lehre zuzuführen und zu einem weltlichen Fürstentum umzugestalten. Selbst in Bayern und in

Oesterreich fand trotz des Widerstrebens der dortigen Fürsten die lutherische Lehre einen günstigen Boden. Die Herzöge von Bayern mußten sogar sehen, daß ihr Vetter, Otto Heinrich von der Oberpfalz, durch den Prediger Osiander von Nürnberg die Reformation in seinem Lande einführte und dem Schmalkaldischen Bunde beitrat.

Endlich wurde auch den Feindseligkeiten des Herzogs Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, welcher der Reformation auf jede Weise entgegentrat, ein Ziel gesetzt. Zwischen ihm und den beiden Häuptern des Schmalkaldischen Bundes, dem Kurfürsten und dem Landgrafen, hatte ein leidenschaftlicher Schriftenwechsel stattgefunden, in den auch Luther hineingezogen wurde. Da Heinrich die dem Schmalkaldischen Bunde angehörigen Städte Braunschweig und Goslar hart bedrückte und letztere Stadt, die vom Reichsgericht wegen kirchlicher Angelegenheiten in die Acht erklärt worden war, angriff, obgleich der Kaiser die Ausführung der Acht suspendiert hatte, so zogen der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen, in diesem Angriff einen Landfriedensbruch sehend, 1542 gegen ihn zu Feld, eroberten seine Hauptstadt Wolfenbüttel und nötigten ihn zur Flucht. Darauf wurde in seinem Lande die Reformation eingeführt. Der vertriebene Herzog versuchte 1545 sein Land wiederzuerobern, wurde aber vom Landgrafen geschlagen und gefangen genommen.

Immer lästiger hatte inzwischen Karl seine Abhängigkeit von den Schmalkaldenern empfunden und immer lebhafter war in ihm der Wunsch geworden, die religiösen Parteien in Deutschland zu versöhnen. In diesem Bestreben griff er sogar wieder zu dem Mittel der Religionsgespräche zurück; denn auch auf katholischer Seite gab es eine vermittelnde Partei, die eine Versöhnung wünschte und für möglich hielt; zu ihr gehörte sogar der päpstliche Kardinal Contarini. Aber die Gespräche zu Hagenau (1540) und Worms (1541) blieben ergebnislos. In Regensburg, wo Karl wegen des gleichzeitigen Reichstags persönlich zugegen war, kam man sich näher denn je zuvor. Aber auch hier ging das Werk wieder in die Brüche, sobald man über den päpstlichen Primat und die Transsubstantiation verhandeln wollte. Mittelalterliche und moderne Weltanschauung ließen sich eben nicht mehr vereinigen. Die kaiserliche Versöhnungspolitik war gescheitert.

Von Regensburg weg unternahm der Kaiser eine **zweiten Zug gegen die Seeräuber,** die fortfuhren, die spanischen und italienischen Küsten entsetzlich zu verheeren. Am 21. Oktober 1541 landete er mit 24000 Mann an der algerischen Küste. Er marschierte sofort gegen die Stadt und forderte sie zur Uebergabe auf, erhielt aber eine abweisende Antwort. Bevor man die Zelte, das Geschütz und den Proviant ans Land schaffte, traten die Stürme ein, vor denen ihn Andreas Doria, Doge von Genua, vergebens gewarnt hatte. Am zweiten Abend überzog sich der Himmel; ein fürchterlicher Sturm tobte, ein heftiger Platzregen fiel nieder und hielt die ganze Nacht an. Die Soldaten, die ohne Zelt oder ein anderes Obdach auf einer moorigen Ebene standen, mußten, um nicht von dem Sturme umgeworfen zu werden, ihre Lanzen in die Erde stoßen und sich daran halten. Am folgenden Morgen benutzte der Feind die Entkräftung der Truppen und griff sie mit seiner leichten türkischen Reiterei an, so daß viele Spanier und Italiener niedergehauen wurden. Indessen hatte der Sturm dieser entsetzlichen Nacht viele Schiffe von den Ankern losgerissen und teils aneinander getrieben, teils weit ins hohe Meer geschleudert. Die Bemannung dieser Schiffe kam in den Wellen um oder wurde, falls sie zu landen versuchte, von den Feinden getötet. Aus den übrigen Schiffen Lebensmittel ans Land zu bringen, war nicht möglich. Daher befahl Karl, die Pferde zu schlachten, und zog mit dem Heere längs der Küste drei Tagemärsche weit auf grundlosen Wegen. Hunger und Erschöpfung, die angeschwollenen Bäche und die Geschosse der verfolgenden Feinde forderten neue Opfer. Endlich erreichte man den Meerbusen von Metafuz, den nächsten sicheren Ankerplatz für die noch übrigen Schiffe. Da erst, nach vier Tagen, konnte man wieder Brot und andere Lebensmittel bekommen; aber der Rest des Heeres war so entkräftet, daß Karl ihm nicht mehr zumuten konnte, einen Winterfeldzug zu machen. Der Kaiser selbst zeigte während des ganzen Unglücks viel Unerschrockenheit und Teilnahme für seine Soldaten. Er war einer der letzten, die sich einschifften, obgleich arabische Reiter in der Nähe ihn bedrohten. In den ersten Tagen des Dezember landete er wieder im Hafen zu Cartagena, nicht siegreich und ruhmgekrönt, wie nach dem ersten afrikanischen Feldzuge, sondern besiegt und schwer gedemütigt.

Je schwerer Karl durch diesen ersten großen Mißerfolg

seines Lebens getroffen war, desto lebhafter hoffte Franz, das lange umstrittene Mailand doch endlich an sich reißen zu können. So wuchs aus dem zweiten afrikanischen Feldzug der **vierte Krieg zwischen Karl und Franz** heraus (1542 bis 1544). Franz sandte zwei geheime Unterhändler nach

Kriegsschiff aus dem sechzehnten Jahrhundert.

Venedig und Konstantinopel, um für den neuen Krieg Bundesgenossen zu werben. Als diese in Oberitalien erschlagen wurden (3. Juli 1541), hatte er auch schon den gewünschten Anlaß zum Bruch des Waffenstillstandes von Nizza. An Bundesgenossen fehlte es dem Franzosen auch diesmal nicht: die Türkei, Dänemark, Schweden standen auf seiner Seite, ja sogar ein deutscher Fürst, Herzog Wilhelm von Cleve. Dieser hatte die Erbschaft von Geldern eingezogen, obwohl der Kaiser selbst Anspruch darauf erhob; er hatte auch

die Reformation in seinem Lande eingeführt, was dem Kaiser wegen der Nähe seiner Niederlande besonders unangenehm war.

Franz eröffnete den Feldzug durch Einfälle in das benachbarte Gebiet des Kaisers, richtete aber 1542—1543 nichts aus. Erst 1543 fielen entscheidende Schläge. Der Kaiser erschien persönlich auf deutschem Boden, um den Herzog von Cleve zu züchtigen. Wiederum hätten die Schmalkaldener Gelegenheit gehabt, den Kaiser ins Gedränge zu bringen. Aber wiederum legten sie die Hände in den Schoß und überließen ihren Glaubensgenossen seinem Schicksal. Und dieses war ein trauriges. In wenigen Wochen war das clevesche Land von den Kaiserlichen überschwemmt und erobert. Der Herzog durfte seine Erblande Cleve-Jülich behalten, mußte aber fußfällig Abbitte leisten, die katholische Religion wiederherstellen und seinen Ansprüchen auf Geldern und Zütphen entsagen, die alsdann mit den Niederlanden vereinigt wurden. Während so der Herzog von Geldern gedemütigt wurde, war der Sultan Soliman in der ungarischen Festung Gran eingezogen; eine türkische Flotte nahm Nizza weg und überwinterte unangefochten in Toulon.

Inzwischen hatte Franz selbst einen Einfall in den Hennegau gemacht und mehrere Städte, darunter das wichtige Landrecy, genommen; auch in Oberitalien machten seine Truppen Fortschritte. Um diesen Gegner niederwerfen zu können, erneuerte Karl das Bündnis mit England und suchte die Waffenhilfe der protestantischen Fürsten. Auch dieses gelang ihm. Auf dem Reichstag zu Speier (Anfang 1544), wo er selbst zugegen war, machte er ihnen Zugeständnisse wie nie zuvor: Anerkennung aller Fortschritte des Protestantismus 1532—1541, Zulassung von Protestanten beim Reichskammergericht, Ankündigung eines gemeinsamen, freien, christlichen Konzils deutscher Nation oder einer Nationalversammlung, bis dahin Gewährung eines allgemeinen Friedstandes. Diese Zugeständnisse gingen so weit, daß der Papst feierlich dagegen Einsprache erhob und Karl einem Nero und Friedrich II. gleichstellte. Aber seinen Zweck erreichte der Kaiser. Der Reichstag bewilligte ihm auf sechs Monate die Kosten für ein Heer von 20000 Fußgängern und 4000 Reitern gegen Franzosen und Türken. Karl rückte in der Champagne ein, nahm mehrere Städte, drängte das Heer des Dauphin zurück und stand noch zwei Tagemärsche von Paris entfernt,

dessen Einwohner sich und ihre Habseligkeiten nach dem Süden flüchteten. Im Norden war Karls neuer Bundesgenosse, König Heinrich VIII. von England, gelandet und eroberte Boulogne. Da machte Franz Friedensvorschläge, und Karl, dessen Streitkräfte für den Kampf mit einem verzweifelnden Feind und für die Belagerung einer so großen Stadt nicht ausreichten, ließ sich auf Unterhandlungen ein. Am 18. September 1544 wurde der **Friede zu Crespy** geschlossen, in dem beide Gegner ihre Eroberungen herausgaben; Franz behielt Burgund und entsagte dem Bündnis mit den Türken; ja er verhieß sogar Hilfe gegen diese seine bisherigen Bundesgenossen. In einem geheimen Zusatz, dessen Wortlaut noch nicht bekannt ist, versprach er außerdem, daß er mitwirken wolle, um die „Abgewichenen" in den Schoß der Kirche zurückzuführen. Karl behielt Mailand und übertrug es seinem Sohne Philipp, wodurch das habsburgisch-spanische Haus das Uebergewicht in Italien erhielt. „So kehrte Karl aus eben dem Kriege, dessen glückliche Führung die Protestanten auf dem Speirer Abschied ermöglicht hatten, zurück mit der Absicht, die Abgewichenen zur alten Religion zurückzuführen, wenn nötig mit Gewalt." (Egelhaaf.) Jetzt war die Zeit der Zugeständnisse vorüber; die Stunde der großen Abrechnung nahte; denn der Kaiser hatte Ruhe von allen seinen Feinden.

Herzog Wilhelm von Cleve.
Nach einem alten Gemälde in Cleve.

Noch ein zweiter Umstand legte ihm den Gedanken an Krieg nahe. Bisher hatten die Katholischen im deutschen Volke zwar die Minderheit, im Kurfürstenkollegium aber die Mehrheit gehabt. Jetzt drohte die letztere verloren zu gehen. Die Kurfürsten von Sachsen und von Brandenburg waren längst entschiedene Protestanten; die Kurfürsten Friedrich II. von

der Pfalz und Hermann von Köln waren eben im Begriff, ihren evangelischen Glauben öffentlich zu bekennen; so war also Aussicht, daß vier protestantische Kurfürsten den drei katholischen (Böhmen, Mainz und Trier) gegenüberstehen würden. Um so mehr drang Karl in den Papst, daß er das Konzil berufen sollte. Dieser gab endlich nach und schrieb es auf März 1545 nach Trient aus. Auf dem Reichstag zu Worms (1545) verlangte der Kaiser von den protestantischen Reichsständen die Anerkennung und Beschickung dieses Konzils. Aber ein vom Papst und dessen Legaten geleitetes Konzil konnten sie nicht als ein freies, unabhängiges und unparteiisches anerkennen. Sie lehnten also auch dieses ab, wie sie früher das Mantuaner abgelehnt hatten, und sie brachten damit einen Plan zum Scheitern, den Karl seit 25 Jahren unablässig verfolgt hatte.

Diese drei Thatsachen zusammen legten ihm allmählich den Gedanken nahe, durch einen Religionskrieg die Einheit der Kirche zu retten und eine monarchische Gewalt in Deutschland zu errichten. Aber nur langsam ist dieser Entschluß in ihm gereift. Auf den Reichstagen zu Worms (1545) und Regensburg (1546) versuchte er es noch einmal mit Religionsgesprächen und Unterhandlungen. Aber in Worms fand sich kein einziger protestantischer Fürst ein und in Regensburg nur wenige. Inzwischen spähte Karl nach Bundesgenossen aus und bereitete in aller Stille den Krieg vor. Denn bevor er zum entscheidenden Schlag ausholte, wollte er alles geebnet sehen. Von Worms aus schickte er einen Gesandten an den Sultan Soliman, der inzwischen Slawonien, Kroatien und ganz Ungarn bis in die Gegend von Stuhlweißenburg in seine Gewalt gebracht hatte. Die Unterhandlungen führten erst 1547 zu einem Ergebnis; es wurde ein Waffenstillstandsvertrag auf fünf Jahre geschlossen, wonach Ferdinand nur einen kleinen Teil von Ungarn behielt und für diesen dem Sultan ein „Ehrengeschenk" von 500 000 Dukaten jährlich bezahlen mußte.

Zugleich schloß Karl einen Vertrag mit dem Papste, worin dieser sich verpflichtete, dem Kaiser ein Hilfsheer von 12500 Mann zu stellen, 300 000 Dukaten zu zahlen und die Erhebung geistlicher Steuern in Spanien zu gestatten, falls er die Protestanten durch Waffengewalt zur Unterwerfung unter die Konzilsbeschlüsse nötigen würde. Einen weiteren Verbündeten fand der Kaiser an dem Herzog von

Bayern, dem er die pfälzische Kur in Aussicht stellte. Von der allergrößten Bedeutung aber war, daß es der verschlagenen Politik des Kaisers gelang, im Lager der Protestanten selbst Bundesgenossen zu finden, so den Herzog Erich von Braunschweig, den Markgrafen Hans von Küstrin, den Markgrafen Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach und vor allem den glänzend begabten und hochstrebenden **Herzog Moritz von Sachsen**, der seinem Vater Heinrich 1541 in der Regierung gefolgt war. Moritz hatte sich, obgleich er der Schwiegersohn des Landgrafen Philipp von Hessen war, vom Schmalkaldischen Bunde losgesagt und lebte in beständiger Zwietracht mit seinem Vetter, dem Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen, dessen Kurwürde er zu erlangen strebte. Im Kriege gegen die Türken 1542 und in dem Feldzug gegen Frankreich 1544 hatte er sich dem Kaiser durch seine Entschlossenheit und Klugheit als einen tüchtigen Heerführer empfohlen. Mai 1546 war er auf Veranlassung seines Ratgebers und Lehrmeisters Carlowitz nach Regensburg gereist, in der Absicht, neutral zu bleiben, wenn ihm der Kaiser einige Vorteile einräume. Der Kaiser aber that dies nicht; er machte vielmehr den Erwerb Kursachsens abhängig von thatkräftiger Mithilfe im Kriege und den Erwerb der Stifter Magdeburg und Halberstadt von der Unterwerfung unter das Tridentinum. Jetzt wollte Moritz erst recht neutral bleiben, da er ja von den Schmalkaldenern doch nichts zu hoffen hatte, andrerseits aber auch nicht gegen sie fechten wollte. Da drohte der Kaiser, er werde Kursachsen allein bekriegen und allein behalten; das wirkte. Um dem Hause Wettin nicht Land und Kur entreißen zu lassen, trat Moritz auf Seite des Kaisers. In einem mit Granvella abgeschlossenen geheimen Vertrag

Kurfürst Moritz von Sachsen.
Nach einem in der Kgl. Galerie zu Dresden befindlichen Gemälde von Lukas Cranach.

(19. Juni) versprach er dem Kaiser Ergebenheit und Freundschaft zu beweisen und den Tridentiner Beschlüssen sich zu unterwerfen mit Ausnahme der drei Punkte: Rechtfertigung durch den Glauben, Kelch beim Abendmahl, Ehe der Geistlichen; es wurde ihm also in religiöser Beziehung eine Art Reservatrecht eingeräumt. Dagegen stellte ihm der Kaiser das Schutzrecht über Magdeburg und Halberstadt in Aussicht, sowie Kur und Lande seines Vetters. Moritz hatte also „nicht seine Hilfe dem Meistbietenden verkauft, sondern die überlegene Kunst des Habsburgers hat ihn aus seiner unklug gewählten Stellung hinausmanövriert und zum Eingreifen in den Kampf gezwungen." Moritz war also damals noch nicht der selbständige und reife Staatsmann von später; das ist er erst in der unmittelbaren Schule Karls geworden (Brandenburg: Moritz von Sachsen).

Bereits waren kaiserliche Hauptleute mit Werbungen beschäftigt; von den Niederlanden und aus Italien waren Truppen im Anmarsch. Auf die Frage nach den Gründen dieser Rüstungen erwiderte der Kaiser den Schmalkaldenern, er werde gegen alle, die ihm gehorsam wären, als gnädiger und väterlich gesinnter Kaiser sich erweisen, gegen die Ungehorsamen aber sein kaiserliches Ansehen gebrauchen und nach dem Rechte verfahren.

Diese drohenden Worte vernahm derjenige, der dem Kaiser lange ein unverdientes Vertrauen geschenkt hatte, nicht mehr. Im Januar 1546 war Luther nach Eisleben gereist, um Streitigkeiten, welche die Grafen von Mansfeld wegen gewisser Rechte und Einkünfte miteinander hatten, zu schlichten. Unterwegs zog er sich eine heftige Erkältung zu und kam krank in Eisleben an, erholte sich aber wieder, so daß er dort predigen konnte. Die Ausgleichsverhandlungen wurden am 17. Februar glücklich beendigt. Doch konnte Luther der Schlußsitzung dieses Tages nicht mehr beiwohnen, da er sich sehr unwohl fühlte. Nachts um elf Uhr sagte er zu seinem Freunde Jonas: „Mir wird so wehe und bange, ich werde nun wohl in Eisleben, wo ich geboren und getauft bin, bleiben." Später sagte er in lateinischer Sprache: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist; du hast mich erlöset, du treuer Gott." Nach zwei Uhr nachts fragten ihn Jonas und Magister Cölius, ob er auf seine Lehre sterben wolle. Er antwortete mit einem vernehmlichen „Ja", wandte sich auf die rechte Seite und entschlief. Es

war der 18. Februar 1546. Sein Leichnam wurde in feierlichem Zuge und unter dem Geleite der von allen Seiten zuströmenden Bevölkerung nach Wittenberg gebracht und am 22. Februar in der Gruft der dortigen Schloßkirche beigesetzt. Bugenhagen und Melanchthon hielten Reden und schilderten das Wirken des weltgeschichtlichen Mannes.

Seine „liebe Käthe", der er von Eisleben aus nochmals geschrieben hatte, richtete nach seinem Tode an ihre Schwägerin folgenden Brief, woraus zu ersehen ist, wie scharf sie die Bedeutung des Verstorbenen erfaßt hat: „Daß Ihr ein herzlich Mitleiden mit mir und meinen armen Kindern tragt (Luther hinterließ drei Söhne und eine Tochter), glaub' ich leichtlich. Denn wer wollt' nicht billig und betrübt und bekümmert sein um einen solchen teuren Mann, als mein lieber Herr gewesen ist, der nicht allein einer Stadt oder einem einigen Lande, sondern der ganzen Welt viel gedient hat. Derhalben ich wahrlich so sehr betrübt bin, daß ich mein großes Herzeleid keinem Menschen sagen kann, und weiß nicht, wie mir zu Sinn und zu Mut ist. Und wenn ich hätt' ein Fürstentum und Kaisertum gehabt, sollt' mir so leid nimmermehr geschehen sein, so ich's verloren hätt', als nun unser lieber Herr Gott mir und nicht allein mir, sondern der ganzen Welt diesen lieben, teuren Mann genommen hat. Wenn ich daran gedenke, so kann ich vor Leid und Weinen, das Gott wohl weiß, weder reden noch schreiben, wie ihr leichtlich, liebe Schwester, zu ermessen habt."

Benvenuto Cellini.
Nach einem Gemälde von G. Vasari.

„Er ist der gewaltigste Volksmann, der populärste Charakter, den Deutschland je besessen," sagte in unsern Tagen der katholische Kirchenhistoriker und Stiftspropst Döllinger in München von Luther.

Im folgenden Jahre, am 31. März 1547, starb König

Franz von Frankreich. Ein ausschweifendes Leben raffte ihn im 53. Jahre seines Lebens hin. Neben den schlimmen Eigenschaften, die wir an ihm kennen gelernt haben, besaß er Vorliebe für Künste und Wissenschaften, unterstützte Gelehrte und Dichter, brachte die Pariser Universität wieder zu Ansehen, zog italienische Künstler, wie Lionardo da Vinci und Benvenuto Cellini, an seinen Hof, gab ihnen Aufträge zur Ausschmückung seiner Schlösser und förderte das Gewerbe, wie die 1536 durch Genuesen eingeführte Seidenspinnerei zu Lyon. In Sachen der Religion war er gerade so unduldsam wie sein spanischer Gegner. Es vertrug sich nicht mit seinem Despotismus, daß seine Unterthanen einen andern Glauben haben wollten als er. Die Reformation hatte auch in Frankreich Eingang gefunden, und seine eigene Schwester, Margareta von Navarra, neigte ihr zu; nach kurzem Zögern wandte er sich entschieden von ihr ab und verhängte Verfolgungen über ihre Anhänger. Das Edikt von Fontainebleau, 1. Juni 1540, befahl zuletzt strenge Bestrafung der Ketzerei als eines nicht bloß religiösen, sondern auch staatsgefährlichen Verbrechens. Hunderte von Reformierten erlitten in Frankreich den Feuertod. Dies hinderte ihn aber nicht, den Protestantismus, den er im eigenen Lande zu vernichten suchte, in Deutschland durch Unterstützung protestantischer Fürsten fördern zu helfen.

Unter Franz gewann der französische Hof jenen Glanz und nahm jene feinen Formen an, die trotz aller Sittenlosigkeit sich dort erhalten haben. Sein Hof war der Mittelpunkt für alle durch Schönheit und Geist glänzenden Frauen des Landes. „In ihrer Mitte gefiel er sich," sagt Ranke, „in dem golddurchwirkten Wams, durch dessen Oeffnung das feinste Linnen hervorbauschte, dem Ueberwurf mit Stickereien und goldenen Troddeln. Er liebte den Genuß. Glänzend in der ihm angeborenen Würde, von dem Volke angebetet, herrlich und in Freuden wollte er seine Tage zubringen, in einer ununterbrochenen, raschen, vollen Bewegung aller Lebenskräfte; aber zugleich hatte er eine große Sache durchzuführen und widmete sich ihr. Sein Leben war ein fortwährendes Gefecht, ein politischer und militärischer Wettkampf. Den höchsten Preis, der ihm in seiner Jugend vorschwebte, hat er nicht davongetragen; aber gegen den klugen, ruhigen und niemals rastenden, die Welt mit ehrgeizigen und großen Gedanken umfassenden Gegner hat er das unabhängige Ansehen,

die Macht seiner Krone behauptet. Daß er dies anstrebte und erreichte, darin lag das Geheimnis des Gehorsams, den er fand. Er lebte, dachte und fühlte wie sein Volk; seine Glückswechsel, seine Gefahren und Verluste, sowie seine guten Erfolge waren die der Nation. Er besaß nicht den tiefen, nachhaltigen Ernst, der zur Durchführung einer kirchlichen Unternehmung gehört hätte. Er sah die Aufgabe seines Lebens in der Behauptung des französischen Gebietes, der Aufrechterhaltung seiner großen politischen Stellung, dem Kampfe mit dem Kaiser."

6. Der Schmalkaldische Krieg.

Während der Kaiser fast schutzlos noch in Regensburg saß, rückten die Schmalkaldener schon mit starker Truppenmacht ins Feld. Sie waren also diesmal dem Kaiser beträchtlich voraus, obwohl weder alle protestantischen Stände noch auch nur alle Bundesmitglieder an dem Kriege gegen den Kaiser teilnahmen. Daß dieser ein Bündnis mit dem Papste, mit dem Herzog Wilhelm von Bayern und dem Herzog Moritz von Sachsen geschlossen habe, davon wußten sie nichts und daran dachten sie nicht. Der Kurfürst von Sachsen war so ahnungslos, daß er beim Auszug seine Familie anwies, in jeder Gefahr des Landes sich an Moritz zu wenden, und daß er, der zugleich mit dem Landgrafen Philipp Bundeshauptmann war, den **Sebastian Schärtlin von Burtenbach** an einem feindlichen Vorgehen gegen Wilhelm von Bayern und gegen Ferdinand hinderte, weil er der thörichten Meinung war, diese beiden Fürsten seien neutral und könnten durch eine Verletzung ihres Gebietes zu Feindseligkeiten veranlaßt werden. Sebastian Schärtlin, als tüchtiger Führer deutscher Landsknechte uns schon bekannt, befehligte damals die Truppen der oberländischen Städte und des Herzogs Ulrich von Württemberg und wollte die großen Vorteile, die die Verbündeten hatten, thatkräftig ausnutzen. Er beabsichtigte daher, die oberdeutschen Werbeplätze Karls zu überfallen, die Truppen, die aus Italien zur Unterstützung des Kaisers heranzogen, auf ihrem Marsche auseinander zu sprengen und dann Karl selbst, der nur geringe Mannschaft bei sich hatte, in Regensburg anzugreifen. Zu diesem Zwecke zog er gegen Füssen und traf dort 17 000

kaiserliche Söldner, wurde aber von dem Schmalkaldischen Kriegsrat verhindert, sie ins bayrische Gebiet zu verfolgen, da Herzog Wilhelm, des Kaisers Bundesgenosse, dies als eine Kriegserklärung bezeichnet hatte. Darauf faßte Schärtlin einen andern Plan und ließ die nicht weit von Füssen entfernte Ehrenberger Klause besetzen, um den italienischen Truppen den Weg nach Bayern zu verlegen. Aber auch diesem Unternehmen widersetzten sich die Kriegsräte, weil ihnen die Teilnahme Ferdinands an dem Kriege seines Bruders noch zweifelhaft erschien und sie ihn nicht durch das Betreten seines Gebietes zum Feinde machen wollten. Schärtlin mußte seinen Plan aufgeben. Zähneknirschend trat er den Rückweg nach Augsburg an. Die Gunst des Augenblicks war verpaßt.

Der Kaiser konnte jetzt ohne alle Gefahr in Regensburg die Ankunft seiner Truppen abwarten. Von hier aus erließ er (20. Juli 1546) die Achtserklärung gegen den Kurfürsten von Sachsen und den Landgrafen von Hessen als gegen „Ungehorsame, Untreue, Pflicht- und Eidbrüchige, Rebellen, Aufrührer, Verächter und Verletzer der Kaiserlichen Hoheit und Majestät und als Verbrecher des gemeinen Landfriedens". In dieser Erklärung war also von Religion gar nicht die Rede, vielmehr suchte der Kaiser den Krieg ausschließlich als einen politischen hinzustellen, der nur gegen die beiden Fürsten wegen der Vergewaltigung des Herzogs von Braunschweig unternommen werde. Der Kaiser hoffte auf diese Weise immer noch, die beiden zu isolieren. Der Papst umgekehrt betrachtete den Krieg ausschließlich als einen Religionskrieg; nur in dieser Voraussetzung hatte er Geld und Truppen bewilligt. In einem Ausschreiben der katholischen Stände der Schweiz, das den Protestanten in die Hände fiel, hieß es: „Die Widersetzlichkeit der verstockten Leute in Deutschland gegen das Konzil habe den Papst veranlaßt, das Schwert zu ziehen, und der fromme Kaiser habe sich entschlossen, die an dem christlichen Glauben begangenen Verbrechen mit bewaffneter Hand zu bestrafen." Zugleich wurde der mit dem Kaiser abgeschlossene Vertrag angeführt und ein Ablaß für diejenigen verkündigt, die für die Ausrottung der Ketzerei beten würden. In Briefen, die aus Trient abgeschickt wurden, war der Krieg gegen die Protestanten, wie ein Jahrhundert vorher der gegen die Hussiten, als ein Kreuzzug bezeichnet.

Diese Enthüllungen änderten die Anschauungen und Stimmungen der Bedenklichen und Aengstlichen. Niemand

war mehr im Zweifel über die Berechtigung, einem solchen Kaiser Widerstand zu leisten, den man nicht mehr als Reichsoberhaupt, sondern nur noch als einen Gehilfen und Beamten des Papstes ansehen konnte, und der jetzt italienische und spanische Kriegsvölker, die nach deutschem Blute dürsteten, ins Reich führe, obwohl er in seiner Wahlkapitulation versprochen habe, keine fremden Truppen nach Deutschland zu bringen. In den Kirchen wurde Gottes Hilfe angerufen gegen diese „fremden, mörderischen Nationen, die ihre Unzucht ausüben und ihre Abgötterei bestätigen wollen". Mittags zwölf Uhr wurde mit allen Glocken geläutet, worauf die Hausväter mit Familie und Dienstboten zum Gebet für die Erhaltung des reinen Wortes, aber auch der deutschen Zucht und Ehrbarkeit zusammentraten, der Arbeiter im Freien von seiner Arbeit zurücktrat und auf den Knieen Gott um seinen Beistand bat. Bei einer solchen Stimmung und Erregung der Gemüter war die Befürchtung ausgeschlossen, daß die Bundeshäupter im Stiche gelassen würden. Vierzehn Tage nach jener Achtserklärung, am 3. August, vereinigten sich die Heere der beiden Bundeshäupter mit den Truppen der oberdeutschen Bundesglieder (zusammen 50 000 Mann). Die Isolierung war also nicht gelungen. Dagegen war die nun folgende Kriegführung „eine einzige Kette von Mißgriffen und Versäumnissen". Als der Vorschlag auftauchte, man solle die Ueberlegenheit, die man besaß, benützen, um München oder Ingolstadt wegzunehmen und den Kaiser zu einer Schlacht zu zwingen, da scheiterte dieser Plan an der Uneinigkeit der Bundeshäupter und an dem Eigensinn Johann Friedrichs. In aller Ruhe zog also der Kaiser seine italienischen Truppen an sich (10.—13. August), so daß er den 50 000 Mann seiner Gegner bereits 40 000 Mann entgegenstellen konnte. Mit

Sebastian Schärtlin.
Nach einem alten Kupferstich.

diesen bezog Karl eine feste Stellung bei **Ingolstadt,** um dort die niederländischen Truppen zu erwarten. Hieher zogen nun auch die Verbündeten und lagerten sich dem Kaiser gegenüber. Sie rafften sich sogar zu einer Art von Sturm auf. Aber nach viertägigem, vergeblichem Hin- und Herschießen zogen sie wieder ab, was allgemein als Mißerfolg gedeutet wurde. Nun wollten sie dem Grafen von Büren, der mit 10000 Fußgängern und 7000 Reitern gegen Ingolstadt heranrückte, den Weg verlegen. Aber Büren, von ihrem Anmarsch unterrichtet, bog nach dem Gebiete von Würzburg aus und vereinigte sich am 17. September mit dem Kaiser. Jetzt hatte dieser seine Truppen, die vor einem Monat noch über ganz Mitteleuropa zerstreut gewesen waren, an einem Punkte beisammen; jetzt konnte er aus der Verteidigung zum Angriff übergehen. Er verließ Ingolstadt und zog langsam donauaufwärts, nach Westen. Die Gegner folgten ihm. Damit war der Kriegsschauplatz aus dem katholischen Bayern nach Schwaben verlegt. Das kaiserliche Lager war am 13. Oktober bei den württembergischen Dörfern Sontheim an der Brenz errichtet worden, worauf die Verbündeten bei der Reichsstadt **Giengen,** zwei Stunden von jenen entfernt, ebenfalls ein festes Lager bezogen. Hier lagen sich die beiden Gegner sechs Wochen lang gegenüber. Es fanden kleine Gefechte statt; aber einen entscheidenden Angriff wagte der Kaiser trotz seiner Uebermacht nicht. Die Spanier und Italiener litten sehr durch die kalten Nächte und hatten eine Menge Kranker und Toter. Die Verluste des kaiserlichen Heeres wurden im November auf 15000 Mann geschätzt. Im Vertrauen auf diese Lage eröffneten die Verbündeten Friedensunterhandlungen, wobei sie die Bedingung stellten, daß es keinem Reichsstande verwehrt sein solle, sich zu der Augsburgischen Konfession zu halten. Aber der Kaiser verlangte von Vasallen, die ihn gar nicht mehr als Kaiser anerkannt hatten, Unterwerfung auf Gnade und Ungnade. Diese Antwort war die Folge der Vorgänge in Sachsen.

Dort hatte Moritz im Oktober, als die Verhältnisse sich schon zu gunsten des Kaisers gewandt hatten, die Ausführung seines Verrats begonnen. Er hatte von seinen Landständen die Einwilligung zur vorläufigen Besetzung des Kurfürstentums Sachsen verlangt und erhalten, nachdem er ihre religiösen Bedenken beschwichtigt und die Besetzung durch Ferdinands Truppen, die schon an der böhmischen Grenze standen,

als das größere Uebel in Aussicht gestellt hatte. Darauf eilte er nach Prag, um sich mit Ferdinand über die Beute zu verständigen. Dem Herzog wurde hier in einem Vertrag neben der schon vereinbarten Schutzherrlichkeit über die beiden Stifter Magdeburg und Halberstadt die Kurwürde und der größte Teil der Länder seines Vetters Johann Friedrich zugesichert, und der Kaiser, dem das Schriftstück zugesandt wurde, unterzeichnete es am 27. Oktober in seinem Lager zu Sontheim. Darauf überschritten Ferdinands böhmische und ungarische Truppen die sächsische Grenze; Moritz stieß mit seiner Mannschaft zu ihnen; ganz Kursachsen, außer Wittenberg, Eisenach und Gotha, unterwarf sich dem Herzog gegen das Versprechen, daß er die Einwohner bei ihrer Religion schützen und gegen seinen Vetter „mit aller Gebühr" halten werde, falls dieser sich mit dem Kaiser versöhne.

Als der Kaiser am 6. November Kunde von diesem Erfolge erhielt, ließ er Viktoria schießen. Es schien ihm ein glücklicher Ausgang des Krieges schon gesichert. Die Verbündeten, in deren Heere gleichfalls Krankheiten ausbrachen, Mangel an Proviant eintrat, massenhafte Desertionen infolge der Erschöpfung der Geldmittel stattfanden, glaubten sich nicht mehr in ihrem Lager halten zu können, besonders der Kurfürst, dessen Leute eiligst in die Heimat zurückzukehren wünschten, um Haus und Herd zu beschützen. Man beschloß daher, das Lager bei Giengen aufzuheben, im Frühjahr den Krieg mit frischen Kräften zu erneuern und inzwischen Oberdeutschland durch ein Winterlager von 6000 Fußgängern und 1500 Reitern, das bei Ellwangen errichtet werden sollte, zu schützen. Am 23. November zogen die schmalkaldischen Verbündeten ab, jeder in seine Heimat. Der Kurfürst legte den katholischen Städten und Fürsten, durch deren Gebiet er kam, starke Brandschatzungen auf, um seinen Truppen kurze Befriedigung zu gewähren.

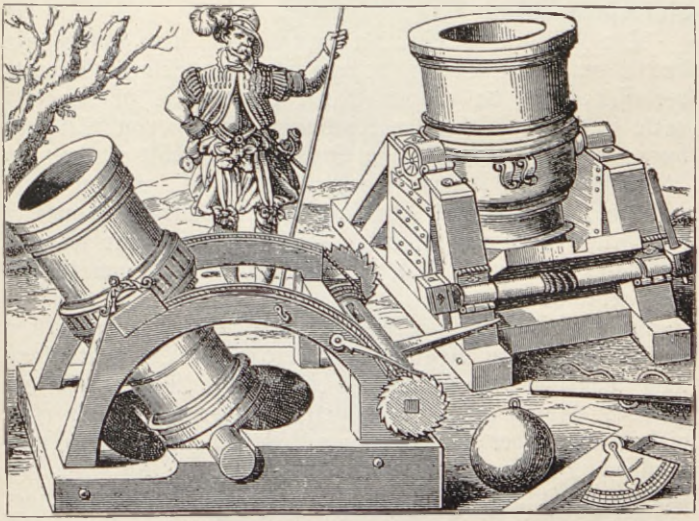
Das Winterlager kam nicht zu stande. Ganz Süddeutschland stand dem Kaiser offen, der ohne Schlacht gesiegt hatte. Die reichen Handelsstädte (Ulm, Heilbronn, Eßlingen, Reutlingen, Augsburg, Straßburg, Frankfurt und andere), die sich geweigert hatten, den Schmalkaldischen Verbündeten weitere Geldbeiträge zuzuschicken, mußten nun schwere Kriegskontributionen bezahlen und erlangten hinsichtlich der Religion nur die Zusicherung, daß sie die gleichen Zugeständnisse wie Moritz von Sachsen erhalten sollten. Vergebens hatte Sebastian

Schärtlin alles aufgeboten, um die Stadt Augsburg, die starke Mauern, einen großen Vorrat von Lebens- und Kriegsbedürfnissen, 200 Stück groben Geschützes und eine zahlreiche Bürgerschaft hatte, von einer übereilten Uebergabe abzuhalten. Er wies seinen Mitbürgern nach, daß sie sich noch lange halten könnten. Sollte es aber doch zuletzt schlecht gehen, so werde man noch nach Jahrhunderten in den Chroniken lesen, daß andre sich ohne Not ergeben, Augsburg aber für das göttliche Wort und die deutsche Freiheit bis zuletzt mutig gestritten habe. Aber die reichen Kaufleute, besonders Anton Fugger, wollten von einer Fortsetzung der Feindseligkeiten nichts wissen und setzten es durch, daß Unterhandlungen mit dem Kaiser eröffnet wurden. Infolge dieser unterwarf sich Augsburg, mußte 150000 Gulden zahlen, 12 Stück Geschütz ausliefern und eine kaiserliche Besatzung aufnehmen. Schärtlin, vom Kaiser mit der Acht belegt, nahm in Frankreich Kriegsdienste.

Der Kurfürst Friedrich von der Pfalz, der den Herzog von Württemberg nur mit 900 Mann unterstützt hatte und bei seinem persönlichen Erscheinen leicht Verzeihung erhielt, machte den Kaiser darauf aufmerksam, daß er es in seiner Hand habe, ganz Deutschland zum Gehorsam zurückzuführen, wenn er nur in dem Einen Punkte, in der Religion, nachgebe; die neue Lehre habe in Hohen und Niedrigen so tiefe Wurzeln geschlagen, daß es nicht mehr möglich sei, sie zu vertilgen. Aber eben hiefür hatte der Kaiser weder das rechte Verständnis noch guten Willen.

In der schlimmsten Lage befand sich Herzog **Ulrich von Württemberg**, da er wegen des Kadanischen Vertrags aufs neue mit dem Verlust seines Landes bedroht war. Selbst nach der Auflösung des Lagers bei Giengen dachte er noch an Widerstand und stellte 4000 Mann unter Hans von Heideck und Schankewitz im Fils- und Remsthal auf. Da aber die oberdeutschen Städte sich alle unterwarfen und die kaiserlichen Scharen beutegierig in sein Land einbrachen, so entließ er seine Söldner und das bewaffnete Landvolk und begab sich nach dem Hohentwiel. Die Kaiserlichen besetzten die Stadt Marbach unter dreitägigem Rauben und Morden, plünderten das Stuttgarter Schloß aus und eroberten das ganze Land. Nur Asperg und Schloß Tübingen hielten sich. Dem König Ferdinand mußte aufs neue gehuldigt werden. Endlich erlangte Ulrich, der durch seinen

Kanzler Gültlingen die Unterhandlungen mit dem Kaiser betrieb, hauptsächlich durch Bestechung der kaiserlichen Räte den Heilbronner Vertrag vom 8. Januar 1547, worin er versprach, den Kaiser fußfällig um Verzeihung zu bitten, ihm ein gehorsamer und treuer Vasall zu sein, von seinen Bundesgenossen sich loszusagen, 300 000 Gulden Kriegskosten zu zahlen, zur Sicherung der Vollziehung des Vertrages die Festungen Asperg, Schorndorf und Kirchheim dem Kaiser zu



Schweres Geschütz im sechzehnten Jahrhundert.
Nach einer Abbildung des Frundsbergschen Kriegsbuches, Frankfurt 1575.

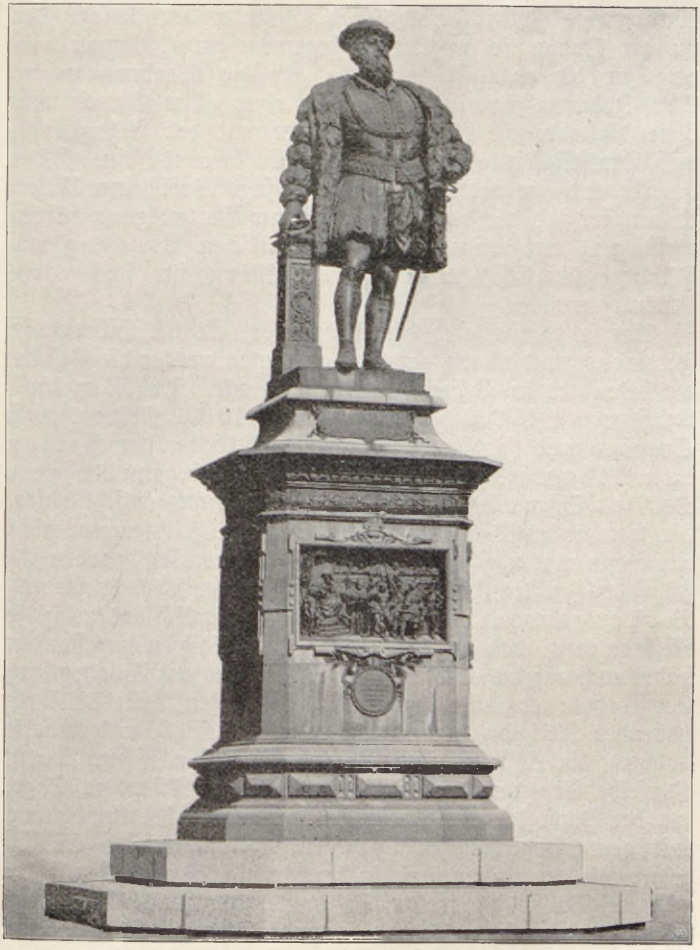
übergeben. Dafür sollte er Land und Würde dem Kadanischen Vertrag gemäß wiedererhalten. Der Fußfall vor dem Kaiser ging in Ulm vor sich. Vier Diener trugen den an Podagra leidenden Herzog in den Audienzsaal, wo statt seiner zwei Räte vor dem Kaiser knieten, Ulrich noch einmal Abbitte that und darauf begnadigt wurde. Aber mit diesem Entscheid war König Ferdinand nicht zufrieden. Er erklärte, daß Ulrich, da er mit seinen Verbündeten des Königs Lande (Ehrenberger Klause und Burgau) überzogen und beschädigt habe, seiner Pflicht als österreichischer Afterlehensmann untreu geworden und daher seines Lehens verlustig sei, daß somit Württemberg wieder an Oesterreich zurückfalle. Solange dieser

Rechtsstreit, der beim Kaiser anhängig gemacht wurde, nicht entschieden war, zog letzterer seine spanischen Truppen aus Württemberg nicht zurück. Alle Unterhandlungen scheiterten an dem Starrsinn Ferdinands, der nicht zum zweitenmal seine Beute sich aus den Händen entwinden lassen wollte. Erst nach Ulrichs Tod gelang es dessen Sohn und Nachfolger, dem trefflichen Herzog Christoph, mit Ferdinand am 10. August 1552 in Passau einen Vertrag zu schließen, worin dieser gegen Bezahlung von 250 000 Gulden den Rechtsstreit aufgab.

Der Kurfürst Hermann von Köln, von dem Papste bereits mit dem Banne belegt und von seinen Ständen verlassen, trat, da er von keiner Seite Hilfe zu erwarten hatte und sein bisheriger Koadjutor, Adolf von Schaumburg, vom Domkapitel zum Erzbischof gewählt wurde, am 25. Februar 1547 von seinem Amte zurück, worauf jener in dem Kölner Gebiet den katholischen Gottesdienst wieder einführte. Das ganze südwestliche Deutschland war bis zum Frühjahr 1547 vom Kaiser ohne Schwertstreich zum Gehorsam gebracht.

Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen hatte inzwischen an der Spitze von 20 000 Mann, die er aus Oberdeutschland nach Thüringen zurückführte, die geringe Mannschaft des Herzogs Moritz auseinander getrieben, sein Kurland ohne viele Mühe wiedererobert und den größten Teil des Herzogtums Sachsen, Dresden und Leipzig ausgenommen, in seine Gewalt gebracht. Die protestantischen Einwohner beider Länder empfingen ihn mit Freuden, da sie in ihm den Verteidiger des Evangeliums erblickten. Dem Herzog Moritz meldete einer seiner Amtsleute, er wisse nicht 20 Menschen, denen zu trauen sei. Die Stände in Böhmen, wo der hussitische Geist noch nicht erloschen war, versammelten sich ohne Ferdinands Erlaubnis in Prag und stellten ein Heer auf, um das Eindringen des „fremden unchristlichen hispanischen Volkes" zu verhindern. Sie traten in offene Unterhandlung mit Johann Friedrich über die Errichtung eines Kriegsbündnisses und über die Vereinigung Böhmens mit Kursachsen. Auch in den zur Krone Böhmen gehörigen Ländern Schlesien und Lausitz erhoben sich die Herren und die Städte gegen die österreichische Herrschaft. Die evangelischen Städte Norddeutschlands (Magdeburg, Bremen, Hamburg, Lüneburg, Braunschweig, Goslar, Hildesheim, Hannover) hielten fest an

der lutherischen Lehre und verteidigten sich aufs tapferste gegen jeden Angriff. Die Könige von Frankreich und von England sagten dem Kurfürsten ihre Hilfe zu.



Das Herzog Christoph-Denkmal in Stuttgart.

Dieser sah sich wider Willen an die Spitze einer mächtigen Bewegung gestellt, die dem diktatorischen Vorgehen des Kaisers sich entgegensetzte, die habsburgische Macht an der

Elbe und an der Oder bedrohte und die religiöse und politische Freiheit der deutschen Nation zu verteidigen willens war. Wenn der Kurfürst alle diese dem Kaiser feindseligen Kräfte in seiner Hand zusammenfaßte und eine kühne, rücksichtslose Politik befolgte, so konnte er dem Kriege, der an der Donau so unglücklich begonnen hatte, immer noch eine für die evangelische Sache günstige Wendung geben. Aber Johann Friedrich, ein Mann ohne allen Ehrgeiz und ohne diplomatische Gewandtheit, der mit der Behaglichkeit und Leutseligkeit eines christlichen Edelmanns seine Güter bereiste und für das leibliche und geistige Wohl seiner Unterthanen sorgte, der den Krieg nur zur Verteidigung führen wollte und am liebsten alles der göttlichen Vorsehung und Fürsorge überließ, war nicht der Mann für solch große Unternehmungen.

Um so rascher ging der Kaiser vor, als die Hilfegesuche Ferdinands und Moritz' an ihn gelangten und er die Gefahr, die besonders in Böhmen drohte, erkannte. Im März 1547 brach er mit 17 000 Fußgängern und 10 000 Reitern, meist Spaniern und Italienern, deren Befehlshaber der Herzog von Alba war, gegen Sachsen auf. So begann der zweite Teil des Schmalkaldischen Krieges, **der niederdeutsche Krieg.** An diesem beteiligten sich die päpstlichen Hilfstruppen nicht mehr; sie waren schon Anfang 1547 abberufen worden infolge des Zwistes, der neuerdings wieder zwischen Kaiser und Papst ausgebrochen war. Ersterer hatte nämlich das religiöse Reservatrecht, das er dem Moritz von Sachsen zugestanden hatte, auch auf die oberdeutschen Städte und auf Württemberg ausgedehnt; er hatte ihnen also versprochen, „sie bei ihrer habenden Religion zu belassen, so wie Moritz", und er hatte dadurch die Absichten des Papstes schnurstracks durchkreuzt. Derselbe Gegensatz trat auf dem Konzil zu Trient zu Tage, wo der Papst die vom Kaiser so sehr gewünschte Versöhnung mit den „Abgewichenen" geflissentlich hintertrieb. Endlich zeigte sich der Kaiser auch in territorialen Fragen den Wünschen des Papstes abgeneigt. So konnte jener nur 27 000 Mann seinen norddeutschen Feinden entgegenführen. Es war eine traurige Reise, die der siegreiche Herrscher da unternahm. „Karl war in diesem Kriege ganz grau geworden; seine Krankheit, die Gicht, griff ihn mit ungewöhnlicher Heftigkeit an. Wer ihn sah, so leichenblaß, an allen Gliedern gelähmt, ward von Mitleid ergriffen. Aber eben dies war der Augenblick, wo

er Herr zu werden begann, wo das unbesiegte Deutschland ihm zu gehorchen anfing" (Ranke). Anfangs versuchte man es noch mit Vermittlungsvorschlägen; aber sie scheiterten an der Forderung des Kaisers, daß der Kurfürst sich auf Gnade und Ungnade ergeben und seine Festungen ausliefern müsse. Der Tod des Königs Franz, der eben damals erfolgte, erfüllte den Kaiser mit neuer Zuversicht, da wenigstens für die nächste Zeit von Frankreich nichts zu befürchten war. Er war von Ulm aus am 24. März in Nürnberg, dem Sammelplatz seiner Truppen, eingetroffen und marschierte nun nach Eger, wo Ferdinand und Moritz zu ihm stießen. Mit einem raschen Schlage wollte er den Kurfürsten vernichten, worauf sich dann die Unterwerfung Böhmens von selbst ergab.

Johann Friedrich, Kurfürst von Sachsen.
Nach dem Gemälde von Tizian in der Kaiserl. Gemäldegalerie zu Wien.

Das Verhältnis zu den Böhmen war für Johann Friedrich geradezu ein Unglück. Denn um mit diesen im Zusammenhange zu bleiben, hatte er auf seinen Plan, sich nach dem festen Magdeburg zurückzuziehen, verzichtet, schickte einen Teil seines Heeres an die böhmische Grenze, während er mit dem Rest, 4000 Fußgängern und 2000 Reitern, sich bei Meißen aufstellte in der Hoffnung, daß das böhmische Heer dort zu ihm stoßen werde. Aber statt der Böhmen, die nicht einmal ihr eigenes Land gegen die kaiserlichen Truppen verteidigten, geschweige denn, daß sie außerhalb desselben Krieg führen wollten, traf der Kaiser selbst mit seinen 27 000 Mann am 22. April in der Nähe von Meißen ein. Der Kurfürst konnte mit seinen 6000 Mann keine Schlacht wagen, brach die Brücke bei Meißen ab und zog elbeabwärts nach **Mühlberg**, um sich von dort nach seiner Festung Wittenberg zurückzuziehen. Der Kaiser, dem alles daran lag, daß der Kurfürst Wittenberg nicht erreiche, zog ihm rasch am linken Ufer der Elbe

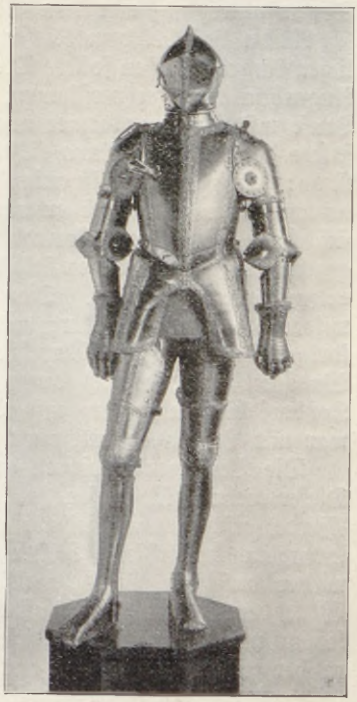
nach, bis er Mühlberg schräg gegenüberkam. Dort machte er am Abend des 23. April Halt. Die sächsischen Truppen, die das rechte Ufer innehatten, hatten keine Ahnung von der Nähe des Feindes; sie sahen die Feuer in dessen Lager, glaubten aber, dort ständen herumstreifende Moritzsche Truppen.

Noch spät am Abend ritt der Kaiser mit seinem Bruder und Moritz dem Ufer entlang, um das Gelände zu besichtigen, sah aber keine Möglichkeit, über den Fluß zu kommen. Die Elbe war hier gegen 300 Schritt breit und flutete gewaltig; dazu war das jenseitige Ufer, das der Feind besetzt hielt, weit höher als das diesseitige, und der Kaiser hatte keine Schiffbrücke. Während man sich dort beriet, führte der Herzog von Alba, der weiter vorausgeritten war, einen jungen Bauern herbei, der aus Rache gegen die Truppen des Kurfürsten, die ihm zwei Pferde weggenommen hatten, ihnen eine Furt im Flusse zu zeigen versprach, wo ein Pferd hindurchkommen könne. Moritz versprach ihm zwei andere Pferde und 100 Kronen dazu. So erwartete man den nächsten Morgen.

In der Frühe des 24. April rückten die Kaiserlichen aus, während noch ein dichter Nebel die Landschaft verhüllte. Als er sich zerteilte, sahen sie die Elbe vor sich. Sofort versuchten es die spanischen Hakenschützen, sich dem jenseitigen Ufer zu nähern. Aber die Sachsen hielten gerade an dieser Furt das Ufer besetzt. Da äußerte der Kaiser, wenn man nur die Boote des Feindes wegnehmen könnte, das wäre ein großer Vorteil. Sogleich sprang ein Haufen Spanier, ohne Harnisch, den Säbel im Munde, ins Wasser, schwamm hinüber und griff die in den Kähnen befindlichen Sachsen an. Nach einem mörderischen Kampfe eroberten sie die Fahrzeuge und brachten sie an das linke Ufer. Sofort wurden diese mit tüchtigen Schützen bemannt, welche die Aufgabe hatten, die Feinde zu beschäftigen, während die Reiterei den Fluß überschritt. Da jeder Reiter noch einen Fußknecht hinter sich auf das Pferd nahm, war bald eine ziemliche Anzahl von Spaniern übergesetzt.

Schon war eine hinreichende Menge von Truppen am rechten Ufer angelangt, als die drei Fürsten, Karl, Ferdinand und Moritz, sowie der Herzog von Alba durch das Wasser ritten, wobei der mitgenommene Bauer das Pferd des Kaisers am Zügel führte. Der Rest der Reiterei folgte,

und zuletzt schlug man aus den erbeuteten Kähnen eine Schiffbrücke, auf der auch das Fußvolk und die Munition nachkamen. Karl wartete die letztere nicht ab, sondern eilte, sein Heer in Schlachtordnung aufzustellen. Freudig ritt er die Reihen auf und nieder, prächtig und wie zum Siege geschmückt. Sein vergoldeter Helm und Panzer, seine reichgestickte Feldbinde und seine karmesinrote Pferdedecke strahlten von weitem; in der rechten Hand hielt er seine Lanze, mit der linken tummelte er sein wildes andalusisches Roß. Seine Siegeslust schien aller Krankheit zu spotten. Tizian hat ihn später so gemalt, wie er glänzend geschmückt, hoch zu Roß über die Wahlstatt von Mühlberg sprengt.



Prachtrüstung Kaiser Karls V.
Aus der Ambraser Sammlung.

Es war ein Sonntag. Der Kurfürst, der darauf bestand, daß dies nicht das kaiserliche Heer sein könne, hatte sich in die Kirche begeben, um die Predigt zu hören. Vergebens meldete man ihm, der Feind sei schon ganz nahe; er beharrte dabei, es sei der Kaiser nicht; er müsse das Ende des Gottesdienstes erst abwarten. Nach der Predigt blieb ihm dann freilich nichts anderes übrig, als einen Wagen zu besteigen, (da er wegen seiner schweren Körpermasse zu Pferd nicht gut fortkommen konnte), um mit seinen Truppen so schnell als möglich Wittenberg zu erreichen.

Moritz und Alba führten die spanischen und italienischen Reiter und waren den Sachsen dicht auf der Ferse. Der Kurfürst wandte sich einigemal um und wies die Angriffe des Feindes zurück. Endlich machte er in der Nähe von

Koßdorf Halt und stellte seine Truppen an einer Waldspitze auf, immer noch in der Meinung, er habe es nur mit der Mannschaft seines Vetters zu thun. Diese wollte er bis zum Abend aufhalten, um dann in der Dunkelheit der Nacht um so sicherer nach Wittenberg zu entkommen. Aber ehe die Sonne unterging, war sein Schicksal schon entschieden.

Alba ließ bei dem Kaiser anfragen, ob er einen ernstlichen Angriff machen solle. Dieser befahl ihm, den günstigen Augenblick nicht zu versäumen, und rückte selbst in schnellem Laufe mit der Hauptarmee nach. Nachmittags vier Uhr erfolgte der Angriff. Etwa 2200 Reiter sprengten unter dem Rufe: „Hispania! Hispania!“ auf die sächsische Schlachtordnung ein. Nun erst erkannte der Kurfürst, wen er vor sich hatte, daß der Vortrab des kaiserlichen Heeres ihm gegenüberstehe und dieses selbst schon im Anmarsch sei. Da entsank allen der Mut. Die sächsische Reiterei sprengte in wilder Flucht auseinander; das Fußvolk, zum Teil von jener fortgerissen, warf die Gewehre weg und eilte davon. Die Wahlstatt erstreckte sich durch die **Lochauer Heide** hin von Koßdorf bis Falkenburg und Baiersdorf. Die ganze Strecke war mit Leichen bedeckt, etwa 3000 an der Zahl.

Die Verfolger erreichten auch den Sohn des Kurfürsten. Dieser wehrte sich tapfer, sank nach zwei starken Hieben vom Pferde, erschoß aber fallend noch einen seiner Feinde. Da sprengten kurfürstliche Reiter zur Hilfe heran, hoben ihn wieder auf sein Pferd, und so entkam er glücklich nach Wittenberg. Der Kurfürst selbst hatte seinen Wagen verlassen und einen starken friesischen Hengst bestiegen, um rascher zu entfliehen; aber auch ihn holte zuletzt ein Schwarm leichter Reiterei ein. Von diesen drängten sich einige Ungarn an ihn, während die andern sein Gefolge angriffen. Er wehrte sich verzweifelt, erhielt aber einen Hieb in die linke Wange. In diesem Augenblick rief ihn ein Edelmann von Moritz' Gefolge, Thilo von Trotha, in deutscher Sprache an, ob er sich nicht ergeben wolle. Ja, sagte der Kürfürst, einem Deutschen wolle er sich ergeben. Darauf zog er zwei Ringe vom Finger und gab sie ihm zum Zeichen, daß er sein Gefangener sei.

Herr von Trotha brachte den Kurfürsten zum Herzog von Alba, der in der Nähe war, und diesem befahl der Kaiser, er solle den Gefangenen vor ihn führen. Jener hielt zu Pferd mitten in der Heide und hatte eben Befehl erteilt,

die zerstreuten Scharen zu sammeln. Da kam Alba mit dem Kurfürsten herangeritten. Das Gesicht des letzteren blutete stark, sein ganzes Panzerhemd war mit Blut befleckt.

Karl V. über das Schlachtfeld von Mühlberg reitend.
Nach einem Gemälde von Tizian im Pradomuseum zu Madrid.

Als er von ferne den Kaiser erblickte, hob er die Augen gen Himmel und seufzte: „Herr Gott, erbarm dich meiner! nun bin ich hier." Alba half ihm vom Pferd und führte ihn vor den Kaiser. Der Kurfürst wollte sich auf ein Knie

niederlassen und seinen Blechhandschuh abziehen, um dem deutschen Kaiser nach deutscher Sitte die Hand zu geben. Aber Karl duldete keins von beiden und wandte sich mit unwilliger Miene ab. Da sagte der Kurfürst: „Großmächtigster, allergnädigster Kaiser!“ „So?“ fiel ihm dieser in die Rede, „bin ich nun Euer gnädigster Kaiser? So habt Ihr mich lange nicht geheißen.“ Darauf sagte der Kurfürst: „Ich bin auf diesen Tag ein armer Gefangener; kaiserliche Majestät wolle sich gegen mich als einen geborenen Fürsten halten!“ „Ich will mich so gegen Euch halten,“ erwiderte der Kaiser, „wie Ihr Euch gegen mich gehalten.“ König Ferdinand fiel ein: „Ihr suchtet mich und meine Kinder von Land und Leuten zu verjagen, Ihr seid mir ein feiner Mann.“

Zugleich mit dem Kurfürsten war auch der Herzog Ernst von Braunschweig-Grubenhagen gefangen genommen worden. Alba ließ beide Fürsten in das kaiserliche Lager abführen. Nach einer Rast von zwei Tagen zog der Kaiser vor Torgau, das sich sogleich ergab, und von da gegen Wittenberg. Dort herrschte Angst und Verwirrung. Die Professoren der Universität, darunter Melanchthon, hatten sich nach verschiedenen Orten zerstreut. Doch war die Stadt so fest, daß sie eine lange Belagerung aushalten konnte. Daher verlangte der Kaiser vom Kurfürsten, er solle den Seinigen die Uebergabe der Stadt befehlen; doch weigerte sich letzterer, dies zu thun.

Ueber die Strafe, die über den Kurfürsten wegen seiner Widersetzlichkeit verhängt werden sollte, machten sich im kaiserlichen Lager verschiedene Ansichten geltend. Die strengsten Eiferer, darunter der Beichtvater des Kaisers, verlangten, daß der Kurfürst wegen Hochverrats und Ketzerei den Tod erleiden solle. Und wirklich wurde das Todesurteil gefällt und ihm mitgeteilt, als er eben mit seinem Mitgefangenen, dem Herzog Ernst, Schach spielte. Er habe, wird erzählt, das Papier, auf dem das Urteil geschrieben war, ruhig beiseite gelegt und gesagt: „Vetter, gebt acht auf Euer Spiel! Ihr seid matt!“

Doch wagte der Kaiser nicht, das Todesurteil auch zu vollstrecken. Die Vorstellungen einiger Fürsten, die sich für den Gefangenen verwandten, und die Erwägung, daß er durch Vollziehung der Todesstrafe ganz Deutschland, Fürsten und Volk, gegen sich aufreizen würde, bewogen ihn, die Todesstrafe in Gefangenschaft von unbestimmter Dauer

zu verwandeln. Aber Johann Friedrich mußte in der **„Wittenberger Kapitulation"** vom 19. Mai harte Bedingungen eingehen: er mußte dem Kaiser seine Festungen ausliefern und sein Land und seine Kurwürde abtreten. Beides erhielt sein Vetter Moritz von Sachsen. Doch sollte dieser den Söhnen Johann Friedrichs ein jährliches Einkommen von 50 000 Gulden lassen und ihnen zu diesem Zwecke

Kurfürst Johann nach der Schlacht bei Mühlberg.
Nach Gottfrieds hist. Chronik.

einige thüringische Aemter (Weimar, Eisenach, Gotha, Koburg u. a.) einräumen. So ging die Kurfürstenwürde von der Ernestinischen auf die Albertinische Linie des seit 1422 in Sachsen regierenden Hauses Wettin über, während jene die Regierung der thüringischen Herzogtümer übernahm. Die weitere Bedingung, die Johann Friedrich gestellt wurde, er solle sich den Beschlüssen des Tridentiner Konzils, überhaupt allen auf die Religion sich beziehenden Anordnungen des Kaisers unterwerfen, wies jener unbedingt zurück und sagte, keine Gefahr Leibes und Lebens werde ihn jemals dazu vermögen.

In Wittenberg rückte nun eine kaiserliche deutsche Besatzung ein. Am 23. Mai begab sich die unglückliche Kur-

fürstin mit ihren Kindern und Frauen in das kaiserliche Lager, um ihren Gemahl zu sehen. Ferdinands Söhne führten sie in das Zelt des Kaisers. Sie wollte einen Fußfall thun; aber Karl hob sie auf, begegnete ihr mit ausgezeichneter Milde, tröstete sie wegen ihres Unglücks und bewilligte ihr jede Bitte, die dem Vertrag nicht zuwider war. Er erlaubte sogar, daß der Kurfürst acht Tage in dem Schlosse zu Wittenberg bei den Seinigen verweilte. Auch erwiderte er dort den Besuch der Kurfürstin. Ueberhaupt bemühte sich Karl, die schlimme Meinung, die die Protestanten von ihm hegten, auszutilgen. Als er erfuhr, daß man während seiner Anwesenheit in Wittenberg den Gottesdienst in der Schloßkirche eingestellt habe, sagte er: „Behüte! wer richtet uns das an? Ist in unsrem Namen hier der Dienst Gottes unterlassen, so gereicht uns dies nicht zum Gefallen. Haben wir im Oberlande doch nichts gewandelt in der Religion; wie sollten wir es hier thun?" Darauf wurde wieder Gottesdienst gehalten, und Bugenhagen predigte in der Pfarrkirche während der Pfingstwoche alle Tage in Gegenwart vieler Zuhörer aus dem kaiserlichen Heere von dem Unterschiede der lutherischen und der papistischen Religion. Karl selbst besuchte die Schloßkirche und ließ sich Luthers Grab zeigen. Alba und andere rieten ihm, er solle die Gebeine dieses Erzketzers ausgraben und verbrennen lassen; aber er antwortete: „Laßt ihn ruhen! Er hat seinen Richter schon gefunden. Ich führe den Krieg mit den Lebenden, nicht mit den Toten." Alles, was er von der Fürstenfamilie, die um ihres Glaubens willen so Schweres erduldet hatte, und von diesem Volke, das so treuherzig war, sah und hörte, erfüllte ihn mit Staunen. „Wir haben es in diesen Landen ganz anders gefunden, als uns gesagt worden ist," äußerte er.

Mehr noch als an der Gefangennahme Johann Friedrichs lag dem Kaiser an der des **Landgrafen**; denn dieser war der entschlossenste Charakter, die Seele der Schmalkaldischen Partei. Der Kurfürst Joachim II. von Brandenburg und Moritz von Sachsen, des Landgrafen Schwiegersohn, suchten zwischen diesem und dem Kaiser zu vermitteln. Aber es war schwer, für den Landgrafen günstige Bedingungen auszuwirken. Denn Karl war von Anfang an entschlossen, sich entweder seiner Person zu bemächtigen oder ihn aus seinem Lande zu jagen. Moritz unterhandelte schon im

Februar mit dem Kaiser; später, als dieser vor Wittenberg stand, hatte er in Leipzig eine Zusammenkunft mit Philipp; aber seine Bemühungen waren vergeblich; denn der Kaiser verlangte Ergebung auf Gnade und Ungnade und Auslieferung aller Festungen. Der Landgraf wollte vor allem wissen, wie weit sich die Ungnade erstrecken werde, und bevor man ihm alle seine Festungen nehme, soll er gesagt haben, solle man ihn lieber gleich totschlagen, wie einen tollen Hund.

Bei den weiteren Verhandlungen mit den beiden Kurfürsten sagte der Kaiser, er könne dem Landgrafen nicht trauen und müsse ihn daher persönlich in seiner Gewalt haben, gab ihnen aber zuletzt die Versicherung, daß die Ungnade, welcher der Landgraf sich unterwerfen sollte, weder auf Leibesstrafe noch auf ewiges Gefängnis sich erstrecken solle. Darauf wurde zwischen dem Kaiser und den Kurfürsten ein Kapitulationsentwurf vereinbart, wonach der Landgraf sich auf Gnade und Ungnade ergeben, den Kaiser fußfällig um Verzeihung bitten, von allen Bündnissen, besonders dem Schmalkaldischen, sich lossagen, alle seine Festungen, bis auf Kassel oder Ziegenhain, schleifen, den gefangenen Herzog Heinrich von Braunschweig freilassen solle.

In diesem Entwurf war nicht ausdrücklich hervorgehoben, daß der Landgraf „nicht mit Gefängnis" bestraft werden solle; der Kaiser hielt sich stillschweigend an seine frühere Versicherung und konnte demgemäß, wenn sich der Landgraf auf Gnade und Ungnade ergab, ihn viele Jahre lang, sogar bis kurz vor dessen Tod, in Gefangenschaft behalten, wenn er ihn nur nicht „ewig", d. i. zeitlebens, darin behielt. Die Kurfürsten aber zogen daraus, daß in dem Entwurf das Wort „Ungnade" nicht näher bestimmt war, den Schluß, daß der Kaiser von Leibesstrafe und Gefängnis ganz abstehen und auf die obigen Kapitulationsbestimmungen sich beschränken werde. Sie schickten daher dem Landgrafen den Entwurf zu mit der Versicherung, daß er darüber hinaus „weder an Leib noch Gut, auch nicht mit Schmälerung seines Landes oder mit Gefängnis beschwert werden solle", und verbürgten ihm ein „freies, sicheres, ehrliches, ungefährliches Geleit". Die kurfürstlichen Unterhändler gingen also weit hinaus über das, was der Kaiser zugesagt hatte; denn dieser hatte sich geradezu das Recht gewahrt, den Gegner auf unbestimmte Zeit festzuhalten; nur das „immerwährende" Gefängnis war ausgeschlossen.

So erschien denn der Landgraf, der die Bedingungen mit Bewilligung seiner Stände angenommen hatte, am 18. Juni in Halle, wohin sich der Kaiser von Wittenberg aus begeben hatte. Moritz und Joachim bewirteten ihn am Abend aufs freundschaftlichste und suchten ihn aufzuheitern. Am 19. ging der Empfang vor sich. In einem großen Saale der sogenannten Residenz saß der Kaiser auf einem Throne, rings um ihn standen viele deutsche, spanische und italienische Fürsten und Edelleute, unter diesen auch der eben freigelassene Herzog Heinrich von Braunschweig, der die Demütigung seines früheren Besiegers mitansehen wollte. Da öffnete sich die Thüre, und der Landgraf, von Moritz und Joachim geführt und von seinem Kanzler Günterrode begleitet, trat ein. Man sagt, er habe vergnügt ausgesehen und sogar gelächelt. Er kniete auf den Teppich, der vor dem Thronsessel ausgebreitet war, nieder, hinter ihm sein Kanzler. Dieser las in seinem Namen die Abbitte vor. Darauf verlas der kaiserliche Kanzler Seld die Antwort, worin es allerdings hieß, der Kaiser werde über die Kapitulationsbestimmungen hinaus den Landgrafen nicht mit ewigem Gefängnis und Beschlagnahme seiner Güter bestrafen. Nachdem der hessische Kanzler eine kurze Danksagung abgelesen hatte, war die Feierlichkeit beendigt, und der Landgraf wartete auf des Kaisers Wink, der ihn zum Aufstehen auffordern sollte. Da der Kaiser zögerte, stand Philipp ungeheißen auf. Auch pflegte sonst der Kaiser dem Versöhnten die Hand zu reichen, aber diesmal unterließ er es. So entfernte sich denn Philipp mit den beiden Kurfürsten aus dem Saale.

Mit diesen aß er bei dem Herzog von Alba zu Abend. Nach dem Essen erklärte der Herzog den beiden Kurfürsten, der Landgraf werde diese Nacht bei ihm auf dem Schlosse zubringen müssen. Alle Vorstellungen halfen nichts; Alba berief sich auf den kaiserlichen Befehl, und die Fürsten konnten so spät am Abend nicht mehr mit dem Kaiser sprechen. Sie machten dem Landgrafen Mitteilung hiervon, suchten ihn zu beruhigen und versprachen ihm, am folgenden Tage selbst zum Kaiser zu gehen. Sie thaten dies, wurden aber von Karl daran erinnert, daß er niemals gesagt habe, er werde den Landgrafen gar nicht gefangen halten, sondern nur, er werde ihn nicht mit ewigem Gefängnis belegen. Damit hatte er Recht. Von einem Wortbruch des Kaisers

kann man nicht reden. Den Fehler haben nur die vermittelnden Kurfürsten gemacht. Um den unvermeidlichen Vorwürfen zu entgehen, verließen sie jetzt das kaiserliche Hoflager. Die beiden Gefangenen führte der Kaiser mit sich fort; doch wurde in ihrer Behandlung ein Unterschied gemacht: dem abgesetzten Kurfürsten begegnete man mit Ehrerbietung, dem Landgrafen mit Geringschätzung.

König Ferdinand wandte sich nach der Demütigung des Kurfürsten gegen das aufrührerische Böhmen und die Lausitz. Niemand wagte mehr einen Widerstand. Prag und die anderen Städte ergaben sich auf Gnade und Ungnade, mußten ihre Bündnisse aufgeben, ihr Geschütz ausliefern, Entschädigungsgelder zahlen, auf ihre Vorrechte verzichten. Viele Herren und Magistratspersonen wurden ins Gefängnis geworfen, mehrere hingerichtet, massenhafte Einziehung von Gütern vorgenommen. Die königliche Macht wurde aufs höchste gespannt; der Landtag mußte die neue Ordnung genehmigen.

Nur die niedersächsischen Städte setzten dem Machtgebot des Kaisers mannhaften Widerstand entgegen. Magdeburg, Braunschweig, Hamburg und Bremen erneuerten ihr Bündnis. Herzog Erich, der vor Bremen stand, mußte die Belagerung aufgeben und wurde bei seinem Abzug von den Grafen Christoph von Oldenburg und Albrecht von Mansfeld, die mit jenen Städten im Bunde waren, am 23. Mai 1547 bei Drakenborg vollständig geschlagen. Aber auch dieser Sieg konnte sie nicht retten. Als der Kaiser mit der Acht drohte, die mancher Fürst so gern vollstreckt hätte, da unterwarfen sich auch die niedersächsischen Städte, Magdeburg ausgenommen, das (Mitte 1547) thatsächlich der Acht verfiel.

So lag fast ganz Deutschland besiegt zu den Füßen des Kaisers, dessen Glücksstern nie heller strahlte als in den Tagen nach dem großen Religionskriege. Mit der Türkei hatte er einen Waffenstillstand geschlossen, von Frankreich und England war nichts zu befürchten, der Schmalkaldische Bund erdrückt, seine Führer gefangen. Der glückliche Habsburger besaß jetzt eine Machtfülle, wie sie seit den Tagen Karls des Großen kein deutscher Kaiser mehr besessen hatte. Wenn er diese Macht benutzte, um die Glaubenseinheit wieder herzustellen und Deutschland zu einem Teil der spanischen Weltmonarchie zu machen, so hatte er das Ziel seines Lebens

erreicht. Und Karl schien hierzu entschlossen zu sein. Langsam zog er an der Spitze von 10000 Kriegern gen Augsburg, wo bald Stadt und Umgebung von spanischem Kriegsvolk wimmelte. Hier eröffnete er persönlich den **„geharnischten Reichstag"**, wo die Fürsten bald zu schmecken bekamen, was ihr Herr plante. Zwar die vorgeschlagene Reichsliga, die eine Umgestaltung der Reichsverfassung in monarchischem Sinne gebracht hätte (mit stehendem Heer, Bundesrat, Bundesgericht), scheiterte an dem einmütigen Widerstand der deutschen Fürsten, die niemals einig waren, als wenn es sich um den Schutz ihrer „Libertät" handelte. Dagegen bewilligte der Reichstag dem Kaiser den geforderten „Vorrat", das ist eine Art Reichsschatz, um innere und äußere Feinde abzuwehren. Ferner gab er im „burgundischen Vertrage" seine Zustimmung dazu, daß die spanischen Niederlande, die bisher zum westfälischen Kreise gehört hatten, einen besonderen Kreis bilden sollten, den burgundischen, der zwar unter dem Schutze des Reiches, aber nicht unter dessen Gesetzgebung und Kammergericht stehen sollte.

Größere Schwierigkeiten erhoben sich, als der „Schirmvogt der Kirche" die religiöse Frage zu lösen begann; denn das Verhältnis zu Papst Paul III. war seit Anfang des Jahres noch gespannter geworden. Das erledigte Piacenza ließ Karl mit kaiserlichen Truppen besetzen und Mailand gedachte er seinem Sohne Philipp zuzuwenden, so daß die Gefahr einer „Hispanisierung von ganz Italien" immer dringender wurde. Auch der Gang des Tridentiner Konzils schuf neue Verstimmung zwischen den beiden Herrschern. Dieses war am 13. Dezember 1545 eröffnet worden, obwohl die protestantischen Stände ihre Teilnahme verweigert hatten. Infolgedessen hatten die Päpstlichen leichtes Spiel. Alles, was die Reformatoren als unchristlich und unbiblisch verzeichnet und verworfen hatten, erhielt hier wieder seine volle Geltung: die alte lateinische Uebersetzung der Bibel (Vulgata) und die Tradition, die Siebenzahl der Sakramente, die guten Werke, die Hierarchie als eine von Gott eingesetzte Einrichtung. Da der Kaiser wohl erkannte, daß solche Beschlüsse bei den Protestanten nicht durchgeführt werden könnten, so machte er dem Papste Vorstellungen hierüber und verlangte, daß die Beschlüsse jedenfalls vorderhand nicht veröffentlicht werden sollten. Aber der Papst fürchtete, der Kaiser möchte, um die konfessionelle Einigung herbeizuführen,

das Konzil zur Gewährung von Zugeständnissen nötigen und auch die Autorität des Papsttums nicht schonen; er beeilte sich daher, jene Beschlüsse öffentlich bekannt zu machen und das Konzil durch dessen Verlegung von Trient nach Bologna, (wozu der Ausbruch einer ansteckenden Krankheit in Trient den erwünschten Anlaß gab), dem kaiserlichen Einflusse zu entziehen (11. März 1547). Als die vom Kaiser geforderte Zurückverlegung nach Trient nicht erfolgte, ließ jener (Januar 1548) alle seine Beschlüsse für null und nichtig erklären. So bestand wieder offene Feindschaft zwischen den beiden Häuptern der Christenheit, und der Kaiser mußte daran denken, auch ohne den Papst mit der deutschen Reformation sich abzufinden.

Die Kirche S. Maria Maggiore zu Trident.

Er setzte also auf dem Reichstage einen unparteiischen Ausschuß ein, der aus drei Theologen bestand: Michael Helding, Weihbischof von Mainz, Johann Agricola, Hofprediger des Kurfürsten von Brandenburg, Julius Pflug, Bischof von Naumburg; der erste vertrat die altkirchliche Richtung, der zweite die neukirchliche, der dritte die vermittelnde. Der Entwurf, den sie ausarbeiteten, das **Augsburger Interim,** hatte den Zweck, den Protestanten einige Zugeständnisse zu machen, um so ihre endgültige Rückkehr in den Schoß der allgemeinen Kirche vorzubereiten. Diese Zugeständnisse waren: Laienkelch und Priesterehe da, wo sie schon bestanden, sowie eine Fassung der Rechtfertigungslehre, die den Protestanten entgegenkam; im übrigen sollte die katholische Lehre und Kirchenordnung wieder eingeführt werden. Dieses Interim wurde am 30. Juni 1548 zum Reichsgesetz erklärt, sollte aber nur für die Protestanten, nicht auch für die Katholiken gelten. Die Protestanten waren über diese Zugeständnisse wenig erfreut; sie sahen im Interim ein Zwitterding, einen Abfall von der reinen Lehre, ein Teufelswerk. Aber angesichts der gewal-

tigen Macht, die der Kaiser besaß, wagten nur wenige Stände offenen Widerstand. Außer dem gefangenen Johann Friedrich verweigerte der Markgraf Johann von Küstrin und der Pfalzgraf Wolfgang von Zweibrücken aufs entschiedenste die Annahme des Interims. Selbst der neue Kurfürst Moritz, der seinen Ständen Schutz ihrer Religionsfreiheit zugesagt hatte, erhob noch auf dem Reichstag schriftliche Einwendungen dagegen. Auch weigerten sich wirklich die Stände des Kurfürstentums Sachsen, das kaiserliche Interim anzunehmen. Daher beauftragte der Kurfürst Melanchthon mit der Abfassung einer neuen Glaubensschrift, des **„Leipziger Interims"**, in welcher der größte Teil der Formen des katholischen Kultus als gleichgültig zugestanden, in Glaubenssachen Unevangelisches abgelehnt und durch Anwendung möglichst vieldeutiger Sätze möglichst wenig gesagt wurde. Die Stände und Geistlichen von Sachsen nahmen daher auch das Leipziger Interim nur mit Widerwillen an.

Am meisten Widerstand fand das Augsburger Interim in den Reichsstädten und bei den Predigern. In Oberdeutschland setzte Karl durch Anwendung strenger Mittel seinen Willen durch. Er ließ in Augsburg widerspenstige Geistliche ins Gefängnis werfen, hob die demokratische Zunftverfassung auf und übergab das Stadtregiment wieder den Patriziern. Die Reichsstadt Konstanz, die ihren Nacken nicht beugen wollte, wurde mit der Acht belegt und mußte „spanisch lernen". Bei dem unvermuteten Angriffe auf die Stadt warf sich ein wackerer Fleischer als ein zweiter Horatius Cocles auf der Rheinbrücke den anstürmenden Spaniern entgegen, umfaßte mit starken Armen die zwei Vordersten und riß sie mit sich in den Strom hinab, während die Bürger indes die Thore verschlossen. Aber was vermochte diese Stadt allein gegen die Macht Karls? Trotz Annahme des Interims wurde sie aus einer Reichsstadt eine österreichische Landstadt, aus einer protestantischen eine katholische. Den zähesten Widerstand fand das Interim in den Kreisen der evangelischen Prediger, von denen viele Flucht und Verbannung dem Abfall vorzogen. Etwa 400, darunter Johann Brenz, der Reformator von Schwäbisch-Hall, flohen aus der Heimat; die meisten fanden Schutz und Zuflucht in Magdeburg, das damals „unsres Herrgotts Kanzlei" genannt wurde. Hinter seinen festen Mauern sammelten sich alle entschiedenen Bekenner der reinen Lehre, namentlich alle verfolgten Theologen. Von

da gingen auch viele Flugschriften und Spottgedichte aus. „Interim, Interim! Der Teufel ist hinter ihm!" war das allgemeine Urteil. Der Kaiser, der nach dem Augsburger Reichstag sich auf zwei Jahre nach den Niederlanden begab, sprach 1549 von Brüssel aus die Acht über Magdeburg aus, und die Ausführung derselben wurde in Augsburg, wo im Juli 1550 ein neuer Reichstag eröffnet wurde, dem Kurfürsten Moritz übertragen. Dieser zog sofort gegen die Stadt, begann die Belagerung, beeilte sich aber nicht mit der Entscheidung.

Johann Brenz.
Nach einem alten Kupferstich.

Auf diesem Augsburger Reichstag 1550 erschien auch des Kaisers Sohn Don Philipp. Dieser sollte durch sein persönliches Auftreten die Pläne seines Vaters fördern helfen, bewirkte aber durch sein stolzes, zurückhaltendes und finsteres Wesen gerade das Gegenteil. Karl hatte nämlich die Absicht, seinen Sohn Philipp zum römischen Kaiser wählen zu lassen und ihm nach seinem Tode die Herrschaft über das spanisch-österreichische Gesamtreich zu übertragen, während Maximilian, Ferdinands Sohn, als römischer König die österreichischen Erbstaaten regieren sollte. Hierüber wurde auf dem Reichstag in Augsburg verhandelt. Ferdinand, seit 1530 zum römischen König gewählt und eben dadurch zum Anspruch auf den Kaiserthron berechtigt, längst Beherrscher der österreichischen Staaten und König von Ungarn und Böhmen, hatte keine Lust, seinem Neffen zuliebe seine und seiner Nachkommen Ansprüche aufzugeben, und widersetzte sich dem kaiserlichen Plane. Er wollte sich höchstens dazu verstehen, daß Philipp als Kaiser ihm, sein Sohn Maximilian aber diesem folgen solle. Die deutschen Reichsfürsten hatten noch viel weniger Lust, diesen steifen, kalten Prinzen aus Spanien als ihren künftigen Herrscher anzuerkennen. Der Gedanke an die Gründung einer Universalmonarchie mit einem

spanischen Oberhaupt erregte bei ihnen, und zwar bei Katholiken wie bei Protestanten, zumal nachdem sie Philipps Charakter kennen gelernt hatten, die schlimmsten Besorgnisse. Das Gerücht, Karl wolle die Kaiserwürde in seinem Hause erblich machen, wurde allgemein geglaubt. Nicht dazu hatten die deutschen Fürsten das ganze Mittelalter hindurch den Kaisern sich widersetzt, dem Reichsgedanken ihren Partikularismus entgegengestellt und unabläßig an der Erringung ihrer Selbständigkeit und Landeshoheit gearbeitet, um sich nun von Madrid aus Befehle und, falls diese nicht befolgt würden, spanische Soldaten ins Land schicken zu lassen. Sie hatten an dem Schicksal des Kurfürsten Johann Friedrich und des Landgrafen Philipp, des Herzogs Ulrich und der oberdeutschen Reichsstädte erkannt, wie sehr von diesem spanischen König die Wahlverpflichtung mißachtet, reichsständische Rechte und Freiheiten mit Füßen getreten, Leben und Eigentum bedroht werden. Und welche Behandlung hatten vollends die Protestanten von einem „Kaiser Philipp" zu erwarten, wenn schon Karl bis zum Augsburger Interim vorgegangen war und dies nur als Vorspiel zur gänzlichen Unterwerfung unter die Beschlüsse des Tridentiner Konzils angesehen wissen wollte! Die politische und religiöse Freiheit der deutschen Reichsstände war von einer schweren Gefahr bedroht. Die Fürsten hielten daher an Ferdinand fest. Zu einer Entscheidung dieser Frage kam es in Augsburg nicht. Der Kaiser, der auf allen Seiten Widerstand sah, schob die Sache hinaus; aber

Philipp II., König von Spanien.
Nach einem in der Galerie Pitti zu Florenz befindlichen Gemälde von Tizian.

zwischen ihm und seinem Bruder Ferdinand entstand eine bedeutende Spannung, die für den Ausgang der Reformationsbestrebungen nicht ungünstig war. Karl schickte seinen Sohn Philipp wieder nach Spanien zurück und begab sich selbst zu Ende des Jahres 1551 nach Innsbruck, um in der Nähe des Konzils zu sein, das Papst Julius III., der Nachfolger des am 10. November 1549 gestorbenen Paul III., um dem Kaiser gefällig zu sein, nach Trient zurückverlegt und am 31. August 1551 wieder hatte eröffnen lassen. Von Innsbruck aus wollte er seinen Einfluß auf das Konzil geltend machen, um zu verhüten, daß dort solche Beschlüsse gefaßt würden, die den Protestanten allenfalls durch spanische Soldaten aufgezwungen, aber nicht von ihnen angenommen werden konnten. Das Einigungswerk, an dem er schon seit Jahren umsonst gearbeitet hatte, wünschte er endlich vollendet zu sehen.

Papst Julius III.
Nach einem alten Kupferstich.

7. Niederlage des kaiserlichen Regierungssystems und Friedensschlüsse.

(1551–1555.)

Die deutschen Fürsten und Reichsstädte sahen sich durch das gewaltthätige Vorgehen des Kaisers und durch seine Herrschaftspläne in ihrer ganzen Stellung bedroht; das Volk ertrug mit Entrüstung den Druck, der durch die Anwesenheit der zuchtlosen spanischen und italienischen Truppen auf dem Lande lag; Flugschriften bezeichneten es als eine Schmach, daß Deutschland sich von Spaniern und Pfaffen beherrschen lasse. Mit wachsendem Unwillen hörte man die Behandlung, die den beiden gefangenen Fürsten widerfuhr, namentlich dem Landgrafen, der die ganze Unversöhnlichkeit des kaiserlichen

Hasses zu fühlen bekam. Tag und Nacht bewacht wie ein Gefangener, wurde er nach einem vereitelten Fluchtversuch in Mecheln sogar mit der Folter bedroht, die Fenster seines Zimmers vernagelt, so daß der lebhafte Mann an Selbstmord dachte. Unwillkürlich fragte man sich, wer denn an dem gehäuften Unglück schuldig sei, das über Deutschland hereingebrochen war, und unwillkürlich richteten sich bei dieser Frage aller Blicke auf Moritz, der eben vor Magdeburg lag. In ihm sah das protestantische Volk den eigentlichen Judas, der die Sache seiner Glaubensbrüder verraten habe. Er habe den schlimmen Ausgang des Schmalkaldischen Krieges verschuldet; er habe seinen Schwiegervater in die Falle gelockt. Und jetzt eben that er wieder Schergendienste gegen die Stadt Magdeburg, die für ihre politische und religiöse Freiheit kämpfte. Gegen ihn wandte sich der ganze Haß des Volkes. Schon weigerte sich die sächsische Ritterschaft, gegen Magdeburg Kriegsdienste zu thun; schon sprachen die sächsischen Landstände von seinem Bruder August als einem besseren Regenten. Da erkannte endlich Moritz die Gefahr, in der er sich befand und die er über ganz Deutschland brachte, und da beschloß er auch, sich an die Spitze der öffentlichen Meinung zu stellen und mit einem einzigen kräftigen Schlage die politische und religiöse Freiheit wiederzugewinnen und seine befleckte Ehre zu reinigen.

Diesen Plan führte er mit der Umsicht und Verschlagenheit eines gewiegten Diplomaten spanischer Schule aus. Zuerst verbündete er sich mit Wilhelm von Hessen, dem Sohne des gefangenen Landgrafen, dann mit Herzog Albrecht von Mecklenburg, für kurze Zeit auch mit dem Markgrafen Hans von Küstrin. Dagegen gedachte der Markgraf Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach den Krieg gegen den Kaiser auf eigene Faust zu führen, wobei er es in erster Linie auf die Brandschatzung der geistlichen Stifter und Reichsstädte abgesehen hatte. Noch aber fehlten der **Fürstenverschwörung** die Geldmittel. Um diese zu bekommen, verhandelten die Verbündeten mit Heinrich II., König von Frankreich, dem Sohne und Nachfolger Franz' I., der schon seit Mitte 1551 in einen Krieg mit Karl verwickelt worden war. Der Preis freilich, um den diese Hilfe erkauft wurde, war ein hoher. In dem Vertrage von Chambord (15. Januar 1552) und Friedenwalde (14. Februar) versprach Heinrich 100 000 Kronen zu zahlen; dafür aber erhielt er die Erlaubnis, die zum

Reiche gehörigen Städte Metz, Toul, Verdun und Cambrai, unter Vorbehalt der Rechte des Reiches, als Reichsvikar zu besetzen.

Moritz hatte seinem bisherigen Gönner seine auf Hinterlist, Treulosigkeit und Gewalt beruhende Politik glücklich abgelauscht. Die Belagerung von Magdeburg betrieb er so

Soldaten aus der Zeit Heinrichs II.

lässig als möglich, sammelte unter dem Schein dieses Krieges ein ansehnliches Heer und schloß zuletzt einen Vertrag mit der Stadt, worin er ihr Gnade und Religionsfreiheit anbot, während sie seine Hoheitsrechte anerkannte. Den in Innsbruck ohne Truppen verweilenden Kaiser täuschte er monatelang durch falsche Nachrichten, so daß dieser alle Warnungen zurückwies. Im März 1552 brach Moritz mit seinem Heere auf, zog unterwegs die Truppen des hessischen Prinzen Wilhelm und des Markgrafen Albrecht an sich, warf in einem Manifest dem Kaiser Verletzung der Rechte und Freiheiten des Reiches vor und zog im April in Augsburg ein, wo

er den evangelischen Gottesdienst und die Zunftverfassung wiederherstellte, während König Heinrich den Connetable von Montmorenci in Lothringen einmarschieren ließ. Ein französisches Manifest bezeichnete den König als „Retter der germanischen Freiheit und der gefangenen Fürsten" und gab die Versicherung, daß dieser für sich selbst keinen Nutzen oder Gewinn suche. Montmorenci besetzte die Städte Toul, Verdun und Nanzig und entzog der Herzogin-Mutter, die für ihren minderjährigen Sohn die vormundschaftliche Regierung führte, die Verwaltung des Landes. Darauf bemächtigte er sich auch der Stadt **Metz**, die treu zum Reiche hielt und den französischen Gelüsten widerstrebte, vermittelst des Verrats des dortigen Bischofs Robert. Diesem gelang es, einige Patrizier auf seine Seite zu bringen und dadurch im Stadtrat eine französische Partei zu bilden. Als nun Montmorenci um die Erlaubnis nachsuchte, mit seinem Heere durch die Stadt marschieren zu dürfen, brachte es diese Partei trotz des Widerstrebens der Bürgerschaft dahin, daß dem Connetable gestattet wurde, zwar nicht mit seinem ganzen Heer, wohl aber mit einem Fähnlein der Garde und mit den Kavalieren seines Stabes durch die Stadt zu ziehen. Sobald aber ein Fähnlein eingezogen war, folgte der übrige Teil der Garde und dieser zuletzt das ganze Heer. Alle Vorstellungen der reichstreuen Magistratsmitglieder und der Bürgerschaft halfen nichts; die Soldaten blieben in der Stadt und wurden bei den Bürgern einquartiert. Um seine Herrschaft durch Schrecken zu sichern, ließ Montmorenci diejenigen Ratsherren, die als Gegner der Franzosen bekannt waren, zu sich entbieten und durchbohrte mit eigener Hand den Aeltesten des Schöppenrats, während die andern von Gardesoldaten niedergehauen wurden. Am 18. April 1552 hielt Heinrich II. seinen Einzug in Metz als „Protektor des heiligen römischen Reiches", als welcher er durch die Inschrift eines Triumphbogens bezeichnet wurde. Bei so raschem, glücklichem Erfolge wuchs der Appetit des Königs. Er wollte auch Straßburg nehmen und verhandelte mit den rheinischen Fürsten über die Errichtung eines „Rheinbundes" unter französischem Protektorat. Aber diese wiesen auf einer Versammlung zu Worms den Antrag zurück, weshalb Heinrich, der mit seinem Heere bereits bis Zabern vorgedrungen war, seinen Plan aufgab und mit einem kleinen Gefolge einen Besuch in Straßburg machte. Er zog sein Heer aus Lothringen zurück, ließ

das Herzogtum Luxemburg verwüsten, hielt aber Metz, Toul und Verdun besetzt und vereinigte diese Städte, welche ein Gebiet von 50 Quadratmeilen und eine Bevölkerung von 300000 Seelen hatten, mit dem französischen Reiche. Zum Befehlshaber der Stadt Metz, die der Schlüssel zu Frankreich sowohl als zu Deutschland war, ernannte er einen schneidigen Mann, den Herzog Franz von Guise. Dieser ließ, in Erwartung einer baldigen Belagerung, die Festungswerke herrichten, alle sonstigen Verteidigungsanstalten treffen und verstärkte die Zahl der Besatzungstruppen.

Metz.
Nach Merian, Topographia Galliae.

Kaiser Karl, plötzlich von doppelter Gefahr bedrängt, ließ durch Ferdinand Unterhandlungen mit Moritz eröffnen. Da die Hintertreibung der Wahl Philipps zum deutschen Kaiser die natürliche Folge des Vorgehens der protestantischen Verbündeten war, so sah Ferdinand es nicht ungern. Die Zusammenkunft fand in Linz statt. Nachdem beide Fürsten ihre Forderungen gegenseitig ausgesprochen hatten, verabredeten sie miteinander, daß am 26. Mai eine neue Zusammenkunft in Passau veranstaltet und mehrere andere Reichsfürsten dazu eingeladen werden sollten. Die Zwischenzeit glaubte Moritz zu einem entscheidenden Schlage gegen den Kaiser benutzen zu können. Er wollte den Kaiser in Innsbruck überfallen und zum Gefangenen machen. Von Oberdeutschland drang er in Tirol ein, schlug bei Reutte einen kaiserlichen Heerhaufen zurück und erstürmte am 19. Mai die Ehrenberger Klause. Er war noch zwei Tagemärsche von Innsbruck entfernt. Die Verbündeten berieten sich noch einmal, ob sie den Streich ausführen sollten. Es wurde beschlossen, „den Fuchs in seiner Spelunke aufzuheben". Da verursachte eine Meuterei seiner Soldaten, welche die so-

fortige Ausbezahlung des Sturmsoldes forderten und nicht gleich befriedigt wurden, eine Verzögerung. Moritz kam am 23. Mai nach Innsbruck, traf aber den Kaiser nicht mehr an. Dieser hatte endlich zuverlässige Nachrichten von dem Anmarsch der Verbündeten erhalten und rettete sich durch die Flucht. Nachdem er dem gefangenen Johann Friedrich seine Freiheit angekündigt hatte (freigelassen wurde er erst später), floh er, in einer Sänfte getragen, von Dienern mit Fackeln begleitet, nachts über das Gebirge nach Villach in Kärnten. Diese Flucht des Kaisers, der leichenartige Zug auf den Gebirgspfaden bildete einen grellen Gegensatz zu jener Scene auf der Lochauer Heide, wo der blutende Kurfürst vor ihn geführt wurde, und zu der in Halle, wo der Landgraf vor seinem Throne kniete.

Das Tridentiner Konzil hatte die erste Kriegsgefahr als Anlaß zu raschem Auseinandergehen benutzt. Von Sachsen und von Württemberg hatten Abgesandte und Theologen daran teilgenommen. Da diese erklärten, daß das Konzil über dem Papste stehe, daß in der heiligen Schrift allein die Entscheidung zu finden sei und daß die schon veröffentlichten Beschlüsse unter ihrer Mitwirkung noch einmal zu verhandeln seien, so war keine Einigung möglich, und der päpstliche Legat beeilte sich um so mehr mit der Vertagung des Konzils, da er nicht ohne Grund fürchtete, diese ketzerischen Erklärungen möchten da und dort Anklang finden.

Moritz führte seine Truppen von Tirol nach Wertheim zurück und begab sich selbst nach Passau. Dort kamen, außer dem König Ferdinand, sämtliche Kurfürsten, die Herzoge von Bayern, Braunschweig, Cleve, Pommern, Württemberg, mehrere Erzbischöfe und Bischöfe, auch Gesandte des Kaisers zusammen und berieten sich über einen vorläufigen Vergleich. In dem **„Passauer Vertrag"** (August 1552) wurde bestimmt, daß der Besitzstand der protestantischen Kirche anerkannt, den Protestanten unbedingte Religionsfreiheit gewährt, der Landgraf Philipp von Hessen in Freiheit gesetzt und alle andern wegen ihrer Teilnahme am Schmalkaldischen Kriege Geächteten begnadigt werden sollten. Die Religionssache sollte auf dem nächsten, binnen sechs Monaten zu berufenden Reichstag entschieden werden; bis dahin sollte gegenseitiger Friedstand herrschen. Damit war zwar das Interim gefallen, aber ein dauerhafter Religionsfrieden noch nicht erreicht.

Kaiser Karl genehmigte diesen Vertrag nur mit Widerstreben. Die drohende Haltung der deutschen Reichsstände, das Vordringen der Franzosen und Türken ließen ihm keine andere Wahl. Die beiden gefangenen Fürsten kehrten in ihre Heimat, die flüchtigen Prediger in ihre alten Gemeinden zurück, das Wort Gottes wurde wieder im Sinne des Evangeliums verkündigt. Wie im Triumphe zogen die als Märtyrer verehrten Fürsten Philipp und Johann Friedrich in ihre Länder ein. Ueber letzteren, der, obgleich freigelassen, doch dem kaiserlichen Hoflager noch eine Zeitlang hatte folgen müssen, sagt Ranke: „Vor den Städten erschienen weit draußen die Ratsherren in den schwarzen Mänteln ihrer Amtstracht, um den angestammten Herrn zu bewillkommnen; die Bürger mit ihren Rüstungen oder in ihren besten Kleidern bildeten Spalier; auf den Märkten warteten die Geistlichen mit der männlichen Jugend auf der einen Seite, auf der andern die eisgrauesten Bürger mit den jungen Mädchen, die in fliegenden Haaren mit dem Rautenkranz erschienen; die Knaben stimmten das Tedeum lateinisch an, die jungen Mädchen antworteten mit dem deutschen: Herr Gott, dich loben wir. Der Fürst, der ihrem Gebet seine Rückkehr zuschrieb, zog mit entblößtem Haupte, dankend und gnädig, an ihnen vorüber; wenn er dann

Landgraf Philipp der Großmütige.
Denkmal in Marburg.

abgestiegen, brachte ihm wohl ein in der Hoffarbe gekleideter Knabe aufgesparte Goldstücke der Bürgerschaft in einem künstlichen Pokale dar."

Kurfürst Moritz erlebte den Abschluß eines endgültigen Friedens nicht mehr. Sein früherer Waffengenosse, Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, durchzog, um die Friedensbestimmungen des Passauer Vertrags sich nicht kümmernd, plündernd und verwüstend die Gebiete der Bischöfe von Bamberg und Würzburg und rückte in Niedersachsen ein, wo er wie ein Mordbrenner hauste. Da der Kaiser seinem Treiben ruhig zusah, so vermutete Moritz, daß Karl ihn absichtlich schone, um sich seiner allenfalls gegen die protestantischen Verbündeten zu bedienen, und beschloß, ihn möglichst rasch unschädlich zu machen. Zur Aufrechterhaltung des Landfriedens und des Passauer Vertrags verband sich Moritz mit König Ferdinand und dem Herzog Heinrich von Braunschweig und zog gegen Albrecht. Bei **Sieversshausen** kam es am 9. Juli 1553 zur Schlacht. Albrecht wurde besiegt, aber Moritz erhielt eine Schußwunde, an welcher er nach zwei Tagen starb in einem Alter von 32 Jahren. Ihm folgte in der Kurwürde sein Bruder August. Der unruhige Markgraf Albrecht trieb sich mit seiner Mannschaft noch einige Zeit im Braunschweigischen, Thüringischen und Fränkischen umher, wurde wegen Landfriedensbruches vom Reichskammergericht und endlich auch vom Kaiser mit der Reichsacht belegt, erlitt noch weitere Niederlagen und mußte zuletzt nach Frankreich fliehen. Von da kehrte er nach zwei Jahren nach Deutschland zurück und starb 1557 in Pforzheim, wo ihm sein Schwager, der Markgraf von Baden, ein Asyl gewährt hatte.

Karls nächster Plan ging auf die **Wiedereroberung von Metz.** Er brachte ein Heer von 50 000 Mann zusammen, das unter dem Herzog von Alba stand, und zog im Herbst 1552 vor die Stadt. Die Belagerung, die erst im Oktober begonnen wurde, hatte keinen günstigen Verlauf, obgleich der Kaiser von dem oben genannten Markgrafen Albrecht unterstützt, selbst anwesend war. Der Herzog von Guise hatte alle Maßregeln getroffen, um den Belagerern ihre Arbeit zu erschweren. Die Angriffe der Kaiserlichen wurden abgeschlagen, die zusammengeschossenen Verschanzungen rasch wiederhergestellt. Der schlimmste Feind für die spanischen und italienischen Soldaten war übrigens die strenge

Winterkälte und der Mangel an Lebensmitteln. Hunderte erfroren, andere wurden von Krankheit weggerafft. Allgemeine Entmutigung trat ein. Nachdem Karl die Hälfte seiner Armee verloren hatte, sah er sich genötigt, die Belagerung aufzuheben und den Rückzug nach Diedenhofen zu befehlen. Ein Ausfall der Franzosen verwandelte den Rückzug in vollständige Flucht. Zum Schaden hatte der Kaiser auch noch den Spott: „Die Metz und die Magd (Magdeburg) haben dem Kaiser den Tanz versagt," lautete ein deutsches Spottlied. So kam die starke Grenzfeste, die die Westmarken des Reiches hätte schützen sollen, in französische Hände. Die Bürgerschaft trauerte noch lange und wandte sich wiederholt an den Reichstag; aber der habsburgische Partikularismus und der fortwährende Zwiespalt der deutschen Fürsten und Stände ließen es zu keiner großen Unternehmung mehr kommen. Metz, „die Vormauer des deutschen Reiches", blieb länger als drei Jahrhunderte in den Händen Frankreichs; die Anfänge des Protestantismus, die damals bereits sichtbar waren, wurden mit Gewalt niedergeschlagen.

Durch die Mißerfolge der letzten Jahre war Karl der deutschen Angelegenheiten überdrüssig und des Herrschens müde geworden. Ihn beschäftigte damals ein rein dynastischer Plan, die Verheiratung seines verwitweten Sohnes Philipp mit Maria, Königin von England, ein Plan, der seinem Hause und der katholischen Kirche eine ganz neue Zukunft eröffnete. Die Ordnung der deutschen Angelegenheiten überließ er, um nicht selbst den Zusammenbruch seines politisch-militärischen Systems mitmachen zu müssen, ganz seinem Bruder Ferdinand. Dieser eröffnete also am 5. Februar 1555 den **Reichstag zu Augsburg**, der nach siebenmonatlichen, aufgeregten und schwierigen Verhandlungen folgende Beschlüsse faßte: Der längst geforderte Friedstand wird den Bekennern der Augustana auf ewige Zeiten gewährt, den Wiedertäufern und Zwinglianern versagt; die bis zum Passauer Vertrag eingezogenen Kirchengüter verbleiben jenen. — Sämtliche Reichsstände haben die „Freistellung", d. h. das Recht, für sich und ihre Unterthanen zwischen katholischer Religion oder Augustana frei zu wählen, sofern „kein Reichsstand von wegen der Augsburger Konfession und derselbigen Lehr, Religion und Glauben halber mit der That gewaltiger Weis überzogen werden darf". Dieses Recht der Reichsstände, die Religion der Unterthanen zu bestimmen (später jus refor-

mandi genannt), wird eingeschränkt dadurch, daß die andersgläubigen Unterthanen jederzeit das Recht der ungehinderten Auswanderung haben. — Die wichtigste Bestimmung ist der geistliche Vorbehalt (reservatum ecclesiasticum): Wenn ein geistlicher Reichsstand, der also durch Wahl, nicht durch Erbrecht seine Stellung erlangt hat, zur protestantischen Lehre übertritt, so verliert er Amt und Einkünfte, und das Domkapitel hat das Recht, einen altgläubigen Nachfolger zu wählen. Dieser geistliche Vorbehalt hat also das jus reformandi auf die weltlichen Stände eingeschränkt und für die geistlichen ein Ausnahmegesetz geschaffen. Dieses Ausnahmegesetz haben die katholischen Stände aufs entschiedenste gefordert, die protestantischen ebenso entschieden verworfen, jene, um nicht die letzten und festesten Bollwerke des Katholizismus zu verlieren, diese, um nicht der ferneren Ausbreitung ihrer Lehre einen Riegel vorzuschieben. Nur um nicht das ganze Friedenswerk scheitern zu machen, willigten die Protestanten schließlich ein, daß König Ferdinand als Stellvertreter des Kaisers von sich aus eine Entscheidung treffe; als sie aber getroffen war, erhoben die Protestanten sofort Einspruch dagegen. So war der geistliche Vorbehalt von Anfang an ein Zankapfel unter den Parteien, eine Bestimmung, die die religiösen Kämpfe nicht zur Ruhe kommen ließ, bis zu einem letzten großen Kampfe. Ein weiterer Mangel des Friedensschlusses lag darin, daß nicht der einzelne Mensch, sondern nur der Reichsstand das Recht der freien Religionswahl hatte. Volle Gewissensfreiheit war also nicht gewährt; diese mußte erst in der Zukunft erkämpft werden. Vorerst behielt der Landesherr noch grundsätzlich das Recht, in das Seelenleben seiner Unterthanen einzugreifen und ihnen die Religion vorzuschreiben; nur durch Auswanderung konnten sie sich vor einem solchen Eingriff in die heiligsten Gefühle schützen, was aber in den meisten Fällen mit schweren Vermögensnachteilen verbunden war. Die Zwinglianer vollends waren — um einer geringfügigen Abweichung im Bekenntnis willen — von jedem Friedstand ausgeschlossen.

So ist dieser **Augsburger Religionsfriede,** der die Periode der Reformation abschließt, ein unvollkommenes Werk, ein Waffenstillstand, nicht ein Friedensschluß. Und doch bezeichnet er einen großen Fortschritt in der Geschichte des menschlichen Geisteslebens. Reformation ist geistige Freiheit. Diese Frei-

heit war für einen großen Teil des deutschen Volkes gerettet. Denn die Protestanten hatten sich nicht mehr unter die Machtsprüche Roms zu beugen; sie hatten das Recht der freien Forschung und damit die Grundlage alles Fortschritts in Wissenschaft und Kunst. Die ganze mittelalterliche Weltanschauung, die Auffassung des Verhältnisses von weltlicher und geistlicher Gewalt war durchbrochen, weshalb auch die Päpste den Religionsfrieden niemals formell anerkannt haben. Auch das deutsche Reich verlor seinen katholischen und erhielt paritätischen Charakter; denn auch die Protestanten standen fernerhin unter dem Schutze des Kaisers. Dieser paritätische Charakter des Reiches prägte sich auch darin aus, daß das Reichskammergericht von da an aus protestantischen und katholischen Räten zusammengesetzt war.

Mit dem Abschluß dieses Religionsvertrags stand Kaiser Karl am Ende seiner Laufbahn. Das Ziel seines Strebens war, wie wir gesehen haben, ein doppeltes: er wollte die kirchliche Einheit der deutschen Nation wiederherstellen, was er durch einige Zugeständnisse an die Protestanten durchsetzen zu können wähnte, und auf Grund dieser Einheit die Uebermacht der kaiserlichen Gewalt und ein ganz Europa beherrschendes spanisch-österreichisches Kaiserreich begründen. Beides war durch die Fürstenrevolution und durch den Augsburger Religionsfrieden unmöglich gemacht. Der von Krankheit heimgesuchte Kaiser wurde des Regierens müde. Er beschloß, aus der großen Welt sich zurückzuziehen und den Abend seines Lebens in der Stille eines schönen Gebirgsthales hinzubringen. Auf einer Versammlung zu Brüssel, am 25. Oktober 1555, übertrug er seinem Sohne Philipp, dem er bereits das Königreich Neapel überlassen hatte, die Regierung der Niederlande und am 15. Januar 1556 das Königreich Spanien nebst den amerikanischen Besitzungen. Eine Gesandtschaft, an deren Spitze der Prinz Wilhelm von Oranien stand, brachte den deutschen Kurfürsten die Urkunde vom 7. September 1556 über seine Verzichtleistung auf die deutsche Kaiserwürde, worauf, jedoch erst am 14. März 1558, sein Bruder Ferdinand als deutscher Kaiser anerkannt wurde.

Am 17. September 1556 schiffte er sich von den Niederlanden nach Spanien ein, wo er in der westlichen Provinz Estremadura neben dem Hieronymitenkloster San Juste in einer milden und gesunden Gegend, in der Mitte von Baum-

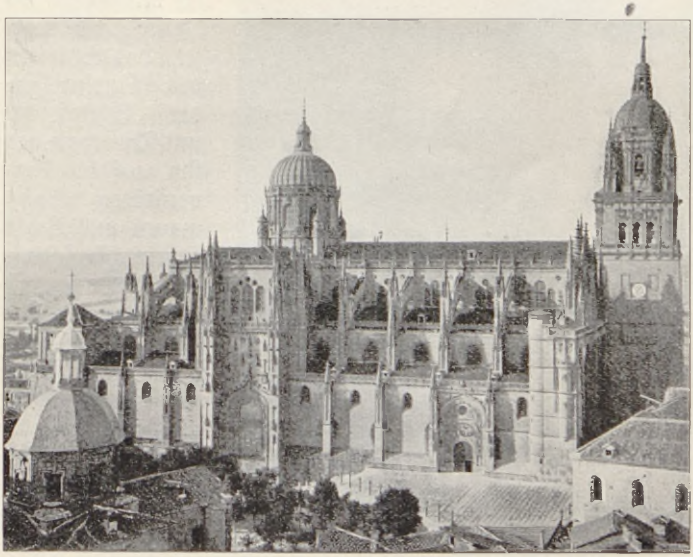
pflanzungen eine Wohnung sich hatte erbauen lassen. Dorthin zog er sich zurück und beschäftigte sich mit Gartenbau, mit mechanischen Arbeiten und mit Andachtsübungen. Doch blieb er in dieser klösterlichen Einsamkeit den Staatsgeschäften nicht durchaus ferne. Er stand in unausgesetztem Briefwechsel mit seinem Sohne Philipp und trieb auf eigene Hand Diplomatie. Es war ein eigentümliches Geschick, daß die ihm so verhaßte evangelische Lehre, die ihn zuletzt um den Thron gebracht hatte, ihn bis nach Spanien verfolgte. In Valladolid und Sevilla entdeckte man plötzlich kleine protestantische Gemeinden. Ja er mußte es erleben, daß der Mönch Augustin Cazalla, „der während des Schmalkaldischen Krieges um ihn gewesen und noch in Juste vor ihm gepredigt, als ein Lutherischgläubiger sich auswies". Zwölf Tage vor seinem Tode ermahnte er noch seinen Sohn, der eine solche Weisung freilich nicht bedurft hätte, aufs dringendste, er solle die Ketzereien im Keime unterdrücken. Einige Schriftsteller berichten, Karl sei kurz vor seinem Ende auf den seltsamen Gedanken gekommen, sein eigenes Leichenbegängnis zu feiern. Zu diesem Zwecke habe er in der Klosterkirche ein Trauergerüst errichtet und ein Totenamt, dem er selbst beiwohnte, halten lassen. Infolge dieser Aufregung sei er am andern Tage von einem Fieber befallen worden, dem er nach wenigen Wochen erlag. Er starb am 21. September 1558.

8. Der Jesuitenorden und das Tridentiner Konzil.

(1540—1563.)

Noch $1\frac{1}{2}$ Jahrzehnte nach dem Augsburger Religionsfrieden war der Protestantismus in siegreichem Vordringen begriffen. Ums Jahr 1570, wo er ungefähr seinen Höhepunkt erreicht hatte, gab es keine einzige Landschaft mehr mit ausschließlich katholischer Bevölkerung. $^9/_{10}$ des deutschen Volkes waren nach einem Berichte aus venetianischer Quelle vom alten Glauben abgefallen. Auch der uns stammverwandte skandinavische Norden (Dänemark, Schweden, Norwegen) war für Rom verloren, desgleichen die weiten Gebiete, die der Calvinismus bis dahin erobert hatte. Angesichts dieser gewaltigen Verluste raffte sich die katholische Kirche noch einmal auf und weckte alle in ihr schlummernden materiellen und geistigen Hilfsmittel, um nicht nur weiteren Abfall

zu verhüten, sondern wenn möglich das Verlorene wieder zurückzuerobern und die Reformation überhaupt rückgängig zu machen. Diese Neubelebung des Katholizismus und den daraus hervorgehenden Angriffskrieg gegen den Protestantismus nennt man Gegenreformation. Die streitbarste Mannschaft für diesen neu entbrennenden Kampf stellten die neuen Orden, vor allem der Jesuitenorden; die innere Kräftigung erfolgte durch das Tridentinum.



Die Kathedrale von Salamanca.

Don Inigo Necalde de Loyola, Sproß eines vornehmen baskischen Adelsgeschlechtes, hatte im ersten Kriege zwischen Karl und Franz bei der Verteidigung von Pampelona eine schwere Wunde erhalten, die ihn auf ein langes, schmerzensreiches Krankenlager warf. Während dieser Zeit wurde seine lebhafte Phantasie einseitig angeregt und erregt durch das Lesen von Heiligengeschichten, und in der Einsamkeit schlummerloser Nächte reifte in ihm der Entschluß, sich ganz dem Dienste Gottes und der heiligen Maria zu widmen, um „wie der heilige Franciscus durch der Erde Elend des Himmels Herrlichkeit sich zu erwerben". Im Dominikanerkloster zu Manresa, wo er als Eremit eintrat, trieb ihn seine überreizte

Phantasie in furchtbare Seelenkämpfe hinein. Als er endlich sich zum Frieden und zum Maßhalten hindurchgekämpft hatte, gürtete er seine Lenden mit einem Stricke und trat eine Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande an, wo er aber bei den obersten kirchlichen Gewalten wenig Anerkennung und Beifall fand. Auf ihren Befehl begann Loyola, obwohl er mindestens 30 Jahre alt war, jetzt das Studium des Lateinischen, der Philosophie und Theologie, das ihn auf die Universitäten Salamanca und Paris führte. Hier schwur er 1534 mit einigen Genossen über der geweihten Hostie am Tage vor Mariä Himmelfahrt, sie wollen in Palästina sich ganz dem Wohle ihrer Mitmenschen widmen, oder, wenn dies nicht möglich wäre, sich dem Papste bedingungslos zur Verfügung stellen.

Ignatius von Loyola.
Nach einem alten Kupferstich.

Da das erste Gelübde sich in der That als unausführbar erwies, so reisten die Genossen, die inzwischen die Priesterweihe empfangen hatten, langsam nach Rom. Auch hier stieß Ignaz, der sogar bei der Inquisition verdächtig worden war, anfangs auf Mißtrauen und Widerstand. Aber seine Ausdauer und Begeisterung überwanden alle Hindernisse, und November 1540 erschien die päpstliche Bulle, die durch Paul III. den neuen Orden als „Gesellschaft Jesu" bestätigte. Der erste Ordensgeneral war Loyola; nach seinem Tode

(1556) wurde der Kastilianer Diego-Lainez, der auch an dem Schwur auf dem Montmartre teilgenommen hatte, sein Nachfolger. Dieser wissenschaftlich feingebildete, klare und kluge Kopf war es, der dem Orden seine feinberechnete, großartige Organisation gab.

Die **Verfassung des Ordens** war monarchisch und militärisch zugleich. An der Spitze des Ordens stand der Ordensgeneral, der in Rom seinen Sitz hatte, beraten und zugleich überwacht von einem ganzen Stabe von Assistenten. Unter ihm standen zunächst die Professen, die ältesten und bewährtesten Mitglieder, klein an Zahl, aber groß an Ansehen, unter diesen die Koadjutoren und dann eine lange, sprossenreiche Leiter bis herunter zu dem letzten Ordensbruder. Jedes dieser Mitglieder hatte seinen Vorgesetzten blinden, bedingungslosen Gehorsam zu leisten („Cadaver-Gehorsam"); denn alles war Zucht, Unterordnung, wie bei einem Kriegsheere.

Jesuitentracht im sechzehnten Jahrhundert.

Bei seinem Eintritt in den Orden durchschneidet der Jesuit alle Bande, die ihn an Vaterland, Heimat, Verwandte, Freunde knüpfen; alles das soll ihm von nun ab der Orden sein. Er schreibt und empfängt keinen Brief, den der Vorgesetzte nicht gelesen hätte. Zunächst muß er eine lange Prüfungszeit bestehen, während deren die Vorgesetzten seine Neigungen und Fähigkeiten, seine Tugenden und Fehler aufs sorgfältigste beobachten, um alsdann mit Sicherheit entscheiden zu können, wozu ein jeder am besten zu gebrauchen sei. Dadurch erreichte der Orden, daß bei aller Unterordnung des einzelnen doch die persönliche Eigenart in weitestem Maße berücksichtigt wurde und daß jeder einen Wirkungskreis erhielt, der seiner Neigung und Begabung entsprach. Die Gewandtesten und Verschlagensten sandte man an die Höfe und schlug sie zu Beichtvätern und Prinzenerziehern vor; die Be-

redtesten beförderte man zu Predigern, die Gelehrtesten zu Professoren an den Universitäten und Gymnasien oder überließ sie ihrer Neigung zur Schriftstellerei; die Begeisterten sandte man als Missionäre unter die Heiden. Indem die Jesuiten sich des Beichtstuhls und der Kanzel bemächtigten, suchten sie die Gegenwart sich dienstbar zu machen; durch ihren Einfluß auf dem Gebiete der Erziehung und des Lehramts bauten sie für die Zukunft.

Der Reichtum des Ordens, der durch Schenkungen, Vermächtnisse und Handelsunternehmungen begründet und gefördert wurde, machte es den Jesuiten möglich, große Unterrichtsanstalten zu errichten und zu unterhalten, bei der Aufnahme vom Gewinne abzusehen und überhaupt den Menschen ihre Dienste umsonst anzubieten. Dadurch erhielten ihre Anstalten einen großen Zulauf. Am meisten verbreitete sich der Orden in den romanischen Ländern. In Deutschland war sein Hauptsitz in Wien, Köln und Ingolstadt. Nach 50 Jahren seines Bestehens zählte der Orden schon 10 000 Mitglieder und 100 Jahre nachher etwa 20 000. Auch durch seine großartige Missionsthätigkeit hat er sich Verdienste erworben. Schon im 16. Jahrhundert gingen die Jesuiten als Missionäre nach Indien, Ceylon, China, Japan, verbreiteten dort europäische Gesittung und brachten uns die ersten näheren Mitteilungen über jene Länder. Ebenso wirkten sie in Afrika und in Amerika, besonders in den spanischen Kolonien Südamerikas; hier besaßen und verwalteten sie einen eigenen Staat, Paraguay. Später kamen diese Missionsunternehmungen unter die Leitung der neugegründeten Kongregation der Propaganda.

So hat der Orden trotz der Anfeindung der älteren Orden seine Thätigkeit allmählich über alle Länder ausgedehnt und zwei Jahrhunderte lang als Ausgangs- und Mittelpunkt der Gegenreformation die ganze katholische Welt beherrscht. Er hat dem Vordringen des Protestantismus Halt geboten und die früheren Angreifer in die Verteidigungsstellung gedrängt. Kein Wunder, wenn von gegnerischer Seite so mancher Vorwurf gegen ihn erhoben worden ist. Aber auch bei mildester Beurteilung wird man sagen müssen, daß er überall, wo er sich einnistete, das friedliche Zusammenleben der Konfessionen gestört und dadurch namenloses Unglück in das Völker- und Familienleben hineingetragen hat.

Im Zeitalter der Aufklärung wurde der Jesuitenorden

wegen seiner Einmischung in die staatlichen Verhältnisse und wegen seines verderblichen Einflusses auf Kirche und Schule fast in allen romanischen Staaten ausgewiesen und Papst Clemens XIV. aufgefordert, ein förmliches Verbot gegen den Orden ergehen zu lassen. Nach mehrjährigen Verhandlungen veröffentlichte dieser Papst das Breve vom 16. August 1773, wodurch die Gesellschaft Jesu „aus Rücksichten für den Frieden der Kirche, aber für alle Zeiten" aufgehoben wurde. Doch dauerte diese „Ewigkeit" nicht zu lange. Papst Pius VII. eröffnete seine kirchliche Restaurationspolitik am 7. August 1814 durch die Verkündigung der Wiederherstellung des Jesuitenordens.

Der Einfluß der Jesuiten machte sich sofort auf dem **Tridentiner Konzil** bemerklich. Dieses wurde nach zehnjähriger Pause vom Papst Pius IV. auf Andrängen des Kaisers Ferdinand und anderer katholischer Fürsten am 8. Januar 1562 wiedereröffnet. Von einer Teilnahme evangelischer Stände war nach dem Abschluß des Augsburger Religionsfriedens begreiflicherweise keine Rede. Die Leitung des Konzils blieb dem päpstlichen Legaten überlassen; die italienischen Bischöfe und Ordensgenerale, welche die Mehrzahl in der Versammlung bildeten und das Interesse des päpstlichen Stuhles verfochten, überstimmten jeden Widerspruch, der etwa aus den Kreisen der französischen und spanischen Bischöfe hervorging. Die römische Partei errang mit Hilfe der Jesuiten einen vollständigen Sieg, die Macht des Papstes, für die namentlich der Jesuitengeneral Lainez eintrat, wurde aufs neue fest gegründet und als ein unüberwindliches Bollwerk dem Protestantismus gegenübergestellt.

Die von dem Konzil, das am 4. Dezember 1563 geschlossen wurde, gefaßten und vom Papst bestätigten Beschlüsse erklärten die Tradition für ebenso wichtig als die heilige Schrift, gaben sämtlichen Glaubensartikeln den Charakter unumstößlicher Wahrheit, behielten ihre Auslegung ausschließlich dem päpstlichen Stuhle vor, sprachen das Anathema (Verdammung) über jede andere Auslegung aus und stellten den Primat des Papstes in seinem ganzen Umfang, auch seinen Vorrang vor den Konzilien, fest. Infolgedessen wurde durch das Konzil nicht, wie Kaiser Karl V. immer gehofft hatte, eine Versöhnung, sondern ein unversöhnlicher Zwiespalt zwischen Protestanten und Katholiken herbeigeführt. Bezüglich der Kirchenzucht wurden manche Beschlüsse gefaßt, die

alte Mißbräuche beseitigten und der öffentlichen Meinung Rechnung trugen.

Die Tridentiner Beschlüsse, welche die Grundlage der katholischen Kirche bis auf den heutigen Tag bilden, wurden in den meisten italienischen Staaten, in Portugal, in Polen und von Kaiser Ferdinand I. unbedingt angenommen, während Neapel und Spanien sie nur mit Vorbehalt der königlichen Rechte als gültig anerkannten, und Frankreich nur die von der Glaubenslehre handelnden Beschlüsse genehmigte. Die letzteren waren, um nirgends Anstoß zu erregen, in möglichst unbestimmte Ausdrücke gekleidet.

So blieb der katholischen Kirche ihr festes Gefüge und ihre geschlossene Einheit; aber sie mußte auch, um dieser Vorteile teilhaftig zu bleiben, auf jede Weiterentwickelung verzichten und fiel eben deshalb einem Stillstand anheim, der jeden Fortschritt ausschloß; die protestantische Kirche dagegen verzichtete von Anfang an auf eine von oben diktierte Einheit und behielt als Gemeinsames die religiöse Freiheit, die sich hauptsächlich in der Schriftauslegung und in der Gestaltung der Kirchenverfassung und des Kultus äußerte. An eine Einigung beider Kirchen denkt kein verständiger Mensch mehr; denn sie vertreten zwei verschiedene Zeitalter und zwei verschiedene Weltanschauungen.

9. Der Calvinismus.

Wie Zwingli von Zürich aus die germanisch-helvetische Form der Reformation verbreitete, so machte Calvin Genf zum Ausgangspunkt der romanischen Form der Reformation. Die letztere ist $1\frac{1}{2}$ Jahrzehnte jünger als die germanisch-skandinavische Reformation Luthers; sie ist entstanden unter den Wirkungen der Gegenreformation als „Antwort des Protestantismus auf die Gründung des Jesuitenordens". Dieser Ursprung zeigt sich in dem kriegerischen Charakter und in dem schroffen Gegensatz des Calvinismus zum Katholizismus. In Genf hatte schon seit 1526 der Südfranzose Wilhelm Farel als ein feuriger Apostel das reine Evangelium gepredigt, im Zusammenhang mit den Kämpfen, die die Stadt gegen ihren Schutzherrn, den Herzog von Savoyen, und gegen ihren Bischof führte. Im Jahre 1535 hatte die evangelische Partei auch im Rate gesiegt; der katholische

Gottesdienst wurde abgeschafft, die Klöster geschlossen. So war der Boden wohl bereitet, als im folgenden Jahre der Mann erschien, der aus dem handelsmächtigen Genf auch eine glaubensmächtige Stadt machte, den geistigen Mittelpunkt einer neuen Form der Reformation.

Jean Cauvin oder Calvin (latinisiert: Calvinus) war am 10. Juli 1509 zu Noyon in der Picardie als Sohn eines höheren Gerichtsbeamten geboren; dieser Abstammung verdankte er auch die Pfründe, die ihm das Studium auf den Universitäten zu Paris, Orleans, Bourges ermöglichte. Sein Vater hatte ihm die Rechtswissenschaft aufgenötigt wegen der Aussichten, die sie ihm eröffnete; kaum aber war dieser gestorben (1536), so vertauschte er sie mit der Theologie, zu der ihn sein tief religiöser Sinn und sein sittlicher Ernst frühe schon hingezogen hatten. In seinem 24. Lebensjahre trat er als evangelischer Prediger in geheimen Zusammenkünften auf. Wegen seiner ketzerischen Ansichten verfolgt, floh er nach dem durch Oekolampadius bereits reformierten Basel. Hier schrieb er (1536) seinen „Unterricht in der christlichen Religion", ein Werk, das ein neues System des christlichen Glaubens enthält. Auf einer Reise nach Italien, die er zur Herstellung seiner durch Ueberarbeitung zerrütteten Gesundheit machte, kam er an den Hof zu Ferrara, wo er bei der Herzogin Renata, einer Tochter des verstorbenen Königs Ludwig XII. von Frankreich, günstige Aufnahme fand. Bald sah er sich auch hier Verfolgungen ausgesetzt, mußte vor der Inquisition fliehen und wandte sich zunächst nach Paris. Doch konnte er dort nicht bleiben und kam im August 1536 nach Genf. Er wollte hier Farel begrüßen und bald weiter reisen, um noch mehr zu sehen und zu lernen. Aber dieser suchte ihn zu halten und kündigte ihm schließlich den Zorn des allmächtigen Gottes an, der ihm sein

Johann Calvin.
Nach einem alten Kupferstich.

Studieren zum Fluche gereichen lassen werde, wenn er nicht bleibe. Nun wagte Calvin nicht mehr zu widerstehen; denn es war ihm, wie er selbst sagte, als sehe er Gottes Hand aus der Höhe ausgestreckt, um ihn zurückzuhalten. Farel hatte ihn richtig beurteilt: hervorragend durch herben Ernst, unbezwingliche Willenskraft, eisernen Fleiß, ungewöhnlichen Scharfsinn, strenge Sittlichkeit und Unduldsamkeit gegen Andersdenkende war er der rechte Mann, um aus dem republikanischen Genf ein „protestantisches Rom" zu machen und so das Werk zu vollbringen, zu dem Farels Kräfte nicht ausreichten.

Einige Zeit wirkten beide Männer in Genf zusammen. Als Prediger und als Lehrer der Theologie errang sich Calvin bald ein großes Ansehen; bei den Disputationen verfocht er seine Ansichten mit der größten Hartnäckigkeit; zur Unterweisung der Geistlichen und der Lehrer schrieb er einen Katechismus. Da er und Farel in einigen Sachen der Kirchengebräuche den Beschlüssen der Lausanner Synode sich nicht fügen wollten, so erhielten sie, die ohnedies durch ihre Sittenstrenge sich viele Feinde gemacht hatten, von dem Genfer Rat im April 1538 den Befehl, binnen drei Tagen die Stadt zu verlassen. Calvin begab sich nach Straßburg, wurde dort von Butzer aufs freundlichste aufgenommen und erhielt eine Anstellung als Lehrer der Theologie und Prediger der aus französischen Flüchtlingen bestehenden Gemeinde. Seine schriftstellerische Thätigkeit war dort auf die Vereinigung der deutschen und schweizerischen evangelischen Kirche gerichtet, zu welchem Zwecke er eine Schrift über das Abendmahl schrieb, worin er eine zwischen Luther und Zwingli vermittelnde Stellung einnahm. Als Abgeordneter Straßburgs wohnte er den Religionsgesprächen zu Hagenau, Worms und Regensburg bei, unterschrieb die confessio Augustana von 1540 und kam dadurch in freundschaftliche Beziehungen zu Melanchthon. In Straßburg verheiratete er sich 1539 mit einer Witwe Idelette von Bures; der in dieser Ehe erzeugte Sohn starb bald; seine Gattin, mit der er eine glückliche Ehe führte, verlor er 1549, worauf er sich nicht wieder verheiratete.

Seinen Genfer Freunden gelang es endlich, seine Zurückberufung durchzusetzen. Aber erst nach langem Widerstreben und auf wiederholtes Bitten kehrte er im September 1541 nach Genf zurück und übte nun den größten Einfluß auf die politischen und kirchlichen Verhältnisse dieser Stadt aus. Der von ihm dem Rate vorgelegte Plan zur Verbesserung

der Kirchenzucht wurde angenommen und veröffentlicht. Den Grundsatz der gemäßigten Demokratie, der der Genfer Staatsverfassung zu Grunde lag und wonach die Regierung in den Händen eines von den Bürgern zu erwählenden Ausschusses war, wandte Calvin auch auf das kirchliche Regiment an. Die gesamte Kirchengemeinde wählte Vorsteher oder Aelteste (Presbyter), welche die kirchlichen Angelegenheiten zu ordnen und zu leiten hatten. Diese Presbyterialverfassung war der Verfassung der ältesten christlichen Gemeinden nachgebildet. Aber die größte Macht legte er in die Hand des aus sechs Geistlichen und zwölf Laien-Aeltesten zusammengesetzten Konsistoriums, welches das Recht hatte, Gesetze zu geben und Verächter der Kirche und des Gottesdienstes, andersgläubige und sittenlose Personen, ohne Rücksicht auf ihren Stand, zur Rechenschaft zu ziehen und der weltlichen Obrigkeit zur Bestrafung zu übergeben. Das Konsistorium, dessen fast beständiger Präsident Calvin war, führte eine sehr scharfe Aufsicht über sämtliche Familien und einzelne Personen und verhängte unnachsichtlich Strafen wegen jeder Art von Unsittlichkeit, die ihm angezeigt wurde. Theater und Tanz waren verboten; der Aufwand für Kleidung und Mahlzeiten wurde auf ein bestimmtes Maß beschränkt; gewisse Bücher durften nicht gelesen werden; Spieler wurden, die Karten in der Hand, am Pranger ausgestellt. Eine Frau, die unzüchtige Lieder gesungen hatte, wurde verbrannt; Jakob Gruet, der gottlose Briefe und unsittliche Verse geschrieben hatte, wurde enthauptet; ein Führer der sogenannten Libertiner, denen diese Beschränkung ein unerträgliches Joch waren, Namens Perrin, wurde bei einem Taufakt zurückgewiesen. Ausschließung vom Abendmahl und aus der Kirchengemeinschaft galten als die strengsten Strafen. Mit

Wilhelm Farel.
Nach einem alten Kupferstich.

der nämlichen Strenge verfuhr Calvin gegen solche, die in ihrer Auslegung der heiligen Schrift sich in diesem oder jenem Punkte als Ungläubige zeigten. Das berühmteste Beispiel hiervon ist sein Verhalten gegen den spanischen Arzt Servet, der in seinen Schriften über die „Irrtümer in der Dreieinigkeitslehre" und über die „Wiederherstellung des Christentums" von den Ansichten Calvins wesentlich abwich. Zuerst verklagte ihn Calvin bei dem Inquisitionsgerichte in Lyon, und als Servet fliehend nach Genf kam, ließ er ihn verhaften und wegen Ketzerei verurteilen. Servet bat wenigstens um Tod durchs Schwert; Calvin aber ließ ihn qualvoll verbrennen (27. Oktober 1553). So wenig hat auch die Reformation den mittelalterlichen Wahn überwunden, daß der Mensch den Menschen töten dürfe, weil er in übersinnlichen Dingen eine abweichende Meinung habe.

Die Calvinische Glaubenslehre trägt den Charakter ihres Urhebers; sie ist streng, einfach, logisch klar und folgerichtig. Den Mittelpunkt bildet die Augustinische Lehre von der Prädestination, das heißt von einer unbedingten göttlichen Vorherbestimmung. Nach dieser Lehre, die Calvin selbst als ein „furchtbares Geheimnis" bezeichnet, hat Gott von aller Ewigkeit her einen Teil der Menschen zur Seligkeit, einen anderen Teil zur Verdammnis bestimmt. Diese Lehre, die er bis zu ihren äußersten Konsequenzen verfolgte, unterliegt bekanntlich dem Einwand, daß daneben für den freien Willen, aber eben damit auch für die sittliche Verantwortlichkeit des Menschen wenig Raum mehr übrig bleibe. Hinsichtlich des äußeren Kultus ordnete Calvin, wie Zwingli, die größte Einfachheit an, auch hierin auf die apostolischen Zeiten zurückgreifend. Orgeln, Kerzen, Kruzifixe und jede Art von Bilderschmuck wurden aus der Kirche verbannt, der Gottesdienst auf Gebet, Predigt und Choralgesang beschränkt, die Sonntagsfeier mit aller Strenge beobachtet.

Genf erhielt durch Calvin die nämliche Bedeutung für die Reformierten, wie Wittenberg für die Anhänger Luthers. Die von ihm 1558 gegründete theologische Akademie, an der er als Professor, sein Schüler und Freund (später sein Biograph), Theodor Beza, ein Edelmann aus Burgund, als Rektor wirkte, wurde die Pflanzschule für so viele kühne und streitbare Männer, die überall, wo sie später wirkten, den Calvinischen Haß gegen den Katholizismus, die Calvinische

Zähigkeit im Dulden und Kämpfen, die Calvinische Strenge in Lehre und Leben bewährten. Viele Geistliche und Gelehrte, besonders französische, die wegen ihres Glaubens verfolgt wurden, suchten und fanden in Genf eine Zuflucht. Die Genfer Buchdruckereien verschickten ihre Schriften in alle Länder, wo reformierte Kirchen waren. Genf war das große Kriegslager für den Kampf gegen den wiederbelebten Katholizismus.

Theodor Beza.
Nach einem alten Kupferstich.

Die Thätigkeit Calvins war eine erstaunliche. Er predigte fast täglich, hielt seine Vorlesungen an der Akademie, wohnte allen Verhandlungen des Konsistoriums und allen Sitzungen der Predigergesellschaft bei, faßte theologische und juristische Gutachten ab, arbeitete treffliche Werke, wie seine Bibelkommentare, aus und unterhielt den lebhaftesten Briefwechsel mit Fürsten, mit Reformatoren und reformierten Gemeinden. In dieser fortwährenden Thätigkeit glaubte er ein Mittel gegen seine zunehmende Kränklichkeit zu haben; als er nicht einmal mehr die Feder zu halten imstande war, diktierte er noch von seinem Krankenlager aus. Aber zuletzt unterlag doch sein schwächlicher Körper diesen Anstrengungen. Er starb am 27. Mai 1564, nahezu 55 Jahre alt.

Seine Lehre wurde in den französischen Kantonen der Schweiz die herrschende und verbreitete sich nach Frankreich (Hugenotten), nach Holland, nach Schottland, nach Nordamerika, Polen, Ungarn und in einige Länder Deutschlands (Friedrich III. von der Pfalz und der Heidelberger Katechismus 1559). Die romanische Form der Reformation mit ihrem theokratischen und demokratischen Charakter, mit ihrer Unduldsamkeit, Prädestinationslehre und Kirchenzucht hat also ein weiteres Gebiet erobert als die deutsch-skandinavische Form.

II. Die übrigen europäischen Staaten im Zeitalter der Reformation

1. Spanien und Portugal. Abfall der Niederlande.

Was dem Kaiser Karl in Deutschland nicht gelungen war, nämlich die protestantische Ketzerei vollständig auszurotten, das glaubte sein Sohn **Philipp II.** (1556—1598) in seinen Erbstaaten zustande bringen zu können. Er war König von Spanien, König von Neapel und Sizilien, Herr der Niederlande und der spanischen Besitzungen in Amerika, Herzog von Mailand. Kein Fürst in Europa besaß eine solche Macht; aber diese einzelnen Reiche bildeten keine geschlossene Einheit, waren räumlich weit voneinander entfernt, die Bevölkerungen waren einander fremd und standen vermöge der Verschiedenheit der Nationalitäten teilweise einander geradezu feindselig gegenüber. Spanier und Brabanter verstanden sich in keiner Beziehung zusammen. Solch verschiedene Bestandteile unter eine Gesamtregierung zu bringen, die berechtigten Eigentümlichkeiten der einzelnen Provinzen zu schonen und dabei doch eine geschlossen auftretende, einheitliche Reichsregierung zu führen, erforderte eine hervorragende Staatskunst. Philipp schien hierzu trotz mancher Vorzüge nicht geeignet. Er besaß ein tüchtiges Maß geistiger Begabung und, wie sein Vater, viel Interesse für Wissenschaften, namentlich Naturwissenschaften. Größer als seine Begabung war seine Arbeitsamkeit; wenn er auch nicht wie sein Vater an der Spitze seiner Heere persönlich die Länder Europas und Nordafrikas durchzogen hat, so liefen doch in seiner Hand alle die Fäden zusammen, die sein weites Reich umspannten. In bedächtiger, langsamer, aber unermüdlicher Thätigkeit hat er von seinem Kabinette in Madrid aus, das er fast nie verließ, alle Teile seines weiten Reiches gelenkt, alles selbst durchdacht, selbst entschieden. Aber das Seelenleben dieses Mannes war gebunden, unfrei, ganz erfüllt von den Lebensidealen des Mittelalters. Ein doppeltes Ziel hat seine Regententhätigkeit verfolgt: Unterdrückung aller Ketzerei, Unterdrückung aller Volksrechte. Wo immer in Europa ein Schlag gegen den Protestantismus geplant oder geführt

wurde, da hatte Philipp seine Hand im Spiele; denn als Schutzherr der katholischen Kirche wollte er ihre Alleinherrschaft wiederherstellen. Darum ist er die „eigentliche Verkörperung der Gegenreformation"; spanisch war ihm gleichbedeutend mit katholisch. Zu dem religiösen Absolutismus gesellte sich bei ihm der politische, jedoch nicht in dem Sinne, daß er die Rechte der spanischen Stände (Cortes) gesetzmäßig hätte abschaffen wollen, sondern nur in dem Sinne, daß er sie zur Bedeutungslosigkeit herabdrücken wollte; dem Namen nach mochten sie fortbestehen, wenn sie nur keine Macht mehr hatten. Diesem Doppelziele hat er alle Kräfte seiner Person und alle die Machtmittel seines ungeheuren Reiches geopfert. Da er es aber nicht verstand, das Erwerbsleben in seinen Ländern zu fördern und die wirtschaftlichen Kräfte zu beleben, so reichten schließlich die Silberflotten Amerikas und die Schätze Indiens und die Steuern in den Niederlanden nicht aus, um die Bedürfnisse einer Regierung zu befriedigen, die in fast alle europäischen Kriege verwickelt war. Philipp wollte sein Reich vergrößern, aber er hat es verkleinert; er wollte sein Ansehen unter den Völkern stärken; aber er hat den Grund zu seinem Zerfall gelegt. Als Philipp nach 42jähriger Regierung starb, da war Spanien, dessen Hilfsquellen unerschöpflich schienen, dem Bankerott nahe und die Völker, die unter dem Scepter dieses mißtrauischen Despoten jeder freiheitlichen Regung sich entwöhnt hatten, seufzten auf wie nach schwerem Drucke. Nicht bloß unser Dichter Schiller hat uns in seinem „Don Carlos" eine höchst ungünstige Vorstellung von der Person des Königs Philipp beigebracht; auch der historische Philipp hat alles gethan, um als ein volksfeindlicher Tyrann zu erscheinen.

Philipp II. im späteren Alter.
Nach einem Gemälde von Juan Pantoja de la Cruz im Pradomuseum zu Madrid.

Es war eine seltsame Fügung, daß Philipp, der für die

Herrschaft der römischen Kirche so entschieden eintrat, gleich nach seiner Thronbesteigung in einen **Krieg mit dem Papste Paul IV.** verwickelt wurde. Dieser hatte sich mit König Heinrich II. von Frankreich verbündet, um die Spanier aus Italien zu verdrängen und die Grenzen des Kirchenstaates zu erweitern. Er ließ Truppen anwerben, um in Neapel einzufallen; aber der Herzog von Alba, Statthalter von Neapel, kam ihm zuvor, rückte in den Kirchenstaat ein und zog zweimal bis vor Rom (1556 und 1557). Es wäre ihm ein Leichtes gewesen, den Papst noch mehr in die Enge zu treiben, wenn Philipp diesen nicht hätte schonen wollen. Im Jahre 1557 kam ein Frieden zustande, in welchem der der Kirche ergebene König dem Papste sehr günstige Bedingungen gewährte. Zu gleicher Zeit kämpften im Norden Frankreichs spanische und niederländische Truppen unter dem Herzog Philipp von Savoyen und dem Grafen Egmont gegen die französischen Heere. Letztere wurden von beiden Feldherren am 10. August 1557 bei St. Quentin, von Egmont am 13. Juli 1558 bei Gravelingen geschlagen. An diesem Kriege nahm auch England Anteil, dessen Königin Maria mit Philipp vermählt war; es verlor aber an die Franzosen die Hafenstadt Calais, die den Engländern von ihren früheren Besitzungen in Frankreich allein noch übrig geblieben war. In dem Frieden von Château-Cambrésis am 2. April 1559 mußten die Franzosen alle Eroberungen, darunter Piemont und Savoyen herausgeben, blieben aber im Besitz von Calais.

Diese kriegerischen Erfolge erhöhten das Selbstbewußtsein des Königs. Kaum war er von den Niederlanden nach Spanien zurückgekehrt, so ging er gegen den Protestantismus, der bereits in Spanien große Fortschritte im stillen gemacht hatte, aufs grausamste vor. In zwei Jahrzehnten war in Spanien durch die Inquisition und die Autodafés (Ketzerverbrennungen, eigentlich = Glaubensakte) die Ketzerei vollständig ausgerottet. Ein durch diese Grausamkeiten und durch andere Willkürakte des Königs veranlaßter Aufstand der Aragonier gab jenem Gelegenheit, zugleich mit diesem Aufstand auch die altständischen Rechte dieser Provinz zu vernichten. Die Moriskos, die aus Verzweiflung über den auf ihnen lastenden Druck 1568 zu den Waffen griffen, wurden nach zweijähriger, tapferer Verteidigung von Philipps Halbbruder, Don Juan d'Austria, einem Sohne Karls V. und

der Regensburger Bürgerstochter Barbara Blomberg, unter Strömen von Blut überwältigt, aus Granada fortgeschafft und in die inneren Teile Kastiliens versetzt. Der Seesieg bei Lepanto, den Don Juan am 7. Oktober 1571 mit 250 spanischen, venetianischen und päpstlichen Schiffen über die noch zahlreichere türkische Flotte erfocht, war zwar eine Züchtigung für die Türken und die mit ihnen verbundenen nordafrikanischen Seeräuber, wurde aber von dem eifersüchtigen König nicht ausgebeutet.

Die dynastischen Verhältnisse **Portugals** gaben Philipp den willkommenen Anlaß zur Eroberung des Nachbarlandes. Unter dem König Emanuel dem Großen hatten die Portugiesen ihre große Kolonialpolitik eröffnet. Sein Sohn Johann III. (1521—1557) setzte sie fort; der Handel nahm einen ungeheuren Aufschwung; reiche Schätze strömten in Lissabon zusammen. Aber diese kamen meist in die Hände weniger Familien; die Masse des Volkes hatte keinen Anteil daran, vernachlässigte aber Gewerbe und Landbau, die ohnedies durch die zahlreiche Auswanderung nach Indien Not litten. So folgte dem kühnen Aufschwunge des portugiesischen Volksgeistes bald ein Erlahmen der geistigen Kräfte.

Johann III. hinterließ bei seinem Tode als Nachfolger seinen dreijährigen Enkel Sebastian. Dieser, von den Jesuiten erzogen, kannte für einen katholischen König keine höhere Aufgabe als Gehorsam gegen die päpstliche Kurie und Kampf gegen die Ungläubigen. Als er herangewachsen war, wurde er von einem vertriebenen marokkanischen Fürsten um Hilfe gegen einen Verwandten angegangen und ließ sich durch keine Vorstellungen abhalten, nach Afrika überzusetzen und einen Feldzug gegen den Beherrscher von Marokko zu unternehmen. In der Ebene von Alcassar kam es am 4. August 1578 zur Entscheidungsschlacht. Die Portugiesen wurden vollständig geschlagen; 12000 christliche Streiter lagen auf dem Schlachtfelde; König Sebastian selbst wurde vermißt, sein Leichnam aber nirgends gefunden.

Ein Bruder Johanns III., der 67jährige kränkliche Kardinal Heinrich, bestieg nun den portugiesischen Thron. Als er 1580 ohne Nachkommen starb, traten viele Thronbewerber auf, unter denen der Malteserprior Antonio, der sich für einen rechtmäßigen Enkel Emanuels ausgab, und König Philipp II., als der älteste Sohn der Tochter Emanuels, die bedeutendsten waren. Jener hatte das Volk für sich, dieser einen

großen Teil des von ihm bestochenen Adels und, was die Hauptsache war, ein treffliches Heer von 24 000 Mann. Dieses rückte in Portugal ein und schlug am 25. August 1580 die ungeübten Truppen Antonios an der Alcantarabrücke. Darauf ergab sich Lissabon und das ganze Land. Antonio floh nach Frankreich und gewann dieses und England für sein Interesse; aber die zu seiner Unterstützung abgesandten Flotten dieser beiden Länder richteten nichts aus. Er starb 1595 in dürftigen Verhältnissen zu Paris.

König Philipp that alles, um den Haß der Portugiesen, die ohnedies die Fremdherrschaft nur ungern ertrugen, gegen sich zu erregen. Er verkündigte zwar einen allgemeinen Gnadenerlaß, ließ aber 52 Anhänger Antonios hinrichten, andere für unfähig zur Bekleidung eines Amtes erklären, und seine Regierung zeigte sich ebenso willkürlich als habsüchtig. Der Wunsch, das spanische Joch abzuschütteln, erzeugte im Volke die Neigung zur Anerkennung der in den Jahren 1585 bis 1598 nacheinander auftretenden vier falschen Sebastiane. Die drei ersten wurden auf Befehl der spanischen Regierung getötet; der vierte, der vermöge seiner Körperbildung und seiner Aussagen vielen Glauben an seine Echtheit erregte, endigte sein Leben in dem spanischen Schlosse San Lucar, ohne daß die Ursache seines Todes bekannt geworden wäre.

Sechzig Jahre (von 1580 bis 1640) dauerte die spanische Herrschaft über Portugal. Sie war um so verderblicher für das Land, weil dieses als spanische Provinz nun auch in den Kampf Spaniens mit den Niederländern verwickelt wurde, die den Portugiesen den größten Teil ihrer ostindischen Besitzungen wegnahmen und eben damit sie ihres einträglichsten Handels beraubten. Erst im Jahre 1640 gelang es dem Herzog Johann von Braganza, einem Nachkommen Emanuels, die spanische Herrschaft zu stürzen. Er wurde am 15. Dezember in Lissabon gekrönt und eröffnete als König Johann IV. (1640—1656) die Herrschaft des Hauses Braganza.

Den stärksten Widerstand fand Philipps Despotismus und Glaubenstyrannei in den **Niederlanden**, wo die reichen Handelsstädte, mit wichtigen Freiheiten ausgestattet, keine Lust hatten, sich willenlos unter das spanische Joch zu beugen. Die Reformation hatte dort früh Eingang gefunden, und schon Kaiser Karl war mit Einkerkerungen und Hinrich-

tungen gegen sie eingeschritten. Doch herrschte im allgemeinen zwischen dem Kaiser und den Niederlanden, für die jener eine große Vorliebe hatte, ein gutes Verhältnis. Dies wurde anders, als Philipp zur Regierung kam, der für die Niederlande kein Verständnis und keine Liebe hatte. „Er hat kein Herz für uns Niederländer" — läßt Goethe einen Brüsseler Bürger sagen — „unsere Fürsten müssen froh und frei sein wie wir, leben und leben lassen. Wir wollen nicht verachtet und gedrückt sein." — Philipp aber wollte auch hier jede politische und religiöse Freiheit unterdrücken, die Steuerkraft des Landes, das Karl sein „wahres Indien" genannt hatte, nach Kräften ausnützen und in allwege die Niederlande gerade so wie jede andere Provinz durch spanische Truppen und spanische Beamte regieren. Das letztere aber stand im Widerspruch mit den verbrieften Freiheiten der Niederländer, unter denen das Recht, nur einheimische Beamte und Soldaten zu haben, unter einheimischen selbständigen Gerichten zu stehen und die Steuern zu bewilligen, obenan stand.

Margareta von Parma,
Generalstatthalterin der Niederlande.
Nach einem Gemälde von A. S. Coelo im Kgl. Museum zu Brüssel.

Um alle diese Rechte glaubte Philipp sich nicht kümmern zu dürfen. Bei seiner Abreise aus den Niederlanden ernannte er seine Halbschwester Margareta von Parma zur Statthalterin. Sie war die Gemahlin des Herzogs Farnese von Parma, von dem sie jedoch getrennt lebte, eine Frau von mittleren Fähigkeiten, aber gut katholischer Gesinnung. Er stellte ihr einen aus den ersten Männern des niederländischen Adels zusammengesetzten Staatsrat zur Seite, an dessen Spitze Granvella, Bischof von Arras, stand, dessen Vater Kanzler des Kaisers Karl gewesen war. Dies war ein gewandter Mann, der die Gedanken Philipps auszuführen sich bemühte. Daß dieser Ausländer thatsächlich der Regent des Landes

war und daß zur Unterstützung dieses spanischen Regiments 4000 spanische Soldaten im Lande blieben, mußte, da es eine Verfassungsverletzung war, große Unzufriedenheit erregen. Diese wurde noch erhöht, als der König zur Befestigung des katholischen Glaubens statt der bisher vorhandenen drei Bistümer ohne Befragen der Stände fünfzehn errichtete, über die alle Granvella als Erzbischof von Mecheln das Primat samt dem Kardinalshut vom Papste erhielt. Jedem dieser Bistümer wurden zwei „Inquisitoren" beigegeben, und Granvella führte bereits den Titel Großinquisitor. Es war klar, daß es mit diesen Maßregeln, wozu die Verschärfung der Ketzergesetze gehörte, auf Einführung der spanischen Inquisition abgesehen war. Auf Betreiben der nationalen Partei, an deren Spitze der Prinz Wilhelm von Oranien und die Grafen Egmont und Horn standen, wurden zwar die spanischen Truppen und Granvella 1564 abberufen; aber die Reise Egmonts, des Siegers von St. Quentin und von Gravelingen, nach Madrid (1565) hatte keinen Erfolg. Auf seine Vorstellung, daß die Strafgesetze gegen die Ketzer gemildert werden möchten, erwiderte Philipp, er wolle lieber tausendmal sterben, als die geringste Veränderung in der Religion gestatten. Er verlangte vielmehr die Durchführung der Beschlüsse des Tridentiner Konzils und verdoppelte die Strenge gegen die Ketzer. Auch die von den „Triumvirn" erbetene Einberufung der „Generalstaaten" lehnte er ab.

Graf Egmont.
Nach einem alten Kupferstich.

Darauf schlossen im November 1565 etwa 400 Edelleute das sogenannte Kompromiß von Breda, worin sie sich, auch die katholischen, eidlich verpflichteten, der Einführung der Inquisition, die ihnen als die schlimmste Feindin der nationalen Freiheit erschien, mit aller Macht sich zu widersetzen und bei Verfolgungen wegen der Religion einander

brüderlich beizustehen. Im April 1566, als die Statthalterin eine Versammlung des Staatsrates berufen hatte, ritten etwa 600 Adelige zu Pferd in Brüssel ein und begaben sich in den Palast der Statthalterin, um ihr eine Bittschrift zu überreichen, worin Aufhebung der Ketzergesetze und Berufung der Generalstaaten gefordert wurde. Die Statthalterin war betroffen, als sie die große Anzahl dieser Bittsteller, die lauter Adelsfamilien angehörten, sah. Da sagte einer ihrer Räte, Herr von Barlaimont, auf französisch zu ihr, sie brauche sich vor diesen Bettlern (gueux) nicht zu fürchten. Um dieses Schimpfwort zu adeln, nannten sich die Verbündeten von nun an selbst Gueux oder **Geusen** und trugen als Ehrenzeichen am Halse eine Schaumünze mit dem Bildnis des Königs Philipp und der Umschrift: „Getreu dem König bis zum Bettelsack!"

Herzog von Alba.
Nach einem alten Kupferstich.

Da die Bittschrift nicht beachtet wurde und die Ketzerverfolgungen in aller Strenge fortdauerten, so übertrug sich die Bewegung aus den Kreisen des Adels in die des Volkes, wo auch der religiöse Charakter alsbald in den Vordergrund trat; denn hier wurde sie angefacht und getragen vor allem durch die evangelischen Prediger, die auf öffentlichen Plätzen, in den Straßen oder auf freiem Felde die Gleichheit der Menschen vor Gott und die Schriftwidrigkeit der päpstlichen Gesetze verkündigten. Bald kam es zu tumultuarischen Auftritten. Mit Prügeln, Beilen und Aexten bewaffnet, zog die Menge aus, um dem katholischen Gottesdienst ein Ende zu machen. Zuerst fielen die Ruhestörer über die Kreuze und Bilder an der Landstraße her; dann drangen sie in die Dörfer und zuletzt in die Städte ein. Kapellen, Klöster und Kirchen wurden mit Gewalt geöffnet, Bildsäulen, Gemälde, Bücher, Altäre und Kirchengeräte zertrümmert, ja selbst Grabmäler wurden erbrochen und die Toten heraus-

geschleppt. Im Verlauf von drei Tagen zählte man 400 verwüstete Kirchen und Kapellen (August 1566).

Diese Gewaltthätigkeiten, verübt an Gegenständen, die den gläubigen Katholiken heilig waren, verursachten eine Spaltung unter den Verbündeten; die Gemäßigten trennten sich von den Extremen. Dies benutzte die Statthalterin, um die einen zu schrecken, die andern zu gewinnen. Sie ließ Soldaten anwerben, einige widerspenstige Städte (so Valenciennes und Antwerpen) besetzen und die Bilderstürmer bestrafen, während sie den Gemäßigten Milderung der Ketzergesetze versprach.

Die Ruhe und Ordnung war wiederhergestellt. Aber Philipp verstand es, durch einen neuen Brand, den er ins Land hineinwarf, ein wildes Kriegsfeuer zu entzünden. Anstatt dem von der Statthalterin befolgten System der Milde und Versöhnlichkeit, das doch nicht in Schwäche ausartete, seine Billigung zu gewähren, gab er dem durch seine Grausamkeit und seinen Ketzerhaß berüchtigten **Herzog von Alba** den Befehl, ein aus Spaniern und Italienern zusammengesetztes Heer in die Niederlande zu führen. Der Name „Alba" war so viel als ein mit Blut geschriebenes Manifest. Wer sich irgendwie durch Kundgebung seines politischen oder religiösen Freiheitssinnes bloßgestellt wußte, ergriff die Flucht. Auf das bloße Gerücht von dem Anmarsch Albas verließen viele Tausende ihr Vaterland und wandten ihre Betriebsamkeit und ihr Vermögen andern Ländern, besonders England, zu. Im August 1567 erschien der furchtbare Rächer. Er hatte nicht bloß den Auftrag, künftigen Unruhen vorzubeugen, sondern auch den, die früheren zu untersuchen und zu bestrafen. Seine Vollmachten waren von der Art, daß er eine militärische Diktatur ausübte und für die Statthalterin nichts mehr zu regieren übrig blieb.

Wilhelm von Oranien, ein feiner, scharfsinniger Kopf, ein entschlossener Patriot und ein großer „Schweiger", ahnte ganz richtig, daß die Reihe zuerst an die Führer kommen werde, und beschloß, dem drohenden Verderben auszuweichen. Auf einer Zusammenkunft in Willbroek, einem Dorfe zwischen Antwerpen und Brüssel, suchte er den ihm befreundeten Grafen Egmont zu dem gleichen Entschlusse zu bewegen. Aber dieser, eine mehr gutmütige als weitsichtige Persönlichkeit, glaubte nicht an Philipps Mordpläne und vertraute darauf, daß seine für den König erfochtenen Siege ihn vor jeder

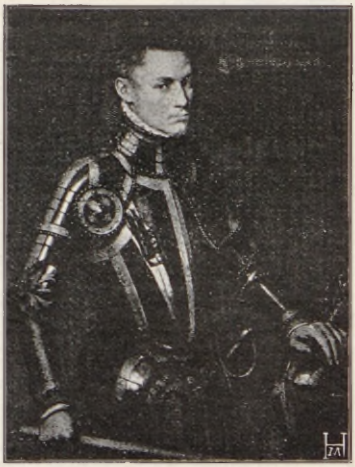
Photographieverlag von Gustav Schauer, Berlin.

Herzog von Alba sieht in Brüssel der Hinrichtung der Grafen Egmont und Horn zu.

Nach einem Gemälde von E. de Biefve.

Verfolgung schützen würden. So blieb Egmont in Brüssel, während der Oranier sich nach Deutschland begab.

Ende August 1567 war Alba mit seinen 10000 Veteranen in Brüssel eingezogen. Anfang September erfolgte die Verhaftung Egmonts und Horns, gleichzeitig die Einsetzung eines außerordentlichen Gerichtshofs zur Bestrafung der Unruhestifter. Dieser „Rat der Unruhen", vom Volke „Blutrat" genannt, wartete ruhig, bis das Volk in Sicherheit eingewiegt war. Dann erfolgten plötzlich massenhafte Einkerkerungen und diesen folgte die Vollstreckung des Urteils auf dem Fuße. Auch Egmont und Horn wurden bei einem Gastmahle, zu dem sie der Sohn Albas geladen hatte, verhaftet, ein viel schlimmerer Streich, als einstens die Verhaftung des Landgrafen durch denselben Alba gewesen war. Es half den Grafen Egmont nichts, daß er sich auf seine Siege und auf sein goldenes Vließ berief: am 15. Juni 1568 wurde er mit Horn und 18 anderen Edelleuten auf dem Markte zu Brüssel öffentlich enthauptet, seine Güter eingezogen, so daß seine Witwe mit ihren elf Kindern in bittere Not geriet. Das war Philipps Dank für St. Quentin und Gravelingen. Ueberall sah man jetzt Galgen, Rad und Scheiterhaufen; denn zur Grausamkeit gesellte sich die Habsucht, die sich an den eingezogenen Gütern der Verurteilten bereicherte. Wiederum flüchteten Tausende über die Grenzen des unglücklichen Landes. Angesichts solcher Greuel bat und erhielt die Regentin ihre Entlassung; sie begab sich zu ihrem Gemahl nach Italien, und Alba schaltete jetzt unumschränkt. Den Bürgern von Antwerpen befahl er, das Geld zum Bau einer Citadelle herzugeben, die für sie selbst und für das Land eine Zwingburg wurde. Durch die Ausübung dieser blutigen Diktatur gelang es ihm, auf einige Zeit die



Wilhelm von Oranien, genannt der Schweiger, im 30. Lebensjahre.

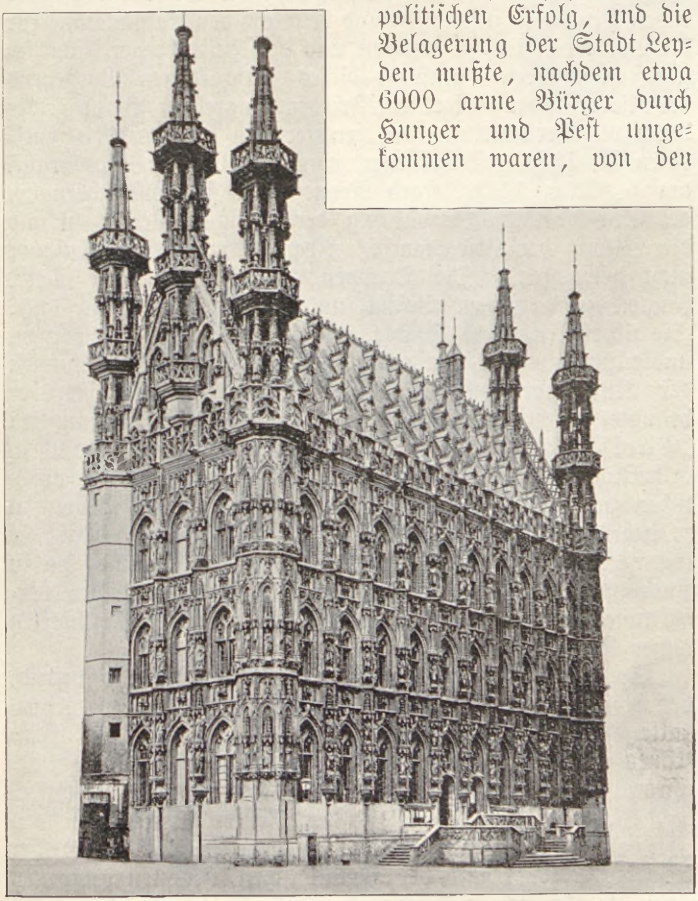
Nach einem Gemälde von Franz de Vriendts in der Kgl. Gemäldegalerie zu Kassel.

Stille eines Kirchhofs herzustellen. Als er aber willkürlich Steuern ausschrieb (den hundertsten Pfennig vom ganzen Vermögen, den zwanzigsten von den unbeweglichen und den zehnten von den beweglichen Gütern, so oft sie verkauft würden), eine Maßregel, welche die Katholiken ebenso traf wie die Protestanten, da schlossen in Brüssel die Kaufleute, die Bäcker und Fischer ihre Läden und verweigerten die Bezahlung der Steuern. Alba drohte, die Widerspenstigen vor ihren Häusern aufhängen zu lassen, sah sich aber bald kriegerischen Ereignissen gegenübergestellt. Die Meergeusen oder Wassergeusen (eine Schar Ausgewanderter, welche die Meere befuhren und den Spaniern Schaden zuzufügen suchten), bemächtigten sich am 1. April 1572 der Hafenstadt Brielle; die meisten Städte in Holland und Seeland gingen zu ihnen über, und auf einer Versammlung zu Dordrecht (Juli 1572) wurde Wilhelm von Oranien für den rechtmäßigen königlichen Statthalter von Holland, Seeland und Utrecht erklärt und mit Geld und Mannschaft zum Kriege gegen Alba ausgerüstet. Damit wurde der Grund zur Selbständigkeit der nördlichen Provinzen gelegt.

Alba konnte weder das Vordringen des Oraniers und seiner Landtruppen noch die Fortschritte der Meergeusen aufhalten, ließ aber einige widerspenstige Städte, wie Naarden und Haarlem, unter fürchterlichen Greueln samt der ganzen Einwohnerschaft vernichten, wodurch er das ganze Land empörte und einen unversöhnlichen Widerstand hervorrief. In Madrid mochte man einsehen, daß Alba nicht der Mann sei, um die Niederlande der Krone Spanien zu erhalten, weshalb seine Abberufung beschlossen wurde. Im Dezember 1573 verließ er die Niederlande, in denen gerade er durch seine grausame Herrschaft das spanische Regiment am meisten untergraben hatte.

Aber auch seine Nachfolger in der Statthalterschaft, Don Louis Requesens y Zuniga (1573—1576), Don Juan d'Austria (1576—1578) und Prinz Alexander Farnese von Parma, Sohn der Statthalterin Margareta (1578 bis 1592), vermochten nichts gegen die nördlichen Provinzen und mußten zufrieden sein, dem König von Spanien wenigstens die südlichen Provinzen zu erhalten, die in Religion, Nationalität, Sprache und Erwerbsverhältnissen von jenen verschieden waren. **Requesens** war zwar zur Milde geneigt, konnte aber, da der König keine Religionsfreiheit gewährte,

die nördlichen Provinzen nicht zur Niederlegung der Waffen bewegen. Sein Sieg auf der Mookerheide (bei Nimwegen) am 14. April 1574, wo zwei Brüder Wilhelms von Oranien fielen, hatte keinen politischen Erfolg, und die Belagerung der Stadt Leyden mußte, nachdem etwa 6000 arme Bürger durch Hunger und Pest umgekommen waren, von den



Das Rathaus zu Löwen.

Spaniern aufgegeben werden, da auf den Rat des Prinzen von Oranien die Schleusen geöffnet, die Dämme durchstochen und das ganze umliegende Land überschwemmt wurde, wodurch es den seeländischen Schiffern möglich wurde, auf ihren Kähnen den Belagerten Lebensmittel zuzuführen. Zum Lohne

für ihre heldenmütige Verteidigung wurde der Stadt im Februar 1575 eine kalvinistische Universität verliehen, die bald zu einer berühmten Lehranstalt sich aufschwang. Im nämlichen Jahre kam in Dordrecht die Synode der nördlichen Provinzen zusammen und beschloß, den Kalvinismus für die Landesreligion zu erklären und den Heidelberger Katechismus einzuführen. Infolge dieses entschiedenen Vorgehens der Niederländer endigte der Friedenskongreß zu Breda, der durch die Vermittelung des friedfertigen Kaisers Maximilian II. 1575 zustande kam, ohne Ergebnis. Bald darauf, am 5. März 1576, starb Requesens. Zunächst übernahm der Staatsrat die Verwaltung der südlichen Provinzen und die Leitung der Kriegsmacht. Aber er war seiner Aufgabe nicht gewachsen. Die Truppen, schon längst ohne Sold, fragten nach keinem Befehl und gingen auf Beute aus. Sie überfielen reiche Städte, wie Mastricht und Antwerpen, und plünderten sie unter den schrecklichsten Mißhandlungen der Einwohner vollständig aus. Die Entrüstung hierüber benutzte Wilhelm von Oranien, um in der sogenannten „Pacifikation" von Gent 1576 auch die südlichen, katholisch gebliebenen Provinzen zum Anschluß an die nördlichen zu bewegen und sämtliche niederländischen Provinzen zu dem Beschluß zu bringen, daß sie mit vereinter Macht die spanischen Truppen aus dem Lande vertreiben und bis zu einer gemeinschaftlichen Uebereinkunft über die kirchlichen Verhältnisse die Strafbefehle wegen der Religion einstweilen außer Kraft setzen wollten.

So lagen die Verhältnisse, als **Don Juan d'Austria**, der Morisken- und Türkenbezwinger (s. S. 186 f.) die Statthalterschaft der Niederlande übernahm. Durch das Mißtrauen des Königs und durch unaufhörlichen Geldmangel beschränkt, sah er sich genötigt, mit den Niederländern zu unterhandeln und auf Grundlage der Genter Pacifikation das „ewige Edikt" abzuschließen, in dem er Entfernung der fremden Söldner und der ausländischen Beamten versprach. Aber die Staaten Holland und Seeland nahmen das Edikt nicht an, weil sie dem friedlichen Auftreten des neuen Statthalters nicht trauten, zumal da er plötzlich das Schloß von Namur und die Feste Charlemont wegnahm. Infolgedessen wandten sich, außer Luxemburg und Namur, alle Provinzen von Don Juan ab, und Brabant wählte den Prinzen von Oranien zu seinem Regenten (Ruwart). Der hierüber

eifersüchtige brabantische Adel berief 1578 den österreichischen Erzherzog Matthias, den Bruder des Kaisers Rudolf II., zur Regierung, dem jedoch Wilhelm von Oranien als Stellvertreter zur Seite gestellt wurde. Andrerseits richtete die wallonische Bevölkerung der südlichen, französisch redenden Provinzen Artois und Hennegau, unzufrieden mit dem Gesetze, das den Reformierten überall freie Religionsübung zugestand, ihre Blicke nach Frankreich. König Karl IX. schickte ihnen seinen Bruder, den Herzog Franz von Anjou, mit einem kleinen französischen Heere zu Hilfe.

Don Juan d'Austria.
Nach einem alten Kupferstich.

Don Juan starb am 1. Oktober 1578. Sein Nachfolger war der Prinz **Alexander Farnese von Parma**, Sohn der ersten Statthalterin, ein Mann von ungewöhnlicher staatsmännischer und kriegerischer Befähigung. Dieser erkannte den Gegensatz zwischen den südlichen Provinzen, die vorwiegend katholisch und romanisch waren, und den nördlichen, die calvinisch und germanisch waren; ebenso die Eifersucht des hochfahrenden Adels gegen den alles überragenden Einfluß des Oraniers. Er beschloß, beides zu benützen, um dem König von Spanien wenigstens den Süden zu erhalten. Im Zusammenhang mit diesen Bestrebungen stand es, daß die wallonischen Landschaften Artois, Welschflandern und Hennegau am 5. Januar 1579 miteinander den Bund von Arras zur Aufrechterhaltung der Alleinherrschaft der katholischen Religion schlossen. Der Prinz von Oranien, der den Zweck dieses Bundes durchschaute, glaubte nur durch eine Vereinigung der nördlichen Provinzen zu einem engeren Bunde die Freiheit der reformierten Staaten sichern zu können, und schloß zu diesem Zwecke am 29. Januar 1579 die **Utrechter Union**, der die Provinzen Holland, Seeland, Utrecht, Geldern, Gröningen, bald darauf auch Friesland und Ober-

Yssel beitraten. Diese sieben Staaten verpflichteten sich zu gemeinsamem Handeln und zur Aufhebung jedes Religionszwanges und kündigten zwei Jahre darauf dem König von Spanien den Gehorsam förmlich auf.

Inzwischen führte Farnese den Krieg nachdrücklich fort. Es gelang ihm, sich mehrerer wichtigen Städte in den südlichen Provinzen zu bemächtigen. Der Erzherzog Matthias, der in Brabant eine klägliche Rolle spielte, und Franz von Anjou, der den Wunsch, mit französischem Beistand sich in den Niederlanden eine Herrschaft zu gründen, gar zu deutlich verriet, verließen, jener 1581, dieser 1583, die Niederlande.

Alexander Farnese,
Statthalter der Niederlande.
Nach einem alten Kupferstich.

So kam Philipp II. allmählich zu der Ansicht, er könne die Empörung nur dann unterdrücken, wenn er sie ihres Hauptes beraube, und weil er den gefährlichen und gefürchteten Mann mit ehrlichen Waffen nicht erreichen konnte, so sprach er 1580 die Acht über Wilhelm von Oranien aus und sicherte demjenigen, der ihn tot oder lebendig überliefern würde, 25000 Goldkronen, die Erhebung in den Adelstand und Straflosigkeit für begangene Verbrechen zu. Der erste, der diesen Preis zu verdienen gedachte, war ein Franzose Namens Johann Jauregui, der im Dienste eines biskayischen Kaufmanns zu Antwerpen stand und von diesem dazu ermuntert wurde. Er offenbarte sein Vorhaben einem Dominikanermönch in der Beichte und empfing von diesem die Lossprechung und das Abendmahl. Hierauf ging er am 18. März 1582 nach dem Schlosse zu Antwerpen, wo der Prinz wohnte, überreichte ihm in Gegenwart mehrerer Edelleute eine Bittschrift und drückte, während jener sie las, eine Pistole auf ihn ab. Der Schuß traf den Kopf des Prinzen und verursachte eine gefährliche Wunde; doch wurde

er wiederhergestellt. Der Mörder war von den Umstehenden sofort getötet worden, und sein Leichnam wurde nachher noch von Pferden auseinander gerissen.

Fünf andere Versuche, den Prinzen zu ermorden, mißlangen gleichfalls. Endlich übernahm es ein Mensch, der sich Franz Guion nannte, mit besserem Erfolge. Er empfahl sich dem Prinzen durch seine verstellte Ergebenheit und durch seinen Eifer für die reformierte Religion und wurde von ihm zu geheimen Geschäften gebraucht. Für das Geld, das ihm der Prinz geschenkt hatte, kaufte er sich ein Paar Pistolen, die er, jede mit drei Kugeln geladen, zu sich steckte. Am 10. Juli 1584, als der Prinz im Schlosse zu Delft war und am Mittagstisch saß, stellte sich Guion an der Thüre des Speisesaales auf, und als jener nach der Mahlzeit heraustrat, schoß er ihn mitten durch den Leib, so daß Oranien umfiel und gleich darauf den Geist aufgab. Er hatte ein Alter von nur 52 Jahren erreicht. Der Mörder, auf der Flucht ergriffen, gestand im Verhör, daß er aus der Franche-Comté gebürtig sei und Balthasar Gerard heiße; daß er den Mordanschlag gegen den Prinzen schon lange geplant und bloß deswegen nach Holland gekommen sei; daß er von einem Franziskaner zu Tournai die Absolution für seine That zum voraus erhalten und von einem Jesuiten zu Trier dazu aufgefordert worden sei mit der Versicherung, er werde sich durch die Ermordung dieses Empörers und Ketzerhauptes die Märtyrerkrone verdienen; daß der Prinz Farnese, dem er

Moritz von Oranien, Statthalter der Niederlande.

Nach einem Gemälde von M. J. Mierevelt im Rijksmuseum zu Amsterdam.

sein Vorhaben gleichfalls eröffnet, dieses gebilligt habe. Gerard wurde gevierteilt, seine Familie von Philipp II. in den Adelstand erhoben und mit der versprochenen Summe beschenkt.

Aber mit dem Tode des Begründers der niederländischen Freiheit war diese selbst noch nicht verloren. Die nördlichen Provinzen übertrugen dem zweiten Sohne des Getöteten, **Moritz von Oranien**, der sich bisher auf der Universität zu Leyden mit den Wissenschaften beschäftigt hatte, die Statthalterschaft und Oberbefehlshabersstelle. Dieser hatte, obgleich erst 17 Jahre alt, einen für die Staatsgeschäfte gereiften Verstand. Aber der kriegstüchtige Farnese machte immer mehr Fortschritte, nahm die Städte Brügge, Gent, Brüssel, Mecheln, Nimwegen und nach langer Belagerung auch Antwerpen (1585) und bedrohte die nördlichen Provinzen. Diese wandten sich, da ihre eigenen Kräfte den Spaniern nicht mehr gewachsen zu sein schienen, aufs neue an Frankreich, wo damals Heinrich III. König war, und boten ihm die Oberherrschaft an. Aber der König lehnte ab, weil er um einer sehr eingeschränkten Herrschaft willen sich nicht in einen Krieg mit Spanien einlassen wollte. Auch die Königin Elisabeth von England nahm das Anerbieten nicht an, schickte aber 1585 Hilfstruppen unter Anführung des Grafen Leicester, welchem die Würde eines Generalstatthalters übertragen wurde. Teils das Mißtrauen einzelner Provinzen gegen den Fremden, teils die Nebenbuhlerschaft des mit der Statthalterschaft von Holland und Seeland betrauten Prinzen Moritz, teils die Unfähigkeit Leicesters bewirkten, daß letzterer nichts ausrichtete und 1587 sein Amt niederlegte.

Niederländischer Edelmann aus dem sechzehnten Jahrhundert.

Die Mitglieder der Utrechter Union waren in großer Not. Da kam eine neue Gefahr, die zunächst England, aber eben damit auch jene bedrohte. Das Haupt der katholischen Königin Maria von Schottland (siehe England) war auf Befehl der Königin Elisabeth 1587 gefallen. Papst Sixtus V. erklärte darauf Elisabeth für vogelfrei und übertrug Philipp II. die Bestrafung der ketzerischen Königin. Der Plan war, England mit einer spanischen Flotte anzugreifen, die Herrschaft der Elisabeth zu stürzen, den Protestantismus in England zu vernichten. War dies geschehen, so waren die Niederlande ihres Rückhaltes und ihrer Hauptstütze beraubt; ihre Unterwerfung war die natürliche Folge der Unterwerfung Englands. Schon seit Jahren hatte Philipp an der Ausrüstung einer großen Flotte gearbeitet, die als die **„unüberwindliche Armada"** jeden Widerstand seiner Gegner niederschlagen und seine und des Papstes Herrschaft im Nordwesten Europas fest begründen sollte.

Denkmünze der Niederländer auf den Untergang der Armada, 1588.
Kgl. Münzkabinett zu Berlin.

Zur Ausführung dieses Planes stand eine Flotte von 130 Kriegsschiffen, deren Kosten auf 80 Millionen Mark berechnet wurde, und ein Landungsheer von mehr als 20000 Mann bereit; den Oberbefehl erhielt der Herzog von Medina Sidonia, der vom Seewesen nichts verstand, aber von Abstammung ein Kastilianer und von Gesinnung ein guter

Katholik war; der Prinz Farnese sollte von den Niederlanden aus seine Unternehmungen unterstützen. Andrerseits ließen die Niederländer, da ja die Gefahr auch ihnen galt, auf das Ersuchen der englischen Regierung 20 Schiffe zu den englischen stoßen und durch eine andere Flottenabteilung den Prinzen Farnese beobachten, um seine Schiffe am Auslaufen zu verhindern.

Lord Howard of Effingham.

Aber die Armada hatte von Anfang an Unglück. 6 Wochen lang wurde sie durch schweres Unwetter genötigt, in den biskayischen Häfen Schutz zu suchen, was den Engländern willkommene Gelegenheit gab, ihre allzu lässig betriebenen Rüstungen zu vervollständigen. Als die Gefahr nahe war, erließ die Königin einen Aufruf an alle Waffenfähigen, und nun wurde es lebhaft in England. Katholiken und Protestanten, Edelleute, Pächter und Hintersassen eilten voll Begeisterung zum Schutze des Vaterlandes herbei. Bald hatte die Königin ein Landheer von 34000 Mann um sich und eine bedeutende Flotte stand bei Plymouth, befehligt von Admiral Howard, dem Sproß einer streng katholischen Familie, und Franz Drake.

Ende Juli erschienen die schwerfälligen spanischen Schiffsungetüme im Kanal, wo die kleinen, leicht beweglichen englischen Schiffe ihrer harrten. Aber schon die ersten Zusammenstöße zeigten, daß die „unüberwindliche" Flotte leicht zu überwinden sei. Medina erlitt bei Calais so empfindliche Verluste, daß er an den Rückzug denken mußte; denn auch die Vereinigung mit Parma war durch holländische Schiffe

verhindert worden. Die kürzeste Rückfahrt wäre wieder durch den Kanal gegangen. Aber die englischen Schiffe und widrige Winde machten dies unmöglich. Medina mußte also den ungeheuren Umweg um England und Schottland herum wählen. Hier wurde das Werk der Zerstörung vollendet. Was die englischen Brander, die bis Edinburg die Verfolgung fortsetzten, übrig ließen, das zerschellte großenteils an den Küsten der Hebriden und Shetlandsinseln. 20000 Mann, 81 Schiffe, 20 Millionen Dukaten waren verloren. Zitternd

Der Eskorial bei Madrid.

trat Sidonia vor seinen Herrn. Aber Philipp, der seinen Gleichmut und seine Selbstbeherrschung auch bei den schlimmsten Ereignissen nie verlor, sprach nur die Worte: Ich habe euch gegen Menschen, nicht gegen Stürme und Klippen ausgesandt.

Der Untergang der Armada ist ein Ereignis von größter Tragweite. Im Norden und Nordwesten Europas war der Protestantismus vor der Gegenreformation gerettet, die ihr Werk auch hier versuchte. Mit der Armada war auch die spanische Seeherrschaft, und mit dieser ein gut Teil der spanischen Vorherrschaft überhaupt verloren. In den Seekriegen, die nun begannen, brachen niederländische und englische Flotten in die spanischen Kolonien ein, nahmen die Silberflotten weg, die aus Mexiko und Peru kamen, und rissen den spanischen Handel an sich. Amsterdam wurde eine Zeit lang Mittelpunkt des Welthandels, bis London an seine

Stelle trat. Endlich war mit der Freiheit Englands mittelbar auch die der Niederlande gerettet. Denn die Armada hatte die Kräfte Spaniens verzehrt, und was noch vorhanden war, das zersplitterte sich in einem schwierigen Doppelkriege. Philipp hatte sich auch in die französischen Religionskriege eingemischt, um den Protestanten Heinrich von Navarra vom Throne fernzuhalten. Parma mußte also auf zwei Schauplätzen gegen ebenbürtige Gegner kämpfen, in Frankreich gegen Heinrich, in den Niederlanden gegen Moritz von Oranien. Dem letzteren gelang es, den Spaniern eine Reihe von festen Plätzen zu entreißen, so daß er den Ehrennamen „Städtebelagerer" erhielt. Mitten in diesen Kämpfen starb Farnese (2. Dezember 1592) zu Rouen in Frankreich voll Schmerz über die Erfolglosigkeit seiner früheren Siege. Seine Nachfolger waren Männer ohne Fähigkeit, unter deren Führung die spanischen Waffen gar keinen Erfolg mehr hatten. Daher kam Philipp, um die Niederlande für Spanien zu retten, zuletzt auf den Gedanken, an seine Tochter Isabella Klara Eugenia am 6. Mai 1598, bei ihrer Vermählung mit dem österreichischen Erzherzog Albrecht, die Niederlande nebst der Franche-Comté als ein spanisches Lehen abzutreten, mit der Bedingung, daß im Fall der Kinderlosigkeit dieser Ehe diese Länder an Spanien zurückfallen sollten. Aber wenn auch die südlichen Provinzen den Erzherzog gegen Gewährleistung ihrer Rechte als Statthalter anerkannten, so waren doch die Nordkolonien nicht gesonnen, die heiß erstrittene politische und religiöse Freiheit einer zweifelhaften Uebereinkunft zu opfern und dies zu einer Zeit, da ihre Unabhängigkeit bereits von mehreren Höfen anerkannt war. Sie blieben also für Spanien endgültig verloren.

Philipp erlebte den Ausgang des niederländischen Krieges nicht mehr. Mit glänzenden militärischen Erfolgen hatte er seine Thätigkeit begonnen; nach einer Regierung von 42 Jahren aber war die äußere Machtstellung Spaniens schwer erschüttert, alle Zweige des inneren Staatslebens in einem unaufhaltsamen Niedergang. Handel, Industrie, Ackerbau, überhaupt das ganze Erwerbsleben lag danieder. Die Staatsschuld betrug — trotz der Schätze Amerikas — 3 bis 4 Milliarden Mark nach heutigem Geldwert. Geistliche gingen von Haus zu Haus, um eine Beisteuer für die Regierung einzusammeln.

Und nicht nur im Staatsleben mußte Philipp die meisten seiner Pläne scheitern sehen; auch im Privatleben hatte er

durch seine Härte schweres Unglück über sich und andere heraufbeschworen. Eines der traurigsten Erlebnisse war die Tragödie, die sich an den Namen seines Sohnes **Don Carlos** knüpft. Der geschichtliche Don Carlos, dessen Bild durch die Dichtung Schillers fast verdrängt wurde, war von Jugend auf eine krankhafte Erscheinung, häßlich und verkrüppelt am Leib, reizbar und überspannt an Geist. Trotzdem dürstete er nach Ruhm, und als sein Vater nicht ihn, sondern Alba mit dem Oberbefehl in den Niederlanden betraute, da wurde er fast wahnsinnig. Zuerst wollte er seinen Vater töten — und verlangte Absolution für einen Mord; dann wollte er entfliehen — und bestellte die Pferde bei dem Postmeister seines Vaters. Philipp ließ ihn verhaften, was zur Folge hatte, daß sein Seelenleben vollends ganz zerrüttet wurde. Die unsinnige Lebensweise, die man ihn führen ließ, stürzte ihn in eine tödliche Krankheit. Er starb am 24. Juli 1568, äußerlich wenigstens als reuiger, guter Katholik. — Auch seine dritte Gemahlin Elisabeth, die mit Don Carlos in Beziehung gebracht wurde, verlor Philipp durch einen plötzlichen Tod. Einige Todesfälle in seiner Umgebung traten so rasch und unerwartet ein, daß man gegen den König selbst wegen Anstiftung zum Mord Verdacht schöpfte. Philipp starb am 13. September 1598 im 71. Lebensjahre in dem von ihm in der Nähe von Madrid erbauten Hieronymitenkloster Eskorial.

Don Carlos, Infant von Spanien.
Nach einem Gemälde von A. S. Coella im Pradomuseum zu Madrid.

Sein Sohn und Nachfolger, **Philipp III.** (1598—1621) war ebenso bigott als geistig schwach und willenlos. Er ließ sich ganz von seinem Günstling, dem Herzog von Lerma, und von der Geistlichkeit leiten. Auf Andrängen der letzteren ließ er sämtliche Moriskos, die noch in Spanien waren, hinaustreiben, wodurch dieses etwa 800 000 fleißige Bewohner,

Gewerbtreibende und Ackerbauern, verlor. Der Krieg mit den Niederlanden nahm zu Land und zu Wasser seinen Fortgang. Dem spanischen Feldherrn Spinola aus Genua gelang es zwar, das im Besitz der nördlichen Provinzen befindliche Ostende nach dreijähriger Belagerung einzunehmen; aber zur See errangen die Niederländer die größten Erfolge. Da ihnen die spanische Regierung verbot, in die spanischen und portugiesischen Häfen einzulaufen und dort ostindische Waren zu holen, die sie dann als Zwischenhändler in die andern Staaten Europas zu führen und zu verkaufen gewohnt waren, so fuhren sie selbst nach Indien, legten dort Niederlassungen an, nahmen den Portugiesen wertvolle Besitzungen und gründeten eine Ostindische Kompanie (1602), die gegen eine jährliche Abgabe ausschließlich das Recht des Seehandels jenseits des Vorgebirges der Guten Hoffnung erhielt. Die Niederländer beherrschten mit ihren Schiffen die Meere, nahmen die spanischen Handelsschiffe weg, und ihr Admiral Jakob van Heemskerk griff am 25. April 1607 die weit stärkere spanische Flotte bei Gibraltar an und vernichtete sie vollständig. Der Fortbestand des spanisch-portugiesischen Handels hing von der Beendigung des Krieges ab. Unter Vermittlung des Königs Heinrich IV. wurde endlich am 9. April 1609 zwischen Spanien und den Vereinigten Niederlanden ein zwölfjähriger Waffenstillstand abgeschlossen, wodurch den letzteren Anerkennung ihrer Religionsfreiheit, ihrer staatlichen Selbständigkeit und ihres Rechts zur Betreibung des direkten Handels mit Indien zugesprochen wurde. Während des dreißigjährigen Krieges entbrannte der Krieg noch einmal; aber im Westfälischen Frieden (1648) wurde die Unabhängigkeit der „Vereinigten Staaten von Holland" allgemein anerkannt. Die Südstaaten blieben unter der Herrschaft Spaniens, bis sie am Ende des spanischen Erbfolgekrieges an Oesterreich kamen.

Die Republik der „Generalstaaten", deren Verfassung besonders durch den staatsmännischen Ratspensionär Oldenbarneveld begründet wurde, nahm einen großartigen Aufschwung auf den Gebieten des Seehandels, der städtischen Gewerbe, der Wissenschaften und Künste. Sie war fast ein Jahrhundert lang die erste See- und Handelsmacht und die reichste Kolonialmacht. Das Kolonialreich, das sie sich im Südosten von Asien schuf, umfaßte alle Sundainseln, Malakka, Ceylon und reichte bis Neuguinea. 1651 begannen die Nieder-

lande auch die Kolonisation von Südafrika durch eingewanderte holländische Bauern (Boeren, Buren); ja sogar am Hudson in Nordamerika setzten sie sich fest, wo die Ansiedelung Neu-Amsterdam, das heutige New York, entstand.

Das innere politische Leben der sieben Provinzen, die nur einen losen Staatenbund bildeten, zeigte große Mannigfaltigkeit und ein reiches landschaftliches Sonderleben. Eine wenn auch schwache Zentralgewalt war gebildet durch die „Generalstaaten" (einen Bundestag, in den jeder Kanton sechs Vertreter sandte), durch die Oranier, die die meisten Statthaltereien inne hatten (Moritz z. B. fünf, sein Bruder Ludwig die zwei übrigen), sowie durch den Ratspensionär der größten Provinz Holland, der als eine Art von Bundeskanzler die auswärtigen Angelegenheiten zu leiten hatte. Diese Stellung begleitete 1586 bis 1619 Jan von **Oldenbarneveld**, ein Vertreter der aristokratischen Partei. Zwei Parteien standen sich nämlich gegenüber, die aristokratisch-republikanische und die monarchisch-oranische. Jene wünschte volle Selbständigkeit der Einzelstaaten, auch in religiösen Dingen, diese eine starke Zentralgewalt in den Händen der Oranier. Jene stützte sich auf die reiche Kaufmanns- und Handelsaristokratie, diese auf den Mittelstand, die breite Masse des Volkes. Jene war in religiöser Beziehung duldsam und milde; diese streng calvinisch, also unduldsam. Dieser politisch-religiöse Gegensatz fand seine Verkörperung in zwei Professoren der Universität Leyden, Arminius und Gomarus. Während jener auch die menschliche Freiheit etwas gelten lassen und Staat und Kirche in enge Verbindung bringen wollte, hielt sich dieser, sowohl hinsichtlich der Lehre von der Prädestination als hinsichtlich der strengen Scheidung der demokratisch organisierten Kirche vom Staat, an den strengen Calvinismus. Die Arminianer

Hugo Grotius.
Nach einem Gemälde im Rijksmuseum zu Amsterdam.

(Remonstranten) hatten den angesehenen Oldenbarneveld und den gelehrten Juristen und Staatsmann Hugo Grotius zu Führern; an der Spitze der Gomaristen (Kontraremonstranten) stand Moritz von Oranien mit seinem Anhang. Da Oldenbarneveld als Ratspensionär von Holland und als Haupt der republikanischen Partei dem Verfolgungseifer der Gegenpartei sich widersetzte und die bedrückten Arminianer in einigen Orten Hollands durch Wachen beschützen ließ, so wurde er von der Dordrechter Synode, welche die Verdammung der Arminianischen Lehre und die Aufrechthaltung des Calvinismus beschloß, am 28. August 1618 verhaftet und vor einen besonderen Gerichtshof von 24 Richtern, die sämtlich seine erbitterten Feinde waren, gestellt. Dieser verurteilte ihn, trotz seiner glänzenden Verteidigung, wegen Störung der Religion und wegen Versuchs zur Trennung der Vereinigten Staaten zum Tode, worauf der 72jährige, verdiente Mann am 24. Mai 1619 im Haag enthauptet wurde. Hugo Grotius und zwei andere Führer der Arminianer wurden zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurteilt. Ersterer wurde nach zweijähriger Gefangenschaft von seiner Gemahlin, Maria von Reigersberg, aus dem Kerker befreit, indem sie sich in einer Bücherkiste in sein Gefängnis bringen ließ, dort mit ihm die Kleider wechselte und zurückblieb, während er, in der Kiste verborgen, hinausgeschafft wurde (1621). Grotius floh nach Frankreich und trat später in schwedische Dienste als Gesandter am französischen Hofe.

2. Frankreich und die Bartholomäusnacht.

(1547—1610.)

Den König **Heinrich II.** von Frankreich (1547—1559) haben wir bereits bei der Geschichte der deutschen Fürstenrevolution und bei der Philipps II. kennen gelernt, und wir haben gesehen, daß er, während er die deutschen Protestanten unterstützte, die französischen Hugenotten (Calvinisten) aufs heftigste verfolgte. Seine Gemahlin war Katharina von Medici, die Tochter des Lorenzo von Medici in Florenz, an den Macchiavelli sein berühmtes Buch „Il Principe“ gerichtet hat. Sie galt für sehr liebenswürdig, geistreich und angenehm, konnte aber ihre hervorragendste Eigenschaft, die Herrschsucht, unter der Regierung ihres Gemahls nicht befriedigen, da eine

andere, ebenso kluge Frau, Diana von Poitiers, Herzogin von Valentinois, den König durch ihre seltene Schönheit und Anmut bis an sein Ende in ihrem Zauberkreise gefangen hielt. Katharina empfand diese Zurücksetzung und die Fernhaltung von allen Staatsgeschäften schwer, hatte aber Selbstbeherrschung genug, ihre Eifersucht zurückzuhalten und ihre Zeit abzuwarten. Ein Turnier, das anläßlich des Friedens von Château Cambrésis (s. S. 186) abgehalten wurde, machte diesen Zuständen ein Ende. Die Lanze des Grafen von Montgomery brach an dem Harnisch des Königs ab, und ein Splitter der Lanze fuhr dem König in das rechte Auge. Zehn Tage darauf, am 10. Juli 1559, starb Heinrich an dieser Verwundung. Seine drei Söhne, Franz II., Karl IX. und Heinrich III., folgten ihm nacheinander auf dem Throne.

Heinrich II., König von Frankreich.
Nach einem Gemälde von François Clouet im Windsor Castle zu London.
Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. Elf., Paris und New York.

Ihre Regierung war eine fortlaufende Kette von Verschwörungen der zwei großen Parteien, die miteinander um die erste Stelle am Hofe, in der Verwaltung und im Militärwesen stritten, der **Guisen** und der **Bourbons**. Jene waren die Nachkommen des Herzogs Renatus von Lothringen, den wir als Gegner Karls des Kühnen schon kennen gelernt haben. Ein nachgeborener Sohn von ihm war Klaudius, Herzog von Guise, und dessen Söhne waren der Herzog Franz von Guise und der Kardinal und Erzbischof von Reims, Karl von Guise, gewöhnlich der Kardinal von Lothringen genannt. Diese waren die Verbündeten der Jesuiten und des Königs Philipp II. von Spanien und besaßen Ehrgeiz und Herrschsucht genug, um die Rolle eines modernen Majordomus spielen und des Thrones selbst sich bemächtigen zu wollen. Ihnen standen die Bourbons gegenüber, die von einem nachgeborenen Sohne Ludwigs des Heiligen ab-

stammten und deshalb als Prinzen von Geblüt der regierenden Familie der Valois und ebendamit dem Throne weit näher standen als die aus Lothringen stammenden Fremdlinge. Zu diesem Hause gehörten damals drei Prinzen: Anton, der durch seine Vermählung mit Johanna d'Albret Titularkönig von Navarra war, Karl, Kardinal und Erzbischof von Rouen, und Ludwig, Prinz von Condé. Von diesen drei Brüdern waren die beiden ersten nicht bedeutend, während der letztere ein guter Soldat, ein entschlossener Mann und voll Ehrgeiz war. Mit den Bourbons hielt es der staatsmännische und tapfere Admiral Coligny aus dem Hause Chatillon. Wie die Guisen als Zöglinge der Jesuiten jede Art von Freiheit, die politische und die religiöse, zu unterdrücken suchten, so standen die Bourbons und Coligny an der Spitze der Hugenotten und kämpften für Glaubensfreiheit.

Franz II., König von Frankreich.
Nach einem alten Kupferstich.

Franz II. (1559 bis 1560), der im 16. Lebensjahre den Thron bestieg, war schwach an Körper und Geist und bedurfte fremder Leitung. Diese übernahmen die Guisen, deren Nichte, die Tochter des Königs Jakob V. von Schottland, die nachher so berühmt gewordene Maria Stuart, mit Franz vermählt war. Am 14. November 1559 erschien ein Edikt, in welchem den Hugenotten bei Lebensstrafe verboten war, gottesdienstliche Versammlungen zu halten; die bisher hierzu benutzten Gebäude sollten niedergerissen werden. Die Verfolgungen, die alsbald begannen, waren ebenso grausam als in Spanien. Die Aufregung unter den Hugenotten stieg, zumal da man wußte, daß die Bedrückungen hauptsächlich von den Guisen ausgingen. Infolgedessen stiftete ein calvinistischer Edelmann, La Renaudie, eine Verschwörung, die den Zweck hatte, den königlichen Hof, der sich in Blois befand, zu überfallen,

die Guisen zu töten oder in feste Verwahrung zu nehmen, die Königin-Mutter ganz von den Regierungsgeschäften zu entfernen, der Person des Königs sich zu versichern und ihn zu nötigen, nach den Beschlüssen der Reichsstände zu regieren. Aber der Anschlag wurde verraten, der Hof begab sich von Blois rasch nach Amboise und traf die nötigen Verteidigungsmaßregeln. La Renaudie fiel am 18. März 1560 im Gefecht, die übrigen Teilnehmer wurden auf grausame Weise hingerichtet. Die Guisen wollten ihren Sieg benutzen und, in getreuer Nachahmung Philipps II., die spanische Inquisition in Frankreich einführen, konnten es aber nicht durchsetzen, mußten vielmehr einwilligen, daß eine Versammlung der Reichsstände nach Orleans berufen wurde, um die Religionsstreitigkeiten beizulegen und das Finanzwesen zu ordnen. Diese Versammlung wollten sie dazu benutzen, einen Hauptstreich gegen die bourbonischen Prinzen auszuführen, die der Anstiftung jener Verschwörung bezichtigt wurden.

Franz von Lothringen, Herzog von Guise.
Nach einem Gemälde im Louvre zu Paris.

Als die Prinzen nach Orleans kamen, wurde Condé verhaftet, vor eine Spezialkommission gestellt und von dieser als Majestätsverbrecher zum Tode verurteilt. Die Guisen wollten dem König Anton von Navarra, der gleichfalls in Haft gehalten wurde, und dem Admiral Coligny das nämliche Schicksal bereiten, um die Ketzer und Rebellen ihrer Führer zu berauben, als der plötzliche Tod des sechzehnjährigen Königs (5. Dezember 1560) der ganzen Sachlage eine andere Wendung gab.

Da Franz II. keine Kinder hinterließ, so folgte ihm sein älterer Bruder, der zehnjährige **Karl IX.** (1560—1574), auf dem Throne. Katharina von Medici übernahm während seiner Minderjährigkeit die Regierung und suchte zwischen den beiden Parteien eine vermittelnde Stellung einzunehmen,

um den religiösen Hader beizulegen. Das gegen den Prinzen von Condé gefällte Todesurteil wurde vom Parlament für nichtig erklärt, Anton von Navarra zum Generalstatthalter des Reiches und Vorsitzenden des Staatsrats ernannt. Erbittert über diese Neuerungen verließen die Guisen den Hof und begaben sich mit der jungen Königswitwe Maria Stuart nach Lothringen, von wo diese bald darauf nach Schottland zurückkehrte.

Auf Betreiben Colignys willigte Katharina ein, daß im September 1561 das Religionsgespräch zu Poissy veranstaltet wurde. Die Disputation fand hauptsächlich zwischen dem Genfer Calviniſten Beza und dem Jesuitengeneral Lainez und Kardinal Guise statt und hatte, wie fast alle derartigen Verhandlungen, keinen Erfolg. Dagegen war die gleichzeitig in Pontoise tagende Reichsversammlung von einer reformatorischen Strömung beherrscht, so daß die Regentin sich zur Nachgiebigkeit entschloß. Am 17. Januar 1562 erschien hauptsächlich auf Betreiben des gemäßigten Kanzlers L'Hopital das Edikt von St. Germain, das den Hugenotten gestattete, außerhalb der Städte sich zu versammeln und Gottesdienst zu halten.

Aber der Friede, den dieses Edikt herbeiführen sollte, dauerte kaum zwei Monate. Das Haupt der katholischen Partei, Franz von Guise, stiftete mit dem Connetable von Montmorency und dem Marschall von St. André ein Triumvirat, das zum offenen Kampfe gegen die Hugenotten entschlossen war, freilich nicht nur, um die Ketzerei auszurotten, sondern vornehmlich, um in den Besitz der obersten Gewalt zu gelangen. Die Veranlassung zu dem gewünschten Zusammenstoß fand sich bald. Am 1. Mai 1562 ritt Franz von Guise mit stattlichem Gefolge durch das Städtchen Vassy eben zu der Stunde, da die dortigen Calviniſten in einer Scheune ihren Sonntagsgottesdienst hielten. Trotzig ritten die Kriegsleute hinzu; aus der Störung des Gottesdienstes entwickelte sich ein Handgemenge und aus diesem ein Kampf, in dem die wehrlosen Calviniſten teils verwundet, teils getötet wurden. Durch dieses „Blutbad von Vassy" ward die religiöse Leidenschaft aufs neue angefacht und das Zeichen gegeben zu dem ersten der acht Religionskriege, die zusammen noch etwas länger dauerten (34 Jahre) als der große deutsche Religionskrieg des siebzehnten Jahrhunderts. In beiden Ländern war der Krieg nicht ausschließlich Reli-

gionskrieg, sondern auch Bürgerkrieg und politischer Krieg; denn die Hugenotten bildeten auch eine politische Partei, eine „Aristokratie der Geburt, des Besitzes, der Bildung". Beidemal setzt sich der Krieg aus einer Reihe von Einzelkämpfen zusammen, die meist räumlich getrennt waren und erst von der Nachwelt unter einer einheitlichen Benennung zusammengefaßt wurden. Beidemal waren die kämpfenden Parteien von auswärtigen Mächten unterstützt, nämlich die

Die Schlacht bei Dreux.
Nach einem alten Kupferstich.

Hugenotten von England und einigen protestantischen Fürsten Deutschlands, die Guisen von Spanien, dem Papste, sowie einigen deutschen und italienischen Fürsten. Beidemal hatte der Krieg entsetzliche Greuel zur Folge, unmenschliche Frevelthaten und eine völlige Zerrüttung des Landes. Beidemal war der territoriale Besitzstand und die politische Unabhängigkeit des ganzen Volkes gefährdet.

Im **ersten Kriege** (1562—1563) stand Condé an der Spitze des Hugenottenheeres, während die königlichen Truppen von den Mitgliedern des Triumvirats befehligt waren. In der ersten Schlacht, bei Dreux (19. Dezember), wurden die Hugenotten geschlagen und Condé fiel in Gefangenschaft; aber auch die Königlichen hatten empfindliche Verluste:

St. André kam in der Schlacht um und Montmorency wurde von den Hugenotten gefangen. Darauf zog Franz von Guise gegen Orleans, den Hauptort der Hugenotten, wo er während der Belagerung (18. Februar 1563) von einem calvinistischen Edelmann Namens Poltrot von Merny ermordet wurde; dieser schoß ihm drei vergiftete Kugeln durch die Schulter, infolgedessen Guise nach sechs Tagen starb. Daß Coligny, der sich damals in Orleans befand, eine Mitschuld an dieser Mordthat habe, wie die Guisen behaupteten, ist falsch. Die Freude darüber, daß sie von diesem Nebenbuhler ihrer Macht befreit war, machte die Regentin Katharina zum Frieden geneigt. Das Edikt von Amboise (19. März 1563) gestattete den Städten, die bisher freien calvinischen Gottesdienst gehabt hatten, diesen auch fernerhin. Die hohen Lehensbesitzer sollten für sich und ihre Unterthanen auf ihren Gütern, die übrigen Edelleute in ihren Häusern, die Bürger in einer ihnen bestimmten Stadt Kultusfreiheit genießen; nur in Paris und dessen Gebiet sollte der calvinische Gottesdienst verboten sein. Die gefangenen Feldherren wurden wieder freigelassen.

Louis von Bourbon, Prinz von Condé.
Nach einem Gemälde im Louvre zu Paris.

Aber bei der allgemeinen Spannung der Gemüter dauerte der Friede nicht lange. Katharina und ihr Sohn Karl IX., der 1563 von den Parlamenten für mündig erklärt worden war, hatten im Juni 1565 in Bayonne eine Zusammenkunft mit Katharinas Tochter, der Königin Isabella (Elisabeth) von Spanien, und mit dem Herzog von Alba und traten von da an entschieden auf die Seite der Katholiken. Diese Sinnesänderung des Hofes machte die Hugenotten mißtrauisch und führte bald zum **zweiten Kriege** (1567 bis 1568), der für die Hugenotten wieder ungünstig begann. Bei St. Denis wurden sie (20. November 1567) von Mont-

morency geschlagen, der übrigens zwei Tage nach der Schlacht an seiner Wunde starb. Dafür sandte ihnen der fromme pfälzische Prinz Johann Kasimir 10 000 Reiter zu Hilfe, mit denen Condé auf Chartres losrückte. Die Verhandlungen, die Katharina jetzt eröffnete, führten zu dem Vertrage von Longjumeau (28. März 1568), der im wesentlichen das Edikt von Amboise bestätigte.

Da aber trotzdem an den Hugenotten Mißhandlungen ungestraft verübt wurden, der Kanzler L'Hopital, der einzige tugendhafte Mann am Hofe, aus dem Staatsrat entfernt wurde und das königliche Edikt vom 28. September 1568 die den Hugenotten bewilligte Kultusfreiheit widerrief, so griffen die Hugenotten wieder zu den Waffen. Sie sammelten sich hauptsächlich in der Seefestung La Rochelle, die ihr Hauptwaffenplatz war. Herzog Heinrich von Anjou, Katharinas Lieblingssohn, dem der Oberbefehl im Kriege übertragen worden war, rückte gegen die von Condé und Coligny befehligten Hugenotten und überraschte sie am 13. März 1569 bei dem Städtchen Jarnac an der Charente. Sie wurden geschlagen, Condé stürzte vom Pferde, mußte sich ergeben und wurde von Herrn von Montesquiou, Hauptmann der Schweizergarde, durch den Kopf geschossen. Er war noch nicht 39 Jahre alt. Auch das Treffen bei Moncontour am 3. Oktober fiel ungünstig für die Hugenotten aus. Trotzdem erlangten sie, da im königlichen Lager Zwietracht herrschte und der König, auf seines Bruders kriegerische Lorbeeren eifersüchtig, den Krieg beendigt zu sehen wünschte, im Frieden von St. Germain (8. August 1570) bessere Bedingungen als bisher. Sie erhielten darin vollständige Amnestie, Wiedereinsetzung in ihre Güter, Religionsfreiheit, Zulassung zu allen Staatsämtern und als Sicherheitsplätze

Anne, Herzog von Montmorency.
Nach einem alten Kupferstich.

vier Festungen, darunter La Rochelle. — An der Spitze der Hugenotten standen damals die Söhne der verstorbenen Brüder Bourbon, Prinz Heinrich von Navarra (Nieder-Navarra mit der Landschaft Bearn im Norden der Pyrenäen), dessen Mutter, Johanna d'Albret, sich während des letzten Krieges gleichfalls nach La Rochelle geflüchtet hatte und ihren Sohn in der calvinischen Lehre hatte unterrichten lassen, und Prinz Heinrich von Condé; aber der eigentliche Führer dieser Partei, der hervorragendste Mann unter den Hugenotten, der erste Ratgeber der Königin Johanna und der Prinzen war unstreitig **Coligny**. Als guter Calvinist hatte er in seinem Schlosse Chatillon ein streng protestantisches Hauswesen eingerichtet, wo er selbst das Morgengebet hielt und zur bestimmten Stunde alle seine Hausgenossen zur Predigt und zum Psalmengesang versammelte. Diesen Ernst und diese Strenge zeigte er auch im Felde. Die Strafheit seiner Mannszucht ließ nichts zu wünschen übrig. Sein kriegerisches Auftreten gegen den König, von dem er immer nur mit der aufrichtigsten Ehrerbietung sprach, verteidigte er damit, daß er fest bei dem Satze blieb, er schlage sich nicht mit König Karl, sondern mit einer Partei, die den königlichen Namen mißbrauche. Seine Gemahlin, Charlotte von Laval, zeigte sich fast noch entschlossener als er selbst. Als er sie fragte, ob sie Seelenstärke genug besitze, um Gefahren aller Art, Verbannung, Tod, den Verlust ihrer Kinder ertragen zu können, erwiderte sie ihm, „er müsse sich lossagen von der Klugheit dieser Welt; ihm habe Gott die Wissenschaft eines Kapitäns verliehen, und er sei schuldig, sie anzuwenden; wenn er diese Pflicht nicht erfülle, so werde sie einst vor dem Richterstuhl Gottes gegen ihn zeugen". Ein solch fester, in sich geschlossener Charakter

Gaspard von Coligny.
Nach einem Gemälde im Louvre zu Paris.

war ganz zum politischen und militärischen Parteihaupt geschaffen. Doch hat er im Feld mehr Niederlagen als Siege davongetragen. Aber er gehörte zu jenen kräftigen, glaubensstarken, ausdauernden Naturen, die durch kein Unglück zu beugen sind, ihre Sache niemals verloren geben, bei jedem Verlust auch gleich wieder Mittel für dessen Ersatz ausfindig machen. Mit allen protestantischen Häuptern in Europa, mit Elisabeth von England, mit Wilhelm von Oranien, mit den deutschen Fürsten stand er in Verbindung.

Karl IX., König von Frankreich.
Nach einem Gemälde von F. Clouet in der Kaiserl. Gemäldegalerie zu Wien.

Wichtige Ereignisse waren im Anzug. König Karl IX., hastig wie er war, wünschte die Versöhnung mit den Hugenotten durch eine Zusammenkunft mit den Häuptern derselben zu besiegeln. Er lud daher Coligny zu einem Besuch in Blois ein und äußerte zugleich den Wunsch, seine jüngste Schwester, Margareta von Valois, mit dem Bourbon Heinrich von Navarra zu vermählen. Er selbst hatte sich um jene Zeit, am 26. November 1570, mit der Erzherzogin Elisabeth, der Tochter des Kaisers Maximilian II., verheiratet. Katharina befreundete sich bald mit dem Plane ihres Sohnes. Sie hoffte, durch die Liebenswürdigkeit ihrer Tochter und durch die Freuden des Hoflebens den jungen Prinzen gefügig zu machen und durch ihn auch seine Partei zu größerer Unterwürfigkeit zu bringen. Seine Mutter, Johanna von Navarra, machte anfangs viele Einwendungen; aber man sagte ihr, daß die Sache der Hugenotten eine ganz andere würde, wenn ihr Sohn seine Stellung als Schwager des Königs in die Wagschale werfen könnte.

Von großem Gewicht in dieser Frage war die Stimme **Colignys**. Dieser zögerte einige Zeit, der Einladung des Königs zu folgen und die sichere Festung La Rochelle mit der sehr ausgesetzten Stellung am königlichen Hofe zu vertauschen. Als ihm aber sein Schwiegersohn Teligny vorstellte, daß zugleich mit diesem Heiratsplane eine Wendung der französischen Politik sich vorbereite, daß der König, der sich dem unbequemen Einfluß seiner Mutter und seines Bruders zu entziehen wünsche, mit Philipp von Spanien vollständig brechen, der Sache der Niederländer sich annehmen und ein französisches Heer unter Coligny in Belgien einmarschieren lassen wolle, erwachten in diesem die kühnsten Pläne und Hoffnungen. Zwar rieten ihm seine meisten Freunde von einer Reise nach Blois dringend ab; aber er glaubte, das Interesse Frankreichs und das seiner Partei forderten von ihm diesen Schritt.

Unter einer Bedeckung von 50 Edelleuten kam er, nachdem seine Gegner grollend den Hof verlassen hatten, im September 1571 nach Blois, wo der König sich damals befand. Dieser hob Coligny, der sich auf ein Knie vor ihm niedergelassen hatte, mit Rührung auf, zog ihn an seine Brust und sagte: „Nun habe ich Sie, mein Vater? Sie sollen uns nicht mehr entwischen, wenn Sie auch wollen. Das ist der glücklichste Tag meines Lebens.“ Der König gab Coligny seine Stelle im Staatsrat wieder, machte ihm zur Entschädigung für seine Verluste ein Geschenk von 100000 Livres und überließ ihm ein Jahr lang die ansehnlichen Einkünfte seines kürzlich verstorbenen Bruders, des Kardinals von Chatillon. So stark war der Eindruck, den der überlegene, feste Coligny auf den noch unfertigen Charakter des königlichen Jünglings machte, daß er seine bisherigen Ratgeber ganz beiseite setzte und bis in die tiefe Nacht in einsamem Zwiegespräch mit ihm zusammensaß. Mit Elisabeth von England, der gefürchteten Ketzerin, der Karl gern einen seiner Brüder angetraut hätte, kam ein Vertrag zustande, mit den protestantischen Fürsten Deutschlands, sogar mit der Türkei wurden Unterhandlungen angeknüpft, in ihren Ländern Leute geworben, ein Feldzug nach Belgien vorbereitet, Seerüstungen angeordnet, um auch das spanische Amerika zu beunruhigen.

So schienen die Gedanken Colignys Gestalt zu gewinnen: friedliche, versöhnliche Politik nach innen, Krieg nach außen,

und zwar gegen Spanien. Diese Gedanken aber waren genau das Gegenteil von dem, was Katharina und ihr Anhang anstrebte: Unterdrückung der Hugenotten, Versöhnung mit Spanien. Bei dieser Wendung, welche die französische Politik zu nehmen schien, gab sich Coligny alle Mühe, das Mißtrauen der Königin Johanna zu verscheuchen. Als er nach Chatillon zurückreiste, blieb er mit dem König in beständigem Briefwechsel, dessen Gegenstand hauptsächlich der niederländische Krieg war. Im folgenden Jahre (März 1572), kam Johanna nach Blois und unterzeichnete den Ehevertrag. Sie wurde mit ausgezeichneter Höflichkeit empfangen; der König nannte sie seine liebe Tante, sein Alles, seine Geliebteste, und erwies ihr fast kindliche Ehrfurcht. Ihre künftige Schwiegertochter Margareta fand sie wirklich so schön, so geistreich und so liebenswürdig, wie man sie ihr geschildert hatte, aber auch von großer Leichtfertigkeit; denn sie sei in der schlechtesten, verdorbensten Gesellschaft aufgewachsen, die es jemals gegeben habe. Daher schrieb sie ihrem Sohne, er solle nach vollzogener Vermählung nicht länger an diesem verpesteten Hofe bleiben, sondern auf seine Güter zurückkehren. Am meisten fühlte sie sich von der ränkesüchtigen und gewissenlosen Katharina abgestoßen. Nur ungern willigte sie ein, daß die Hochzeitfeier in dem dem Hause Navarra so feindselig gesinnten Paris stattfinden sollte; der König versicherte sie mehrmals, daß nichts zu besorgen sei. Die Weigerung des Papstes, die verlangte Dispensation zu erteilen, brachte den König sehr auf, und er sagte hierüber zu Johanna: „Seid versichert, liebe Tante, die Heirat wird vollzogen werden; denn ich verehre Euch mehr als den Papst. Zwar bin ich kein Hugenott, aber ich bin auch kein Narr, und wenn sich der Papst zu unvernünftig benimmt, so werde

Margarrka von Valois.
Nach einem Gemälde im Loudre zu Paris.

ich selbst Margot an der Hand nehmen und zur Trauung in voller Predigt führen."

Um die nötigen Anstalten zur Vermählung zu treffen, um Schmuck und Sonstiges einzukaufen, begab sich Johanna von Blois nach Paris. Als sie von einem Einkauf zurückkam, bekam sie plötzlich einen heftigen Krankheitsanfall und war nach fünf Tagen, am 9. Juni 1572, tot. Jedermann deutete auf Katharina. Von einem mailändischen Kaufmanne, der in einem schlechten Rufe stand, hatte Johanna ein Paar Handschuhe gekauft, und man sprach davon, daß sie an dem Geruch dieser in Gift getränkten Handschuhe gestorben sei. Dies ist nicht wahrscheinlich; doch wurde es damals fast allgemein geglaubt.

Das Mißtrauen der Hugenotten stieg aufs höchste. Mit bangem Herzen sahen sie den Vermählungsfeierlichkeiten entgegen, die wegen des Todes der Königin Johanna nur um wenige Wochen verschoben wurden. Auf die wiederholte Einladung des Königs waren viele Hugenotten trotz der Warnungen anderer bereit, mit Heinrich von Bearn, der sich nach dem Tode seiner Mutter König von Navarra nannte, nach Paris zu reisen und als Freunde und Beschützer sich um ihn zu scharen. Am 20. Juli hielten er und Prinz Heinrich von Condé mit etwa 800 Edelleuten, alle schwarz gekleidet, ihren Einzug in Paris. Auch die Guisen mit ihrem Anhang fanden sich ein. Noch einmal drangen viele in Coligny, Paris schleunigst zu verlassen und sich seiner Partei zu retten. Aber er verharrte in seinem Vertrauen. Täglich sprach er mit dem König von dem niederländischen Feldzug. Der Krieg schien ihm eine ausgemachte Sache zu sein.

Da kam Katharina von einem Besuche bei ihrer an den Herzog von Lothringen verheirateten Tochter nach Paris zurück. Sie sah, daß der verhaßte Calvinist Coligny der erste Mann am Hofe sei, daß er auch sie aus dem Vertrauen ihres Sohnes verdrängt habe und daß er im besten Zuge sei, seine antispanische Politik durchzuführen. Das war zu viel für eine Fürstin, die nicht leben wollte, ohne zu herrschen, und die ihre Regierungsgrundsätze aus Macchiavelli schöpfte. So kam sie zu dem Entschlusse, durch eine blutige That den Zwiespalt am Hofe zu beseitigen und sich selbst ihren Einfluß zurückzuerobern. Zu diesem Zwecke verband sie sich mit den Guisen, erinnerte sie an die Ermordung des Herzogs

Franz und an die angebliche Mitwissenschaft Colignys und übertrug ihnen die Ausführung des Planes, aber eben damit auch die Verantwortung dafür.

Die Vermählungsfeierlichkeiten gingen vor sich und dauerten vom 18. bis 21. August. Eine Menge protestantischer Edelleute hatte sich um den jungen König von Navarra in der Kirche Notre-Dame versammelt. Während die Brautmesse gelesen wurde, verließ dieser mit jenen die Kirche

Ansicht von Paris um 1607.
Nach einem Kupferstich von L. Gaultier.

und erschien erst nach Beendigung derselben wieder. Gastmahle, Bälle, theatralische Aufzüge, Turniere wechselten miteinander und verdrängten jeden anderen Gedanken als den der sinnlichen Lust. Nur Katharina und Coligny vergaßen mitten in diesen Lustbarkeiten ihre Pläne nicht; dieser dachte an Krieg und Sieg, jene an Mord.

Am 22. August 1572, vormittags elf Uhr, ging Coligny vom Louvre, wo der König mit dem Herzog von Guise und mit Teligny Ball spielte, nach Hause zurück. Er war nur von wenigen Leuten begleitet, ging langsam, las eine Schrift, die ihm unterwegs überreicht worden war, und befand sich eben gegenüber dem Kloster St. Germain-l'Auxerrois. Da fiel aus dem danebenstehenden Hause, das der frühere Lehrer des Herzogs von Guise, Villemur, bewohnte, ein Schuß. Die Kugel riß Coligny den Zeigefinger der rechten Hand weg und drang in den linken Oberarm ein.

Erschrocken standen seine Begleiter da. Er selbst verlor keinen Augenblick seine Besonnenheit, zeigte auf das kleine Haus mit den Worten: „Dorther kam der Schuß," und ließ es durch seine Diener untersuchen. Aber während diese die verschlossene Thüre aufsprengten, war der Meuchelmörder in den Garten entsprungen und auf einem bereit gehaltenen Pferde entwischt. Von seinen Dienern geführt, ging Coligny vollends zu Fuß nach Hause in das nachmalige Hotel St. Pierre in der Straße Betisy. „Das ist die Frucht meiner Aussöhnung mit dem Herzog von Guise, die ich auf den Wunsch des Königs eingegangen habe," sagte Coligny und schickte einige seiner Begleiter sogleich zum Könige, um ihn von dem Vorfall zu benachrichtigen. Dieser noch mit dem Ballspiel beschäftigt, geriet bei der Nachricht in heftige Bestürzung und bald in unbändigen Zorn. Das Ballnetz zerbrechend und auf den Boden schleudernd, rief er: „Werde ich niemals Ruhe haben? Was? immer neue Unruhen?" Teligny eilte zu seinem Schwiegervater, Heinrich von Guise schlich sich wie ein Missethäter davon. Er war es, der den Meuchelmörder gedungen hatte. Ein durch mehrere Mordthaten berüchtigter Mann, Maurevel, hatte die Ausführung des Anschlags übernommen. Das Villemursche Haus wurde ihm als Versteck angewiesen und alles weitere für seine Sicherheit besorgt.

Die Aufregung, die der **Mordanfall auf Coligny** in Paris verursachte, war ungeheuer. Nicht nur die Reformierten, auch alle rechtdenkenden Katholiken waren voll Entrüstung über eine That, die wie eine Kriegsfackel in diese neue Zeit der Versöhnung und des Friedens hineingeschleudert war. Der König von Navarra, der Prinz von Condé und viele andere Hugenotten eilten sogleich zu dem Verwundeten. Viele waren der Ansicht, man solle in Masse Paris verlassen und den Admiral mitführen. Coligny, dem schon seine Wunden keine größere Reise gestatteten, wollte im Vertrauen auf die Treue und Redlichkeit seines königlichen Freundes lieber bleiben als fliehen. Sein Schwiegersohn, Teligny, der das Hofleben liebte, beruhigte die Mißtrauischen mit der Versicherung, man habe nichts zu fürchten; er kenne den König bis auf den Grund seines Herzens und sei der Zuverlässigkeit desselben sicher.

So schien es auch wirklich. Teligny mochte mit der Aufrichtigkeit des Königs, in dem Coligny die Saiten des

Ehrgeizes und der kriegerischen Ruhmsucht angeschlagen hatte, an jenem Tage noch recht haben. Der König setzte eine Untersuchungskommission ein, befahl die Aufsuchung des Mörders und verordnete die Verhaftung des Herzogs von Guise; um ihr zu entgehen, verbarg sich dieser. Zu Navarra und Condé sagte der König: „Ich werde dieses Verbrechen bestrafen: keiner der Schuldigen soll mir entwischen; ich werde sie treffen, und wären sie von meinem eigenen Blute.“ Nachmittags machte er dem Admiral einen Besuch; Katharina und Heinrich von Anjou waren in seiner Begleitung. Der König versicherte Coligny seiner Teilnahme und versprach ihm vollständige Genugthuung. Dieser besprach sich längere Zeit insgeheim mit ihm. Karl unterbrach ihn mehreremal und rief aus: „Nein, Europa hat keinen größeren Staatsmann als Sie, mein Vater. Welche Siege werden unsere Heere erfechten, wenn sie durch den größten Feldherrn dieses Jahrhunderts geführt werden!“ Auf seine Versicherung, daß er den Mörder mit dem schmählichsten Tode bestrafen werde, erwiderte Coligny: „Sie sind nicht schwer zu entdecken.“ Katharina sagte: „Es ist ein Glück, daß man die Kugel aus der Wunde hat ziehen können. Ich erinnere mich, daß, als der Herzog Franz von Guise vor Orleans verwundet war, die Aerzte ihm sagten, wenn man die Kugel herausziehen könne, sei keine Gefahr vorhanden.“ Diese boshafte Anspielung vernahm Coligny ohne irgend eine Veränderung seiner Miene. Beim Weggehen wünschte Katharina von Karl den Inhalt seiner geheimen Unterredung mit Coligny zu erfahren. Dieser zögerte, und nach wiederholtem Drängen fuhr er endlich unwillig und heftig heraus: „Er hat mich mit Recht vor Eurer Herrschsucht und vor Euren Kreaturen, die alle Gewalt an sich gerissen haben, gewarnt und mich ermahnt, selbst zu regieren und die Geschäfte nach eigener Ueberzeugung zu leiten.“

Auf dies hin hielt Katharina am 23. August mit ihren vertrautesten Werkzeugen eine geheime Beratung. Dazu gehörten drei Italiener: der Siegelbewahrer Birago, Lodovico Gonzaga (Herzog von Nevers) und Albert Gondi (Herzog von Retz). Auch Heinrich von Anjou, Graf Angouleme, ein natürlicher Bruder des Königs, und der den Hugenotten feindliche Marschall Tavannes nahmen an der Verschwörung teil. Alle waren darin einverstanden, daß der Einfluß Colignys unerträglich, daß die Aufregung der Hugenotten

sehr gefährlich sei, und daß es sich für die Königin und ihre Freunde um eine Frage des Seins oder Nichtseins handle; wenn man nicht der Rache Colignys und seiner Partei zuvorkomme, werde man selbst vernichtet werden. Coligny müsse also aus dem Wege geräumt werden. Aber dabei dürfe man nicht stehen bleiben; denn sonst würde sich aus dieser That ein Aufstand der Hugenotten, ein neuer Bürgerkrieg, dessen Ausgang nicht vorauszusehen sei, entzünden. Es sei besser, der Rebellion dadurch ihren Nerv abzuschneiden, daß man auch die anderen vornehmen Hugenotten überfalle und ermorde, und wer sonst noch von dieser Partei aufgegriffen werden könne. Die Genesung Colignys aber verlange Eile; also müsse man noch heute nacht ans Werk gehen. Dabei wurde die Frage aufgeworfen, was mit dem König von Navarra und dem Prinzen Condé geschehen solle. Königliches Blut zu vergießen, den eigenen Schwiegersohn zu ermorden, scheute man sich doch. Man beschloß also, sie am Leben zu lassen unter der Bedingung, daß sie katholisch würden. Die Rollen wurden sofort ausgeteilt: Marschall Tavannes sollte den Vorständen der Bürgerschaft angeben, was sie zu thun hätten; Heinrich von Guise sollte die Ermordung Colignys und seiner in der Nähe wohnenden Freunde auf sich nehmen; der Herzog von Montpensier sollte die im Gefolge der bourbonischen Prinzen befindlichen Edelleute im Louvre selbst umbringen lassen. So war alles wohl erdacht und geordnet; es fehlte nur noch die **Einwilligung des Königs.**

Das Blutgericht begab sich sofort zum Könige. Es wurde ihm offen gesagt, daß das gegen Coligny gerichtete Attentat von seiner Mutter ausgegangen sei, und daß auch sein Bruder darum gewußt habe. Ganz Frankreich sei im Aufruhr begriffen. Auf der einen Seite seien die Katholiken darüber empört, daß er von den Hugenotten sich leiten lasse, und dächten bereits an seine Entthronung; auf der andern Seite wollten die Hugenotten alle Herrschaft im Lande sich anmaßen und ließen deutsche Söldner gegen die Grenze anrücken. Zunächst sei der Sturm noch gegen die Königin gerichtet; in kurzem werde der König selbst, wenn er sich den Hugenotten nicht auf Gnade und Ungnade ergebe, der Gegenstand ihrer Angriffe sein. Es handle sich um Krone und Leben. Jetzt habe man alle Häupter wie in einem Netz beisammen; es sei Pflicht der Selbsterhaltung, sie jetzt alle zu vernichten.

Der König war sonst nicht gewohnt, seiner Mutter zu widersprechen; aber dieser Plan erschien ihm denn doch zu grausam, und er verweigerte seine Zustimmung. „Zuweilen ist Milde Grausamkeit und Grausamkeit Milde," entgegnete ihm Katharina. Auf seine weitere Einrede, daß er vor dem Volke, vor den übrigen Mächten die Verantwortung einer solchen That nicht übernehmen könne, wurde ihm entgegengehalten, daß sich alles mit der Feindseligkeit der beiden Parteien, mit dem Namen der Guisen entschuldigen lasse. Dennoch schien es ihm unmöglich, Freunde wie Coligny und andere hinschlachten zu lassen; aber Katharina bestand ausdrücklich auf Coligny, durch dessen Tod die Ketzer ihres Führers beraubt, die Katholiken wieder versöhnt würden. Da Karl unerbittlich schien, erklärten ihm Katharina und Anjou, daß er in diesem Falle Mutter und Bruder opfere; denn es sei ihnen unmöglich, länger am Hofe zu bleiben und einem Verderben zuzusehen, dem so leicht abzuhelfen wäre. Als Karl immer noch schwankte, beschuldigten sie ihn der Feigheit und Unmännlichkeit und schickten sich an, fortzugehen. Diesen Vorwurf, das wußten sie wohl, konnte er nicht ertragen: sein Widerstand war besiegt. Veränderlich, wie er war, zu Extremen geneigt, gab er nun nicht nur seine Einwilligung, sondern ergriff den Gedanken mit der ganzen Hitze seiner Natur. Er fluchte sich selbst in eine wilde Wut hinein und erklärte in sehr unköniglichen Ausdrücken, daß er nun

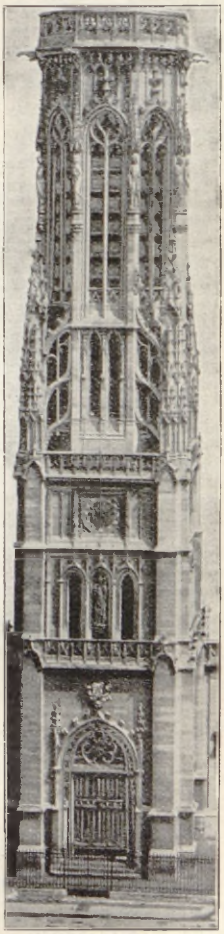
Katharina von Medici, die Mutter Karls IX.
Nach einem alten Kupferstich.

nicht etwa bloß die Ermordung des Admirals wolle, sondern den Tod aller Hugenotten in Frankreich, damit auch nicht ein einziger übrig bleibe, der ihm darüber Vorwürfe machen könnte.

Sofort wurde zur **Ausführung des Mordplanes** geschritten. Marschall Tavannes ließ die Vorsteher der Kaufmannschaft und der Bürgerkompagnien kommen und befahl ihnen, die Bürger nach ihren Wohnbezirken unter die Waffen treten und die Thore schließen zu lassen. Sobald die Sturmglocke ertöne, sollten vor allen Fenstern Fackeln angezündet, auf allen Plätzen und Kreuzwegen Wachen aufgestellt und die Straßen durch Ketten gesperrt werden. Das Zeichen der Katholiken sei ein weißes Tuch um den Arm und ein weißes Kreuz auf dem Hute. Als sie den Zweck dieser Verordnungen erfuhren, erschraken viele und entschuldigten sich mit ihrem Gewissen. Aber Tavannes fuhr sie heftig an und drohte ihnen mit Hängenlassen, worauf sie ihm Gehorsam versprachen.

Die Nacht brach an; auf den Straßen wurde es immer lauter; besorgt fragten einige Protestanten nach der Ursache dieses militärischen Zusammenlaufs und erhielten zur Antwort, daß diese Bewaffneten zur Feier neuer Festlichkeiten beordert seien. Auch Coligny ließ den König nach dem Grunde des zunehmenden Waffengeräusches fragen. Alles geschehe auf seinen Befehl, um Anschläge der Guisen zu vereiteln, war die Antwort. Schon waren diese auf dem Wege nach seiner Wohnung. Der Herzog von Aumale, Graf von Angouleme und Heinrich von Guise zogen mit 300 Bewaffneten vor die Wohnung des Admirals und erwarteten dort den verabredeten Glockenschlag. Es war um Mitternacht. Der König, Katharina und Anjou standen in der Vorhalle des Louvre und starrten in die Nacht hinaus. Als Katharina das unruhige Wesen ihres Sohnes, der vom Frost seines Gewissens geschüttelt wurde, bemerkte, rief sie: „Laßt uns keine Zeit verlieren! Man muß die Stunde des Zeichens vorrücken; die Sturmglocke muß ertönen, sobald die Uhr zwölf schlägt.“ — „So lauft denn,“ rief dieser, „nach St. Germain! Ich muß des Zustandes los sein, in dem ich mich befinde. Ist es nicht die Sache Gottes, der wir dienen?“ Da ertönte von dem Turme der gegenüberliegenden Kirche von St. Germain l'Auxerrois die Sturmglocke. Zugleich fiel ein Pistolenschuß ganz in der Nähe. Die ganze

Verantwortung für ein Gemetzel, das, einmal entfesselt, unberechenbare Ausdehnung annehmen konnte, fiel mit ihrer vernichtenden Schwere auf die Seele des Königs. Er schickte, wie eine Angabe lautet, einen Offizier an Heinrich von Guise mit dem Befehl, nichts gegen den Admiral Coligny zu unternehmen. Es war zu spät. Der Offizier kam zurück und meldete, der Herzog habe seinen Auftrag bereits vollzogen. Der König, nun wieder auf das andere Extrem überspringend, rief aus: „Nun, so gehe alles seinen Gang!"



Turm der Kirche St. Germain l'Auxerrois.

Vor der Wohnung des **Admirals** war, scheinbar zu seinem Schutze, auf den Antrag des Herzogs von Anjou eine Wache aufgestellt und Cosseins, ein Todfeind Colignys, zu ihrem Befehlshaber ernannt worden. Dieser schlug, als die Sturmglocke ertönte, an die Hofthüre. Der Haushofmeister Labonne kam herab und fragte, wer da sei. „Im Namen des Königs macht auf!" rief Cosseins. Jener gehorchte und wurde auf der Stelle niedergestoßen. Der Hof füllte sich mit den Leuten der Guisen. Die Dienerschaft floh und verrammelte die Hausthüre. Sie wurde gesprengt, einige Diener niedergemacht und die verwegensten Bursche hinaufgeschickt. Coligny war bei dem Lärm aufgewacht. Einer seiner Vertrauten stürzte in sein Schlafzimmer und rief: „Mein Herr! Gott ruft uns zu sich." — „Ich verstehe Sie," erwiderte der Admiral, stand auf, warf ein Nachtkleid um und befahl allen den Seinigen, die sich nach und nach bei ihm einfanden, sich durch die Flucht zu retten. Sie suchten über das Dach zu entkommen. Mit dem Rücken an die Wand gelehnt, stand Coligny allein in seinem Zimmer. Die Bösewichter stürmten die Treppe hinauf, „Mord und

Tod!" ausrufend, und drangen mit gezücktem Degen in das Zimmer. „Bist du Coligny?" schrie ihm einer derselben, der Böhme Dianowitz, entgegen. „Ich bin es," antwortete dieser; „junger Mensch, habe Ehrfurcht vor meinen grauen Haaren!" Ein Degenstoß durch den Leib war dessen Antwort. Coligny sank um. Jener zog den rauchenden Degen heraus, hieb den Admiral ins Gesicht, seine Begleiter, Franzosen und Italiener, schlugen gleichfalls drauf los, einer schoß sogar eine Pistole auf ihn ab. Der ungeduldige Guise rief vom Hofe aus, ob das Werk vollbracht sei. „Es ist vollbracht," erwiderte Dianowitz. „Der Graf von Angouleme will es nicht eher glauben, bis er den Feind zu seinen Füßen sieht," versetzte Guise. Da ergriffen die Mörder ihr Opfer, brachten ihm, als es sich noch ein wenig rührte und mit dem linken Arm an dem Fenster sich festhalten wollte, neue Wunden bei und warfen es in den Hof hinab. Angouleme wischte ihm das Blut aus dem Gesicht, und als er sich überzeugt hatte, daß es Coligny sei, gab er ihm einen Tritt mit dem Fuße. Heinrich von Guise that das Gleiche, ließ ihm den Kopf abschneiden und diesen der Königin bringen, damit jedermann ihre Mitschuld erkenne und sie nicht, wie sie wollte, alle Schuld auf die Guisen schieben könne.

„Der Anfang war gut, meine Freunde!" rief Guise. „Fort jetzt zu andern Thaten! Schont keinen Hugenotten! Der König will es so." Mit teuflischer Freude stürzte sich die Rotte in die benachbarten Häuser und ermordete, was ihr in den Weg kam, darunter Teligny. In allen Straßen wurde es lebendig. Die Sturmglocken ertönten, Fackeln und Pechkränze loderten auf, die Bürger mit ihren weißen Binden durchzogen die Stadt und erbrachen die Häuser; Männer und Weiber, sogar Kinder zeigten Freude an Mord und an Leichnamen. Die Herzöge von Anjou, von Aumale, von Montpensier, von Nevers zeigten sich da und dort und ermunterten die Bürger, die ganze Schlangenbrut der Hugenotten ohne Unterschied des Alters und des Geschlechts auszurotten, und Tavannes rief mit Lachen aus: „Laßt Ader! Laßt Ader! Die Aerzte sagen, das Aderlassen sei im August so heilsam als im Mai."

Bei solchem Zuspruch schien die Hölle los zu sein. In den Häusern und auf den Straßen, überall sah man die entsetzlichsten Scenen. Es war eine wilde Treibjagd, wobei

kaum ein Entrinnen möglich war. Hier wurde einem Greise das graue Haupt an den Steinen zerschlagen, dort kraftvolle Männer, die in vielen Schlachten heldenmütig gekämpft hatten, von elenden Buben zu Tode gemartert. Mit der Kraft der Verzweiflung wehrte sich dort eine Mutter; umsonst! ihr Kind wurde ihr aus den Armen gerissen und vor ihren Augen an der Mauer zerschmettert. Leichname wurden aus den Fenstern hinabgeworfen und auf der Straße herumgezerrt; schreiende

Pariser Bluthochzeit.
Nach Gottfrieds historischer Chronik.

Wickelkinder wurden von Knaben in kleinen Rollwagen fortgeführt und in die Seine geworfen. König Karl selbst, so sehr er sich anfangs dem Morden widersetzt hatte, gesellte sich den Mördern bei. Von den Fenstern seines Kabinetts aus rief er fluchend der Menge zu: „Schießt! schießt sie nieder! sie fliehen.“ Er soll sogar eine Flinte ergriffen und unter einen Haufen Flüchtiger, die sich über die Seine zu retten suchten, geschossen haben. Und mit dieser einzigen Nacht war es noch nicht vorbei; drei Tage dauerte das Blutbad, das in Paris nach der niedersten Schätzung 2000 Opfer verschlang. Der Goldschmied Crucé lief mit blutigem Arm herum und rühmte sich, 400 Hugenotten getötet zu haben.

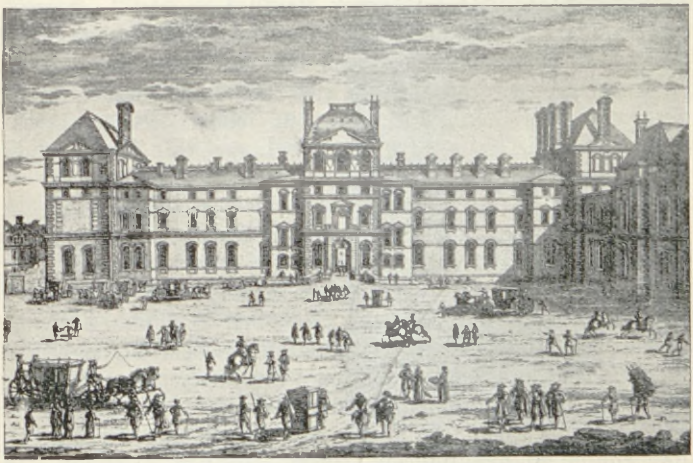
Die Zeiten der Sullanischen Greuel schienen wiedergekehrt zu sein. Religionshaß war nicht die einzige Triebfeder bei Ausübung dieser Schändlichkeiten. Schuldner stießen ihre Gläubiger nieder, Diener ihre Herren. Neid, Eifersucht, Habsucht bereiteten manchem guten Katholiken ein blutiges Ende. Der Philosoph Peter Ramus, der die Autorität des Aristoteles angriff, wurde von seinem Kollegen Charpentier, einem Anhänger des griechischen Philosophen, ermordet, der Leichnam von den Schülern Charpentiers noch mit Ruten mißhandelt. Ein anderer tötete seinen Vetter, um ihn zu beerben, ein dritter einen hohen Finanzbeamten, um dessen Stelle zu erhalten. Der Besitzer eines schönen Landgutes wurde durch Todesdrohungen gezwungen, dieses urkundlich abzutreten, und dann getötet.

Nur wenigen Edelleuten, die in der Vorstadt St. Germain wohnten, gelang es, sich durch eilige Flucht zu retten; mehrere Flüchtige wurden durch Guise und seine Leute eingeholt und erschlagen. Unter manchen Zügen von Großmut und Menschlichkeit wird besonders die That eines Edelmannes, Bezins, hervorgehoben, der seinen Todfeind, den Hugenotten Regnier, in dessen Zimmer abholte und zu Pferd auf sein Schloß Guercy in Sicherheit brachte.

Nicht minder gräßlich ging es **im Louvre selbst** zu. Am Abend vor der Katastrophe, als die Blutbefehle schon erlassen waren, befanden sich bei Katharina ihre Söhne und Töchter. Alle waren in die Verschwörung eingeweiht außer Margareta, der Gemahlin Heinrichs von Navarra. Damit nicht ihr und durch sie ihrem Gemahl das Geheimnis verraten würde, befahl ihr Katharina, zu Bett zu gehen. „Um Gottes willen, Schwester, geh nicht!" rief die Prinzessin Claude, Herzogin von Lothringen. Jene erschrak, ahnte Gefahr und verlangte, daß sie da bleiben dürfe; aber Katharina beharrte auf ihrem Befehl und schickte die Geängstigte fort. Sie ging in ihr Zimmer; nur eine Dienerin war bei ihr. Kaum war sie eingeschlafen, so erwachte sie an einem heftigen Geräusch; sie hörte jemand mit aller Gewalt an die Thüre schlagen und mit flehender Stimme rufen: „Navarra! Navarra!" Margareta stand schnell auf, kleidete sich an and befahl ihrer Dienerin, zu öffnen. Ein Edelmann, Namens Gaston von Leyran, stürzte, aus mehreren Wunden blutend, in das Schlafzimmer, hinter ihm vier Soldaten und zuletzt der Gardehauptmann Nancey. Dieser trieb die Soldaten hinaus,

versicherte die Prinzessin, daß ihr Gemahl in Sicherheit sei, und schenkte Gaston auf ihre Bitte das Leben. Er teilte ihr in der Kürze die Vorgänge dieser Nacht mit und begleitete sie in das Zimmer ihrer Schwester Claude. Auf dem Wege dahin wurde ein Edelmann neben ihr mit einer Hellebarde durchbohrt; ohnmächtig wurde sie in das Zimmer ihrer Schwester getragen.

König Karl hatte Heinrich von Navarra und den Prinzen Condé in der Nacht zu sich kommen lassen. Er



Westlicher Flügel des Louvre.
Nach einem alten Kupferstich.

erklärte ihnen, daß man soeben auf seinen Befehl die Anführer der Hugenotten, auch den Admiral Coligny, getötet habe, weil sie nicht aufhörten, sich gegen den Hof und die Regierung zu verschwören. Mit Rücksicht auf ihre Jugend und darauf, daß sie die Verführten seien, lasse er sie beide am Leben; aber die Bedingung hiervon sei Abschwörung ihrer ketzerischen Religion. „Ich will nur eine Religion in meinem Reiche. Die Messe oder den Tod! So wählet denn!“ Navarra schwieg. Condé erinnerte den König an den Frieden von St. Germain und versicherte, er werde seiner Religion nie untreu werden. „Geht, Rebell, Sohn eines Rebellen!“ schrie ihn Karl an, „ich gebe Euch drei Tage Bedenkzeit. Euer Kopf bürgt mir für Euren Gehorsam.“ Sofort wurden

beide abgeführt und in abgesonderten Zimmern verwahrt. Sie erhielten mehrere Tage nacheinander die Besuche eines katholischen Geistlichen, zeigten sich aber nicht als gelehrige und folgsame Schüler. Als Karl dies erfuhr, befahl er zornig, daß man ihm seine Waffen bringe, daß seine Leibwache ihn umgebe und daß die beiden Prinzen vor ihn geführt würden. Er war entschlossen, sie mit eigener Hand niederzustoßen, falls sie bei ihrer Ketzerei beharrten. Nur ein Fußfall seiner Gemahlin Elisabeth konnte ihn von diesem wahnsinnigen Entschluß abbringen. Aber er rief ihnen drohend zu: „Messe, Tod oder Bastille! Wählet!" Heinrich von Navarra fügte sich; Condé erlaubte sich wieder einige Bemerkungen, wurde aber durch die Drohungen des Königs zum Schweigen gebracht und ließ sich nach einigen Tagen bewegen, dem König Gehorsam zu leisten. Beide wurden katholisch, blieben es aber nur so lange, als sie am Hofe festgehalten waren.

Katharina verließ mit ihren Hofdamen am folgenden Tage den Louvre und betrachtete mit Wohlgefallen die Leichname der Edelleute, die in dem Hof und in den Straßen lagen. Ja sie war gewissenlos genug, über diese oder jene Person Witze zu machen. Auch den Leichnam Colignys wollte sie sehen. Der Pöbel hatte ihn aus dem Stalle, wohin die Mörder ihn geworfen hatten, herausgezogen, durch die Straßen geschleift, in die Seine geworfen, wieder herausgerissen, auf schamlose Weise mißhandelt und verstümmelt und endlich in Montfaucon, einem gemeinen Richtplatz, an den Galgen gehängt, wo er durch ein unter ihm angezündetes Feuer halb geröstet wurde. Er hing schon einige Tage da, als der König mit Katharina und dem ganzen Hofstaat sich einfand, um den kaum noch menschlich aussehenden Rumpf desjenigen Mannes zu sehen, den er vor wenigen Tagen „Vater" genannt hatte. Der Leichnam verbreitete bereits einen unerträglichen Geruch, und mancher hielt sich die Nase zu. Karl lächelte über diese Vorsicht und sprach das häßliche Wort des römischen Kaisers Vitellius aus: „Ein toter Feind riecht immer gut!" Und damit die Gewaltthat sich mit dem Mantel des Rechts umhüllen könnte, mußte sich das Parlament dazu hergeben, Coligny für einen Hochverräter zu erklären, der den Plan gehabt habe, die ganze königliche Familie auszurotten und selbst das Reich zu beherrschen. Eine Strohpuppe, die ihn vorstellen sollte, wurde zum Richtplatz geführt und aufgehängt.

Wie in Paris, so sollte in allen Städten Frankreichs gegen die Hugenotten verfahren werden. Ueberallhin wurden die königlichen Mordbefehle ausgesandt, und sie fanden in vielen Orten, namentlich in Lyon, Orleans, Rouen, Toulouse, bereitwilliges Gehör. Die Zahl der Ermordeten betrug in ganz Frankreich gegen 30000. Doch darf nicht unerwähnt bleiben, daß mehrere Statthalter und Beamte dem Befehl des Königs keinen Gehorsam leisteten. Der Vicomte von Orte, Befehlshaber in Bayonne, antwortete dem Könige: „Sire, ich habe Eurer Majestät Befehl Ihren getreuen Unterthanen und den Kriegsleuten von der Besatzung kundgemacht und lauter gute Bürger und mannhafte Soldaten, keinen einzigen Henker gefunden. Diese und ich bitten Eure Majestät, Sie wollen unsre Arme und unser Leben nur zu möglichen Unternehmungen, seien sie auch so verwegen, als sie wollen, anzuwenden geruhen.“ Die Antwort darauf war für ihn und andere Ehrenmänner ein rascher Tod.

Elisabeth von Oesterreich, Gemahlin Karls IX.

Nach einem Gemälde von Jean Clouet im Louvre zu Paris.

Die Nachricht von den „matines de Paris“ („Pariser Frühmette“), wie man die Greuel der Bartholomäusnacht mit Anspielung auf die sizilianische Vesper nannte (die Hochzeit des Königs von Navarra wurde wegen ihres blutigen Hintergrundes die „Pariser Bluthochzeit“ genannt), wurde in einem großen Teile Europas mit Entsetzen aufgenommen. Philipp II. von Spanien freilich feierte Freudenfeste und ein Tedeum, und der Papst Gregor XIII., obgleich Statthalter Christi, des Stifters einer Religion der Barmherzigkeit und Liebe, ließ Kanonen lösen, Freudenfeuer abbrennen, eine kirchliche Dankfeier veranstalten, eine Denkmünze schlagen und zur „Verherrlichung der Ermordung Colignys“ ein Gemälde verfertigen und im Vatikan aufstellen. Aber der katholische

Kaiser Maximilian II. nannte diese Mordnacht einen unauslöschlichen Flecken in der Regierung seines Schwiegersohnes Karl IX. Der Kurfürst von der Pfalz führte den Herzog Heinrich von Anjou, als dieser im folgenden Jahre auf seiner Reise nach Polen, wo er zum König gewählt war, nach Heidelberg kam, in den Bildersaal seines Schlosses, blieb mit ihm vor dem Bildnis Colignys stehen, ließ ihn beim Abendessen von flüchtigen hugenottischen Edelleuten bedienen und sagte ihm geradezu, Coligny und dessen Glaubensgenossen seien brave Männer und gute Franzosen gewesen, ihre Mörder aber Verräter und Bösewichter. Elisabeth von England empfing den französischen Gesandten in einem schwarz ausgeschlagenen Audienzsaal, alle Damen und Herren waren in tiefster Trauer, und auf die Verteidigungsrede, die jener im Namen seines Königs ablas, erwiderte sie ihm, sie könne seinen Herrn nach einer solchen That bloß bedauern. Der Gesandte spielte eine so klägliche Rolle, daß er heimschrieb, „er schäme sich, ein Franzose zu sein".

Denkmünze Gregors XIII. auf die Bartholomäusnacht. Kgl. Münzkabinett zu Stuttgart.

Und doch wurde der Zweck dieses Mordens, die Ausrottung des Calvinismus, nicht einmal erreicht. Tausende von Calvinisten flohen nach ihren Sicherheitsplätzen, La Rochelle, Montauban und Nimes, entschlossen, lieber im offenen Kriege zu fallen, als durch Meuchelmörder niedergestoßen zu werden, während andere die Heimat verließen und in der Schweiz, in der Pfalz und in England Schutz für ihr Leben und ihren Glauben suchten. Der König schickte, um den letzten Widerstand zu brechen, gegen die drei ebengenannten Städte starke Heere und ließ sie belagern; Heinrich von Anjou stand mit dem Kern der Truppen vor La Rochelle; aber die Calvinisten schlugen alle Stürme zurück, so daß endlich die Belagerung aufgegeben und am 24. Juni 1573 ein Friedensvertrag geschlossen wurde, worin sämtlichen Hugenotten Gewissensfreiheit und Hausgottesdienst bewilligt wurde; öffentlicher Gottesdienst sollte nur in jenen drei Städten erlaubt sein.

Karl IX. starb, erst 24jährig, aber mit Blutschuld beladen, zwei Jahre später (30. Mai 1574) an der Schwind-

sucht. Die Furien des bösen Gewissens ließen ihm seit der Bartholomäusnacht keine Ruhe mehr. Acht Tage nach dem Blutbade ließ er nachts seinen Schwager Heinrich von Navarra rufen. Dieser fand ihn aus dem Bett aufgesprungen und am ganzen Leibe zitternd. Karl behauptete, er höre verschiedene Stimmen bald schreien, toben und fluchen, bald heulen und seufzen. Man schickte Leute aus, um sich zu erkundigen, und bekam zur Antwort, in der Stadt sei alles ruhig, die Verwirrung sei in der Luft.

Heinrich III., König von Frankreich.

Nach einem Gemälde der Ecole Fontainebleau des sechzehnten Jahrhunderts im Nationalmuseum des Louvre zu Paris. Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. Els., Paris u. New York.

Da er kinderlos starb, so bestieg der dritte Sohn Katharinas, ihr Liebling Heinrich von Anjou, den französischen Thron. Dieser war infolge der Umtriebe und Bestechungen seiner Mutter 1573 zum polnischen König gewählt und am 15. Februar 1574 in Krakau gekrönt worden. Kaum aber hatte er durch die Eilboten seiner Mutter den Tod seines Bruders erfahren, so entfloh er am 18. Juni mit wenigen Begleitern nachts heimlich aus Krakau, um nicht wider seinen Willen auf dem reizlosen Polenthron zurückgehalten und nicht an der Vertauschung desselben mit der glänzenden Krone Frankreichs gehindert zu werden. Sobald er die polnische Grenze überschritten hatte, beeilte er sich nicht mehr mit der Weiterreise und machte in Wien und Venedig alle möglichen Lustbarkeiten mit. Er traf endlich in Paris ein und übernahm als **Heinrich III.** (1574—1589) die Regierung. Doch überließ er sie größtenteils seiner Mutter, während er selbst sich mit seinen Günstlingen (Mignons) den gemeinsten Vergnügungen und Ausschweifungen hingab. Seine Ver-

mählung mit Louise von Vaudemont, aus dem Hause Lothringen, einer Verwandten der Guisen (16. Februar 1575), brachte ihn mit diesen in nähere Beziehungen, die aber bald in eine unversöhnliche Feindschaft ausarteten.

Da die Verfolgungen der Hugenotten fortdauerten, so brach ein **neuer Religionskrieg** aus. In diesem vereinigte sich mit den Hugenotten, an deren Spitze Condé und Navarra standen, die neuaufgekommene Partei der Politiker, so geheißen, weil sie die politischen Interessen höher stellten als die religiösen. Führer dieser Vermittlungspartei war Katharinas vierter Sohn, der Herzog Franz von Alençon, der nach Heinrichs III. Thronbesteigung zum Herzog von Anjou erhoben wurde. Diese beiden Parteien hatten eine so ansehnliche Kriegsmacht, daß der Hof sich zum Abschluß eines für die Hugenotten sehr günstigen Friedensvertrags genötigt sah. In dem Vertrag von Beaulieu (5. Mai 1576) wurde den Hugenotten freie Religionsübung in ganz Frankreich, mit Ausnahme von Paris, bürgerliche Rechtsgleichheit mit den Katholiken, Besetzung der Parlamentskammern mit einer gleichen Anzahl von Reformierten und Katholiken und, außer La Rochelle, Montauban und Nimes, noch sechs Sicherheitsplätze eingeräumt.

Diese bedeutenden Zugeständnisse erregten wiederum die Erbitterung der katholischen Partei und hatten zur Folge, daß Heinrich von Guise, der erklärte Liebling der katholischen Fanatiker und besonders der Pariser Bevölkerung, noch im nämlichen Jahre im Einverständnis mit König Philipp II. die „heilige Ligue" stiftete, angeblich zum Schutze der bedrohten katholischen Religion, in der That aber zum Sturze des Hauses Valois und zum Zwecke der Erhebung der Guisen auf den französischen Thron. Um ihre geheimen Pläne zu vereiteln, erklärte sich Heinrich III. 1577 selbst zum Haupt der Ligue und setzte es in der Reichsversammlung zu Blois durch, daß von den Hugenotten die Rückkehr zum Katholizismus gefordert wurde. Darüber brach ein neuer Krieg aus, der für die Hugenotten ungünstig ausfiel, daher sie sich in dem Frieden von Poitiers (5. Oktober 1577) eine Beschränkung der weitgehenden Zugeständnisse von 1576 gefallen lassen mußten.

Diesem „Königsfrieden" folgten sieben Friedensjahre. Aber der Tod des Herzogs von Anjou (10. Juni 1584) brachte neue Aufregung unter die Katholiken. Denn da

weder dieser noch König Heinrich III. Nachkommen hatte, so starb mit letzterem das Haus Valois überhaupt aus. In diesem Falle war der Bourbon Heinrich von Navarra, der „rückfällige Ketzer“ (so wurde er genannt, weil er nach seiner Flucht aus Paris wieder zum Calvinismus übergetreten war), der nächste Thronerbe. Der Gedanke, daß Frankreich von einem protestantischen Könige solle beherrscht werden, setzte alle Katholiken Frankreichs, die Jesuiten aller Länder, den König von Spanien und die päpstliche Kurie in Bewegung. Die Ligue griff zu den Waffen („Siebenter Krieg“) und schloß mit Philipp II. den Vertrag zu Joinville (16. Januar 1585), worin dieser ihr seine kräftige Unterstützung zusicherte und ein alter Oheim Heinrichs von Navarra, der Kardinal von Bourbon, als der rechtmäßige Thronerbe anerkannt wurde. König Heinrich war nicht mehr Herr der Lage; er mußte thun, was die Ligisten, das heißt die Guisen, ihm vorschrieben. In dem Vertrag von Nemours (7. Juli 1585) mußte er alle zu Gunsten der Hugenotten erlassenen Edikte zurücknehmen, den reformierten Gottesdienst verbieten, die Calvinisten von allen Aemtern ausschließen und sie aller Sicherheitsplätze berauben. Der Papst Sixtus V. erklärte die beiden Führer der Protestanten, Heinrich von Navarra und Heinrich von Condé, zur Thronfolge in Frankreich für unfähig.

Herzog Heinrich von Guise.
Nach einem alten Kupferstich.

Daraus entstand der **achte Religionskrieg**, der „Krieg der drei Heinriche“, in dem zwar Heinrich von Navarra am 20. Oktober 1587 bei Coutras einen herrlichen Sieg über die ligistischen Truppen erfocht, aber diesen nicht ausnutzte, während der Herzog von Guise die Hilfstruppen der deutschen Protestanten fast gänzlich vernichtete. Dazu kam für die Hugenotten noch ein weiterer Verlust: Prinz Condé starb am 5. März 1588, wie die Aerzte sagten, an Gift.

Heinrich von Guise, der sich seiner Abstammung von den Karolingern rühmte und deshalb ältere Ansprüche auf den Thron zu haben glaubte, als die Valois und die Bourbons sie hatten, steuerte mit heißer Begierde der französischen Krone zu. In Paris, wo sich der geheime „Bund der Sechzehn" (nach den sechzehn Stadtvierteln) gebildet hatte und fanatische Redner den Haß des Volkes gegen die Calvinisten und gegen die schwache Regierung des Königs wach hielten, war schon davon die Rede, Heinrich III. durch Gefangennahme und Einkerkerung oder durch Mord zu beseitigen. Der König bedeutete thatsächlich gar nichts mehr, die Guisen alles. Als nun der erstere Schweizer Söldner in die Vorstädte von Paris einrücken ließ, um sein tief erschüttertes Ansehen wiederherzustellen, da erschien (9. Mai 1588) auch der große Heinrich von Guise in der Hauptstadt, obwohl der König ihm dies ausdrücklich verboten hatte, und wurde vom Volke mit größtem Jubel empfangen. Ja, er zeigte sich sogar im Louvre, ohne daß der ärmliche König den Mut gehabt hätte, ihn verhaften zu lassen. So konnte Guise ungestört den Aufstand vorbereiten, der dann zum „Barrikadentag" führte (12. Mai 1588). Die durchaus katholisch gesinnte Bürgerschaft sperrte die Straßen durch Barrikaden und Latten, verrammelte die Hausthüren und überschüttete die königlichen Truppen von Fenstern und Dächern aus mit Geschossen und Steinen.

Am Abend dieses Tages begab sich Katharina selbst zum Herzog und fragte ihn nach den Bedingungen einer Aussöhnung zwischen ihm und dem Könige. Nun erst, den sicheren Sieg vor Augen sehend, den König wie einen Gefangenen des Volkes im Louvre wissend, legte Guise die Maske ab. Er erklärte Katharina, Friede sei nur dann möglich, wenn man ihn zum Generalleutnant des Königreichs mache, das Kriegswesen und die Finanzen unter seine ausschließliche Leitung stelle, nicht den König von Navarra, sondern den Kardinal von Bourbon zum Nachfolger des Königs bestimme und der Ligue das Versprechen der Ketzervertilgung gebe. Das hieß denn doch nichts anderes, als jene alten Zeiten heraufbeschwören, wo der gewaltige Majordomus des fränkischen Reiches, Pipin der Kleine, dem merowingischen Könige Childerich III. zur Seite stand, diesen, sobald er es für thunlich hielt, ins Kloster schickte und sich selbst auf den Thron erheben ließ.

Am Morgen des 13. Mai besuchte Katharina den Herzog

noch einmal. Unterwegs flüsterte ihr ein Bürger zu, gegen 15000 Menschen seien bereit, den Louvre von der hinteren Seite zu erstürmen. Sofort benachrichtigte sie hiervon den König, setzte ihren Weg fort und spazierte mit dem Herzog in dem Garten des Palastes auf und ab, unterhielt sich mit ihm über die Lage des Königreiches und ging bereitwillig auf dessen Pläne und Forderungen ein. Plötzlich stürzten einige Ligisten in den Garten und meldeten dem Herzog, der König sei entflohen. Guise warf einen wütenden Blick auf Katharina und rief ihr zu: „Sind das Ihre Unterhandlungen?" — „Von diesem Entschlusse wußte ich nichts," erwiderte mit größter Ruhe die Italienerin.

Kardinal Karl von Bourbon.
Nach einem alten Kupferstich.

Der König hatte auf die Botschaft seiner Mutter den Louvre sogleich verlassen, von wenigen Edelleuten begleitet zu Pferd durch das einzige Thor, das noch frei war, das Freie erreicht und zunächst nach Chartres sich begeben. Katharina schloß mit Guise einen Vertrag, worin seine sämtlichen Forderungen bewilligt waren. Das weitere sollte im Oktober in einer nach Blois zu berufenden Reichsversammlung beraten und festgesetzt werden. Diese bestand meist aus Mitgliedern der Ligue. Der König selbst war in Blois anwesend und überzeugte sich bald, daß Guise und die von ihm geleitete Versammlung ihn aller königlichen Rechte berauben wolle. Er sah kein anderes Mittel, um diesem Schicksal zu entgehen, als Meuchelmord. Acht Edelleute, die in seiner Leibwache dienten, waren bereit, die That zu vollbringen. Der Tag der Ausführung wurde auf den 23. Dezember 1588 festgesetzt. Als der Herzog in der Sitzung des Staatsrats sich befand, erhielt er die Aufforderung, schnell in das Kabinett des Königs zu kommen. Während er durch das Vorzimmer ging, zückten die acht Edelleute ihre Dolche und Schwerter und streckten den Herzog nieder. Sein Bruder,

der Kardinal Ludwig von Lothringen, wurde gefangen genommen und im Gefängnis ermordet; der zweite Bruder, der Herzog Karl von Mayenne, der sich gerade in Lyon aufhielt, wurde rechtzeitig gewarnt, entfloh nach Paris und rief die Ligue zum offenen Kampfe gegen den königlichen Mörder auf. Mehrere angesehene Männer der ligistischen Partei wurden gleichfalls verhaftet, darunter der Kardinal von Bourbon. Katharina, die den Entschluß ihres Sohnes nicht kannte, war gleichfalls in Blois und lag krank in ihrem Zimmer. Sie erschrak, als ihr Sohn das Vorgefallene ihr mitteilte mit den Worten: „Wünschen Sie mir Glück, Madame, jetzt bin ich König von Frankreich, der König von Paris lebt nicht mehr." Noch mehr wurde sie erschüttert, als er ihr sagte, daß der Kardinal Ludwig noch in dieser Nacht das gleiche Schicksal haben werde. „Ein Kardinal? O mein Sohn, welch ein Gewitter wird sich in Rom und in Paris gegen Sie zusammenziehen!" Sie empfahl ihm zur glücklichen Durchführung seines Planes Raschheit und Entschlossenheit. Darauf begab sie sich zu dem gefangenen Kardinal Karl von Bourbon. Dieser empfing sie mit dem Vorwurf, daß sie es sei, welche nicht habe ruhen können, bis sie alle zur Schlachtbank geführt seien. Durch diese Worte fühlte sich die fast 70jährige Sünderin schwer getroffen; ihr Zustand verschlimmerte sich; am 5. Januar 1589 starb Katharina von Medici.

Die Nachricht von der Ermordung des Herzogs Heinrich von Guise, der für einen Hort des Katholizismus und des Jesuitismus galt, erregte eine furchtbare Erbitterung. In Paris bemächtigte sich der Bund der Sechzehn der obersten Gewalt. Diejenigen Mitglieder des Parlaments, die es mit dem Könige hielten, wurden in die Bastille gebracht, den zwei ermordeten Guisen prächtige Leichenbegängnisse veranstaltet, die Wappen und Bildnisse des Königs, der nur noch „Heinrich von Valois" genannt wurde, zerschlagen, das Volk von fanatischen Geistlichen zum Königsmord aufgefordert und von der Sorbonne (der theologischen Fakultät an der Pariser Universität) seines Eides der Treue für entbunden und zum bewaffneten Aufstand gegen den König für berechtigt erklärt. Auch in vielen andern Städten brach der Aufruhr aus; ganze Provinzen fielen vom Könige ab; der ligistische Rat der Vierzig trat in den Provinzen an die Stelle der königlichen Beamten; der Herzog von Mayenne,

bei seiner Ankunft in Paris mit Jubel empfangen, wurde zum Generalstatthalter des Königreiches ernannt.

Die **Lage des Königs** war verzweifelt. Der Papst hatte ihn in den Bann gethan, das katholische Volk hatte ihn verlassen, der übrige Teil der Bevölkerung war reformiert und folgte der Leitung Navarras; er hatte weder Geld noch Heer. Wollte er König bleiben und den ligistischen Aufstand bewältigen, so blieb ihm nichts anderes übrig, als sich den Hugenotten in die Arme zu werfen. Er sicherte ihnen in einem Vertrage freie Religionsübung zu und hatte in Plessis-les-Tours eine Unterredung mit seinem Schwager, dem König Heinrich von Navarra. Zwischen beiden wurde ein Bund geschlossen, ein Heer von 40 000 Mann wurde aufgebracht und die beiden Heinriche zogen mit diesem vor Paris und belagerten es. Der König drohte, die treulose Stadt in einen Trümmerhaufen zu verwandeln. Paris konnte sich nicht mehr lange halten. Da trat ein neues Ereignis ein.

Heinrich IV.
Nach einem Gemälde von François Porbus im Louvre zu Paris.

Der fanatische Dominikanermönch Jakob Clément überreichte dem König am 1. August 1589 in St. Cloud, wo das Hauptquartier war, zwei Schreiben mit der Angabe, daß er ihm wichtige Dinge zu entdecken habe. Da, während der König las, mehrere Herren hart neben ihm standen, fühlte sich der Mönch gehindert. Daher sagte er, als der König ihn fragte, ob er ihm noch weiteres mitzuteilen habe, er könne ihm dies nur ganz heimlich sagen. Kaum waren die Herren auf Befehl des Königs einige Schritte zurückgetreten, so stieß Clément dem König ein Messer in den Leib. „Der Bösewicht von Mönch hat mich getötet!“ rief

Heinrich aus, zog selbst das Messer aus dem Leib und versetzte damit dem Mörder, der ruhig vor ihm stand, einige Stöße ins Gesicht. Die Edelleute eilten herbei, warfen den Mönch zu Boden, hieben ihn zusammen und warfen den Leichnam zum Fenster hinaus.

Sobald der König von Navarra Nachricht von dem Vorgefallenen erhielt, eilte er an das Bett des Verwundeten und fiel daselbst auf ein Knie nieder. Der König hieß ihn aufstehen, küßte ihn und erklärte ihn laut für seinen Nachfolger, befahl auch allen anwesenden Herren, ihn als solchen anzuerkennen. Am folgenden Tage starb er, noch nicht 38 Jahre alt, ein neues Opfer des Meuchelmords, der in diesen schauerlichen Kriegen schon so viele Männer ausgetilgt hatte. Mit ihm erlosch das Haus Valois; an seine Stelle trat die Seitenlinie der Bourbons, zu einer Zeit, da das französische Königtum in seiner ganzen Stellung aufs tiefste erschüttert war. Zunächst aber mußte Heinrich von Navarra mit dem Herzog von Mayenne und den Ligisten um die Krone kämpfen; denn nur die Hugenotten erkannten ihn sofort als König von Frankreich an.

Heinrich IV. (1589—1610), als Feldherr und als Staatsmann ausgezeichnet, eröffnete zuerst Unterhandlungen mit dem Herzog von Mayenne, hatte aber damit keinen Erfolg. Dieser ließ den Kardinal Karl von Bourbon zum König ausrufen und sich selbst zum Generalstatthalter des Reiches ernennen. Doch starb der neue König Karl schon am 9. Mai 1590. Mit 25 000 Mann brach Mayenne von Paris auf, um, wie er öffentlich bekannt machte, den Bearner zu fangen. Die Pariser Damen mieteten sich schon Fenster in der Antonsstraße, um den Triumphzug anzusehen.

Heinrich war trotz der Unterstützung, die ihm seine Bundesgenossin Elisabeth von England durch Geld und Truppen gesandt hatte, und trotz des Zuzugs, den er bereits von einzelnen Städten und Aristokraten erhielt, seinem Gegner an Truppenzahl nicht gewachsen. Dennoch nahm er bei Ivry die Schlacht an (14. März 1590). Während die königlichen Truppen die Nacht vorher, in zwei Dörfer verteilt, ruhig schliefen, war Heinrich beständig wachsam und thätig und besichtigte die Gegend. Als man ihm sagte, er habe bei seinem Schlachtplan auf einen möglichen Abzug nicht genug Bedacht genommen, erwiderte er: „Es gibt keinen andern Abzug als über das Schlachtfeld hin.“ Früh

am Morgen ordnete er seine Scharen, warf sich dann auf die Kniee nieder und bat Gott, ihm statt des Sieges den Tod zu schenken, wenn er vorherwisse, daß er ein schlechter König sein würde. Die Soldaten fühlten sich tief ergriffen und zur höchsten Tapferkeit begeistert und riefen laut: „Es lebe der König!" Dann sprengte Heinrich durch die Reihen und hielt eine Anrede an die Truppen, die mit den Worten schloß: „Und wenn ihr eure Standarten verlieren solltet, so sehet nach meinem weißen Federbusch! Ihr werdet ihn immer auf dem Wege der Ehre und des Sieges finden." Man sah den König im gefährlichsten Getümmel; er focht wie ein gemeiner Reiter und brachte seinen Degen voll von Scharten und Blut aus der Schlacht zurück. Heinrich selbst entschied die Schlacht durch einen gewaltigen Reiterangriff auf den Kern der feindlichen Truppen. Er erfocht einen glänzenden Sieg. Denen, die den Fliehenden nachsetzten, rief er zu: „Schont die Franzosen! Macht nur die Ausländer nieder!" Die Gefangenen fesselte er durch sein verbindliches Benehmen; seinen eigenen Offizieren dankte er auf die schmeichelhafteste Weise für ihren Beistand und so gewann er aller Herzen.

Karl von Lothringen, Herzog von Mayenne.
Nach einer Zeichnung in der Nationalbibliothek zu Paris.

Darauf zog Heinrich wieder vor Paris und hielt die Stadt so eng umschlossen, daß ihr keine Lebensmittel zugeführt werden konnten. Eine furchtbare Hungersnot brach aus; schon buk man Brot aus den gemahlenen Knochen der Toten; schon tötete man Kinder, um ihr Fleisch zu verzehren, und doch wagte in der von Priestern und Mönchen fanatisierten Stadt niemand von Uebergabe zu reden. Da kam die Hilfe von außen. Mayenne nahte mit einem neugeworbenen Heere und Alexander Farnese führte auf Philipps Befehl von den Niederlanden her 15000 Mann zum Entsatz der furchtbar leidenden Hauptstadt heran. Solchen Gegnern

fühlte sich Heinrich noch nicht gewachsen. Zum zweitenmale hob er die Belagerung der Hauptstadt auf.

Bei solch zweifelhaften militärischen Erfolgen war es für Heinrich sehr günstig, daß die Ligisten, die an Spanien einen mächtigen Bundesgenossen hatten, unter sich selbst nicht mehr einig waren. Die Thronfrage erregte heftigen Zwiespalt. Mayenne, in die Fußstapfen seines ermordeten Bruders tretend, strebte selbst nach dem Throne; der Sohn des Ermordeten, sein Neffe Karl, der aus dem Gefängnisse entkommen war, begünstigte den Plan seines Oheims nicht und bildete eine besondere Partei. Beiden arbeitete König Philipp II. von Spanien entgegen; denn er wollte die Krone von Frankreich für sein eigenes Haus, und zwar für die Tochter seiner dritten Gemahlin, Elisabeth, welche die Schwester des Königs Heinrich III. war; der Bund der Sechzehn in Paris, der 4000 Mann spanische Truppen in die Stadt aufgenommen hatte und von Philipp reichlich mit Geld unterstützt wurde, wirkte für dessen Ansprüche. So wurde die Gefahr, daß Frankreich in irgend einer Form von der spanischen Universalmonarchie abhängig werde, immer greifbarer. Philipp entfaltete eine emsige Thätigkeit und entblößte sogar zum Schaden seiner eigenen Sache die Niederlande, nur um seine französischen Pläne verwirklichen zu können. So war auch dieser Krieg ein Teil des großen Weltkrieges zwischen Reformation und Gegenreformation, zwischen geistiger Freiheit und Unfreiheit. Im Hinblick auf die Gefahr, die dem französischen Königtum von Spanien her drohte, waren auch die Gemäßigten unter den Katholiken bereit, Heinrich als König anzuerkennen, falls er zum Katholizismus zurückkehrte, während die Fanatischen ihn auch dann des Thrones für unwürdig erklärten. Die von Mayenne auf den 26. Januar 1593 nach Paris berufene Reichsversammlung, die einen neuen, rechtgläubigen König wählen sollte, kam zu keinem Entschlusse, so sehr auch die Spanier sich bemühten, die Abschaffung des salischen Gesetzes, das die weiblichen Nachkommen von der Thronfolge ausschließt, durchzusetzen und der spanischen Infantin die Krone zu verschaffen.

Da that Heinrich in der Ueberzeugung, daß er als protestantischer König seinen Thron beständig mit dem Schwerte verteidigen müsse, auf Andrängen seiner katholischen Anhänger und mit Zustimmung mehrerer seiner reformierten Freunde

Einzug Heinrichs IV. in Paris.

Nach einem Gemälde von François Gérard im Louvre zu Paris.

den entscheidenden Schritt, indem er die einzige Schranke niederriß, die ihn, den rechtmäßigen König, noch von der Mehrzahl seiner Unterthanen trennte. Er „hielt die Krone von Frankreich einer Messe wert“ und trat am 25. Juli 1593 in St. Denis öffentlich und in Anwesenheit des Erzbischofs von Bourges **zur katholischen Kirche über.** Darauf schickte er eine Gesandtschaft an den Papst Clemens VIII. und bat ihn, den gegen ihn ausgesprochenen Bann aufzuheben und ihn als König anzuerkennen. Durch diesen Schritt gewann er alle Gemäßigten für sich und versetzte der Ligue den empfindlichsten Schlag. Die meisten Städte und Provinzen erklärten sich nun für Heinrich. Dieser ließ sich am 27. Februar 1594 in Chartres krönen, und Paris öffnete ihm, während Mayenne in der Champagne neue Truppen sammelte, am 22. März die Thore. Alles drängte sich herzu, als Heinrich seinen Einzug hielt und sich zuerst in die Kathedralkirche begab, um dort die Messe zu hören.

Herzog von Sully.
Nach einem alten Kupferstich.

Noch im nämlichen Jahre, am 27. Dezember, machte der Jesuitenschüler Johann Chatel aus Paris, der sein bisheriges lasterhaftes Leben durch eine gottgefällige That sühnen wollte, im Louvre einen Mordversuch auf den König. Aber der Stoß des Messers, der auf den Hals berechnet war, traf, da der König sich eben bückte, die Oberlippe und stieß ihm ein paar Zähne aus. Der Attentäter wurde ergriffen und martervoll getötet, der Jesuitenorden durch einen Beschluß des Pariser Parlaments aus Frankreich verbannt; doch wurde ihm bald wieder die Rückkehr gestattet.

Wichtig war für Heinrich, daß Clemens VIII. am 17. September 1595 ihn vom Banne lossprach unter mäßigen Bedingungen. Auf dies hin unterwarf sich auch Mayenne und die Ligue 1596. Der Krieg mit Spanien dauerte noch fort und wurde erst am 2. Mai 1598 unter Vermittlung

des Papstes durch den **Frieden von Vervins** beendigt. Dieser stellte den früheren Besitzstand wieder her. Philipp II. hatte also auch hier alle Opfer umsonst gebracht. Alle Provinzen Frankreichs, das eine Zeitlang in mehrere unabhängige

Heinrich IV. übergibt die Regierung der Maria von Medici.

Nach Rubens' allegorischer Darstellung des Lebens der Maria von Medici, gestochen von J. Audran. Königl. Kupferstich-Kabinett zu Stuttgart.

Fürstentümer zu zerfallen schien, hatten sich nun Heinrich unterworfen, und das Land durfte nach den langen, den Wohlstand untergrabenden Kriegen wieder einer Reihe von Friedensjahren sich erfreuen. Abgesehen von einem kurzen Kriege mit Savoyen, in dem Heinrich 1600 die Landschaft Bresse erwarb, und von einigen Aufstandsversuchen hatte

der König vom Frieden von Vervins an zwölf Jahre Frieden im Innern und nach außen. Er benutzte diese Zeit, um die Wunden des Krieges zu heilen und das Land neu einzurichten.

Zunächst suchte er den religiösen Streitigkeiten dadurch ein Ende zu machen, daß er am 13. April 1598 das **Edikt von Nantes** erließ. Dieses erklärte die katholische Kirche zur Landeskirche in Frankreich, gewährte aber den Hugenotten Gewissensfreiheit und Kultusfreiheit mit einigen Einschränkungen, Zutritt zu allen Würden und Aemtern des Reiches, gemischte Kammern bei den Parlamenten, mehrere Sicherheitsplätze und Befreiung von der bischöflichen Gerichtsbarkeit. So erhielten die Hugenotten, freilich erst nachdem Hunderte von Kirchengemeinden vollständig vernichtet worden waren, wieder eine starke Stellung; sie bildeten auch jetzt noch einen „Staat im Staate", dank den Sicherheitsplätzen, die ihnen wieder eingeräumt wurden.

Nicht weniger aber war Heinrich darauf bedacht, in einem Lande, wo jahrzehntelang Königtum und Staatsgewalt ohne alles Ansehen gewesen waren, ein festes Regiment wieder herzustellen. Die katholische Kirche wurde in Abhängigkeit von der königlichen Regierung erhalten, dem Adel das Recht der Truppenaufstellung entzogen, die Macht der Gouverneure in den Provinzen beschränkt, die Selbständigkeit der Magistrate aufgehoben, die Befugnisse der Provinzialstände vermindert, die Reichsstände nicht mehr einberufen: lauter Maßregeln, durch die Heinrich die Sondergewalten schwächte und den Absolutismus anbahnte. Das Finanzwesen wurde von dem protestantischen Marquis von Rosny, der von Heinrich zum Herzog von Sully erhoben wurde und das ganze Vertrauen seines Herrn genoß, aus heilloser Zerrüttung zu einem blühenden Stand emporgebracht. Die auf 350 Millionen Livres angeschwollene Schuldenlast wurde um 125 Millionen vermindert und trotz der Herabsetzung der direkten Steuern die Staatseinnahmen doch so gesteigert, daß ein Schatz von 41 Millionen gesammelt werden konnte. Gewerbe und Industrie, Ackerbau und Handel blühten auf; in Kanada wurde 1608 die erste Kolonie zu Quebeck gegründet; die Bevölkerungszahl stieg von 10 auf 13 Millionen.

In der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten verfolgte er den Plan, die Uebermacht des Hauses Habsburg, das im Osten und im Westen Europas über so große Länder

herrschte, zu brechen. Er rüstete sich zu einem Feldzug, warb Truppen und sammelte Kriegsmaterial. Der jülichsche Erbfolgestreit sollte einen Anlaß zur bewaffneten Einmischung geben. Heinrich verband sich mit Brandenburg, Pfalz-Neuburg und mit der protestantischen Union, die ein Eingreifen Habsburgs in die jülichsche Sache nicht dulden wollten, desgleichen mit Savoyen; er gedachte die Habsburger zu gleicher Zeit am Rhein, in Italien und in Navarra zu bekämpfen

Ermordung Heinrichs IV. durch Ravaillac.
Nach Gottfrieds historischer Chronik.

und war eben im Begriff, den Feldzug zu eröffnen. Am 17. Mai 1610 wollte er zur Hauptarmee nach Chalons abreisen. Da trat wieder eines jener unerwarteten Ereignisse ein, an denen die Geschichte der französischen Reformationszeit so reich ist.

Die Ehe Heinrichs mit Margareta von Valois war keine glückliche gewesen. Sie lebten lange getrennt und wurden endlich 1599 durch einen Spruch des Papstes geschieden. Heinrich besaß bei vielen hervorragenden Eigenschaften die Untugend ehelicher Untreue. Er schenkte seine Liebe verschiedenen Frauen, unter denen die schöne Gabrielle d'Estrées, von der die Herzoge von Vendome abstammen,

und Henriette d'Entragues die berühmtesten sind. Dies mußte fortwährend Anlaß zu ehelichen Zwistigkeiten geben. Nach seiner Scheidung vermählte er sich 1600 mit Maria von Medici, der Tochter des Großherzogs Francesco I. von Toskana. Diese sollte während der Abwesenheit des Königs die Regentschaft übernehmen und wünschte, um als Regentin mehr Autorität zu genießen, daß sie vor der Abreise Heinrichs als Königin gekrönt würde. Der König willigte ungern ein und hatte die schlimmsten Ahnungen. Da aber Maria darauf bestand, gab er zuletzt nach.

Die Krönung fand am 13. Mai 1610 in St. Denis statt. Drei Tage nachher sollte der feierliche Einzug der Neugekrönten in Paris erfolgen. Die Bürger machten große Anstalten, um die Straßen und die Häuser zu schmücken. Aber am 14. Mai wurde Heinrich, als er in Paris mit mehreren Edelleuten in einem offenen Wagen fuhr und in einer engen, durch mehrere Fuhrwerke versperrten Straße Halt machen mußte, von Franz Ravaillac aus Angouleme ermordet. Letzterer hatte den Augenblick, wo die Bedienten die Hindernisse wegschaffen wollten und so der königliche Wagen ohne Bedeckung war, benutzt und, auf das hintere Wagenrad steigend, dem König, der sich eben zu dem neben ihm sitzenden Herzog von Epernon hinüberneigte und diesem etwas ins Ohr sagte, das Messer zuerst in die Seite, dann durchs Herz gestoßen. Man hörte den König ausrufen: „Mein Gott, ich bin verwundet!" wenige Augenblicke darauf starb er. Der Mörder blieb, mit dem blutigen Messer in der Hand, starr wie eine Bildsäule stehen und ließ sich ruhig festnehmen. Trotz der furchtbarsten Folterqualen gab er keine Mitschuldigen an. Seine Strafe war eine barbarische: er wurde am ganzen Leibe mit glühenden Zangen gezwickt, in die dadurch verursachten Wunden wurde geschmolzenes Blei und Schwefel gegossen, dann wurden vier schwache Pferde an seine Beine und Arme gebunden, um ihn zu zerreißen; aber diese zogen wohl eine Stunde, bis sie seinen Leib auseinander rissen. Das erbitterte Volk erfreute sich an dem Anblick dieser Unmenschlichkeit und übte noch an dem zerstückelten Leichnam seine Wut aus.

Heinrich IV., am 13. Dezember 1553 geboren, war nicht volle 57 Jahre alt, als er starb. Sein Tod befreite das Haus Habsburg von einer großen Gefahr und das protestantische Deutschland von einem Bundesgenossen, der wohl

die Belohnung für seinen Beistand an den Ufern des Rheins gesucht und an der Stelle der habsburgischen eine bourbonische Uebermacht gegründet hätte. Von seiner zweiten Gemahlin hinterließ er einen Sohn, Ludwig XIII., der am 27. September 1601 geboren, nach dem Tode seines Vaters unter der Vormundschaft seiner Mutter den Thron bestieg.

3. England unter den Tudors. Maria Stuart.

(1509—1603.)

Während in Deutschland die Reformation aus der Tiefe des deutschen Gemüts und aus der Reinheit des deutschen Gewissens hervorging, legte in England den Grund dazu die „rohe Faust" und das sinnliche Herz eines Königs. **Heinrich VIII.** (1509—1547) war am 28. Juni 1491 geboren und folgte seinem Vater Heinrich VII. am 22. April 1509 auf dem Throne von England. Am meisten Einfluß auf seine Regierung hatte anfangs Kardinal Wolsey, der zugleich die Stelle eines Kanzlers und päpstlichen Legaten bekleidete. An den Kriegen der französischen Könige nahm Heinrich bald als ihr Bundesgenosse, bald als ihr Gegner teil. Er stand auf der Seite des Kaisers Maximilian I. 1512 im Kampfe gegen Ludwig XII. und 1521 im Kriege gegen Franz I. auf der Seite des Kaisers Karl V., von dem Kardinal Wolsey eine Unterstützung in seinen Bemühungen um die Erringung des päpstlichen Stuhles erwartete; nachher, als Wolsey in dieser Hoffnung sich getäuscht sah, schloß Heinrich ein Bündnis gegen Karl.

Heinrich VIII.
Nach einem Gemälde von Hans Holbein d. J. im Windsor Castle zu London.
(Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie., Dornach i. Els., Paris und New York.)

Heinrich vermählte sich gleich nach seiner Thronbesteigung

mit der spanischen Prinzessin Katharina von Aragonien (3. Juni 1509), die acht Jahre älter war als er. Sie war bereits mit seinem älteren Bruder Arthur vermählt gewesen; aber dieser junge Prinz war schon wenige Tage nach seiner Hochzeit gestorben (1502). Um seine Schwägerin heiraten zu können, hatte Heinrich um päpstliche Dispensation nachsuchen müssen, weil Verschwägerung ein Ehehindernis war; Julius II. gewährte sie ihm ohne Schwierigkeiten. Nachdem Heinrich 17 Jahre lang mit Katharina in einer leidlichen Ehe gelebt hatte, äußerte er auf einmal, zu einer Zeit, wo seine Beziehungen zu Kaiser Karl sehr gespannt waren, die Befürchtung, daß seine Ehe mit der Witwe seines Bruders gegen die göttlichen Gesetze verstoße. Er berief sich auf das Verbot, das allerdings im dritten Buch Mosis 20, 21 enthalten ist, und sagte, daß gegenüber einem so klar ausgesprochenen göttlichen Gesetze die päpstliche Dispensation ungültig sei, da das göttliche Recht über dem päpstlichen stehe. Doch waren diese alttestamentlichen Bedenken wahrscheinlich nur Heuchelei. Der wahre Grund, warum er die Auflösung der Ehe wünschte, war der Ueberdruß an seiner verblühten, ältlichen Gattin, die heiße Leidenschaft zu dem schönen Hoffräulein Anna von Boleyn und der Wunsch, einen männlichen Erben für den Thron zu haben (aus der Ehe mit Katharina lebte nur noch eine Tochter Namens Maria). Kardinal Wolsey, der die Gunst seines Königs nicht verlieren wollte, nahm es auf sich, die Scheidung des Königs von Katharina beim Papste durchzusetzen. Aber dies war gerade damals (1527) eine Sache von der größten Schwierigkeit; denn Katharina war die Mutterschwester, also die leibliche Tante des Kaisers Karl, und es war klar, daß dieser die Scheidung als eine persönliche Kränkung auffaßte, was für den Papst, dessen Hauptstadt Rom soeben von den Kaiserlichen erstürmt und samt dem Kirchenstaat besetzt war, die schlimmsten Folgen haben konnte, abgesehen davon, daß Karl gewohnt war, sein freundliches oder feindliches Verhalten zur deutschen Reformation von seinen schlechten oder guten Beziehungen zum Papste abhängig zu machen. Dieser suchte daher die Entscheidung von Jahr zu Jahr hinauszuschieben, um sich weder mit dem Kaiser noch mit Heinrich zu verfeinden. Heinrich aber war keineswegs gesonnen, auf die Anna Boleyn, die er nur als rechtmäßige Gattin haben konnte, zu verzichten. Er sandte eine Gesandtschaft um die

andere; er holte bei mehreren italienischen und französischen Universitäten Gutachten ein, die für ihn günstig lauteten. Und als alles umsonst war, da kam die ganze Leidenschaftlichkeit dieser Despotennatur zum Durchbruch. Als erstes Opfer seines Zornes fiel der Kardinal Wolsey; er büßte den Mißerfolg seiner Bemühungen mit dem Verluste seiner Güter und der Kanzlerwürde; als er schließlich auch noch verhaftet werden sollte, starb er auf dem Weg zum Tower. Der einfache **Ehescheidungsprozeß** aber wuchs sich aus zu einem Ereignis von weltgeschichtlicher Bedeutung; er führte zu einem Kampfe zwischen England und Rom und dieser Kampf endigte mit der Losreißung Englands von Rom, mit der Einführung der Reformation in dem Staate, der zur Herrschaft über viele Völker berufen war. Heinrich fand nämlich einen Mann, der Willenskraft und Klugheit genug besaß, um den Willen seines Herrn auch gegen den Papst durchzusetzen. Das war Sir Thomas Cromwell, ein Mann von niederer Herkunft, der schon unter Wolsey verschiedene Aufträge mit Geschick und Glück ausgeführt hatte. Dieser sagte dem König, er könne, ohne seinen Glauben zu ändern, das Beispiel der deutschen Fürsten insoweit nachahmen, daß er statt des Papstes sich selbst zum Oberhaupt der Kirche von England mache. England sei jetzt ein zweiköpfiges Ungeheuer, halb weltlich, halb geistlich. Wenn aber der König diese päpstliche Autorität übernehme, so hänge die Ehescheidung nur von ihm selbst ab, und die Geistlichkeit, deren Leben und Vermögen in seiner Hand stehe, werde das gehorsame Werkzeug seines Willens werden. „Sire!“ schloß er seine Rede, „werden Sie englischer Papst, und Ihre Macht wird größer sein als die des Kaisers und des Papstes zusammen.“ Diese Worte fanden

Anna Boleyn.

Nach einem Gemälde im Windsor Castle zu London.
(Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. Dornach i. Els., Paris und New York.)

die günstigste Aufnahme. Cromwell wurde sogleich zum Mitglied des geheimen Rats, später zum Kanzler, zum ersten Sekretär des Königs und zum Generalvikar ernannt. Von 1532 ab war er die Seele der englischen Politik, der eigentliche Vertrauensmann des Königs.

An eine Reformation im Sinne Luthers dachte Heinrich schon deshalb nicht, weil dieser ihm sehr verhaßt war. Auf Luthers Schrift von der „babylonischen Gefangenschaft der Kirche", worin dieser die Siebenzahl der Sakramente angriff, hatte Heinrich 1521 eine Verteidigung derselben veröffentlicht, die nicht eigentlich von ihm verfaßt, wohl aber unter seiner Mitwirkung entstanden und von ihm herausgegeben war. Papst Leo X. hatte ihm dafür den Titel „Defensor fidei" (Beschützer des Glaubens) verliehen. Luther ging in seiner Antwort nicht aufs feinste mit ihm um und nannte ihn einen Narren, Esel, Gotteslästerer, Lügner, eine Sprache, über welche die Freunde Luthers sich ebenso sehr entsetzten, als seine Feinde sich freuten. Auf den Wunsch des Königs Christian II. von Dänemark verstand sich Luther zu einer schriftlichen Abbitte, worin er von der Annahme ausging, als sei jene Schrift dem König fälschlich zugeschrieben, und über den Kardinal Wolsey, „diese Pest Englands", in Schmähungen sich erging. Dies gab dem König Veranlassung zu einer neuen Erklärung. Luthers Schriften wurden in England verboten und öffentlich verbrannt.

Was Heinrich mit seiner **Kirchenreform** bezweckte, war lediglich die Erhöhung seiner Macht, zunächst in dem Sinne, daß er dem Papste die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten Englands entzog und diese selbst übernahm, somit auch in der Scheidungsfrage die oberste Behörde war. Er ließ sich daher am 25. Januar 1533 zunächst heimlich mit Anna Boleyn trauen, und dann durch ein von Thomas Cranmer, Erzbischof von Canterbury, geleitetes geistliches Gericht öffentlich erklären, daß die Ehe Katharinas mit Heinrich „null und nichtig sei, da sie dem göttlichen Verbot zuwider geschlossen und vollzogen und daher vom ersten Augenblick an ungültig gewesen sei". Demgemäß wurde auch die Tochter dieser Ehe, Maria („die Katholische"), durch einen Parlamentsbeschluß für illegitim erklärt und von der Thronfolge ausgeschlossen. Katharina starb, vom Hofe entfernt, am 8. Januar 1536 in Ampthill.

Der König machte jetzt Ernst mit der Losreißung von

Rom. Die kirchliche Rechtsprechung in England wurde dem „Bischof von Rom" entrissen, der Peterspfennig abgeschafft, die Ablieferung der Einkünfte des ersten Jahres von allen Pfründen und geistlichen Würden (die sogenannten „Annaten"), die bisher als Preis der päpstlichen Bestätigung nach Rom geflossen waren, verboten und der geistlichen Synode das Recht entzogen, ohne vorherige königliche Genehmigung Vorschriften in Kirchensachen zu erlassen. Die Einkünfte wurden der königlichen Kasse zugewiesen, die Klöster allmählich aufgehoben und ihre Besitzungen für die Krone eingezogen oder verschenkt. Das Parlament gab bereitwillig seine Zustimmung zur Abschaffung der päpstlichen Autorität über England und zu den anderen Maßregeln.

Thomas More.

Nach einem Gemälde von Hans Holbein d. J. im Nationalmuseum des Louvre zu Paris.

(Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie., Dornach i. Elf., Paris und New York.)

Auch die Geistlichkeit fügte sich, als der König durch die **„Suprematsakte"** (1534) sein Werk krönte. Diese bestimmte, der König sei alleiniger und oberster Lehensherr und Oberhaupt der englischen Kirche und der Geistlichkeit. Das war also der Cäsaropapismus in schärfster Ausprägung; das war aber auch der Anfang einer nationalen, von Rom unabhängigen Kirche. Merkwürdig an dieser Reformation war auch das, daß Dogma und Zeremonien der katholischen Kirche beibehalten werden sollten. In dem „Statut der sechs Artikel" wurde sogar die Beobachtung des Cölibats, der Ohrenbeichte, der Mönchsgelübde, der Stillmessen, der Substanzverwandlung und der Kelchentziehung beim Abendmahl bei Todesstrafe befohlen. Wer gegen diese sechs „Blutartikel" handelte oder an Heinrichs kirchlicher Oberhauptswürde oder an der Rechtmäßigkeit seiner neuen Ehe und der darauf beruhenden Thronfolgeordnung zweifelte, wurde enthauptet oder auf den Scheiterhaufen geschickt. Ersteres widerfuhr dem

früheren Kanzler Thomas More und dem Bischof Fisher von Rochester; es war überhaupt die Zeit, wo „Protestanten und Katholiken an demselben Galgen hingen". Auf den Bannfluch des Papstes Paul III., der den König seiner Krone verlustig erklärte und seine Unterthanen von dem Eid der Treue entband und geradezu zur Ergreifung der Waffen aufforderte, wurde weder von Heinrich noch vom Volke geachtet.

Die Königin Anna, die am 7. September 1533 ihrem Gemahl eine Tochter, die nachherige Königin Elisabeth, gebar und am Hofe die Seele der von Cromwell und Cranmer geleiteten, einer förmlichen Reformation zusteuernden Partei war, hatte an der papistischen Partei, an deren Spitze der Bischof Gardiner stand, eine unversöhnliche Gegnerin. Die letztere wollte die alten Verhältnisse wiederherstellen, hatte aber, solange Anna Königin war, keine Aussicht auf Durchführung ihrer Pläne, daher sie der Königin ihr Hoffräulein, die schöne **Johanna Seymour**, entgegenstellte. Anna hatte in Frankreich, wo sie erzogen worden war, einen freieren Ton angenommen, als er damals in England üblich war, ohne jedoch dem König gegründeten Anlaß zum Verdacht zu geben; jedenfalls war sie in dieser Richtung besser als ihr Mann. Aber ihre Gegner benutzten gewisse Unvorsichtigkeiten zu den schändlichsten Verleumdungen, infolgedessen sie in den Tower (Staatsgefängnis) gebracht, von dem Gerichtshof zum Tode verurteilt und am 19. Mai 1536 enthauptet wurde. Zwei Tage vorher war vom Erzbischof Cranmer auf Befehl des Königs auch die zwischen diesem und Anna geschlossene Ehe für null und nichtig erklärt worden mit dem Zusatz, daß sie es stets gewesen sei. Dadurch war Elisabeth, Annas Tochter, als illegitim, gleichfalls von der Thronfolge ausgeschlossen.

Mit dem Tode der Anna war für den König das Hindernis beseitigt, das einer ehelichen Verbindung mit Johanna Seymour im Wege stand. Am Tage nach der Hinrichtung verlobte sich der Tyrann rechtskräftig mit Johanna und zehn Tage später heiratete er sie. Sie gebar ihm am 12. Oktober 1537 den längst ersehnten Sohn, den nachherigen König Eduard VI., starb aber zwölf Tage darauf. Um den König in nähere Verbindung mit den Fürsten des Schmalkaldischen Bundes zu bringen und dadurch zu weiteren kirchlichen Reformen zu veranlassen, machte ihn Cromwell aufmerksam

auf die Prinzessin **Anna von Cleve**, deren Schwester mit dem Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen vermählt war. Ein von dem Maler Hans Holbein verfertigtes Porträt, worin der Prinzessin sehr geschmeichelt war, machte dem König große Lust zu dieser Heirat. Als aber die Prinzessin am 31. Dezember 1539 in England mit dem Könige zusammentraf und dieser erkannte, daß es ihr nicht bloß an Schönheit und Jugend, sondern auch an königlicher Bildung und Würde fehle, konnte er nur mit Mühe von Cromwell bewogen werden, in die Trauung einzuwilligen. Der König that sich für den Augenblick Gewalt an; aber ein Mann, der nur Launen und kein Gesetz kannte, konnte so etwas nicht verzeihen. Der gewaltige Thomas Cromwell, dessen Schalten auf kirchlichem Gebiete in der englischen Kirche bis auf den heutigen Tag nachwirkt, wurde wegen dieser Geschichte verhaftet und am 28. Juni 1540 enthauptet. Gleich darauf, am 9. Juli, erfolgte die Scheidung von der Königin, wobei Parlament und Klerus sich unbedingt dem königlichen Willen fügten. Anna erhielt den Titel „Adoptivschwester des Königs", ein jährliches Einkommen von 3000 Pfund und den Palast in Richmond zur Residenz.

An demselben Tage, da sein großer Berater auf dem Schafott starb, heiratete der jetzt 49jährige König die jugendliche Katharina Howard, die Tochter des verstorbenen Lord Edmund Howard und Nichte des Herzogs von Norfolk. Auch diese wurde der Untreue angeklagt und am 13. Februar 1542 hingerichtet. Die sechste Gemahlin des Königs, Katharina Parr, Witwe des Lord Latimer, die protestantisch gesinnt war und die Schriften Luthers las, gern sich mit ihrem Gemahl in theologische Streitigkeiten einließ und sogar an seiner geistlichen Unfehlbarkeit zu zweifeln wagte, entging dem Schicksal ihrer Vorgängerin nur durch ihre Klugheit, vermöge deren sie den Zorn des vom Bischof Gardiner aufgehetzten Königs zu beschwichtigen verstand.

Vor seinem Tode setzte Heinrich, um das an seinen Töchtern begangene Unrecht wieder gut zu machen, mit Zustimmung des Parlaments die **Thronfolgeordnung** dahin fest, daß im Fall des kinderlosen Absterbens Eduards seine beiden älteren Schwestern, Maria, die Tochter der spanischen Katharina, und Elisabeth, Anna Boleyns Tochter, das nächste Recht auf den Thron haben sollten; erst nach diesen sollte Heinrichs jüngere Schwester, Maria, die

den König Ludwig XII. von Frankreich als ersten und den Herzog von Suffolk als zweiten Gemahl hatte, erbberechtigt sein; Heinrichs ältere Schwester, Margareta, die an den König Jakob IV. von Schottland vermählt worden war, wurde ganz übergangen. Am 28. Januar 1547 starb König Heinrich.

Eduard VI. (1547—1553) war bei dem Tode seines Vaters noch nicht zehn Jahre alt. Daher hatte letzterer einen Regentschaftsrat von 16 Personen eingesetzt, in welchem der Herzog von Somerset und der Erzbischof Cranmer den größten Einfluß besaßen. Somerset, zum Protektor von England ernannt, übte königliche Gewalt aus, und da er zur protestantischen Partei gehörte, so bildete er im Verein mit Cranmer die Kirchenreform weiter aus. Das Parlament hob die oben genannten sechs Blutartikel auf, beharrte aber darauf, daß der König das Oberhaupt der Kirche sei und daß die Ernennung der Bischöfe von ihm abhänge. Die Feier des Abendmahls unter beiderlei Gestalt nach calvinischer Lehre wurde angeordnet, das Cölibat aufgehoben, ein in 42 Artikeln zusammengefaßtes Glaubensbekenntnis eingeführt, die Bibel, ein Predigtbuch und ein Katechismus, alle in englischer Sprache geschrieben, verbreitet, dagegen die bischöfliche Verfassung und das katholische Zeremoniell beibehalten. Damit war der Grund zur anglikanischen Kirche gelegt, die vom Protestantismus hauptsächlich die Glaubenslehre, vom Katholizismus die bischöfliche Verfassung und die Kultusformen entlehnt hat.

Heinrichs VIII. Plan, die Vereinigung Schottlands mit England durch eine Vermählung Eduards mit Maria Stuart anzubahnen, worüber er 1542 mit einigen schottischen Magnaten unterhandelte, wurde von Somerset 1547 wieder aufgenommen, und dieser glaubte sein Ziel durch einen kriegerischen Einfall in Schottland am schnellsten und sichersten zu erreichen. Aber trotz seines siegreichen Vordringens bewirkte er das Gegenteil. Den Schotten kam ein in dieser Form gestellter Antrag zu gewaltthätig vor. Maria wurde daher dem französischen Kronprinzen, Franz II., zugesagt und 1548 als sechsjähriges Mädchen nach Frankreich gebracht, um in die Sitten und Anschauungen des französischen Hofes schon als Kind eingeweiht zu werden. Es stand also die Vereinigung Schottlands nicht mit England, sondern mit Frankreich in Aussicht. Dieser Ausgang der Unternehmung kostete

Somerset seine Stellung, später sein Leben. Es bildete sich unter einem Teil des Adels, der ihm seine hohe Stellung nicht gönnte, eine Verschwörung, infolge deren er aus seinem Amte verdrängt und am 22. Januar 1552 hingerichtet wurde.

Seine Stelle übernahm Graf Warwick, der als Herzog von Northumberland ebenso unumschränkt wie seine Vorgänger den Regentschaftsrat und den König beherrschte. Um die Krone an seine Familie zu bringen und die katholische Maria ferne zu halten, beredete er den König Eduard, die von seinem Vater festgesetzte Thronfolgeordnung umzustoßen und die Enkelin jener Maria, welche die jüngere Schwester Heinrichs VIII. war, für die rechtmäßige Thronfolgerin zu erklären. Dies war **Johanna Gray**, die mit einem Sohne Northumberlands, dem Lord Guilford Dudley, vermählt war. Eduard ging auf den Antrag ein und unterzeichnete die Urkunde, worin Johanna und ihren männlichen Erben die Thronfolge zugesichert war. Bevor aber diese königliche Verordnung vom Parlament genehmigt und dadurch zu einem förmlichen Staatsgesetz erhoben wurde, starb der schwindsüchtige Eduard am 6. Juli 1553.

Eduard VI.

Nach einem Gemälde von Hans Holbein d. J. im Windsor Castle zu London.

(Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie., Dornach i. Elf., Paris und New York.)

Northumberland suchte den Tod des Königs geheim zu halten, der Thronbesteigung der rechtmäßigen Nachfolgerin eine vollendete Thatsache entgegenzustellen und ihrer Person sich zu bemächtigen. Die Prinzessin Maria erhielt daher anstatt der Todesnachricht den königlichen Befehl, sogleich an den Hof zu kommen. Inzwischen wurde Johanna wider ihren Willen von ihrem Schwiegervater, dem Herzog von Northumberland, und dem Geheimen Rat als Königin ausgerufen und hielt am 11. Juli ihren Einzug in London. Aber das Volk konnte nicht begreifen, wie den durch Parla-

mentsbeschluß als Thronfolgerinnen erklärten Töchtern Heinrichs VIII. plötzlich eine entfernte Verwandte von ihm vorgezogen werden könne. Hatte es auch wenig Freude an dem Papismus der Prinzessin Maria, so war es doch selbst noch zu wenig von protestantischen Anschauungen erfüllt, als daß es die Grundsätze des Rechts darüber vergessen hätte. Johanna fand also nirgends eine freundliche Aufnahme, während Maria in kurzem einen großen Teil des Adels und gegen 30000 Mann Freiwilliger um sich sah. Ihre Versicherung, daß sie an den Gesetzen Eduards nichts ändern und niemand in seinem Glauben stören wolle, hatte die Bedenken der Schwankenden verscheucht. Northumberland zog mit 10000 Mann gegen sie aus; aber sein Heer erklärte sich für Maria, und die Mitglieder des Geheimen Rats ließen diese als Königin ausrufen. Johanna legte die Krone, die sie nur neun Tage getragen hatte, nieder und kehrte auf ihren Landsitz zurück, wo sie bisher klassische Studien getrieben, mit den theologischen Streitigkeiten sich beschäftigt und mit den Schweizer Reformatoren in lateinischer Sprache korrespondiert hatte.

Am 31. Juli 1553 hielt die **Königin Maria** (1553 bis 1558) zu Pferd ihren feierlichen Einzug in London, schon achtunddreißigjährig, das Herz voll Bitterkeit und Rachegefühl. Northumberland nebst zwei seiner Genossen wurde enthauptet, Johanna verhaftet, aber wieder freigelassen, da sie nicht eine Mitschuldige ihres Schwiegervaters, sondern nur eine „Puppe" in seinen Händen gewesen sei.

Maria vergaß bald das Versprechen, das sie gegeben hatte. Auferzogen in streng katholischen Anschauungen, voll Haß gegen den Protestantismus, der ihr und ihrer Mutter Unglück war, vom eigenen Vater verstoßen, von dessen Frauen zurückgesetzt, jahrzehntelang in der Einsamkeit brütend, hatte sie keinen andern Gedanken, als den, den Protestantismus in England völlig auszurotten und die Herrschaft des Papstes über die englische Kirche wiederherzustellen. Aber wenn auch dem größten Teile der Engländer an ihrem neuen, ihnen aufgezwungenen Glauben noch nicht viel lag, so lag ihnen doch sehr viel an ihrer Freiheit von der päpstlichen Autorität und an der Nichtzurückgabe der eingezogenen Kirchengüter, die großenteils in Privathände übergegangen waren.

Die Erbitterung über die drohende kirchliche Restauration steigerte sich, als bekannt wurde, daß sie sich mit dem ver-

witweten Philipp von Spanien, dem Sohne Kaiser Karls V., vermählen wolle. Die allgemeine Mißstimmung glaubte die soeben gestürzte Partei zur Beseitigung der verhaßten Siegerin benutzen zu können. Im Februar 1554 brach eine Empörung aus, an der Johannas Vater, der Herzog von Suffolk, teilnahm. Aber die königlichen Truppen blieben überall Sieger; die Häupter des Aufstandes wurden gefangen und enthauptet, darunter Suffolk.

In sein Schicksal wurde auch seine siebzehnjährige Tochter, die edle Johanna Gray, und deren Gemahl verwickelt. Obgleich sie nicht den mindesten Anteil an der Verschwörung gehabt hatte, so genügte doch schon der Umstand, daß ihr Name dabei genannt worden war, sie auf das Schafott zu bringen. Maria gab den Ratschlägen derer, die schon früher ihre Hinrichtung verlangt hatten, nach und unterzeichnete ihr Todesurteil. Sie schickte katholische Geistliche in ihr Gefängnis, um sie noch vor dem Tode zum katholischen Glauben zu bekehren. Aber jene wurden von der wohl belesenen und standhaften Johanna unverrichteter Sache heimgeschickt.

Johanna Gray, die Königin von neun Tagen.
Nach einem Gemälde von A. van der Werff, gestochen von Fr. Basan.

Der 12. Februar 1554 war der verhängnisvolle Tag. Johanna erhielt die Erlaubnis, ihrem Gemahl das letzte Lebewohl zu sagen, und dieser, der im Gefängnis getrennt von ihr war, bat sie, von ihr nochmals Abschied nehmen zu dürfen. Aber sie ließ ihm sagen, daß sie sich nicht getraue, diesen erschütternden Auftritt mit derjenigen Fassung zu ertragen, die ihr letzter Gang erfordere; auch bedürfe sie ja des Abschieds nicht, da sie in wenigen Augenblicken auf ewig vereint sein würden. Als Dudley aus dem Tower geführt wurde, um öffentlich vor einer unermeßlichen Volksmenge enthauptet zu werden, stand sie am Fenster ihres Gemachs und winkte ihm mit zärtlicher Hand ihr Lebewohl zu; bald

sah sie seinen blutigen Rumpf zurückbringen und freute sich, als sie hörte, wie standhaft er gestorben sei. Nun kam die Reihe an sie. Wegen ihrer königlichen Abkunft wurde ihr die Schmach einer öffentlichen Hinrichtung erspart, vielleicht aber auch das Innere des Towers nur in der Absicht dazu ausersehen, damit dieses unschuldige Blut der edelsten Frau nicht das Mitleid und den Zorn des Volkes errege. Festen Schrittes und mit heiterer Miene trat sie vor den Henker und hielt eine Ansprache an die Umstehenden, in der sie sich zwar als schuldig bekannte, aber nicht weil sie selbst nach der Krone gestrebt, sondern weil sie die von ehrgeizigen und herrschsüchtigen Personen ihr angebotene Krone nicht zurückgewiesen habe. Dann betete sie mit Farkenham, dem ehemaligen Abt von Westminster, einen Psalm, ließ sich ruhig von ihren Frauen entkleiden und legte ihr Haupt auf den Block. In ihr Tagebuch hatte sie geschrieben: „Wenn mein Fehler Strafe verdiente, so dürften mich meine Jugend und Unerfahrenheit mindestens entschuldigen. Gott und die Nachwelt werden mir günstig sein." Diese ihre Hoffnung ist in Erfüllung gegangen. Die Nachwelt hat ihr ihre volle Teilnahme und Liebe zugewandt, während sie Maria als eine herzlose, fanatische Thörin bezeichnet, die mit Feuer und Schwert, nicht mit Liebe und Verstand ihr Volk zu beherrschen suchte und mit ihrer schwachen Kraft den Strom des Jahrhunderts aufhalten oder gar rückwärts lenken zu können meinte.

Am 19. Juli 1554 traf Philipp in Southampton ein. Wenige Tage nachher wurde seine Vermählung mit der elf Jahre älteren, kränklichen Maria in Westminster vollzogen, worauf beide ihren Einzug in London hielten. Hatte er schon vorher das allgemeine Vorurteil gegen sich, so war seine Anwesenheit noch weniger geeignet, ihm Anhänger zu verschaffen. Um sich als würdige Gemahlin Philipps zu zeigen, betrieb sie nun die **Restauration der katholischen Kirche** mit allem Eifer. Nachdem das Parlament bereits alle Gesetze Eduards VI., die Religion und Kirche betrafen, wieder aufgehoben hatte, überreichte es nun der Königin eine Schrift, welche die Bitte um Wiederaufnahme in den Schoß der katholischen Kirche und um Wiederherstellung der päpstlichen Gewalt über die englische Kirche enthielt. Der englische Kardinal Pole war als Legat des Papstes Julius III. für diese Aussöhnung besonders thätig und wurde zum Erzbischof von Canterbury ernannt.

Der bisherige Inhaber dieses Amtes, Cranmer, wurde nebst mehreren andern Bischöfen, darunter Hooper, Ridley und der achtzigjährige Latimer, auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Durch ihre Verfolgungswut und Grausamkeit zeichneten sich besonders die katholischen Bischöfe Gardiner und Bonner aus. Wer die Messe nicht besuchte oder ein ketzerisches Buch besaß oder gegen ein kirchliches Dogma sich aussprach, wurde als Aufrührer angesehen und hingerichtet oder verbrannt. Binnen drei Jahren starben etwa 300 Personen, darunter 55 Frauen und 4 Kinder auf dem Scheiterhaufen. So blutig und grausam war diese Verfolgung, daß selbst Philipp seine Gemahlin abmahnte. Die eingezogenen Kirchengüter wurden, mit Ausnahme derer, die in den Händen der Edelleute sich befanden, der Kirche zurückgegeben. Viele Hunderte entzogen sich dieser Glaubenstyrannei durch die Flucht und begaben sich nach Deutschland, Holland und der Schweiz.

Maria Tudor.

Nach einem Gemälde von Antonis Moro im Windsor Castle zu London.

(Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie., Dornach i. Els., Paris und New York.)

Philipp, der sich in England nicht heimisch fühlte, kehrte im Herbst 1555 nach Brüssel zurück und besuchte seine Gemahlin erst 1557 wieder, nachdem er inzwischen seinem Vater auf dem Throne Spaniens gefolgt war. Der Zweck seines Besuches war, England in den zwischen Spanien und Frankreich ausgebrochenen Krieg hineinzuziehen und dessen Bundesgenossenschaft zu gewinnen. Maria setzte die Kriegserklärung an Frankreich beim Parlament durch und ließ die hierfür nötigen Gelder mit Zwang und Gewalt eintreiben. Das Volk war aufs höchste erbittert, seine eigenen Kräfte für die Zwecke eines fremden Despoten vergeuden zu müssen, und empfand es als eine Kränkung seiner nationalen Ehre, als in diesem Kriege seine letzte Besitzung auf französischem Boden, Calais, verloren ging. Auch Maria fühlte diese

Schmach und verzehrte sich im Kummer über diesen Verlust, über den Haß ihres Volkes und über die sichtbare Gleichgültigkeit ihres Gemahls, den sie ihrerseits leidenschaftlich liebte. Am 17. November 1558 starb die „blutige Maria". Die grausame Verfolgung des Protestantismus unter ihrer Regierung hat Hunderten das Leben gekostet; aber sie hatte auch ihr Gutes: erst in der Not dieser Verfolgungszeit wurde die neue Lehre dem englischen Volke wirkliche Herzenssache. In ihren letzten Stunden sprach die Königin die schönen Worte: „Wenn ihr meine Brust öffnet, so werdet ihr den Namen ‚Calais' in mein Herz gegraben finden."

Als die Nachricht von ihrem Tode in die beiden Häuser des eben versammelten Parlaments kam, erscholl einstimmig der Ruf: „Gott erhalte die Königin Elisabeth! Lange und glücklich möge sie regieren!" Darauf begab sich eine Abordnung des Geheimen Rates nach Hatfield, wo sich Elisabeth damals aufhielt, und sprach ihr ihre Glückwünsche aus.

Elisabeth (1558—1603), Anna Boleyns Tochter, hatte, wie Maria, eine freudlose Jugend verlebt. Unter der Regierung ihrer Schwester war ihr Leben mehr als einmal bedroht gewesen; ihr Name wurde als der Inbegriff aller Opposition bei allen Aufständen genannt, besonders auch bei dem Aufruhr, der Johanna Gray das Leben kostete; in den Briefen der Aufständischen wurde sie als die künftige Königin bezeichnet und hatte dafür Gefangenschaft und strenge Verhöre im Tower zu erdulden. Aber Beweise fand man lediglich keine gegen sie, so eifrig man auch danach suchte. Elisabeth mußte freigelassen werden, sah sich aber unter strenge Aufsicht gestellt und mußte den katholischen Glauben annehmen. Jetzt zog die hartgeprüfte, 25jährige Herrscherin in ihrer Hauptstadt ein, von ihrem Volke mit lautem Jubel als die längst Ersehnte begrüßt. Ihr erster Gang galt der Zelle im Tower, wo sie als Gefangene gelebt hatte. Schon dieser Besuch bewies, daß sie die früheren Bitternisse nicht vergessen hatte. Aus ihrer düsteren Jugend hat sie einen herben, strengen Zug ins spätere Leben herübergenommen, und von ihrem Vater hat sie den stolzen Herrschersinn der Tudors geerbt. „Gegenrede duldete sie keine; mit Kniebeugung mußte man sie bedienen." Elisabeth war auch für Schmeicheleien und Huldigungen empfänglich, auf ihre körperliche Schönheit nicht wenig eitel. In ihrer Politik mied sie die geraden und offenen Wege und schlug dafür die krummen

und verschlungenen Pfade einer hinterlistigen Staatskunst ein. Und doch hat ihre Regierung unerhörte Erfolge aufzuweisen. Sie hat ihrem Lande ein neues Zeitalter, eine hohe Blüte des materiellen und geistigen Lebens heraufgeführt; sie hat in England dem Protestantismus zum endgültigen Siege verholfen und Nordeuropa vor der Gegenreformation gerettet. Von allen Zeitgenossen wurde sie als eine der bedeutendsten Persönlichkeiten betrachtet, und das englische Volk hat ihr mit Liebe und Verehrung gedankt; denn bei aller Würde und Kälte besaß und gebrauchte Elisabeth doch die Gabe, die Herzen zu gewinnen durch Freundlichkeit und Leutseligkeit gegen jedermann. Elisabeth ist unvermählt geblieben, obgleich viele und ansehnliche Herren um ihre Hand warben. Kaum war das Trauerjahr vorüber, so erschien der „betrübte Witwer" Philipp wieder als Brautwerber vor der damals noch katholischen Elisabeth; er hoffte wohl auf diesem Wege England seiner Dynastie und dem Katholizismus zu erhalten. Aber Elisabeth gab ihm zuerst eine ausweichende, dann eine verneinende Antwort. Wenn später habsburgische und französische Prinzen um sie warben oder englische Lords, die ihr Herz besaßen, auch noch ihre Hand dazu wünschten, so pflegte sie zu sagen, sie sei mit ihrem Volke vermählt, könne also keinen Gatten brauchen. Und dem Parlament schrieb sie gelegentlich, sie sei zufrieden, wenn man einst auf ihren Grabstein die Worte setze, sie habe regiert und sei gestorben als eine jungfräuliche Königin.

Elisabeth war keine eigentlich religiöse Natur; und doch war ihre **Stellung zur Religion** entscheidend für ihre ganze Regierung. An dem Protestantismus hatte sie manches auszusetzen; die Priesterehe z. B. und der schmucklose Gottesdienst waren ihr widerwärtig. Aber schon durch ihre Geburt war sie auf den neuen Glauben hingewiesen; ihr ganzes Thronrecht beruhte auf dem Protestantismus. So wurde sie trotz ihrer eigenen kühlen Gesinnung die Vorkämpferin des Protestantismus im Nordwesten von Europa. Auf den Rat ihres bedeutendsten und vertrautesten Ministers, Sir William Cecil (später Lord Burleigh), warf sie das von Maria aufgeführte künstliche Gebäude wieder um, befreite England von der päpstlichen Gewalt und stellte die protestantische Lehre, wie sie unter Eduard VI. festgesetzt worden war, wieder her. Ebenso herrisch wie ihr Vater, mit viel Verstand und sonstigen Herrschergaben aus-

gerüstet, wollte sie als Königin in kirchlichen wie in politischen Dingen allein gebieten und konnte demgemäß weder eine Einmischung des Papstes noch einen Widerspruch des Parlaments ertragen. Vom Parlament wurde sie als „oberster Lenker und Regierer der Kirche" erklärt, die Suprematie (oberste Gewalt) über die Kirchenverfassung, den Gottesdienst und die Kirchenlehre dem Inhaber der Krone übertragen, die 42 Artikel Cranmers (s. S. 258) gemildert und als „39 Artikel" zum Landesgesetz erhoben und das allgemeine Gebetbuch in verbesserter Fassung angenommen, die Ausübung jedes anderen Gottesdienstes verboten und alle Staats- und Kirchendiener und alle Mitglieder des Unterhauses zur Ablegung des Suprematseides genötigt, womit die Anerkennung des Königs als des Oberhauptes der englischen Kirche verbunden war. Dadurch wurde Elisabeth die unbedingte Gebieterin auch in Glaubenssachen. Die bischöfliche Verfassung wurde beibehalten, weshalb die anglikanische Kirche auch die Episkopalkirche genannt wird, und von der äußeren Pracht und den Zeremonien des katholischen Gottesdienstes wurde möglichst viel auf den protestantischen übergetragen.

Mit diesen Einrichtungen waren weder die Katholiken noch jene Puritaner einverstanden, die von dem Festlande, wohin sie vor den Verfolgungen der Maria geflohen waren, als Calvinisten zurückkehrten. Sie wollten nichts wissen von einer Oberhoheit des Königs in kirchlichen Dingen, nichts von einem halbkatholischen Kultus; sie verlangten vielmehr von Elisabeth eine folgerichtige Durchführung der Reformation im Sinne Calvins, eine gereinigte puritanische Kirche. Aber Elisabeth wollte nicht eine Reformation auf Kosten der Herrschergewalt und verhängte über die Puritaner, deren radikalste Partei die „Independenten" (Unabhängige von bischöflicher Herrschaft) waren, ebenso strenge Strafen wie über die Papisten, die sich von Zeit zu Zeit durch Verschwörungen, an deren Spitze die aus den Jesuitenschulen des Festlandes zurückkehrenden Geistlichen standen, an der protestantischen Königin zu rächen suchten.

In **Schottland** hatte die Reformation einen ganz andern Charakter angenommen als in England. Dort ging sie von einem Teil des Adels und vom Volke aus und war zunächst gegen die Sittenlosigkeit der Geistlichkeit gerichtet, die nach der Sitte jener Zeit mit Scheiterhaufen antwortete.

Dadurch wurde der Gegensatz immer schärfer und die unterdrückte Partei mit wilder Rachgier erfüllt. Das ganze Land lag noch tief in mittelalterlichen Zuständen. Ein roher, unbotmäßiger Adel trieb sich in beständigen Fehden und Abenteuern herum; die sittenlose Geistlichkeit strotzte von Trägheit und Unwissenheit; das Volk, ohne Handel und Gewerbefleiß, lebte arm auf seinem kargen Boden. König Jakob V., der in seinem meuterischen Adel wenig Stütze fand, warf sich der Geistlichkeit in die Arme; seinem Beispiel folgte seine Gemahlin, die französische Prinzessin Maria von Guise, die nach Jakobs Tode (1542) die Regierung übernahm. So gab es in Schottland zwei mächtige Parteien, die einander aufs heftigste bekämpften; auf der einen Seite stand der König oder die Regentin mit der katholischen Geistlichkeit, auf der andern der Adel, der nach dem reichen Kirchengute lüstern war, und das Volk. Beide Parteien stützten sich auf auswärtigen Beistand; die katholische hoffte alles von Frankreich, die protestantische von England. Beide Parteien kämpften nicht nur um das religiöse Bekenntnis, sondern auch um die politische Macht.

John Knox, der Reformator Schottlands.

Um jene Zeit kam **Johann Knox** von Genf, wo er ein begeisterter Schüler Calvins geworden war, nach Schottland zurück. Er hegte den größten Abscheu gegen alles Papistische in Lehre und Kultus, kam an Unduldsamkeit dem Papste gleich und verlangte Selbständigkeit der Kirche gegenüber dem Staate. In der Osterzeit 1556 teilte er in Dun und an andern Orten das Abendmahl nach protestantischem Ritus aus und trat mit aller Kraft gegen den Besuch der Messe auf. Im folgenden Jahre vereinten sich mehrere Edelleute: Erskine, Murray, Morton, Glencaire und andere, zu der Verpflichtung, Gut und Blut für das Evangelium zu wagen, nannten sich die Kongregation Christi und ihre Gegner die Kongregation des Satans und erklärten, die Verfolgung Andersgläubiger von seiten der Regierung nicht mehr dulden zu wollen. Die Regentin schien nachzugeben und versprach Lord Erskine, das gerichtliche Verfahren

gegen die protestantischen Geistlichen einzustellen, wenn die Kongregation die Waffen niederlege. Dies geschah, aber die Gerichte nahmen die Prozesse dennoch auf und verhängten Verbannung und andere Strafen über die Prediger. Die Erbitterung hierüber führte in Perth zu groben Ausschreitungen. Knox forderte in einer feurigen Predigt zur Zerstörung der Bilder, der Werkzeuge des „Götzendienstes", auf. Eben schickte sich ein Priester an, das Hochamt zu halten; da entstand Lärm und Toben in der Kirche, der Priester wurde hinausgejagt, die Bilder, Altäre und Reliquien zerschlagen. Darauf zogen die Fanatiker nach den Klöstern in Stirling, Glasgow und St. Andrews. Sie wurden zerstört und viele herrliche Denkmäler der Baukunst, darunter die alte Kathedrale von Scone, wo die schottischen Könige gekrönt und begraben wurden, dem Erdboden gleich gemacht. „Man verscheucht die Eulen nicht besser, als wenn man ihre Nester anzündet," pflegte Knox zu sagen. In kurzem war der größte Teil des Landes reformiert, und die Regentin stand mit ihrem Klerus allein da. Sie glaubte trotzen zu können und mit französischer Hilfe den Aufstand niederzuschlagen. Einige französische Kompanien landeten in Leith und begannen, diese Stadt zu befestigen. Dies schien auf eine förmliche Unterjochung Schottlands unter den Willen des unter dem Einfluß der Guisen stehenden Frankreichs hinzuzielen. So kam zu dem religiösen Zwiespalt auch der politische und nationale hinzu.

Der schottische Adel griff zu den Waffen und rückte gegen das von den Franzosen besetzte Leith an. Er wurde aber zurückgeschlagen, seine Besitzungen verwüstet; seine Lage verschlechterte sich von Tag zu Tag. Da wandte er sich an die Königin Elisabeth von England. Diese war zwar auf Knox' Lehren von Staat und Kirche, auf die Demokratie seiner Kirchenverfassung und vollends auf seine Schrift „Erster Trompetenstoß gegen das monströse Weiberregiment" sehr schlecht zu sprechen; aber die Staatsklugheit war stärker als persönliche Abneigung. Ihr Staatssekretär William Cecil sagte ihr, man müsse das Uebel an seiner Wurzel fassen und den Franzosen gerade an dem Punkte, wo sie der Königin am gefährlichsten seien, in Schottland, Schach bieten. Die Pflicht der Selbsterhaltung verlange eine militärische Einmischung, weil sonst Schottland im Bunde mit Frankreich gegen England ins Feld ziehen würde.

Von den Anschauungen, die damals am französischen Hofe herrschten, und von den Plänen, die von dort ausgingen, mußte sich Elisabeth aufs empfindlichste berührt fühlen. Der mit Maria Stuart vermählte Franz II. hatte soeben den französischen Thron bestiegen; seine Regierung war von den politisch und religiös unduldsamen Guisen, den Oheimen der jungen Königin, vollständig beeinflußt und hatte sich der Unterstützung des Papstes zu erfreuen, der auf die Illegitimität der Ehe Anna Boleyns hinweisend, die englische Krone Elisabeth geradezu absprach und Maria Stuart, die Enkelin der älteren Schwester des Königs Heinrich VIII., für die rechtmäßige Königin von England erklärte. In diesen Kreisen war Anna Boleyn nichts anderes als eine Mätresse Heinrichs und Elisabeth ein Bastard. Diese Urteile beruhten auf der Thatsache, daß Heinrich die Dispensation zur Auflösung seiner Ehe vom Papste nie erlangt hatte; aber sie bedachten nicht, daß die Gerichtsbarkeit des Papstes sich nur auf Katholiken, nicht auf solche erstreckt, die sich vom päpstlichen Stuhle losgerissen haben. Jene Urteile waren also falsch und mußten, da die englische Thronfolgeordnung auf einem Parlamentsbeschluß beruhte, das Rechts- und Freiheitsgefühl des englischen Volkes tief verletzen und das zwischen diesem und der Königin Elisabeth geknüpfte Band noch fester machen. Die englischen Katholiken freilich, die sich von der herrschenden Partei plötzlich zu einer kaum ge-

William Cecil, Lord Burleigh.
Nach einem Gemälde in der Bodleianischen Bibliothek zu Oxford.

duldeten herabgedrückt sahen, glaubten mit Andacht an die Richtigkeit des päpstlichen Spruchs, der ihnen eine so günstige Aussicht darbot. Wie jene, so dachten auch Maria Stuart und ihr Gemahl. Neben den Wappen von Frankreich führten sie die vereinigten Wappen von England, Irland und Schottland. Ja, Maria Stuart hatte bereits durch förmliche Urkunde ein etwaiges Erbrecht auf ihre Krone dem französischen Königshause verliehen.

Das war geschehen auf den Rat der Guisen, die die französische Politik damals vollständig beherrschten und den Plan verfolgten, Schottland und England zu einem katholischen Großbritannien zu vereinigen und dieses in irgend einer Form unter französischen Einfluß zu bringen. Diese Gefahr rief die Elisabeth zu entschiedenem Kampfe auf. Sie überwand ihre Abneigung gegen die demokratischen Calvinisten und schickte auf den Rat Cecils den Schotten eine Flotte, ein Landheer und Geld zur Unterstützung. Am 27. Februar 1560 schloß sie mit den schottischen Lords ein förmliches Bündnis behufs Vertreibung der Franzosen aus Schottland; das ist der Vertrag von Berwick. Leith, wohin sich die französischen Truppen zurückgezogen hatten, wurde jetzt zu Wasser und zu Land eingeschlossen. Da starb die Regentin am 10. Juni 1560 im Schlosse zu Edinburg. Um die eingeschlossenen Truppen zu retten, erschienen Bevollmächtigte der Maria Stuart und ihres königlichen Gemahls in Schottland und schlossen mit den englischen Abgesandten und den schottischen Ständen den **Vertrag von Edinburg** (8. Juli 1560). In diesem wurde bestimmt, daß die französischen Truppen aus Schottland abziehen, der König und die Königin von Frankreich und Schottland die Wappen von England und Irland nicht mehr führen, in Abwesenheit der Königin ein ständischer Ausschuß die Regierung übernehmen und künftig nur mit Beirat der Stände über Krieg und Frieden entschieden werden sollte. Sofort trat das schottische Parlament zusammen, beschloß die Durchführung der calvinischen Lehre und Einrichtungen, schaffte die bischöfliche Gerichtsbarkeit ab und verbot die Feier der Messe bei den härtesten Strafen. So war, im Gegensatz zur englischen Episkopalkirche, in Schottland die Presbyterialkirche eingeführt.

Während die englische Krone durch die Reformation an Macht und Einkünften gewann, verlor die schottische an Macht

und sah ihre Einkünfte nicht sonderlich vermehrt. Die Kirchengemeinden waren selbständig, die Kirchenversammlung souverän, das Kirchenvermögen fiel zu zwei Dritteilen dem Adel zu, und das letzte Drittel wurde zwischen der Krone einerseits und der Kirche und den Schulen andererseits geteilt. Knox, der sich dem adeligen Raubsystem mit wenig Erfolg widersetzte, äußerte in seiner kräftigen Weise: „Ich sehe zwei Teile des Kirchengutes dem Teufel übergeben und den dritten Teil zwischen Gott und dem Teufel geteilt."

Der Edinburger Vertrag wurde von Elisabeth sofort bestätigt, da er ihr Anrecht auf den englischen Thron unangetastet ließ. Maria Stuart aber und ihr Gemahl mußten selbstverständlich einen Vertrag verwerfen, der den französischen Einfluß in Schottland beseitigte und jede wirkliche Regierungsgewalt der Maria Stuart vernichtete; sie behielten also auch das Wappen von England und Irland bei. Aber schon am 5. Dezember 1560 starb Franz II. nach zweijähriger, kinderloser Ehe. Damit war der Streit vereinfacht, die Verbindung zwischen Schottland und Frankreich durchschnitten. **Maria Stuart,** die 19jährige Witwe, war nicht mehr Königin von Frankreich, sondern nur noch Königin von Schottland. Wenn sie den Edinburger Vertrag annahm, konnte sie mit den Schotten und mit Elisabeth im Frieden leben. Letztere verlangte auch von ihr die Vollziehung der Unterschrift; aber Maria verschob ihren Entschluß auf ihre Ankunft in Schottland und wollte sich nur dazu verstehen, das Wappen von England und Irland nicht mehr zu führen. Elisabeth, dadurch noch mißtrauischer gemacht, schlug ihrerseits ihre Bitte, durch England nach Schottland reisen zu dürfen, unter leidenschaftlichen Vorwürfen ab.

Im August 1561 verließ Maria Frankreich und schiffte sich, von mehreren schottischen und französischen Herren, auch von den Guisen begleitet, mit zwei Galeeren und vier Transportschiffen in Calais ein. Der dichte Nebel, der sich am folgenden Tage über dem Meere lagerte, entzog sie den spähenden Blicken des englischen Admirals, der, wie es scheint, auf sie lauerte. Am 19. August 1561 landete sie in Leith und hielt unter dem Jubelruf des massenhaft zuströmenden Volkes ihren Einzug in der Hauptstadt. Wer hätte damals, als die 19jährige Herrscherin, prangend in Jugend und Schönheit, erfüllt von Frohsinn und Lebenslust, in ihre Hauptstadt einzog, — wer hätte damals die furchtbare Tra-

gödie geahnt, die über diese Frau hereinbrechen sollte? Aber ein tiefer Gegensatz trennte die Königin von ihrem Volke und ein noch tieferer von ihrer Base. Maria war aufgewachsen in dem sonnigen Frankreich, an dem glänzenden aber leichtfertigen Hofe der Valois. Sie hatte sich hier eine feine Bildung in Kunst und Wissenschaft erworben; aber sie hatte sich auch an all die Genüsse und Freuden des französischen Hoflebens gewöhnt. Jetzt kam sie in das rauhe Schottland, wo die Nebel an den Bergen hingen und wo das Volk die harmlosesten Lebensfreuden als Todsünde ansah. — Maria war durch Abstammung und Lebensführung unlösbar mit dem Katholizismus verbunden; sie trug immer noch den Plan im Herzen, England und Schottland wieder Rom zu unterwerfen. Das Volk aber, das ihr gehorchte, sah im Katholizismus ein Werk des Satans und betete in der Kirche, daß Gott die Königin aus der Knechtschaft des Teufels erlöse. Trotzdem überwand die Klugheit der Königin anfangs diese Schwierigkeiten. Die Leitung der Geschäfte überließ sie ihrem Halbbruder Murray, der ein guter Protestant war und auch die Ansprüche der Maria auf den englischen Thron auf gütlichem Wege durchzusetzen suchte. Sie erkannte die Reformation Schottlands an, wie sie durch den Parlamentsbeschluß von 1560 durchgeführt worden war, und begnügte sich damit, daß sie für ihre Person und Umgebung Kultusfreiheit erhielt. Freilich schon dieses Zugeständnis erfolgte im Widerspruch mit den calvinistischen Fanatikern. Als in der Schloßkapelle zum erstenmal Messe gehalten wurde, mußte Murray mit bloßem Schwerte sich an die Thüre stellen, um die durch Knox' Predigten aufgereizte Menge vom gewaltsamen Eindringen abzuhalten. Maria ließ den Eiferer in ihren Palast kommen und machte ihm Vorwürfe wegen seines gewaltthätigen Verhaltens. Aber er erklärte ihr offen, daß die Unterthanen das Recht hätten, solchen Fürsten, deren Regierung mit dem Willen Gottes nicht übereinstimme, mit bewaffneter Hand zu widerstehen.

Noch übler gestalteten sich die Verhältnisse, als die Wiederverheiratung der jungen Witwe in Frage kam. Denn da Elisabeth unvermählt bleiben wollte und Maria ihre Nachfolgerin sein sollte, so hatte diese Heirat für beide Länder die größte Bedeutung. Elisabeth ebenso wie alle Protestanten in England und Schottland wünschten Heirat mit einem Protestanten, damit die Länder nicht abermals in

die Kreise des Katholizismus hineingezogen würden. Maria aber wollte ihren Gatten nach ihrem eigenen Kopfe wählen und sich von niemand dreinreden lassen. Anfangs schlug ihr Elisabeth ihren Günstling, den Grafen von Leicester, vor. „Mir einen englischen Unterthanen und dazu den Mann, den sie selbst nicht entbehren kann?“ rief Maria bei dieser Nachricht aus. Und doch war sie, auf Zureden Murrays, bereit, sich mit dem protestantischen Grafen zu vermählen, wenn ihr Erbrecht auf die Krone von England und Irland für sie selbst und ihre Nachkommen aus dieser Ehe von Elisabeth und dem englischen Parlament anerkannt würde. Als Elisabeth auf diese Bedingung nicht einging, vermählte sich Maria am 29. Juli 1565 mit dem jungen Lord Henry Darnley, dem Sohne des Grafen Lennox, der, wie Maria, von König Heinrich VII. von England abstammte und äußerlich wenigstens der Episkopalkirche angehörte. Aber er hatte weder Verstand noch Charakter genug, um für Maria eine Stütze zu sein. Bald nach seiner Vermählung trat er zum Katholizismus über, ein Beispiel, dem mehrere Lords folgten.

Maria Stuart, Königin von Schottland.
Nach einem Gemälde von François Clouet im Windsor Castle zu London.
(Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie., Dornach i. Els., Paris und New York.)

Maria dachte bereits an eine katholische Restauration und unterhandelte mit dem Papst Pius V. und mit Philipp von Spanien, die ihren Beistand zusagten. Unzufrieden mit dieser Vermählung und mit solchen politischen Plänen verließ Murray den Hof, worauf Maria die Leitung der Politik selbst in die Hand nahm. Eine Verschwörung protestantischer Lords wurde unterdrückt, die Teilnehmer zur Flucht nach England gezwungen. Nun umgab sich Maria mit treuen katholischen Lords, berief ein Parlament und wollte durch dieses die Verbannung der flüchtigen Empörer

bestätigen lassen und allen Katholiken in Schottland Gewissensfreiheit zusichern. Darnley war mit diesem Plane einverstanden, wünschte aber, daß er zum König gekrönt werde und gleichen Anteil wie Maria an der Regierung erhalte. Die Weigerung seiner Gemahlin, die königliche Gewalt mit ihm zu teilen, schrieb er auf Rechnung des Kabinettssekretärs **David Riccio** und beschloß daher, diesen aus dem Wege zu räumen. Er glaubte seinen Zweck am leichtesten zu erreichen, wenn er sich an die protestantischen Lords, wie Morton, Lindsay, Ruthven und Maitland, wende, die grundsätzliche Gegner der von Riccio eingeleiteten katholischen Politik waren. Diese stellten die Bedingung, daß diese Politik beseitigt, ihre flüchtigen Freunde zurückgerufen und Murray wieder an die Spitze der Regierung gestellt werden sollte. Darnley willigte ein und erhielt dagegen die Zusage, daß er als König gekrönt werde.

Riccio, ein geborener Piemontese, war mit dem Gesandten des Herzogs von Savoyen nach Schottland gekommen und zuerst wegen seiner schönen Stimme in die königliche Hauskapelle aufgenommen worden. Da er zugleich Gewandtheit in der Behandlung politischer und diplomatischer Geschäfte zeigte und die italienische und französische Sprache verstand, so übertrug ihm Maria das Amt eines Sekretärs. Als solcher führte er ihre auswärtige Korrespondenz, schrieb ihre Briefe an den Papst, an Philipp von Spanien und an den französischen Hof und half an der Gründung einer katholischen Liga arbeiten, deren Spitze gegen die schottische Reformation und gegen Elisabeth gerichtet war. Bald war Riccio der Königin unentbehrlich; aber eben deshalb war es auch kein Wunder, wenn der Fremde Haß, der Vertraute Eifersucht, der katholische Korrespondent den höchsten Argwohn erregte.

Maria saß am 9. März 1566 in Holyroodhouse, ihrem Palast zu Edinburg, mit einigen Vertrauten, worunter auch Riccio war, in ihrem Schlafgemach beim Abendessen. Nach der Tafel trat Darnley ein und setzte sich neben seine Gemahlin. Bald darauf erschienen Lord Ruthven und einige andere Lords im Zimmer. Auf die Frage der Königin nach dem Zweck ihres Kommens erwiderte Ruthven, auf Riccio deutend: „Ich sehe hier einen Menschen, der einen Platz einnimmt, der ihm nicht gebührt; von einem Dienstboten wie dieser wollen wir uns in Schottland nicht regieren

lassen." Darauf wurden die Schwerter entblößt, die Dolche gezückt und dem hinter der Königin Schutz suchenden Riccio mehrere Wunden beigebracht. Es entstand ein verzweifeltes Ringen, der Tisch wurde umgeworfen, die Mörder packten Riccio und schleppten den um Hilfe Schreienden in den Flur. Dort stießen sie mit sinnloser Wut auf ihn ein und ermordeten ihn mit 56 Hieben und Stichen. Dann kehrte Ruthven zur Königin zurück, erklärte ihr, die Ermordung Riccios sei für die protestantischen Lords eine politische Notwendigkeit gewesen, verlangte die Befolgung einer anderen Politik und eröffnete ihr, daß die verbannten Lords zurückkehren und mit ihnen gemeinschaftliche Sache machen würden. Zugleich wurden alle Zugänge des Schlosses besetzt, die katholischen Lords, darunter Huntley, und Bothwell aus dem Palast vertrieben und Maria als eine Gefangene bewacht.

Robert Dudley, Graf von Leicester.
Nach einem Kupferstich von K. Sichem.

Nun kehrten Murray und seine Freunde aus England zurück. Maria aber entfloh zwei Tage nachher in rasendem Ritte nach Dunbar, und zwar mit Darnley, dem sie begreiflich gemacht hatte, welch klägliche Rolle die herrschsüchtigen protestantischen Lords ihn spielen lassen wollten; hier sammelte sie in wenigen Tagen 8000 treue Unterthanen um sich. Mit diesen zog sie nach Edinburg und zwang die Hauptverschworenen, wie Ruthven und Morton, zur Flucht nach England. Doch wagte sie nicht,

ihre Restaurationspläne wieder aufzunehmen, und gab Murray seinen früheren Einfluß zurück. Am 19. Juni 1566 wurde sie von einem Sohne entbunden, der ihr später als Jakob VI. auf dem schottischen Throne, der Königin Elisabeth als Jakob I. auf dem englischen Throne folgte.

Maria war empört über Darnley, dessen Anteil an der Verschwörung und an dem Morde sie nachträglich erfahren hatte. Seine Neigung zur Trunkenheit machte ihn ihr noch verächtlicher. Zu spät erkannte sie den Mißgriff, den sie bei der Wahl dieses Gemahls gemacht hatte, und äußerte sogar zuweilen den Wunsch, seiner entledigt zu sein, was freilich auf dem Wege der Scheidung nicht möglich war. **Graf Bothwell** war bereit, sie auf einem andern Wege von ihrem Gemahl zu befreien. Er hatte stets eine entschiedene Anhänglichkeit an sie gezeigt, besaß große Tapferkeit und Kühnheit, war aber ein herzloser, gewaltthätiger, herrschsüchtiger Mensch. Und gerade diesem wandte die verblendete Königin die ganze Glut einer leidenschaftlichen Liebe zu. Bothwell war reformiert und hatte erst vor kurzem geheiratet. Aber nichts hinderte ihn, sich den Weg zur obersten Gewalt zu bahnen. Er näherte sich den protestantischen Lords und brachte einige von diesen und seine Freunde dazu, mit ihm eine Verschwörung gegen Darnley zu bilden. Bothwell übernahm die Ausführung, jene seine Verteidigung und Beschützung.

Darnley war in Glasgow von den Blattern befallen worden. Auf die Nachricht hiervon reiste Maria selbst dahin, pflegte ihn selbst und nahm ihn, sobald er befördert werden konnte, mit sich nach Edinburg. Dort wies sie ihm der besseren Luft wegen eine außerhalb der Stadt gelegene Wohnung an, die sogenannte Feldkirche, besuchte ihn täglich, gab ihm wiederholte Beweise ihrer neuerwachten Liebe und schlief oft in dem Gemach unter seinem Schlafzimmer. Am 9. Februar 1567 kam sie, wie gewöhnlich, mit zahlreichem Gefolge nach der Feldkirche, blieb bei ihrem Gemahl von abends sechs bis gegen elf Uhr, küßte ihn beim Fortgehen und steckte ihm einen Ring an, den sie von ihrem Finger abstreifte. Dann kehrte sie in ihren Palast nach Edinburg zurück, um bei der Feier einer Hochzeit, die zwei Personen ihres Hofstaates begingen, einem Maskenball beizuwohnen. Aber kaum hatte Bothwell bemerkt, daß die Königin sich wieder zu Darnley hingezogen fühlte, so zauderte er keinen Augenblick, durch einen raschen Streich dieser Liebe ein Ende zu machen.

Um zwei Uhr nach Mitternacht am 10. Februar hörte man in Edinburg eine heftige Explosion. Die Feldkirche war in die Luft gesprengt, die Leichname des Königs und seines Pagen Taylor lagen im Garten, drei andere Männer und ein Knabe waren unter den Trümmern des Gebäudes begraben. An dem Leichnam des Königs fanden sich Spuren von vorheriger Erdrosselung. Jedermann bezeichnete Bothwell als den Mörder, und er war es auch, und gerade mit diesem vermählte sich drei Monate nachher Maria. Die auf die Klage des Grafen Lennox aufgeführte Gerichtsscene,

Holyrood-Palast.

bei welcher der Angeklagte freigesprochen wurde, war eine Komödie; denn Bothwell erschien dort mit 200 Soldaten und 4000 bewaffneten Edelleuten, und der Vorsitzende war einer der Mitverschworenen.

Die Königin Elisabeth und der schottische Gesandte in Paris warnten Maria; ihre uneigennützigsten Freunde baten sie kniefällig, auf ihren guten Ruf und auf ihre königliche Stellung zu sehen: alles war umsonst; von einer dämonischen Macht beherrscht, rannte sie blind in das sichere Verderben. Auf dem Rückweg von Stirling, wo sie ihren der Obhut des Grafen Max anvertrauten Sohn besucht hatte, wurde sie von Bothwell, der 1000 Reiter mit sich führte, überfallen und auf das Schloß Dunbar gebracht (14. April 1567). Dort blieb sie zehn Tage in Haft und verließ das Schloß nicht eher, bis sie eingewilligt hatte, Bothwells Gattin zu werden. Am 3. Mai kehrten beide nach Edinburg zurück. Den Grafen Bothwell, dessen Scheidung von seiner Gattin

rasch vollzogen wurde, ernannte Maria zum Herzog der Orkney-Inseln und am 15. Mai 1567 ließ sie sich in ihrem Palast durch einen reformierten und einen katholischen Geistlichen mit ihm trauen. Aber sofort benahm er sich gegen sie als ihr Gebieter. Mit rauhen Worten fuhr er sie an; er ließ sie mit niemand sprechen außer in seiner Gegenwart; sie war nicht mehr Königin, sondern Gefangene, und, was das Schlimmste war, sie erschien nun als diejenige, die um die Ermordung Darnleys wußte.

Die Lords, die sich mit Bothwell gegen Darnley verschworen hatten, zeigten keine Lust, sich von diesem gewaltthätigen und ruchlosen Manne beherrschen zu lassen. Sie rüsteten ein Heer; Bothwell zog ihnen mit seinen Leuten entgegen; in der Nähe von Edinburg trafen sich die Heerhaufen. Aber ehe es zum Blutvergießen kam, liefen die Leute des Bothwell auseinander; er selbst entkam mit Mühe nach Dunbar. Später suchte er Schutz auf den Orkney-Inseln. Aber seine Verfolger verscheuchten ihn auch von dort, und schließlich brachte ihn ein dänisches Kriegsschiff nach Kopenhagen (Herbst 1567). Nach 10jähriger Kerkerhaft in verschiedenen dänischen Schlössern starb er als Wahnsinniger (1578).

Maria, die den feindlichen Lords sich hatte ergeben müssen, wurde von diesen nach Edinburg geführt, wo das Volk sie unter Verwünschungen empfing und sie der Ermordung ihres Gatten Darnley beschuldigte. Nicht in ihrem Palaste, sondern in der Stadtvogtei wurde sie untergebracht und am 16. Juni 1567 in das von einem See umgebene, einsame Douglas-Schloß von Lochlevin geführt. Dort mußte sie eine Urkunde unterschreiben, in der sie zu Gunsten ihres Sohnes der Krone entsagte und für die Zeit seiner Minderjährigkeit Murray zum Regenten ernannte (24. Juni). Fünf Tage nachher wurde ihr 13 Monate alter Sohn als König gesalbt und gekrönt, und in dessen Namen schwuren zwei Lords, daß der neue König Jakob VI. die in Schottland geltende Religion aufrecht erhalten werde. Murray, der während dieser unruhigen Zeiten in Frankreich sich aufgehalten hatte, kehrte wieder zurück, wurde am 22. August als Regent ausgerufen und übernahm die längst ersehnte Würde.

Acht Monate hatte Murray mit Kraft und Geschick die Regentschaft geführt; da nahmen die Ereignisse wieder eine unerwartete Wendung. Trotz strenger Bewachung gelang es

der Maria (2. Mai 1568), mit Hilfe eines in sie verliebten jugendlichen Douglas aus dem Douglas-Schlosse zu entfliehen und das feste Schloß der Hamiltons zu erreichen. Dort widerrief sie ihre Thronentsagung als eine erzwungene und sammelte aus den Reihen derer, die katholisch gesinnt waren und Murrays Regentschaft ungern ertrugen, ein Heer. Aber auch Murray rüstete sich und zog gegen sie ins Feld. Bei Langside (13. Mai) kam es zum Kampfe. Ihre Truppen wurden geschlagen und ergriffen die Flucht. Sie selbst ritt vom Schlachtfeld bis nach der Abtei Dundrennan, 60 Meilen weit. Am andern Tage wurde der Ritt fortgesetzt, und am Morgen des dritten Tages erklärte sie ihren Begleitern ihren Entschluß, bei ihrer guten Schwester, der Königin von England, die allerdings über die Behandlung Marias sich bitter ausgesprochen hatte, Hilfe zu suchen. Ihre Freunde warnten sie; aber sie blieb bei ihrem Entschluß und fuhr am 16. Mai in einem Fischerkahne über die Solwaybucht. Sie landete an der englischen Küste und begab sich nach Carlisle. Von hier aus schrieb sie einen Brief an Elisabeth, worin sie um die Erlaubnis bat, sie besuchen zu dürfen, um sie über die wahre Lage der Dinge aufzuklären. Der Rubikon war überschritten. **Maria** befand sich **auf englischem Boden;** aber sie befand sich auch in der Gewalt ihrer „guten" Schwester Elisabeth.

Elisabeth war bereit, ihr nicht nur die erbetene Zusammenkunft, sondern auch Hilfe gegen ihre Feinde zu gewähren, wenn Maria vor einem englischen Gerichte sich von der Beschuldigung des Gattenmordes reinwasche. Darauf erwiderte die Schottin, daß sie als unabhängige Königin sich keinem Gericht unterwerfen könne und daß man sie, wenn man ihr keine Hilfe leisten wolle, entweder nach Schottland zurückkehren oder durch England nach Frankreich reisen lassen solle. Aber die englischen Minister beurteilten diese Sache nicht vom Standpunkt des Rechts, sondern von dem des Staatsinteresses aus und sahen in Maria Stuart nicht eine hilflose Königin, sondern eine katholische Fürstin, die ihre Erbansprüche auf die englische Krone nicht aufgebe und nötigenfalls auch das Ausland für ihre Unterstützung gewinne. Sie legten sich also die Frage vor, was für die Sicherheit der Königin Elisabeth und des Reiches am wenigsten gefährlich sei: die Rückkehr der Königin Maria nach Schottland, ihre Abreise nach Frankreich oder ihr freier Aufenthalt in England. Die

Antwort des Ministerrates lautete, das eine sei so gefährlich wie das andere; es bleibe also nichts übrig, als Maria in England zurückzubehalten und zwar als Gefangene. So hatte Maria also bereits den Thron und die Freiheit verloren. Aber das Schlimmste stand ihr noch bevor.

Anfangs wurde Maria auf verschiedenen Schlössern in milder Haft gehalten, von 1570—1584 meist auf dem Schlosse Sheffield, wo sie zwar ausgehen und ausreiten durfte, aber doch in vielen kleinen Dingen den Haß ihrer Gegnerin zu fühlen bekam. Ihre Gesundheit litt unter diesen Entbehrungen und Kränkungen; aber die Spannkraft ihres Geistes konnte auch in der Gefangenschaft nicht geknickt werden. Sie las, sie dichtete, sie hoffte, sie betete viel. Und draußen, außerhalb des Schlosses, erweckte ihr gerade diese unwürdige Behandlung neue Freunde, namentlich in den Kreisen ihrer Glaubensgenossen, die das Thronrecht der Elisabeth überhaupt leugneten. Maria ihrerseits unterhielt mit der katholischen Welt innerhalb und außerhalb Englands lebhafte Beziehungen; denn sie gab die Hoffnung und die Bemühungen nicht auf, mit spanischer und französischer Hilfe das katholische Großbritannien herzustellen und ihre Nebenbuhlerin daraus zu verdrängen. So war Maria eben wegen dieser Verbindungen mit Katholizismus und Gegenreformation auch noch in der Gefangenschaft eine Macht, die das Königtum der Elisabeth, die Person der Elisabeth, die Religion des englischen Volkes ernstlich bedrohte. Selbst in England, unter den Augen der Elisabeth wurde eine Reihe von Verschwörungen gestiftet, die die Befreiung der Maria und die Beseitigung der Elisabeth selbst durch das Mittel eines Mordes zum Ziele hatten. Im Jahre 1569 riefen die Grafen von Northumberland und Westmoreland alle Katholiken für die Maria zum Kampfe auf, mußten aber nach Schottland fliehen, ohne etwas erreicht zu haben. Das Jahr darauf (25. Februar 1570) erklärte der Papst Pius V. in einer Bannbulle die Elisabeth als die Beschirmerin aller Feinde des Katholizismus des Thrones verlustig und entband ihre Unterthanen des ihr geleisteten Eides. Aber diese Maßregel erwies sich als völlig wirkungslos und hatte nur strengere Gesetze gegen die Katholiken zur Folge. Dem Herzog von Norfolk kostete das Bestreben, mit Hilfe Spaniens und des Papstes in den Besitz Marias und ihrer Ansprüche zu kommen, den Kopf (1572). Nicht glücklicher als die Bemühungen des Adels waren die

jener Fanatiker, die aus dem katholischen Seminar zu Reims hervorgingen, das, wie jenes zu Douai, von Philipp II. und dem Kardinal Guise von Lothringen zu dem Zwecke gegründet war, um junge katholische Engländer unter der Leitung von Jesuiten zum Kampfe für die katholische Kirche aufzustacheln und mit den nötigen Mitteln auszustatten. Die bedeutendste Unternehmung dieser Art war die **Verschwörung Babingtons** und seiner Genossen, die den Zweck hatte, Elisabeth zu ermorden und mit Hilfe eines aus den Niederlanden kommenden spanischen Heeres Maria auf den englischen Thron zu setzen (August 1586). Die Verschwörung wurde entdeckt, die Teilnehmer hingerichtet und ein Ausschuß eingesetzt, um Maria selbst den Prozeß zu machen. Die Anklage lautete dahin, daß sie sich mit Ausländern und Verrätern verschworen habe, um einen bewaffneten Einfall im Reiche zu veranlassen und Elisabeth zu ermorden. Den ersten Punkt leugnete sie nicht ab, beharrte aber darauf, sie habe von einem Anschlag gegen das Leben Elisabeths nichts gewußt. Ihr Leugnen war umsonst. Ein zweifellos echter Brief, den sie am 27. Juli an Babington geschrieben hatte, bewies, daß sie den Mordplan gekannt und gebilligt hatte. Außerdem machte die Kommission geltend, ein bewaffneter Einfall lasse sich gar nicht denken, ohne daß die Regierung und das Leben der Elisabeth in Gefahr komme. So sprach der Gerichtshof das Todesurteil über die schottische Königin aus, und das Parlament bestätigte den Spruch nicht nur (8. November 1586), sondern bat auch noch um rasche Vollstreckung.

Elisabeth, Königin von England.
Nach einem Gemälde aus der Schule Hans Holbeins im Windsor Castle zu London.
(Nach einem Kohledruck von Braun, Clement & Cie., Dornach i. Els., Paris und New York.)

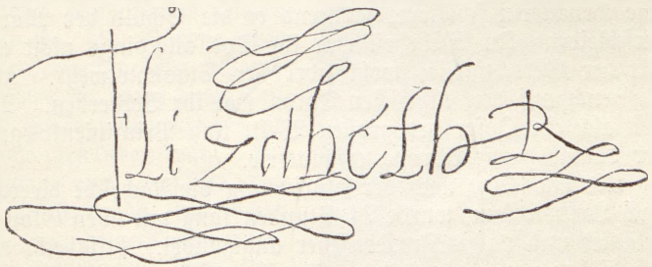
Elisabeth zögerte lange mit ihrer Unterschrift, da sie sich wohl dachte, was die Welt, und zwar nicht bloß die katholische, urteilen werde, wenn es heiße, daß eine Königin von einer

ihr verwandten Königin auf das Schafott geschickt worden sei. Die Verwendung Frankreichs und die des Königs Jakob VI. von Schottland wurden zurückgewiesen. Dort war der Regent Murray 1570 ermordet, sein Nachfolger, Graf Lennox, erschlagen und Morton, der letzte Regent, hingerichtet worden, worauf 1576 Jakob wenigstens dem Namen nach die Regierung von Schottland übernahm.

Am liebsten wäre es Elisabeth gewesen, wenn ihr jemand die Last abgenommen hätte. Paulet, Marias Gefangenwärter, erhielt einen Wink, daß man von seinem Hasse gegen die Katholiken und von seinem Diensteifer erwarte, er werde die Verurteilte heimlich aus dem Wege räumen. Aber er lehnte die Zumutung entschieden ab. Elisabeth blieb nichts anderes übrig, als für das, was sie vollzogen zu sehen wünschte, auch selbst einzustehen. Glaubte sie, nur nach Marias Tod Ruhe zu haben, so mußte sie auch die Verantwortung auf sich nehmen.

Elisabeth konnte für offene Beseitigung der Gegnerin schwerwiegende Gründe geltend machen, die aus Erwägungen politischer und persönlicher Art sich ergaben. Seit 1585 hatte Philipp mit den Vorbereitungen zu jenem gewaltigen Unternehmen begonnen, dessen Endzweck war, Großbritannien katholisch und spanisch zu machen; der Weg zu diesem Ziele führte über die Leiche der Elisabeth hinweg. Darum hatte diese auch mit dem englisch-holländischen Bündnis geantwortet, und zur See kämpften bereits die englischen gegen die spanischen Schiffe. Schon hatte auch Maria die Einwilligung gegeben, daß ihr Sohn Jakob, der protestantisch erzogen wurde und auf Elisabeths Seite stand, an Philipp oder den Papst ausgeliefert werde, und sie selbst hatte ihr Anrecht auf den englischen Thron an Philipp abgetreten. Es war klar: dieselben feindlichen Kräfte, die damals in ganz Europa miteinander rangen, Reformation und Gegenreformation, mußten auch im Nordwesten Europas entscheidend zusammenprallen. Maria war Mitwisserin und eifrige Förderin dieses Angriffsplanes, also Mitkämpferin so gut als Philipp oder Alba, folgerichtig mußte sie auch das Kriegsrecht über sich ergehen lassen. Elisabeth fühlte die Wucht dieser Gründe; aut fer aut feri, ne feriare, feri — hörte man sie damals im Selbstgespräche sagen (Trag oder schlag! um nicht geschlagen zu werden, schlag selbst zu!). Aber sie ahnte auch die Gefahr für ihren Nachruhm, wenn sie eine gekrönte Herrscherin, die

nach göttlichem und menschlichem Rechte unverletzlich war, richten lasse vom Leben zum Tode. Da kam ein neuer Anschlag zur Anzeige, in den der französische Gesandte Chateauneuf verwickelt sein sollte. Es hieß, das Haus Guise habe einen Mann gedungen, der sich bereit erklärt habe, Elisabeth zu ermorden. „Ich nähre die Schlange, die mich vergiftet!“ rief sie aus; „um sie zu retten, hätten sie mir das Leben genommen; soll ich mich zur Beute für jeden Böswicht hergeben?“ In einem leidenschaftlichen Augenblick, am 2. Februar 1587, ließ sie sich durch den Staatssekretär Davison den Hinrichtungsbefehl bringen und unterzeichnete ihn mit raschem Federzug. Zugleich befahl sie ihm, zum



Faksimile der Unterschrift Elisabeths.

Kanzler zu gehen und das große Siegel darunter drücken zu lassen. Am andern Tage sagte sie ihm, er solle mit der Ausführung seines Auftrages noch warten. Davison antwortete, das Siegel sei schon darunter. Darauf tadelte sie ihn wegen seiner Eilfertigkeit, gab ihm aber keinen weiteren Befehl. Davison wurde unruhig und übergab den Befehl dem Lord Burleigh. Dieser versammelte den Geheimen Rat, der am 4. Februar beschloß, die Königin nicht ferner zu belästigen, die Verantwortung auf sich zu nehmen und den Befehl sogleich zu vollziehen. Die Grafen von Shrewsbury und Kent erhielten den Auftrag, das Urteil zu vollstrecken, und begaben sich sogleich nach Fotheringhay.

Am 7. Februar kamen sie dort an und kündigten Maria, die schon am 22. November 1576 von dem Todesurteil unterrichtet worden war, ihre **Hinrichtung** auf den folgenden Tag morgens früh um acht Uhr an. Sie nahm die Nachricht ruhig, sogar freudig auf. Am 8. Februar wurde sie in die große Halle geführt, in deren Mitte das Schafott

errichtet war. Sie betete für die bedrängte Kirche Christi, für ihren Sohn Jakob und für die Königin Elisabeth. Mit verbundenen Augen wurde sie von den Henkern zu dem Block geführt. Knieend sagte sie mehrmals mit fester Stimme: „In deine Hände, o Herr, befehle ich meinen Geist." Als das Haupt auf dem Blocke ruhte, holte der Henker zum Streich aus. Das Beil fuhr tief in den unteren Teil des Schädels ein. Maria blieb regungslos. Erst auf den zweiten Streich wurde das Haupt vom Rumpfe getrennt. Sie starb in ihrem 45. Lebensjahre, im 19. ihrer Gefangenschaft. Das geschichtliche Bild der beiden königlichen Frauen ist, ähnlich wie das des Don Karlos, getrübt und verwirrt worden durch die Dichtung Schillers, der die Elisabeth als eine kalte, herzlose Heuchlerin schildert, während er die Schuld der Maria verschleiert. In Wahrheit war ihr Tod allerdings nicht ein Akt der Gerechtigkeit, wohl aber der Staatsnotwehr. Ihr Anspruch auf den englischen Thron war ihr Verderben. Sie fiel als ein Opfer des großen Welt- und Prinzipienkrieges, der damals ganz Europa erschütterte.

Als am Tage nach der Hinrichtung die Nachricht hiervon nach London kam, wurde 24 Stunden lang mit allen Glocken geläutet und nachts Freudenfeuer angezündet. Elisabeth, die sich bisher um den mit dem Siegel versehenen Befehl nicht gekümmert hatte, war überrascht und bestürzt, als sie zufällig im Gespräch mit einer Hofdame das Ende ihrer Nebenbuhlerin erfuhr. Sie legte samt ihrem Hofe Trauerkleider an und erklärte öffentlich, daß die Hinrichtung gegen ihr Wissen und Wollen vollzogen worden sei. Sie ließ keinen Minister mehr vor sich, entsetzte sie ihres Amtes, nahm sie aber gleich darauf wieder zu Gnaden an. Nur Davison mußte büßen. Unter dem Vorgeben, daß er den Befehl eigenmächtig den Ministern gebracht habe, wurde er durch eine Geldstrafe von 1000 Pfund Sterling an den Bettelstab gebracht und mußte im Gefängnis bleiben, solange Elisabeth lebte. Dem König von Schottland schrieb sie einen Trostbrief und versicherte ihn, daß sie nicht schuld an dem Tode seiner Mutter sei. So entrüstet er anfangs war, so ließ er sich doch durch die Aussicht auf den englischen Thron begütigen.

Daß Papst Sixtus V. Elisabeth für vogelfrei erklärte und König Philipp II. von Spanien durch Absendung seiner Armada 1588 England erobern wollte, haben wir

schon gesehen. Nach der Vernichtung dieser Flotte stand Elisabeths Regierung fester als je. Die englischen Flotten fuhren fort, reichbeladene spanische Schiffe wegzunehmen. Cadiz, in dessen Bai Franz Drake 1587 ein große Anzahl spanischer Schiffe zerstört hatte, wurde 1596 von den Engländern erobert, die Festungswerke geschleift und große Beute gemacht. Aus einem Staate zweiten Ranges machte Elisabeth ihr Land den ersten Staaten Europas gleich. Ihre letzten Jahre waren trübe und freudlos wie ihre Jugend. Das Parlament, um das sie sich während ihrer Regierung wenig gekümmert hatte, machte seine Rechte wieder geltend; die Klagen über Steuerdruck mehrten sich und raubten ihr sogar einen Teil der Volksgunst, in der sie zuvor gestanden war. Am tiefsten aber traf sie das Schicksal, das sie ihrem Liebling, dem Grafen Essex, dem Stiefsohne ihres verstorbenen Lieblings Leicester, selbst bereiten mußte. Dieses Schicksal hing zusammen mit dem **irischen Aufstande.**

Franz Drake.

Das schon von früheren Königen an Irland begangene Unrecht hatte wiederholt Aufstände hervorgerufen. Heinrich VIII. erregte neue Unzufriedenheit durch seine Versuche, seine Kirchenreform auch in Irland einzuführen. Seiner Tochter Maria gelang es leicht, jede Spur davon wieder auszutilgen. Doch hatte Heinrich VIII. es durchgesetzt, daß durch einen Beschluß des englischen und des irischen Parlaments ihm und seinen Nachfolgern statt des Titels „Lord von Irland" der Titel „König von Irland" beigelegt wurde. Seine zweite Tochter, Elisabeth, kam auf den Plan ihres Vaters zurück. Die englische Herrschaft und Gesetzgebung sollte auf der Insel fest gegründet, die Reformation in allen Landschaften durchgeführt werden. Sämtliche Güter der katholischen Kirche wurden also für die protestantische Geistlichkeit eingezogen; der gesamte Grundbesitz derer, welche die Fahne des Auf-

stands erhoben, wurde weggenommen und teils an Eingeborene pachtweise verliehen, teils an englische Krieger und Abenteurer verschenkt; alle höheren Stellen in der Verwaltung und Justiz wurden nur Engländern übertragen. Die Habgier der Beamten, die immer neue Verschwörungen entdeckten, um immer neue Güter einziehen zu können, brachte das Volk zur Verzweiflung. Die aus England flüchtigen Katholiken schürten den Haß, und der König von Spanien versprach Hilfe. Da forderte in einem Manifest an das irische Volk der Graf von Tyrone zum Kampfe für Wiedererringung der alten Rechte und Einrichtungen und für den katholischen Glauben auf (1596). Elisabeth schickte 1599 den Grafen Essex mit 22000 Mann nach Irland, um die Empörung niederzuschlagen.

Robert Devereux, Graf Essex.

Aber nachdem Essex durch seine schlechte Kriegführung den größten Teil seines Heeres verloren hatte, schloß er mit Tyrone einen Waffenstillstand und gestand den Irländern alles, was sie erstrebten, zu. Die Königin verweigerte die Bestätigung des Vertrags und ließ den Grafen in London in Haft nehmen. Als er aber in jugendlichem Trotze sich erhob und London zum Aufruhr wider die Königin entflammen wollte, da wurde er abermals verhaftet und (25. Februar 1601) durch Henkers Hand gerichtet. Denn die Gnade der Königin anzuflehen — dazu hatte sich der verwöhnte Mann nicht entschließen können. Sein Nachfolger in Irland, Lord Mountjoy, schlug den von spanischen Truppen unterstützten Grafen Tyrone 1601 in der blutigen Schlacht bei Kinsale und zwang ihn bald darauf, sich zu ergeben. Ganz Irland war wieder der englischen Krone unterworfen. Der Aufstand hatte vielen tausend Irländern

das Leben gekostet und der Königin Elisabeth Gelegenheit gegeben, mehr als 600 000 Morgen Landes wegnehmen zu lassen.

Elisabeth bereute bald, das Todesurteil ihres Lieblings Essex bestätigt zu haben, und verfiel von da ab einem Trübsinn, der nicht mehr ganz wich. Im März des Jahres 1603 erkrankte sie, verschmähte jede Arznei, brachte Tage und Nächte auf dem mit Kissen belegten Fußboden zu und mußte endlich mit Gewalt zu Bett gebracht werden. Am Tage vor ihrem Tode bezeichnete sie, auf die Frage der Minister, ihren „Vetter von Schottland" als ihren Nachfolger. Am 24. März 1603 starb die „jungfräuliche" Königin in ihrem 70. Lebensjahre. Mit ihr starben die Tudors in England aus. Maria Stuarts einziger Sohn, König Jakob von Schottland, bestieg nun den Thron von England und Irland, und damit war die Einheit der drei Reiche und die künftige Größe Großbritanniens angebahnt.

4. Skandinavien, Polen und Ungarn.

Die im Jahre 1397 gegründete kalmarische Union, wodurch Dänemark, Schweden und Norwegen zu einem einzigen skandinavischen Königreich vereinigt worden waren, hatte sich bei der Abneigung der Schweden gegen die dänische Fremdherrschaft nur mit Mühe erhalten. Unter den dänischen Königen Christian I. (1448—1481) und Johann II. (1481 bis 1513) regierten in Schweden die Reichsverweser Sten Sture (1471—1503) und Svante Sture (1503—1513) fast unumschränkt. Der Sohn des letzteren, Sten Sture der jüngere (1513—1520), führte als Reichsverweser eine kräftige Regierung, setzte den dänisch gesinnten Erzbischof Gustav Trolle von Upsala ab und hielt ihn gefangen und wurde deshalb nebst seiner Partei vom Papste mit dem Banne belegt. König **Christian II. von Dänemark** (1513—1523), Johanns II. Sohn, ein gewaltthätiger und herrschsüchtiger Mann, suchte durch Beschränkung der Macht des Adels und des Klerus und durch Einführung strenger Zollmaßregeln gegen den hanseatischen Handel die Königsmacht zu befestigen und seine Einkünfte zu vermehren. Er begünstigte in Dänemark die Reformation, während er in Schweden die katholische Geistlichkeit, die auf Seite der Dänen stand, unterstützte.

Von seinen Ratgebern waren die einflußreichsten Frau Siegbrit, eine ehemalige holländische Apfelhändlerin, deren Tochter, die schöne Düweke, seine Geliebte war, sowie der vormalige Barbiergeselle Dietrich Slaghök, ein Verwandter der Siegbrit.

Die Größe seiner Macht hing wesentlich davon ab, daß es ihm gelang, die gelockerte kalmarische Union wiederherzustellen. Die Waffen mußten entscheiden. Von Sten Sture dem Jüngeren bei Brännkyrka geschlagen (1518), konnte er seinen Plan erst dann durchsetzen, als jener in einer zweiten Schlacht tödlich verwundet wurde und am 9. Februar 1520 starb. In Schweden war nun niemand mehr, der die Kräfte des Reiches in fester Hand zusammenfaßte, und gegen den auswärtigen Feind verwandte. In einer Versammlung des Adels wurde Christian als König von Schweden anerkannt unter der Bedingung, daß er nach den schwedischen Gesetzen regiere, die Vertragsbestimmungen von Kalmar beobachte und sich jeder Rache wegen des Vergangenen enthalte. Christian versprach alles in feierlichster Weise. So schien die Union der drei Nordreiche wiederhergestellt, obwohl sie im Volke selbst nie recht Wurzeln geschlagen hatte. Aber dieser Schein trog. Die wahnwitzige Grausamkeit dieses Despoten hat die Vereinigung endgültig auseinandergesprengt.

Am 4. November 1520 wurde in Stockholm die Krönung vollzogen. Drei Tage lang dauerten die Festlichkeiten und Schmausereien, wobei Christian, um den Adel sicher zu machen, die größte Liebenswürdigkeit zeigte. Am 7. November wurden die Thore des Schlosses gesperrt, und in der Versammlung der Großen trat der Erzbischof Trolle mit einer Klage gegen die Partei des verstorbenen Sten Sture auf. Slaghök gab dem König den Rat, diese Gelegenheit zu einem vernichtenden Schlage gegen den widerspenstigen Adel zu benutzen unter dem Vorwande, daß er den vom Papste gegen Stures Partei geschleuderten Bann vollziehe. Viele Personen wurden sofort ergriffen und in das Gefängnis gebracht. Am folgenden Morgen wurden alle Thore der Stadt geschlossen, die Straßen und freien Plätze von Soldaten besetzt und Kanonen auf dem Markte aufgepflanzt. Ein Trompeter ritt in der Stadt herum und verkündigte, daß niemand sein Haus verlassen dürfe, bevor durch öffentliche Bekanntmachung Erlaubnis hierzu gegeben sei. Gegen Mittag wurden die Bürger auf den großen Marktplatz beschieden, fanden ihn mit

starken Wachen besetzt und die Häupter des Adels als Gefangene. Ein dänischer Ritter hielt eine Rede und versicherte, daß der König nur den Bann des Papstes vollziehe, wenn er die Gefangenen hinrichten lasse, und daß der Erzbischof Trolle den König dreimal auf den Knieen beschworen habe, diese Strafe an den Schuldigen zu vollstrecken. Darauf riefen mehrere Gefangene, an dem allem sei nichts Wahres, der König sei ein Verräter an den Schweden. Sofort begannen die Hinrichtungen. Zwei Bischöfe, zwölf weltliche Reichsräte, der Bürgermeister und die Ratsherren von Stockholm und mehrere Bürger, zusammen 94 Personen, wurden enthauptet. Wer von den Zuschauern beim Anblick dieser Mordscene weinte, wurde von den Henkersknechten in den Kreis gezogen und gleichfalls getötet. „Der strömende Regen vermischte sich mit dem fließenden Blute; rote Bäche rannen vom hohen Markte die steilen Gassen hinunter in den Mälarsee.“ Nachts drangen die Soldaten in die Häuser der Ermordeten ein, plünderten alles aus und mißhandelten die Frauen. Darauf wurde bekannt gemacht, daß jedermann wieder ungefährdet ausgehen könne. Mehrere benutzten dies, wurden aber sogleich ergriffen und niedergemacht. Drei Tage lang dauerte das Morden. Die Leichname blieben auf dem Marktplatze liegen und zwar die der Geistlichen, der Adeligen und der Bürger je in besondern Haufen, und wurden erst am dritten Tage aus der Stadt geführt und verbrannt. Die Leiche Sten Stures und die eines zarten Kindes desselben wurden ausgegraben und auf den Scheiterhaufen geworfen.

Christian II., König von Dänemark und Norwegen.
Nach einem alten Kupferstich.

Auch in Finnland wurden die Häupter der Stureschen Partei, darunter 80jährige Männer, hingerichtet. Auf der Rückreise des Königs nach Dänemark wurde noch manche

Hinrichtung vollzogen. Mehr als 600 Personen waren getötet, bevor Christian die schwedische Grenze überschritt.

Christian hatte in dem **„Stockholmer Blutbad"** die Adelspartei empfindlich getroffen. Aber sein gefährlichster Gegner war ihm doch entgangen; dies war **Gustav Wasa**, der eigentlich Gustav Erichson hieß; den Namen „Wasa" erhielt er von dem in seinem Wappen befindlichen Bündel oder Garbe (Wase). Am 12. Mai 1496 als der Sohn eines Reichsrats geboren, wurde er in dem Hause seines mütterlichen Großoheims, des Reichsverwesers Sten Sture des Aelteren, erzogen und zeigte schon als Knabe viel Mut, Geist und Willenskraft. Im Jahre 1509 kam er nach Upsala und besuchte daselbst die gewöhnliche Schule, später kurze Zeit die Universität. Bald vertauschte er die wissenschaftlichen Studien mit dem Kriegsdienst und nahm unter den Fahnen des jüngeren Sture an den blutigen Fehden gegen den Erzbischof Trolle rühmlichen Anteil. In der Schlacht bei Brännkyrka trug er das schwedische Hauptbanner. Um Zeit zu gewinnen, eröffnete König Christian 1518 Friedensunterhandlungen und versprach, selbst nach Stockholm zu kommen, wenn Sture ihm sechs vornehme Geiseln stelle. Dieser schickte sie ihm zu, unter ihnen auch Gustav Wasa. Aber Christian kam nicht nach Stockholm, ließ die Geiseln verhaften und nach Dänemark bringen.

Dort wurde Gustav einem Verwandten, Namens Erich Baner, der im nördlichen Jütland das Schloß Kallö bewohnte, zur Verwahrung übergeben. Da er von des Königs Kriegsrüstungen gegen Schweden hörte, entfloh er nach einjährigem Aufenthalt. Als Ochsentreiber verkleidet entwich er eines Tages in der Morgendämmerung und legte gleich am ersten Tage sechs Meilen zurück. In Flensburg schloß er sich an deutsche Viehhändler an, die jütische Ochsen nach Deutschland trieben, und kam in ihrer Gesellschaft im September 1519 in Lübeck an. Sofort begab er sich in das Stadthaus, gab seinen Namen an und bat den Rat, ihm seinen Schutz nicht zu versagen und seinem Vaterlande gegen Christian beizustehen.

Da Lübeck seine Seeherrschaft und seinen Handel durch die Wiederherstellung der kalmarischen Union bedroht sah, so fand Gustav, der Schweden von Dänemark ganz loszureißen beabsichtigte, bei dem Bürgermeister Niklas Broms eine sehr günstige Aufnahme. Vergebens forderte Erich Baner,

der ihm nachgereist war, seine Auslieferung. Die Lübecker gewährten ihm fast acht Monate lang Schutz und brachten ihn dann (Mai 1520) auf einem Kauffahrteischiff in sein Vaterland zurück.

Nach vergeblichem Versuch, die deutsche Besatzung von Kalmar auf seine Seite zu bringen, flüchtete er sich nach Südermannland, wo sein Schwager, Joachim Brahe, auf seinem Gute Törna lebte. Diesen traf er, wie er eben im Begriffe war, zur Krönung nach Stockholm zu reisen. Gustav beschwor ihn, nicht dahin zu gehen, richtete aber nichts aus und mußte Brahe in sein Verderben ziehen lassen. Er selbst hielt sich nun einige Zeit auf seinem väterlichen Gute Räfsnäs verborgen. Während er hier verweilte, erhielt er durch einen alten Diener seines Schwagers die Nachricht von dem Stockholmer Blutbade, bei dem dieser, sein Vater und andere seiner Verwandten den Tod gefunden hatten. Auf Gustavs Kopf war ein Preis gesetzt; wer ihm Zuflucht gewährte, wurde mit dem Tode bedroht; dänische Soldaten waren schon nach Südermannland abgeschickt, um ihn festzunehmen. Daher floh er an die norwegische Grenze zu dem durch seine Sitteneinfachheit, Ehrlichkeit und Freiheitsliebe ausgezeichneten Stamm der Dalekarlier (Thalmänner). Er hoffte diese kräftigen Gebirgskinder durch die Schilderung der Grausamkeiten Christians zu einer bewaffneten Erhebung zu vermögen und an ihrer Spitze und mit Lübecks Beistand die Dänen wieder über den Sund zurückzujagen.

Monatelang irrte er nun in diesem Lande mit seinen düsteren Wäldern und dunklen Seen umher, verfolgt von den Häschern des Dänenkönigs, aber immer wieder gerettet durch die Treue der wackeren Bergbewohner. Die mannigfachen Abenteuer, die ihm während dieser Zeit widerfuhren, leben heute noch in der Erinnerung des schwedischen Volkes fort. In Falun verdingte er sich als Knecht und schwang gleich den anderen den Dreschflegel, um seinen Verfolgern zu entgehen. Auf dem Edelhofe des reichen Bergmanns Arendt Persson, mit dem er in Upsala auf der Schule zusammen gewesen war, rettete ihn der Edelmut der Hausfrau, die ihm Pferd, Schlitten und einen Wegweiser gab und so ihren Mann beschämte, der — trotz der Jugendfreundschaft den Dank des Dänenkönigs hatte verdienen wollen. Als er acht Tage bei dem wackeren Prediger Jon in Swärdsiö sich verborgen hatte, entkam er zu dem Kronschützen Sven Elfsson

nach Isala. Aber die dänischen Häscher, die dem Flüchtling immer auf den Fersen waren, erschienen plötzlich in Elfssons Stube und fragten ihn, ob er nichts von dem geächteten Gustav Erichsson wisse. Dieser stand daneben am Feuer. Da sprang das Weib, die Gefahr ahnend, ins Zimmer, ging zornig auf Gustav zu, schalt ihn einen faulen Knecht, der nichts arbeiten, sondern hinstehen, zuhorchen und sich wärmen wolle, gab ihm mit den Besen ein paar tüchtige Schläge und jagte ihn zu den andern Arbeitern hinaus. In solcher Erniedrigung vermuteten die Soldaten keinen Gustav Erichsson und entfernten sich. Doch seines Bleibens war nun hier nicht mehr. Elfsson beschloß, ihn zu seinen Freunden nach Marnäs zu bringen, die ihn im Walde verborgen halten konnten. Da die ganze Gegend von umherstreifenden Dänen voll war, so war die Schwierigkeit des Fortführens groß. Daher legte ihn Elfsson auf einen Wagen, bedeckte ihn mit Stroh und fuhr weiter. Unterwegs begegneten ihm dänische Soldaten, die fragten, was er auf dem Wagen habe. „Stroh," war die Antwort. „Sonst nichts?" fragten sie weiter. „Nichts," erwiderte Elfsson und wollte fortfahren. Die mißtrauischen Dänen hielten ihn zurück und durchstachen mit ihren Spießen das Stroh nach allen Richtungen. Sie fanden nichts Verdächtiges und eilten weiter. Elfsson aber bemerkte mit Schrecken, daß sein Wagen Blutspuren im Schnee zurücklasse. Rasch schnitt er sein Pferd in den Fuß, um die Aufmerksamkeit vom Wagen abzulenken, und kam glücklich in Marnäs an, wo es sich zeigte, daß Gustav einen tiefen Schnitt ins Bein erhalten hatte. Drei Tage lag er im Walde, unter einer umgestürzten Tanne verborgen, und die Bauern brachten ihm Speise. Bald darauf gesellte sich ein Jüte, Namens Rasmus, der früher unter Sten Sture gedient hatte, zu ihm, und beide überfielen einen der eifrigsten Häscher des Königs, den Untervogt Nils von Dalekarlien, und schlugen ihn tot.

Bei der Kirche zu Rättwik und nachher bei Mora redete Gustav zuerst zum Volke, sprach von dem tyrannischen Regiment der Ausländer und forderte die dortigen Bauern auf, ihren Vorfahren gleich, sich als Männer zu zeigen und die Sklaverei des Vaterlandes nicht zu dulden. Aber seine Worte schlugen so wenig ein, daß er die Hoffnung aufgab, die Bauern zum Aufruhr zu entflammen, und daß er Ende November 1520 über die Wildnisse des Gebirges nach Nor-

wegen zu flüchten beschloß. Da kam gegen Neujahr 1521 ein wackerer Kriegsmann, der mit Gustav unter Sten Sture gedient hatte, Lars Olofsson, und bald darauf ein Edelmann aus Upland, Jon Michelsson, nach Mora. Letzterer hatte in Stockholm das Blutbad selbst mit angesehen. Beide entwarfen in einer Versammlung der Bauern ein lebendiges Bild jener gräßlichen Scenen, verkündigten ihnen, daß der König eine Reise durch das ganze Land machen, auf jedem Lehnhof Galgen und Rad errichten, den widerspenstigen Bauern einen Arm und ein Bein abhauen lassen, den Unverstümmelten keine Waffe als einen Stock übrig lassen und zur Unterhaltung der Kriegsleute eine neue Steuer ausschreiben werde. Die Bauern jammerten, daß sie so thöricht gewesen seien, Gustav Erichsson fortzuschicken. Kaum hörten die beiden Gäste diesen Namen, so sagten sie, einen solchen Mann hätten jene nicht von sich lassen sollen; das sei der rechte Mann, um von ihnen und von ganz Schweden das Unglück abzuwenden. Schnell sandten die Dalekarlier Schneeschuhläufer aus, um Gustav nachzueilen. Sie trafen ihn im Dorfe Säln auf dem Wege nach Norwegen und führten ihn als den von Gott gesandten Retter nach Mora zurück. Dort ernannten ihn die angesehensten Bauern von Dalekarlien zum „Herrn und Hauptmann ihrer und der Gemeinen des schwedischen Reiches". Sechzehn tüchtige Männer wurden ihm als Leibwache beigegeben, einige hundert andere erklärten sich bereit, ihm zu folgen. Mit diesen zog er nach Falun, nahm den dortigen Bergvogt gefangen,

Gustav Wasa.
Nach einem Gemälde im Schlosse Gripsholm.

machte reiche Beute an dem Steuergeld der Krone und an den Waren dänischer Kaufleute und verteilte alles unter seine Leute. Dies wirkte sehr verlockend; bald stand Gustav an der Spitze von 1500 Mann.

Während er die Bewohner von Helsingland und Gestrikland zu den Waffen rief, errangen seine Leute unter Anführung des angesehenen Bergmannes Peter Svensson an der Dalelbe bei Brunnbäcks Fähre einen glänzenden Sieg über 6000 Reiter und Fußgänger, die der Erzbischof Trolle und andere Dänenfreunde ihnen entgegengeschickt hatten.

Gustav sammelte seine Leute bei Hedemora, übte sie in den Waffen und gewöhnte sie an Kriegszucht. Von Schießgewehren wußten sie nichts; Axt, Bogen, Picke, Schleuder, womit allenfalls auch glühendes Eisen fortgeworfen wurde, waren ihre einzigen Waffen. Gustav lehrte sie zweckmäßigere Waffen schmieden und gab ihnen als Waffe gegen die Reiterei Spieße, die vier bis fünf Fuß länger waren als gewöhnlich. Dann erließ er eine förmliche Kriegserklärung gegen den Tyrannen Christian und zog, sein Heer immer mehr verstärkend, gegen Westeräs, dessen Schloß von dem vormaligen Barbiergesellen Slaghök befehligt wurde, der, als es schlimm stand, das Weite suchte. Die Dänen wurden bei Westeräs geschlagen, die Stadt erobert.

Diese Siege brachten immer neue Scharen unter seine Fahnen. Er konnte nun seine Streitmacht teilen und mehrere Schlösser einschließen. Upsala wurde erobert und im Juni 1521 die Belagerung von Stockholm begonnen. Sie dauerte volle zwei Jahre, da das Bauernheer der kriegsgeübten Besatzung nicht gewachsen war und der dänische Admiral Severin Norby mit seiner Flotte den Zugang zur See beherrschte und die Stadt mit Kriegsbedürfnissen und Lebensmitteln versorgte.

Inzwischen berief Gustav einen Reichstag nach Wadstena und forderte zu entschiedener Teilnahme an dem Befreiungswerke auf. Alle zollten ihm Beifall und drangen in ihn, die Krone von Schweden anzunehmen. „Laßt uns erst die Dänen stürzen!“ sagte der bescheidene Mann; „wenn uns das gelungen ist, können wir einen würdigen Beherrscher wählen.“ Darauf wurde er zum Reichsverweser ernannt, und alle schwuren ihm Treue und Gehorsam.

Die Belagerung nahm erst dann einen günstigen Fortgang, als die Lübecker, die sich ihre Hilfe durch bedeutende

Handelszugeständnisse bezahlen ließen, zehn Schiffe mit Kriegsbedürfnissen und 900 Mann Landtruppen schickten. Die Stadt wurde jetzt von allen Seiten eingeschlossen, hielt sich aber trotz der zunehmenden Hungersnot noch mehrere Monate, bis die Nachricht kam, daß Christian durch eine Revolution aus Kopenhagen vertrieben und nach Holland entflohen sei. Nun erst ergab sich die Besatzung gegen die Bedingung freien Abzugs. Am 23. Juni 1523 hielt Gustav seinen Einzug in

Rathaus von Lübeck.

Stockholm, nachdem er am 7. Juni auf dem Reichstage zu Strengnäs von den Ständen zum König erwählt worden war.

Sein Gegner **Christian II.**, der während der Belagerung Stockholms Gustavs Mutter und zwei Schwestern in ein abscheuliches Gefängnis hatte werfen und darin ermorden lassen, erhielt die Strafe für seine Schandthaten. Die katholischen Bischöfe von Dänemark sahen sich durch seine Neigung zur Reformation in ihrer Macht und in ihren Einkünften bedroht; den Adel hatte er durch Entziehung wichtiger Vorrechte erbittert. Der Adel von Jütland erhob sich daher, von Lübeck unterstützt, 1523 gegen ihn, erklärte ihn für abgesetzt und wählte Christians Oheim, den Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein, zum König. Da Christian

kein Geld und keine Truppen hatte, so sah er sich genötigt, mit seiner Gemahlin, seinen Kindern, seinen Schätzen und mit der vor der Wut des Volkes in einer Kiste wohlverwahrten Frau Siegbrit zu Schiffe zu gehen und am 13. April 1523, angesichts der Volksmenge von Kopenhagen, nach Holland abzusegeln. Mehrere Jahre darauf, im Jahre 1531, landete er, von seinem Schwager, dem Kaiser Karl V., unterstützt und mit dem Papste wieder versöhnt, mit zwanzig Schiffen in Norwegen (9. November), um von hier aus Dänemark und Schweden wieder zu erobern. Aber er fiel in dänische Gefangenschaft und wurde auf das ausdrückliche Verlangen des Adels sein ganzes Leben lang festgehalten. Auf der Insel Alsen war er in einem Turme des Schlosses von Sonderburg in eine gewölbte Kammer eingesperrt, deren Oeffnungen alle vermauert waren, mit Ausnahme der einzigen, durch die man ihm die Speisen reichte. Siebzehn Jahre brachte er hier zu ohne alle menschliche Gesellschaft, außer der eines norwegischen Zwerges. Erst im Jahre 1549 wurde er auf die Verwendung des Kaisers in das Schloß Kallundborg gebracht, wo er fürstlichen Unterhalt und die Erlaubnis, zu jagen, erhielt. Noch zehn Jahre lebte er hier; seine Kräfte waren gebrochen, und was noch übrig war, ging in dem unmäßigen Genusse italienischer Weine vollends zu Grunde. Von Wahnsinn ergriffen, von den Furien des Stockholmer Blutbades verfolgt, starb er am 25. Januar 1559.

Friedrich I. (1523—1533), welcher der Reformation zugeneigt war, mußte bei ihrer Einführung vorsichtig verfahren, weil er vor der Huldigung der dänischen Stände den Bischöfen ihre Vorrechte zugestanden hatte. Da aber das Volk zur neuen Lehre hinneigte, so setzte er 1527 auf dem Reichstag zu Odense wenigstens durch, daß den Protestanten bürgerliche Rechtsgleichheit mit den Katholiken gewährt, die Priesterehe zugestanden und die Ernennung der Bischöfe nicht mehr dem Papste, sondern dem König überlassen wurde. Friedrichs Sohn, **Christian III.** (1534—1559), hatte nach seines Vaters Tode, bevor er den Thron bestieg, Kämpfe mit der katholischen Partei und mit den Lübeckern zu bestehen, die unter Führung ihres Bürgermeisters Georg (Jürgen) Wullenweber und des Stadthauptmanns Markus Mejer die inneren Konflikte in Dänemark benutzen wollten, um die Herrschaft über die Ostsee und über Dänemark sich wieder zu verschaffen, zu welchem Zwecke der über die lübeckischen Truppen

gesetzte Christoph von Oldenburg in Dänemark einfiel. Aber der dänische Reichsrat ließ, um nicht der Fremdherrschaft zu verfallen, die religiösen Streitigkeiten beiseite und wählte Christian zum König. Von Gustav Wasa unterstützt, gewann Christian III. 1536 die Oberhand über seine Feinde. In Lübeck wurde die von Wullenweber aufgehobene patrizische Verfassung wiederhergestellt, dieser seines Amtes entsetzt und 1537 widerrechtlich hingerichtet, ein Schicksal, das schon im Jahre vorher Mejer durch die Dänen erlitten hatte.

Sobald Christian III. im ruhigen Besitze des Thrones war, führte er die Reformation in Dänemark ein. Sämtliche Bischöfe wurden auf seinen Befehl am gleichen Tage verhaftet und nicht eher freigelassen, als bis sie versprochen hatten, auf ihre Würde zu verzichten und sich der Reformation nicht mehr zu widersetzen. Der in Kopenhagen 1536 ohne die Bischöfe abgehaltene Reichstag bestätigte die Abschaffung der bischöflichen Gewalt und hob die politischen Rechte der Kirche auf, deren Güter der Krone und dem Adel zufielen. Da der Adel auch noch seine früheren, bedeutenden Vorrechte zurückerhielt, so hatte er den Hauptgewinn von der Einführung der Reformation; das Königtum verlor an Macht und der Bauernstand verfiel gänzlicher Leibeigenschaft. Der Freund und Amtsgenosse Luthers, Johann Bugenhagen, wurde nach Kopenhagen berufen und arbeitete für Dänemark eine neue Kirchenordnung aus, nach welcher die Kirche von der Regierung abhängig war und die evangelischen Superintendenten den Titel „Bischöfe“ erhielten.

Karl IX., König von Schweden.
Nach einem Gemälde im Schlosse Gripsholm.

Auch in **Norwegen,** das mit Dänemark verbunden blieb, und in Island wurde die Reformation eingeführt. Christians III. Nachfolger waren Friedrich II. (1559—1588), Christian IV. (1588—1648) und Friedrich III. (1648—1670). Unter diesen Königen, von denen der erstgenannte durch Annahme des Wappens von Schweden in einen Krieg mit diesem Lande verwickelt wurde, dem der Stettiner Friede 1570 ein Ende machte, hob sich die Industrie, der Handel und der Wohlstand des Landes.

Die **Reformation** fand auch in **Schweden** unter Gustav Wasa Eingang. Der lutherischen Lehre zugethan, ließ er die Brüder Olaus und Laurentius Petri (Peterson), die Luthers Zuhörer in Wittenberg gewesen waren, als evangelische Prediger in Schweden auftreten, durch den Kanzler Laurentius Andreä (Anderson) die Bibel ins Schwedische übersetzen und eine Disputation in Upsala veranstalten, um die Uebereinstimmung der evangelischen Lehre mit der heiligen Schrift darzuthun. Die protestantische Stimmung des schwedischen Volkes war dem Könige sehr willkommen, weil er so Gelegenheit fand, die Güter der Kirche zur Erhöhung der königlichen Einkünfte zu verwenden. Dies war dringend notwendig. Während nämlich die Kirche mehr als die Hälfte des gesamten Grund und Bodens besaß, verfügte die Krone nur über 2400 Silbermark regelmäßiger Einkünfte bei 60 000 Mark regelmäßiger Ausgaben und 1 Million Schulden. Deswegen hatte auch Gustav auf dem Reichstage zu Westeräs (1527) die Absicht gehabt, die Krone niederzulegen und nur durch das inständige Bitten des Reichstags und durch dessen Eingehen auf alle seine Anträge ließ er sich zur Zurücknahme seines Entschlusses bewegen. Der Reichstag beschloß, daß die Güter der Bischöfe, der Domkirchen und Klöster ein Eigentum der Krone sein, dem Adel diejenigen Güter, die seit 1453 aus den Händen des Adels in die der Kirche übergegangen waren, zurückgegeben werden und alle Schweden das reine Wort Gottes wert achten sollten. Auf diesen Beschluß hin wurde die Reformation in ganz Schweden eingeführt, die Kirchengüter eingezogen, die Bischöfe, welche Reichsstände blieben, unter die ausschließliche Gewalt des Königs gestellt. Gustav hob nach und nach die Handelsvorrechte der Lübecker auf, belegte die hanseatischen Waren mit Eingangszöllen und förderte dadurch das Gewerbe, die Industrie und den Handel seines Landes. Seine Verdienste fanden eine so allgemeine

Anerkennung, daß die Reichsstände 1544 die Krone von Schweden, die bisher durch Wahl verliehen wurde, für erblich in dem Mannsstamm des Hauses Wasa erklärten.

Vor seinem Tode (29. September 1560) traf er die für das Land sehr ungünstige Maßregel, daß er seinen drei Söhnen zweiter Ehe ganze Fürstentümer unter der Oberhoheit seines ältesten Sohnes, Erich, dem die Krone zufiel, einräumte. Johann erhielt Finnland, Magnus Ostgotland, Karl Südermanland.

Erich XIV. (1560—1569), der in einem Kriege mit Rußland und Polen Esthland eroberte, ermordete mehrere Mitglieder der Familie Sture mit eigener Hand und verübte andere Grausamkeiten. Da vor ihm niemand seines Lebens mehr sicher war, so ließen seine Brüder Johann und Karl ihn als einen Wahnsinnigen festnehmen, des Thrones berauben (1. Januar 1569) und in das Gefängnis bringen, wo er auf Veranstaltung Johanns an Gift starb (1577).

Sigismund III., König von Polen und Schweden.
Nach einem alten Kupferstich.

Johann III. (1569 bis 1592) schloß mit Dänemark den oben erwähnten Stettiner Frieden und befestigte in einem Kriege mit Rußland die schwedische Herrschaft über die Ostsee, veranlaßte aber durch seine Neigung zum Katholizismus große Verwirrung im Lande. Seine katholische Gemahlin, eine polnische Prinzessin, und der Jesuit Possevino übten solchen Einfluß auf ihn aus, daß er selbst zum Katholizismus übertrat, seinen Sohn Sigismund katholisch erziehen ließ und eine vollständige kirchliche Restauration in Schweden beabsichtigte. Aber seine zweite Gemahlin, eine schwedische Protestantin, brachte ihn dazu, wieder zur evangelischen Lehre zurückzukehren und die Vertreibung der Jesuiten zu beschließen.

Johanns III. Sohn und Nachfolger, der katholische **Johann Sigismund**, war als der Sohn einer jagellonischen

Prinzessin schon seit 1587 Wahlkönig von Polen, so daß jetzt (von 1592 an) Schweden mit Polen durch Personalunion verbunden war. Es war vorauszusehen, daß der von Jesuiten erzogene Sigismund den Protestantismus in Schweden aufs bitterste bekämpfen werde. So erhob sich also im Nordosten von Europa derselbe Kampf zwischen den zwei Weltanschauungen, der wenige Jahre zuvor im Nordwesten entschieden worden war. Und wenn die Gegenreformation in Schweden gesiegt hätte, so wäre die Rückwirkung auf Deutschland nicht ausgeblieben. Große Interessen standen also auf dem Spiele. — Das Haupt der protestantischen und zugleich nationalen Partei in Schweden war Karl (IX.) von Südermanland, der jüngste von den Söhnen Gustav Wasas. Dieser wurde nun auf dem Reichstage zu Upsala (1593) zum Reichsverweser bestellt für die Zeit, da sein Bruder Sigismund außer Landes sei. Derselbe Reichstag erklärte auch die evangelische Kirchenlehre zur Staatsreligion und verlangte von Sigismund die Bestätigung dieses Beschlusses. Er kam, unterschrieb die Urkunde, ließ sich zum König von Schweden krönen, aber nur um alsbald wieder in sein anderes Reich, nach Polen, zurückzukehren (1594). Das war der Anfang vom Ende der polnisch-schwedischen Personalunion. Denn 1595 erklärte der schwedische Reichstag die lutherische Religion für die allein geduldete und ernannte Karl (IX.) zum „Gubernator". 1597 begann der offene Krieg der beiden Länder. 1598 (25. September) wurde der katholische Sigismund bei Stangebro von seinem Oheim geschlagen, worauf der schwedische Reichstag ihm 1599 erklären ließ, er solle entweder dem katholischen Glauben entsagen und sein Erbreich in eigener Person regieren, oder seinen vierjährigen Sohn Wladislaw nach Schweden schicken, damit er dort in der Landesreligion erzogen und unterrichtet werden könne. Da Sigismund keines von beiden that, so wurde von den Reichsständen 1604 dem Herzog Karl und seinen Nachkommen die Krone übertragen, zugleich aber auch bestimmt, daß der König dem lutherischen Bekenntnisse angehören müsse. **Karl IX.** (1604—1611) befestigte die lutherische Kirche, führte einen glücklichen Krieg mit Polen und starb während eines Krieges mit Dänemark (30. Oktober 1611).

So war der Gegenreformation auch in diesem Teile von Europa Halt geboten; die skandinavischen Reiche blieben der Reformation erhalten. Das war von Bedeutung für die

Zukunft. Ein Menschenalter später zogen der König von Dänemark und der König von Schweden aus, um den in Todeskämpfen liegenden deutschen Protestantismus zu retten.

In **Polen** fand die Reformation keinen günstigen Boden. Der Adel, der nur auf Vermehrung seiner Macht und seiner Vorrechte bedacht war, hatte wenig Interesse dafür, und das gedrückte Volk befand sich noch in einem solchen Zustand von Barbarei, daß es der evangelischen Lehre weder Neigung noch Verständnis entgegenbrachte. Unter dem König Sigismund August II. (1548—1572), der in religiösen Dingen sich sehr duldsam zeigte, kamen Mitglieder verschiedener Konfessionen und Sekten nach Polen und fanden dort günstige Aufnahme. Lutheraner, Reformierte, böhmische Brüder (Reste der alten Hussiten) und Socinianer (Anhänger der beiden Italiener Lälius und Faustus Socinus, welche die Lehre von der Gottheit Christi und von der Dreieinigkeit verwarfen) gründeten Gemeinden in Polen. Diese evangelischen Glaubensgemeinschaften, mit dem gemeinschaftlichen Namen „Dissidenten" bezeichnet, vereinigten sich zwar 1570 auf der Synode zu Sandomir durch sehr unbestimmte Fassung der Lehrbegriffe zu einem gemeinschaftlichen Glaubensbekenntnis, hatten aber doch meist Streit miteinander und verloren dadurch an Ansehen und Anziehungskraft.

Nachdem schon unter Sigismund I. (1506—1548) Masovien nach dem Aussterben des Piastischen Stammes der Herzöge dieses Landes an Polen gefallen und durch den Krakauer Vertrag von 1525 der Hochmeister des Deutschherrenordens, Markgraf Albrecht von Brandenburg, erblicher Herzog von Preußen unter polnischer Oberhoheit geworden war, wurde unter Sigismund II. der protestantische Heermeister der Schwertritter, Gotthard Ketteler, erblicher Herzog von Kurland, unter Ueberlassung Livlands an Polen und Anerkennung der polnischen Lehenshoheit (1561).

Mit Sigismund II. starb 1572 der Mannsstamm der Jagellonen in Polen aus. Nach langen Wahlkämpfen, in denen die katholischen Mächte und die Türken durch Bestechungen und Versprechungen die Stimmen des Adels für ihre Kandidaten zu gewinnen suchten, gelang es endlich 1573 dem französischen Gesandten, den Prinzen Heinrich von Anjou, den Bruder des Königs Karl IX. von Frankreich, auf den polnischen Thron zu bringen, nachdem er in seiner Wahlkapitulation trotz seiner Teilnahme an der Bartholomäus-

nacht die Religionsfreiheit und Rechtsgleichheit für alle Parteien (wobei aber gemäß dem vor der Wahl abgeschlossenen Religionsfrieden die Bistümer und Kirchenpfründen in den Händen der Katholiken bleiben sollten) und die Vorrechte des Adels bestätigt hatte. Aber das Königtum des Franzosen dauerte kaum ein Jahr. Auf die Nachricht vom Tode seines Bruders verließ er wie ein Flüchtling Krakau (17. Juli 1574), um die Krone von Polen mit der schöneren von Frankreich zu vertauschen. Nunmehr wurde Stephan Bathory, Fürst von Siebenbürgen (1575—1587), zum König von Polen gewählt. Dieser führte einen glücklichen Krieg mit den Russen und zwang sie 1582 zur Herausgabe der von ihnen besetzten Teile von Livland. Die Erwählung des schwedischen Prinzen Sigismund III. (1587—1632) verwickelte, wie wir gesehen haben, Polen in einen unrühmlichen Krieg mit Schweden. Seine Vorliebe für den jesuitischen Katholizismus rief in Polen einen Aufstand hervor, an dessen Spitze Fürst Johann Radziwill stand. Bereits war ein Reichstag zur Wahl eines neuen Königs ausgeschrieben, als die Niederlage der Aufständischen bei Radom (1607) den Frieden herbeiführte. Auch führte Sigismund von 1610—1618 Krieg mit Rußland, eroberte Moskau und zwang die Russen zur Abtretung großer Bezirke, mußte aber in dem mit Schweden neu ausgebrochenen Kriege Livland an dieses abtreten. Den von den russischen Großen gemachten Vorschlag, Sigismunds Sohn, Wladislaw, zum russischen Zar zu wählen, nahm Sigismund aus konfessionellen und politischen Bedenklichkeiten nicht an. Die südlichen Teile Polens wurden in einem Kriege mit den Türken furchtbar verheert. Bei diesen fortwährenden Kriegen und inneren Unruhen konnte die Kultur des Landes nicht gedeihen und der materielle Wohlstand nicht gefördert werden. Und diese Regierung mußte fast ein halbes Jahrhundert lang getragen werden!

Im Königreich **Ungarn** fand sowohl die lutherische als die calvinische Konfession, jene hauptsächlich bei den Deutschen, diese bei den Magyaren, Eingang, und König Ferdinand, der um den Besitz der ungarischen Krone mit Gegenkönigen und mit Türken zu kämpfen hatte, war nicht in der Lage, zu den politischen Zwistigkeiten auch noch konfessionelle hervorrufen zu wollen. Er mußte daher dem Adel und den Städten Religionsfreiheit und andere Rechte einräumen, die unter seinem Sohne Maximilian II. noch erweitert wurden. Die

deutschen (sächsischen) Gemeinden in Siebenbürgen nahmen 1544 die Augsburger Konfession an, und auf dem Landtag von Klausenburg (1555) wurde ihnen volle Religionsfreiheit gewährt. Diese mußte aber von dem siebenbürgischen Fürsten Stephan Bocskai gegen den unduldsamen Kaiser Rudolf II. mit den Waffen verteidigt werden, worauf im Wiener Frieden von 1606 den Anhängern der Augsburger und der Helvetischen Konfession in Ungarn und Siebenbürgen die Religions- und Kultusfreiheit bestätigt wurde.

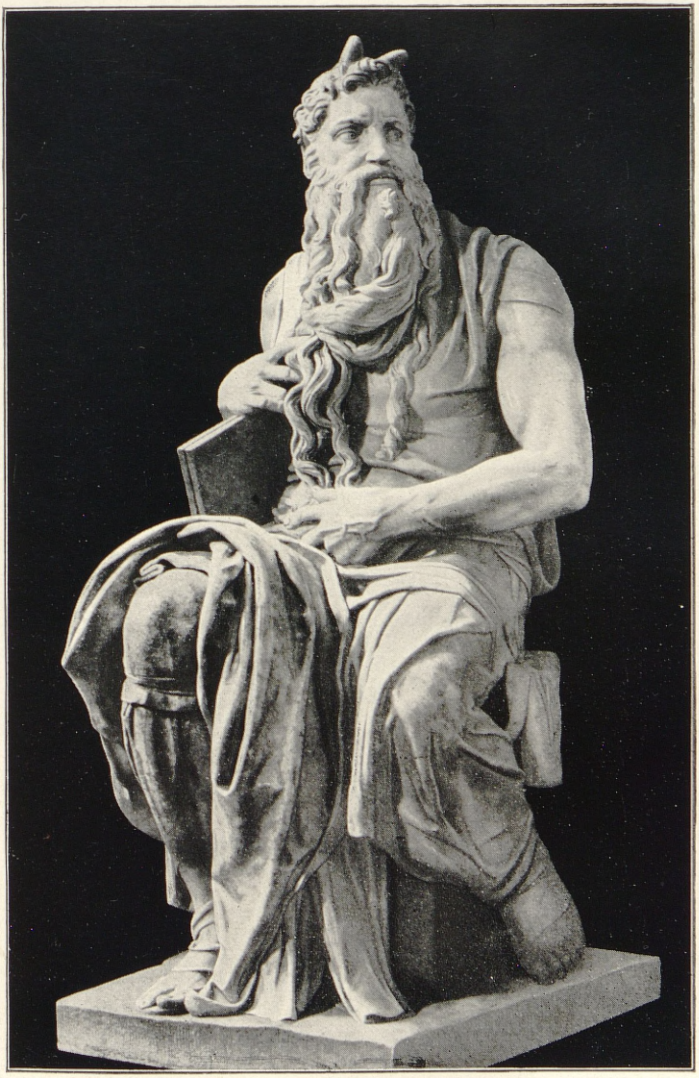
Geistiges Leben der europäischen Völker im Zeitalter der Renaissance und Reformation.

Das 16. Jahrhundert erhält sein Gepräge durch zwei große geistige Strömungen, **Renaissance und Reformation.** Beide sind innerlich verwandt, sofern sie gegen denselben Feind und für dasselbe Ziel kämpften. Dieser Feind war die mittelalterlich-päpstliche Weltanschauung, die den einzelnen Menschen in der Masse der Gleichen verschwinden läßt und sein Denken in Fesseln schlägt; dieses Ziel war die Freiheit der Persönlichkeit, die sich ungehemmt und harmonisch entwickeln, die auf sich selbst gestellt sein will, selbst thätig und selbst verantwortlich. Sie sind aber grundverschieden, sofern die Reformation diesen Kampf auf dem wichtigsten Lebensgebiete unternimmt, dem sittlich-religiösen, die Renaissance auf dem von Kunst und Wissenschaft. Die ältere der beiden Bewegungen hat der jüngeren, der Reformation, den Weg bereitet und vorgearbeitet; trotzdem gingen sie anfangs neben einander her, ohne sich zu berühren; nur für kurze Zeit trat eine Annäherung und Verbindung ein; dann trennten sich ihre Wege und die schwächere, die Renaissance, wurde von der stärkeren immer mehr in den Hintergrund gedrängt.

Die Renaissance („Wiedergeburt") ist die größte That des italienischen Volkes, das dadurch für ein Jahrhundert die geistige Führung in Europa übernahm. Man versteht unter Renaissance im weiteren Sinne die ganze von Italien ausgehende Kulturbewegung, die sich zu den Lebens- und Bildungsidealen des Mittelalters in Widerspruch setzt und eine neue Zeit heraufführt, in der die einzelne Persönlichkeit als solche zu ihrem Rechte kommt. Sie hat sich schöpferisch und fruchtbar vor allem auf dem Gebiete von Kunst und

Wissenschaft erwiesen; die neue Richtung in der Kunst, die wertvolle Anregungen dem Altertum entnahm, heißt *Renaissance im engeren Sinne*; die von demselben Geiste getragene neue Richtung in der Wissenschaft heißt *Humanismus*. Mit diesem Worte soll ausgedrückt werden, daß man gegenüber der Einseitigkeit und Unfreiheit des mittelalterlichen Denkens zu einer allgemein „menschlichen" Bildung zu gelangen suchte; denn das sittliche Ideal der Renaissance war „*Humanität*", d. h. allseitige Ausbildung der im Menschen liegenden Kräfte und Fähigkeiten, vollkommene Entwickelung des Menschlichen im Menschen. Dieses Ziel suchte der Humanismus dadurch zu erreichen, daß er der Zeitbildung eine neue Grundlage gab, nämlich das Studium des griechisch-römischen Altertums. In den Griechen und Römern sah man die ewig gültigen Muster menschlicher Vollkommenheit, die man nur nachzueifern habe. So tauschte man für die Auktorität der Kirche die des klassischen Altertums ein. Doch blieb die Renaissance nicht beschränkt auf eine Wiedergeburt der klassischen Studien, sondern sie reifte sich aus zu einer Umwandlung des gesamten Denkens und Fühlens der Zeit, zu einer Weltkultur, die nur in einzelnen Punkten eine Annäherung an das Altertum zeigt. An die Stelle des Christentums trat die Humanität, an die Stelle des Uebernatürlichen und Uebermenschlichen das Natürliche und Menschliche, an die Stelle der Weltflucht, wie sie das Mittelalter gepriesen hatte, eine Weltfreude, die sich bis zur ungestümen Genußsucht steigerte. Man wollte all das Schöne, das diese Erde bietet, auskosten, ohne sich um die Lehren der Kirche zu kümmern, die die Erde für ein Jammerthal erklärte. Der neuen Bewegung hafteten große Schattenseiten an. Aus der Beschäftigung mit der Antike kam ein heidnischer Zug in die neue Bildung. Wohl war dieses moderne Heidentum hochgebildet, geistvoll, schöpferisch; aber es führte zur vollkommenen Irreligiosität, zu einer Zuchtlosigkeit und Sittenlosigkeit, die nur noch brutalen Sinnengenuß kannte und alle Kreise ergriff. Der katholische Klerus bis zum Papste hinauf beteiligte sich wie an den heidnischen Studien so an dem sittenlosen Leben.

Dreimal hat Rom die Welt erobert, durch seine Legionare, durch seine Missionare und durch seine Künstler. Diese letzte Eroberung ist das Werk der Renaissance. Was diese auf dem Gebiete der Kunst geschaffen hat, das ist eine beispiellose



Alinari phot.

Moſes.

Nach der Statue von Michelangelo in der Peterskirche zu Rom.

Blüte auf allen Gebieten künstlerischer Bethätigung. Das Gemeinsame dieser Kunstschöpfungen ist der **Renaissancestil.** Auch dieser ist nicht ausschließlich, ja nicht einmal in erster Linie Nachahmung des antiken Stils. Durch bloße Nachahmung eines anderen Stils kann überhaupt keine Kunst groß werden; dazu ist vor allem nötig, daß der Künstler die Natur mit selbständigem Auge anschaut und rücksichtslos wiedergibt, um so seinen Werken etwas von der Macht der Wirklichkeit zu verleihen. Auch die Renaissance verdankt ihre Größe vor allem der Wiedererweckung des Naturgefühls und Natur-

Das heilige Abendmahl.

Gemälde von Lionardo da Vinci im Kloster S. Maria delle Grazie zu Mailand. (Nach einem Stich der Verlagsfirma Stiefvold & Cie in Berlin.)

studiums. Aus dem Altertum entnahm man die Schönheit und Klarheit der Verhältnisse, die Einfachheit der Zeichnung und einzelne Bauformen (Kuppel, Säule, Gesims u. s. w.). Diese Formensprache verwendete man alsdann, um die Fülle neuer Gedanken und Stimmungen zu einem schönheitsvollen Ausdruck zu bringen.

Die Kunstgeschichte unterscheidet Frührenaissance (15. Jahrhundert), Hochrenaissance (1500—1580) und Spätrenaissance (bis Anfang des 17. Jahrhunderts). Die Frührenaissance, das sogenannte Quatrocento, ist die Zeit des Uebergangs von der Gotik zum neuen Stil; ihr Hauptsitz ist Florenz, ihr Hauptwerk der Dom zu Florenz mit der großen Kuppel, ihre Hauptvertreter Brunelleschi, Donatello, Ghiberti. Die Hochrenaissance, das Cinquecento, hat ihre höchste Blüte in Rom erreicht, wo die kunstliebenden Renaissance-Päpste

(Julius II. 1503—1513, der Mediceer Leo X. 1513—1521) den großen Meistern auch große Aufgaben stellten. Ihr gehört der Baumeister Bramante an, der den Grundriß zur Peterskirche in Rom gemacht hat. Den Reigen der Künste aber führt im Cinquecento nicht die Architektur, sondern die **Malerei**, die in ihr goldenes Zeitalter eintritt. Lionardo, Michelangelo, Rafael bilden das glänzende Dreigestirn, das eine Kunstblüte brachte, wie sie die Welt nicht zum zweitenmale gesehen hat. Lionardo da Vinci (1452—1519), Begründer der lombardischen Schule, ist so recht ein Kind der Renaissance, mit einer Vielseitigkeit ausgerüstet, wie sie nur jenes Zeitalter kannte. Er war hervorragend als Baumeister, Bildhauer, Maler, Anatom, Ingenieur, Dichter, Musiker. Er hat Festungen gebaut, Werke über Perspektive und Anatomie geschrieben, Maschinen erfunden. Er hat bei den glänzenden Festen am Hofe der Sforza die Zither gespielt und Lieder dazu gesungen, die er selbst gedichtet und in Musik gesetzt hatte. Sein Körper besaß nicht nur eine unglaubliche Kraft, sondern auch die höchste Anmut. Auf die Malerei hat er nur einen Teil seiner Zeit verwendet; trotzdem verdankt diese ihm ihre Erneuerung. Von ihm haben wir das verbreitetste und volkstümlichste aller religiösen Bilder, das Abendmahl, das er 1496—1498 für das Kloster Santa Maria delle Grazie gemalt hat, das aber infolge Feuchtigkeit längst vollständig verdorben ist. Michel Angelo Buonarotti aus Settignano (1474—1564) war ebenfalls Meister in drei Künsten. Fülle und Erhabenheit der Gedanken, unerschöpflicher Reichtum der Phantasie und eine von keinem anderen erreichte Glut der Leidenschaft stempeln ihn zu der bedeutendsten Künstlergestalt dieses Heroenzeitalters. Als Baumeister entwarf er das Modell zur Kuppel der Peterskirche; als Bildhauer schuf er die ergreifende Pietà (die Mutter Gottes hält den Leichnam ihres Sohnes im Schoße), den gewaltigen Moses (San Pietro in Vincoli in Rom) und das Grabmal der Mediceer in Florenz; als Maler schmückte er die Decke der Sixtinischen Kapelle mit Wandgemälden, die nicht nur die größte Leistung dieses Künstlers, sondern das großartigste Denkmal der Malerei aller Zeiten sind (Gestalten der Sibyllen, Propheten, Gottvaters, Adams). Im Gegensatz zu dem dämonischen Michelangelo, der uns ein Geschlecht von Uebermenschen vor die Augen stellt, ist Rafael Sanzio aus Urbino (1483

bis 1520) der Verkündiger unvergleichlicher Anmut und harmonischer Schönheit. Unter den 50 Madonnen, die er gemalt hat, steht obenan die sixtinische in Dresden, die August III. von Sachsen für 60000 Thaler gekauft hat; kaum weniger köstlich ist die Madonna della Sedia, in der Galerie Pitti zu Florenz. Die Prunkgemächer des Papstes im Vatikan, die sogenannten Stanzen, hat er mit Gemälden geschmückt, in denen sich der tiefste Gedankengehalt mit vollendeter Formschönheit zu einem wunderbaren Ganzen vereinigen (Schule von Athen, Parnaß, Heliodor, Brand im Borgo). Correggio (eigentlich Antonio Allegri aus Correggio im Modenesischen 1494—1534) hat es zuerst verstanden, seine Bilder von Licht und Luft umflossen darzustellen, so daß die Finsternis durchleuchtet und die Formen aufgelöst erscheinen; dadurch wurde er Meister des „Helldunkels". Seine „Heilige Nacht" (Dresden), seine „Himmelfahrt Mariä" (Kathedrale zu Parma) und der „Tag" zeigen einen zauberhaften Lichtglanz. — Tiziano Vecelli (1477 bis 1576) ist Hauptvertreter der venetianischen Schule, die über ihre Armut an Gedanken und idealem Inhalt hinwegzutäuschen sucht durch den höchsten Glanz der Farbe und durch den Reiz eines fröhlich-sinnlichen, üppigen Lebens, wie es die vornehmen Geschlechter des meerbeherrschenden Freistaats führen konnten und geführt haben. Auch die Werke

Pietà.

Marmorgruppe von Michelangelo in der St. Peterskirche zu Rom.

Tizians sind voll Lebensfülle und Farbenglut, ausgezeichnet namentlich durch den „Goldton". Er malte Madonnen (Himmelfahrt der Maria, sogenannte Assunta in der Akademie zu Venedig), Porträts (Karl V., bei dem er zweimal in Augsburg war, Paul III.) und Venusbilder (Venus von Urbino). Sein berühmter „Zinsgroschen" befindet sich in der Galerie zu Dresden, die vielumstrittene „Himmlische und irdische Liebe" in der Galerie Borghese in Rom.

Eine geistige Strömung von solcher Breite und Tiefe, wie die Renaissance es war, konnte unmöglich auf das Ursprungsland beschränkt bleiben. Die ganze Welt war des Mittelalters satt und so vollzog sich auch überall die Absage an das Mittelalter. Alle Kulturländer wurden von der Renaissancebewegung ergriffen, das eine früher, das andere später, das eine oberflächlicher, das andere gründlicher. Frankreich (unter Franz I.), England (unter Elisabeth), Spanien (unter Philipp III. und IV.), die Niederländer (nach dem Freiheitskampfe) — sie alle hatten ihr Renaissancezeitalter, und überall brachte dieses eine Blüte des künstlerischen und litterarischen Lebens, wobei die Formen der italienischen Renaissance mehr oder weniger mit nationalen Bestandteilen verschmolzen wurden.

Nach **Deutschland** kam die neue Bewegung ziemlich spät, etwa von 1450 ab, und in dem ernsteren Norden nahm sie alsbald auch einen ernsteren Charakter an. Die deutsche Renaissance ist — trotz der sittlichen Verirrungen einzelner — frei geblieben von der italienischen Leichtfertigkeit und Sittenlosigkeit, frei auch von der einseitigen Bewunderung der schönen Form; vielmehr nahm sie hier sofort eine Richtung auf das Praktisch-Pädagogische; sie bewirkte eine völlige **Umwälzung des Schulwesens.** Als die ersten Sendboten des Humanismus nach Deutschland kamen, da beherrschte Aristoteles, d. h. die scholastische Theologie, noch ausschließlich die Bildung der Zeit; ihre Hochburgen waren die Universitäten; wenn also der Humanismus durchdringen wollte, so mußte er diese erobern. So entbrannte bald ein heftiger Kampf der beiden Weltanschauungen um den Besitz der deutschen Hochschulen; das Ergebnis war, daß alle dem Humanismus sich öffneten. Die einzige, die der Scholastik und den Dominikanern verblieb, Köln, mußte wenigstens die neuen Studien in ihren Lehrplan aufnehmen. Zu den alten Hochschulen trat noch eine ganze Reihe neuer, denn das Bildungsbedürfnis

der Zeit wuchs ungeheuer (Leipzig 1409, Rostock 1419, Löwen 1426, Greifswalde 1456, Freiburg im Breisgau 1457,

Die sixtinische Madonna.

Gemälde von Rafael Sanzio in der Kgl. Gemäldegalerie zu Dresden. (Nach Photographie von F. u. O. Brockmann's Nachf. [R. Tamme] zu Dresden.)

Basel 1460, Ingolstadt 1472, Mainz und Tübingen 1477, Wittenberg 1505, Frankfurt a. O. 1506, Marburg 1527, Königsberg 1554, Jena 1558, Helmstädt 1576, Gießen 1607).

Kein Land in Europa hatte so viele Hochschulen wie Deutschland; in keinem war wissenschaftliche Bildung so allgemein verbreitet wie hier. Es war dies eine der wenigen günstigen Folgen der Zersplitterung und Kleinstaaterei; denn auch die Herrscher kleiner Gebiete besaßen den Ehrgeiz, eine eigene Hochschule zu haben, so Eberhard im Bart, Herzog über das kleine Württemberger Land. Zur Vorbereitung auf die Hochschulen sollten verschiedene Arten von Mittelschulen dienen, die ebenfalls neu erstanden. Berlin legte im Joachimsthal und im Grauen Kloster den Grund zu blühenden Gymnasien. Sachsen errichtete aus den Mitteln des eingezogenen Kirchengutes seine „Fürstenschulen" (Schulpforta, Grimma, St. Afra in Meißen), die die Wiege des deutschen Gymnasiums wurden und auf das gesamte Erziehungs- und Unterrichtswesen Einfluß gewannen. Württemberg erhielt durch Herzog Christoph ebenfalls aus dem eingezogenen Kirchengut 14 „Klosterschulen", welche junge Leute vom 14. bis 18. Lebensjahre für den geistlichen Beruf heranbildeten, und das „Tübinger Stift", wo sie ihre Ausbildung vom 18.—22. Jahre vollenden sollten. Alle diese Schulanstalten, dazu noch viele andere „Lateinschulen", wurden Pflanzstätten der neuen humanistischen Bildung. Im Mittelpunkt ihres Lehrplans stand das Latein, das jetzt vollends Gelehrten- und Weltsprache wurde (das Griechische kam erst durch den Neuhumanismus des 18. Jahrhunderts als ebenbürtiges Fach in die Schule herein); Lateinisch war auch die Umgangssprache von Anfang an; denn schlechtes Latein — so glaubte man damals — sei immer noch besser als gutes Deutsch. Der praeceptor Germaniae, Melanchthon, war es, der den Strom der humanistischen Bildung in die Mittelschulen hineinleitete und ihnen den Charakter gab, den sie auf Jahrhunderte hinaus bewahrt

Rafael Sanzio.
Nach einer Büste in der Pinakothek des Kapitols zu Rom.

haben. Von nun ab war es beschlossen, daß das Studium des Altertums nicht nur für gelehrte, sondern auch für allgemeine Bildung nötig sei; auf ihm baute sich jede höhere und edlere Erziehung auf. — Das war der früheren Barbarei gegenüber ein gewaltiger Fortschritt. Aber die einseitige Herrschaft des Lateinischen in den höheren Schulen hatte neue Uebelstände im Gefolge. Die Scheidung des Volkes in Gelehrte und Ungelehrte, Gebildete und Ungebildete wurde verschärft, die Muttersprache verkürzt und im Unterricht selbst die formal-sprachliche Seite ungebührlich betont gegenüber der inhaltlichen; man gewöhnte sich daran, das Erlernen der Sprache als Selbstzweck zu betrachten.

Tizian Vecelli.
Nach einem Selbstporträt, gestochen von A Romanet.

Die Träger der neuen Bildung, die „Poeten", wie man sie nannte, bildeten eine große Genossenschaft, eine Art Zunft, deren Mitglieder sich schon durch den Gegensatz gegen die „Obskuranten" oder Anhänger der Scholastik eng verbunden fühlten. Sie standen in einem lebhaften Briefwechsel, der selbstverständlich in lateinischer Sprache geführt wurde, sie unterstützten sich gegenseitig bei den Wanderfahrten, die anfangs sehr in Uebung waren; sie übertrugen ihre Namen ins Lateinische oder Griechische (Schwarzerd wird Melanchthon, Hußgen — Oekolampadius); sie streuten sich gegenseitig den üblichen Weihrauch und gefielen sich, gleich ihren italienischen Genossen, in einer tollen Selbstüberschätzung; sie hielten sich für gottbegnadete Schöpfer unsterblicher Werke und versicherten wohl auch, sie können durch ihre Gedichte, wie einst Orpheus, wilde Tiere zähmen und Steine zum Tanzen bringen. Eobanus Hessus rief der Stadt Erfurt zu, sie könne sich jetzt ruhig zerstören lassen, denn sie werde in seinem Liede fortleben wie Troja im Liede Homers. — Trotz dieser Auswüchse liegt „etwas wie Morgenstimmung über diesem Geschlechte, glänzende Träume von einem kommenden Zeitalter der Humanität, Sitten-

reinheit, Blüte in Kunst und Wissenschaft." Es war die Zeit, von der Ulrich von Hutten sagte: „Die Studien blühen, die Geister erwachen, es ist eine Lust zu leben."

Die Wissenschaften waren von der Bevormundung durch die Kirche frei und konnten sich nun fröhlich entfalten. Die ernste Arbeit, der die deutschen Humanisten oblagen, erweiterte den Gesichtskreis, veredelte den Geschmack, befruchtete und vertiefte das ganze wissenschaftliche Leben. An dieser **Blüte der Wissenschaften** nahmen die meisten Zweige Teil. Den unmittelbarsten Gewinn hatte die Philologie und Altertumsforschung. Mit rührender Begeisterung warfen sich die Poeten auf die Klassiker, die neu herausgegeben, erklärt und in Deutschland, wo der Humanismus am meisten ins Volk drang, auch übersetzt, „vertütscht" wurden. Geschichte und Kirchengeschichte erfuhren neue Bearbeitungen (Joh. Sleidanus, Geschichte Karls V.; die sogenannten Magdeburger Centuriatoren). Mit Eifer vertiefte man sich in das deutsche Altertum (schon 1473 war die Germania des Tacitus in zwei Ausgaben in Nürnberg erschienen); denn der deutsche Humanismus war von Anfang an patriotisch. Nürnberg war schon im 15. Jahrhundert Heimstätte der mathematischen, astronomischen und geographischen Studien gewesen, ebenso Werkstätte für die Instrumente, die den Portugiesen und Spaniern erst ihre Entdeckungen ermöglichten. Jetzt wurde jene Stadt auch noch der Hauptplatz für Landkarten und blieb es, bis die Niederländer auch auf diesem Gebiete den Vorsprung gewannen.

Nikolaus Kopernikus.
Nach einem alten Stich.

Die Astronomie hat im 16. Jahrhundert zwei Namen aufzuweisen, die als Sterne erster Größe weithin leuchten. Nikolaus Kopernikus, eigentlich Köppernick, stammte aus einem deutschen Geschlechte in Thorn, wurde aber ge-

boren (19. Februar 1473) zu einer Zeit, da diese Stadt zu Polen gehörte (seit 1466); er starb zu Frauenburg als Domherr (1543). Auf dem Sterbebette erhielt er noch sein eben gedrucktes Werk „Ueber die Umwälzungen der Himmelskörper". Aber die Umwälzung, die dieses Werk selbst in den Köpfen der Menschen hervorrufen sollte, hat er nicht mehr erlebt. Mit diesem Werke war das altehrwürdige Ptolemäische Weltsystem gestürzt; die Erde sollte ein Planet sein wie die andern auch und sich mit diesen um die Sonne, die im Mittelpunkt stehe, drehen, während sie gleichzeitig sich noch um sich selbst drehe. Den Menschen des 16. Jahrhunderts drohte angesichts dieser Doppelbewegung der doch so festgefügten Erde der Boden unter den Füßen zu wanken; aber es wankte auch der Glaube an die Bibel, deren Wortlaut man mit dieser neuen Wahrheit nicht vereinigen konnte. — Was Kopernikus, der das Fernrohr noch gar nicht kannte, nur ahnungsweise ausgesprochen hat, das hat der Schwabe Kepler aus Weilderstadt (1571 bis 1630) in seinen regulae Kepleri mathematisch bewiesen; derselbe Mann hat aber auch, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen, Kalender bearbeitet und dem großen Wallenstein die Nativität gestellt, d. h. er hat aus dem Stand der Gestirne zur Zeit der Geburt das Schicksal zum voraus gedeutet. — Auf der Grenzscheide zwischen dem 15. und 16. Jahrhundert steht auch der große Pisaner Galileo Galilei (1564—1642), dem eine Reihe der wichtigsten Entdeckungen gelang. Er erfand die Wasserwage und das Fernrohr (letzteres auf Grund von Andeutungen, die ihm aus Holland zugegangen waren); er entdeckte die Mondberge, Sonnenflecken, Saturnringe; er fand die Pendel-

Johannes Kepler.
Nach dem in seinem Geburtsort Weilderstadt befindlichen Denkmal.

und Fallgesetze und begründete die Wissenschaft der Mechanik. Wegen seiner Zustimmung zu den Lehren des Kopernikus wurde er zweimal vor die Inquisition gefordert; das zweite Mal mußte er, mit der Folter bedroht, die „Irrlehre" von der Umdrehung der Erde um die Sonne feierlich abschwören; daß er dabei die Worte gesprochen habe „e pur si muove" (und sie bewegt sich doch), ist nicht geschichtlich.

Im 16. Jahrhundert entstand als unmittelbare Wirkung nicht der Renaissance sondern der Reformation eine ganz neue Wissenschaft, die bald eine führende Stellung unter den übrigen einnahm, die **protestantische Theologie.** Ihre Hauptvertreter sind neben den alles überragenden Gestalten Luthers und Calvins vor allem Melanchthon und Bucer. Die tiefste Wirkung aufs Volk ging freilich von der Bibel aus, wie sie Luther und seine Freunde verdeutscht hatten. Diese Verdeutschung war so kernig, so kraftvoll und so schlicht zugleich, daß sie bald ein Volks- und Hausbuch größten Stils wurde. Sie schien ganz in den Geist der Urschrift hineingetaucht und doch zugleich wie auf deutschem Boden gewachsen. Auch die Flugschriften Luthers, sein Katechismus und seine Lieder, sind in Kreise gedrungen, denen früher ein solcher Lesestoff versagt war. Dabei zeigte es sich auch, welch ein Segen die Buchdruckerkunst für die Reformation war; denn nur sie ermöglichte es, das ganze deutsche Volk zur Teilnahme an dem Kampf der beiden Weltanschauungen heranzuziehen. Dieser Streit hat das Urteil geschärft, und das Interesse für geistige Arbeit gesteigert. Andererseits nahmen die theologischen Streitigkeiten bald eine Wendung, die als ein Unglück für das deutsche Volk bezeichnet werden muß. Der Gedanke der freien Forschung, den die Reformation anfangs zu vertreten schien, wich einem starren Buchstabenglauben, und da es seit Luthers Tod für die richtige Auslegung einer Bibelstelle keine allgemein anerkannte Fachgröße mehr gab, so führte dieser zu einem öden, unfruchtbaren Gezänke und zu häßlichen Streitigkeiten, die keine Spur von christlicher Liebe und Duldsamkeit zeigten und dem ganzen deutschen Volke unermeßlich geschadet haben.

Für die **Litteratur** des 16. und der folgenden Jahrhunderte war das Aufkommen der neuhochdeutschen Schriftsprache von der allergrößten Bedeutung. Diese wurzelt in der Sprache der kaiserlichen Kanzlei, die in ihrem amtlichen Verkehr (auch auf den Reichstagen) darauf an-

gewiesen war, von allen Mundarten verstanden zu werden; die übrigen Kanzleien nahmen diese Mischsprache als amtliche Reichssprache an, so auch die kursächsische. Von ihr hat Luther sie in seine Bibelübersetzung herübergenommen. Schöpfer der neuhochdeutschen Schriftsprache ist er also nicht; wohl aber hat er das große Verdienst, daß er diese eng begrenzte Sprache mit Wörtern und Wendungen aus dem täglichen Leben bereichert und mit Poesie erfüllt hat. Langsam drang sie durch, bis sie im 18. Jahrhundert die einheitliche Schriftsprache des deutschen Volkes wurde.

Hans Sachs.

In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts herrschte die volkstümliche Richtung im deutschen Schrifttum vor. Das Volkslied und das evangelische Kirchenlied, dessen Schöpfer der Reformator selbst ist, waren Gemeingut des Volkes, von hoch und nieder gesungen. Daneben bestand noch der zunftmäßige Meistersang, dessen fruchtbarster und liebenswürdigster Vertreter Hans Sachs ist (1494—1576). Nicht weniger als 6000 Stücke hat er gedichtet, darunter 4275 Meistersänge, über 1000 Schwänke d. h. humoristische Erzählungen, z. B. St. Peter mit der Geiß, und über 200 Dramen, von denen die Fastnachtsspiele am gelungensten sind. — Auch die Satire hatte Vertreter in dem Humanisten Sebastian Brant (1458—1521) aus Straßburg, der in seinem „Narrenschiff" alle Thorheiten und Laster seiner Zeit schonungslos geißelte. In Anlehnung an dieses schrieb der streitbare Franziskanermönch Thomas Murner (1475—1537) seine „Narrenbeschwörung", nebst einer Reihe weiterer Schriften. — Der bedeutendste deutsche Schriftsteller in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ist der sprachgewaltige Joh. Fischart (etwa 1550—1590), dessen zahlreiche Werke jedoch bereits einen zunehmenden Hang zur Lehrhaftigkeit zeigen und so das 16. Jahrhundert vorbereiten („Bienenkorb des heiligen

römischen Immenschwarms", „Das glückhafte Schiff", „Aller Praktik Großmutter").

Als die neue **Kunst** über die Alpen herüber nach Deutschland kam, da fand sie in den wohlhabenden, frohsinnigen Reichsstädten Oberdeutschlands Heimat und Pflege. Aber so freundlich auch die Aufnahme war, so traf sie doch ganz andere Lebensbedingungen als in Italien. Das letztere hatte seine glänzenden Fürstenhöfe und Städterepubliken, die in Gunstbezeigungen gegen die Künstler wetteiferten, eine geistreiche, hochgebildete Aristokratie, eine genußfähige Bevölkerung, ein mächtig entwickeltes öffentliches Leben und einen verfeinerten Geschmack in allen Ständen. Von all dem in Deutschland keine Spur! „Kein Augustisch Alter blühte, keines Mediceers Güte lächelte der deutschen Kunst; sie ward nicht gepflegt vom Ruhme, sie entfaltete die Blume nicht am Strahl der Fürstengunst" (Schiller, die deutsche Muse). Wohlstand und Reichtum war freilich auch in den deutschen Städten vorhanden; aber diesen verwendete man zu einem überladenen, geschmacklosen Kleiderprunk, zu einer unsinnigen Verschwendung im Essen und Trinken; namentlich das „Saufen" war im 16. Jahrhundert das eigentliche Volkslaster, dem alle Kreise des Volkes, die allerhöchsten nicht ausgenommen, maßlos frönten. Für die Künstler hatte niemand Geld. Nürnberg, das man als das deutsche Florenz preist, hat seinem größten Sohne, Albrecht Dürer, in 30 Jahren nicht für 500 Gulden Arbeit aufgetragen. Kaiser Maximilian I., der vielgefeierte Freund der Musen, beehrte ihn mit der Schmückung eines Degenknaufs, eines Gebetbuchs und dem Entwurfe eines Triumphwagens; er setzte ihm auch einen Jahresgehalt aus, konnte

Albrecht Dürer.

Nach einem in der Kgl. Pinakothek zu München befindlichen Selbstporträt.
(Mit Genehmigung der Verlagsfirma Franz Hanfstaengl in München.)

diesen aber zunächst nicht bezahlen. Demselben Künstler bot die Stadt Venedig 200 Dukaten jährlich, wenn er nur seinen Wohnsitz in Venedig nähme. In Deutschland waren die Künstler Handwerker, Zunftgenossen, die für das tägliche Brot arbeiten mußten. Diese kleinbürgerliche Beschränktheit, dieser handwerksmäßige Betrieb haftet auch der deutschen Kunst an; sie ist knorrig, spießbürgerlich. Wenn ihr aber

Rosenkranzfest.
Gemälde von Albrecht Dürer im Kloster Strahow zu Prag.

auch die göttliche Schönheit, der ideale Schwung der Italiener fehlt, so ist sie dieser doch ebenbürtig an Reichtum der Gedanken und Geschlossenheit der Stimmung. Die Tiefe des deutschen Gemüts spricht fast aus jedem Werke, vor allem aus den Werken des Künstlers, der bis auf den heutigen Tag „die Liebe und der Stolz des deutschen Volkes" ist, weil sich in seinen Schöpfungen die deutsche Art am vollkommensten wiederspiegelt.

Albrecht Dürer aus Nürnberg (1471—1528) kann sich an Erfindungskraft und Vielseitigkeit mit einem Lionardo und Michelangelo messen. Er ist groß als Maler, Zeichner,

Kupferstecher, Holzschneider; er hat Abhandlungen über Mathematik, Anatomie, Befestigungskunst geschrieben, und er hat auf allen diesen Gebieten neue schöpferische Gedanken entwickelt. Am ureigensten tritt er uns nicht in seinen großen religiösen Bildern entgegen (Allerheiligenbild, Rosenkranzfest, die vier Apostel), auch nicht in seinen Bildnissen (Maximilian I., Holzschuher), sondern in seinen unzähligen Kupferstichen und Holzschnitten; in Deutschland wurden nämlich diese beiden Künste nicht nur zur Vervielfältigung benützt, sondern auch zu selbständigen Schöpfungen. — Hans Holbein der Jüngere aus Augsburg (1497—1543) steht ihm an schöpferischer Kraft nach, kommt aber von allen deutschen Malern dem italienischen Schönheitsideale am nächsten. Von seinen Madonnen sind am bekanntesten die „Madonna von Solothurn" und „die Madonna mit der Familie des Bürgermeisters Meyer" in Darmstadt, von der sich eine spätere, aber treffliche Kopie in Dresden befindet. Heinrich VIII. berief ihn nach England, das ihm zur zweiten Heimat wurde. Hier schuf er jene vorzüglichen Porträts (z. B. Johanna Seymour), die ihn zum ersten Bildnismaler seiner Zeit machten. — Lukas Cranach (1472—1553) war Hofmaler der sächsischen Kurfürsten und hat den unglücklichen Johann Friedrich in die Gefangenschaft begleitet. Nach seiner Rückkehr wurde er Bürgermeister in Wittenberg. Cranach verfügt über einen mäßigen Reichtum an Gedanken und Formen; dafür zeigen seine Gemälde einen gemütvollen, heiteren Zug. Ihre Zahl ist fast unermeßlich, manches davon unbedeutend; mit seinen Gesellen hat er fröhlich darauf los gemalt und auf Bestellung alles geliefert, auch gewöhnliche Anstreichersarbeit.

Hans Holbein d. J.
Nach einem Selbstporträt

Der größte Erzgießer der deutschen Renaissance ist Peter Vischer (1460—1529) aus Nürnberg, der Schöpfer des

„Sebaldusgrabs", an dem er mit seinen 5 Söhnen 11 Jahre lang gearbeitet haben soll; dieses ist ein architektonisches Gerüste, das sich über dem Silbersarge des heiligen Sebaldus aufbaut. Seine Bedeutung liegt darin, daß gotische und Renaissanceformen geistreich und frei verschmolzen sind. — Bei der engen Verbindung von Kunst und Handwerk mußte auch das Kunsthandwerk an der allgemeinen Blüte teilnehmen. Davon zeugen heute noch kostbare Holzschnitzereien, zum Teil mit eingelegter Arbeit (Intarsia), Thongefäße, eiserne Thüren und Gitter in den zierlichsten Formen, Waffenrüstungen, Juwelierarbeiten, Tafelaufsätze und ähnliches.

Der Ackersmann.
Aus Hans Holbeins d. J. Totentanz.

Eine geradezu begeisterte Aufnahme fand die Renaissance in **Frankreich**, das seit dem Zuge Karls VIII. gegen Neapel in lebhaftem Verkehr mit Italien geblieben war; eine ganze Schar italienischer Künstler und Gelehrten (darunter Lionardo und Benvenuto Cellini) wurde an den französischen Hof berufen, der sich ganz der neuen Bewegung hingab. Franz I. war im Guten wie im Bösen ein Renaissancefürst nach dem Vorbild der italienischen Tyrannen. Die Wirkung war auch hier ein allgemeines Aufblühen der Künste und Wissenschaften, in der Litteratur (ebenso wie etwas später in Deutschland) ein Ringen der einheimischen Volksdichtung mit der fremden Kunstdichtung. Schon Pierre Ronsard mit den Männern des „Siebengestirns" (la Pléjade française) wollte den Griechen und Römern gleichkommen. Jodelle aus Paris (1532—1573) gilt als der eigentliche Begründer des französischen Renaissancedramas, weil er den Versuch machte, die Formen des mittelalterlichen Dramas mit denen der antiken Tragödie und Komödie zu vertauschen. Sein Nachfolger in dieser Richtung war Malherbe aus Caen (1555

bis 1628), der erste Vertreter des ungesunden französischen Pseudo-Klassizismus.

Ein glückliches Zeitalter war den **Niederlanden** nach Beendigung ihres Freiheitskrieges beschieden. Im Gefühl seiner Kraft, im frohen Genuß der heiß erstrittenen Freiheit begann das kleine Volk eine staunenswerte Rührigkeit auf allen Gebieten und erreichte eine ungewöhnliche Blüte des materiellen wie des geistigen Lebens. Die Generalstaaten waren das erste Land, das Freiheit des Glaubens gewährte und die Hexenprozesse beseitigte; hier wurde Fernrohr und Mikroskop erfunden und das Zeitungswesen mustergültig entwickelt. Die Universität Leyden erlangte europäische Bedeutung. Hier lehrte der große Philologe Scaliger (1540—1609), der Philologe, Geschichtschreiber und Staatsrechtslehrer Hugo Grotius (1589—1645), der durch sein Werk De jure belli et pacis Begründer des Völkerrechts wurde. Am herrlichsten aber entfaltete sich die **Malerei**, die ganz aus der Eigenart des Volkes und Landes herauswuchs.

Paul Rubens.
Nach einem in der Galerie Corsini zu Rom befindlichen Selbstporträt.

Wie das ursprünglich einheitliche Land im Laufe des 40jährigen Freiheitskrieges in eine südliche, spanisch-katholische, und in eine nördliche, holländisch-protestantische Hälfte sich spaltete, so entwickelten sich auch aus der ursprünglich einheitlichen Malerei zwei Schulen, die brabantische im Süden und die flandrische im Norden. Die letztere bevorzugte die mythologischen und alttestamentlichen Bilder (Madonnen und Heilige kamen ja für sie gar nicht in Betracht), daneben noch das Bildnis und die Bildnisgruppe (die sogenannten Schützen- und Regentenstücke), während die Landschaftsmalerei sich erst später entwickelte. Franz Hals (1580—1666) leistete Hervorragendes im Sittenbild und Porträt; aber größeren Ruhmes erfreut sich Rembrandt Harmenzoon van Rijn

(1606—1669), einer der vielseitigsten und tiefsinnigsten Maler des 17. Jahrhunderts, ja aller Zeiten, groß im historischen Bild wie im Porträt, bewundert namentlich wegen seiner Behandlung des Helldunkels. Wie jeder große Künstler so ist auch Rembrandt Realist und Idealist zugleich, voll Wärme und Wahrheit, dabei durch und durch deutsch. Darum ist er auch „Leitstern für die ringende Kunst unserer Tage" geworden.

Den Höhepunkt der belgischen Malerei bezeichnet Peter Paul Rubens in Antwerpen (1577—1640), dessen Werke fast Legion sind; zählt man doch 2500 Bilder von ihm. „Seine religiösen Bilder sind so zahlreich, daß man mit Rubensbildern die ganze Bibel vom Sturze der Engel bis zum jüngsten Gericht illustrieren könnte." Dazu kommen noch Madonnen, mythologische und profangeschichtliche Darstellungen der verschiedensten Art. Alle seine Gestalten zeigen ein überströmendes Kraft- und Lebensgefühl und eine gesunde, starke Sinnlichkeit. Sein Schüler van Dyck (1599—1641) gab seinen Gestalten mehr Ruhe und Milde und pflegte hauptsächlich das Bildnis. David Teniers, Vater und Sohn, aus Antwerpen (1582 bis 1649 und 1610—1690) waren Meister im niederen Sittenbild, in der Darstellung des Bauernlebens, wie es sich bei Kirchweihen, Hochzeiten, Jahrmärkten, Zechgelagen, Prügeleien u. s. w. kundgibt.

Miguel de Cervantes-Saavedra.
Nach einem alten Kupferstich.

Trotz des politischen und wirtschaftlichen Niedergangs, dem **Spanien** unter Philipp III. und IV. verfiel, erreichte doch die spanische Litteratur gerade in dieser Zeit ihre höchste Stufe, ihr goldenes Zeitalter; am meisten blühte das Drama und der Roman. Miguel de Cervantes de Saavedra (1547—1616) aus Alcala ist Verfasser des „Don Quichote", einer gegen den Unsinn der Räuberromane gerichteten Satire,

in der zugleich das Verfehlte eines bloßen Traumlebens dargestellt wird. Lope de Vega aus Madrid (1562—1635), einer der fruchtbarsten Dichter aller Zeiten, schrieb epische, satirische und lyrische Gedichte, verfaßte Novellen und Romane und zeichnete sich besonders durch seine Dramen aus (ungefähr 2000!), in denen die Darstellung der Frauencharaktere und der unteren Volksklassen vorzugsweise gelungen ist. Auch Don Pedro Calderon (etwa 1600—1681) hat mehr als 400 Dramen verfaßt und gilt „für das glänzendste poetische Genie, das der Katholizismus hervorgebracht hat". — Die spanische Malerei hatte ihren Hauptsitz in Sevilla, das damals die reichste und gebildetste Stadt Spaniens war, Mittelpunkt des Handels mit Amerika. Hier wirkte Don Diego Velasquez de Silva (1599—1660), der als Porträtmaler den italienischen und niederländischen Meistern ebenbürtig ist; er wußte seine Gestalten der Natur so ähnlich zu machen, daß man von ihm sagte, was er male, sei keine Kunst sondern Natur. Bartolomé Estéban Murillo aus Sevilla (1617—1682) hat zwar seine Laufbahn mit Darstellungen aus dem niederen Leben (Gassenbuben, Straßenscenen) begonnen, stieg aber empor zum „reinen Hohepriester der religiösen Malerei"; unübertroffen ist er in der Darstellung frommer Verzückung („Conceptionen", Visionen). In der spanischen Baukunst war der Renaissancestil schon unter Philipp II. durchgedrungen, der das Hauptwerk dieses Stils,

William Shakespeare.
Nach einem alten Kupferstich.

den Eskorial bei Madrid, unter seiner unmittelbaren Aufsicht errichten ließ (Abbildung S. 203). Dieser Riesenbau umfaßte Palast, Kirche, Kloster, Mausoleum, Bibliothek und Gemäldegalerie.

Den stärksten nationalen Widerstand fand die Renaissance in **England**, wo die mittelalterliche Bauweise sich nie ganz verdrängen ließ und der neue Stil erst unter dem kunstliebenden Stuart Karl I. Bedeutung gewann (Hauptwerk St. Paulskirche in London). Auch das einheimische englische Drama zeigte mehr Lebens- und Widerstandskraft als das französische; während das letztere einfach verschwand, um dem Fremdling Platz zu machen, trat in England eine Wechselbeziehung und Verschmelzung zwischen dem national-mittelalterlichen und dem klassischen Drama ein. Mitten in dieses Zeitalter hinein, das von Bildungskeimen erfüllt war wie kein anderes, fiel der größte Dramatiker aller Zeiten, William **Shakespeare** aus Stratford (1564—1616), der in der Schilderung der Charaktere und der menschlichen Leidenschaften seinesgleichen nicht hat. Von seinen 37 Dramen werden nicht weniger als 25 heute noch an allen größeren Bühnen gespielt. So gewaltig ist die Größe dieses Mannes, daß er selbst eine eigene Litteratur hervorgerufen hat und daß die größeren Hochschulen für Shakespearestudien eigene Lehrstühle besitzen. Und hätte Shakespeare auch kein einziges Drama geschaffen, so gehörte er schon durch seine Sonette der Weltlitteratur an.

K. F. Beckers
Weltgeschichte

Neu bearbeitet von Prof. Dr. J. Miller und Prof. Dr. K. H. Groß. Bis auf die Gegenwart fortgeführt von Prof. Dr. E. Hesselmeyer. Mit Illustrationen und Karten ▢ Fünfte Auflage

Sechster Band

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
▢ Stuttgart, Berlin, Leipzig ▢

Alle Rechte vorbehalten

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Inhalt des sechsten Bandes.

Neue Zeit.

Fünfter Zeitraum. Reformation und Gegenreformation (1517—1648). (Fortsetzung des fünften Bandes.)

Seite

III. Der dreißigjährige Krieg 1
1. Vorgeschichte von Ferdinand I. bis Matthias (1556 bis 1618) 1
a) Ferdinand I. (1556—1564) 1
b) Maximilian II. (1564—1576) 4
c) Die Grumbachischen Händel 7
d) Rudolf II. (1576—1612) 9
e) Matthias (1612—1619) 18
2. Der dreißigjährige Krieg (1618—1648) 25
a) Der böhmische Krieg (1618—1621) 25
b) Der pfälzische Krieg (1621—1623) 33
c) Der niedersächsisch-dänische Krieg (1623—1629) . . 38
d) Gustav Adolf in Deutschland (1630—1632) . . . 54
e) Wallensteins Ende (1633—1634) 93
f) Die Schlacht bei Nördlingen und der Prager Frieden (1634—1635) 105
g) Die letzten Kriegsjahre (1636—1648) 108
h) Der Westfälische Frieden (24. Okt. 1648) 114
i) Politische und Kulturzustände 120

Sechster Zeitraum. Das Zeitalter Ludwigs XIV. und Peters des Grossen.

I. Französische Geschichte bis 1700 133
1. Die Regentschaft der Maria von Medici 133
2. Ludwig XIII. und Kardinal Richelieu 136
3. Der Kardinal Mazarin und die Fronde (1643—1654) 159
4. Ludwig XIV. unter Mazarins Leitung (1654—1661) . 174
5. Ludwigs XIV. Regierungsanfang (1661—1667) . . . 180

Seite

6. Erster Raubkrieg Ludwigs XIV. (1667—1668) . . . 187
7. Zweiter Raubkrieg Ludwigs XIV. (1672—1678) . . 190
8. Oesterreich im Kampfe mit Ungarn und Türken (1663 bis 1699) 204
9. Dritter Raubkrieg Ludwigs XIV. (1688—1697) . . . 214
10. Die Aufhebung des Edikts von Nantes (1685) . . . 224
11. Françoise d'Aubigné, Frau von Maintenon (geb. 1635, gest. 1719) 229
12. Französische Kultur unter Ludwig XIV. 232

II. Englische Geschichte 243
1. Jakob I. (1603—1625) 243
2. Karl I. (1625—1649) 248
3. Die Republik (1649—1653) 278
4. Schiffahrtsakte, Parlamentsreinigung, Barebone-Parlament (1652—1653) 285
5. Cromwells Protektorat (1653—1658) 290
6. Richard Cromwell (1659—1660) 294
7. Karl II. (1660—1685) 299
8. Jakob II. (1685—1688) 305
9. Englands Geistesleben im siebzehnten Jahrhundert . 315

Illustrationen des sechsten Bandes.

	Seite
Vignette „Der dreißigjährige Krieg“	1
Maximilian II.	5
Nikolaus Zrinyi	7
Kaiser Rudolf II.	11
Bethlen Gabor	13
Leopold Wilhelm, Erzherzog von Oesterreich	15
Kaiser Matthias	19
Graf Matthias von Thurn	21
Der Hradschin zu Prag im siebzehnten Jahrhundert	22
Fenstersturz in Prag	23
Graf Ernst von Mansfeld	25
Ferdinand II.	27
Friedrich V., Kurfürst von der Pfalz, hält mit seiner Gemahlin Elisabeth seinen Einzug in Böhmen	29
Georg Friedrich, Markgraf von Baden-Durlach	34
Herzog Christian von Braunschweig	35
Schlacht bei Wimpfen	36
Die Befestigungen vor dem Speirer Thor zu Heidelberg 1622	37
Albrecht von Wallenstein, Herzog von Friedland	41
Ansicht von Stralsund	47
Maximilian I., Kurfürst von Bayern	53
Gustav Adolf, König von Schweden	55
Georg Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg	63
Die Beschießung von Magdeburg im März 1631	65
Graf von Tilly	66
General Graf von Pappenheim	67
Dom zu Magdeburg	69
Johann Georg, Kurfürst von Sachsen	71
Einzug Gustav Adolfs in Frankfurt a. M.	73
Wallensteins Palast in Prag	75
General Gustav Horn	81
Lützen	85
Tod Gustav Adolfs in der Schlacht bei Lützen	87
Bernhard, Herzog zu Sachsen-Weimar	89
Der Gustav Adolf-Denkstein bei Lützen	91
Axel Oxenstierna	93
Wallenstein und Seni	95
Der Mord zu Eger	103
Der Hohentwiel im siebzehnten Jahrhundert	107
Kaiser Ferdinand III.	109
General Torstenson	111
Octavio Piccolomini	113
Feierliche Eröffnung des Regensburger Reichstages (September 1640)	115
Rathaus zu Münster	117
Friedenssaal im Rathaus zu Münster	118
Friedensmahl und Feuerwerk auf dem Schloßplatz vor Nürnberg	119
Greuelscenen aus dem dreißigjährigen Kriege	125
Vignette „Französische Geschichte bis 1700“	133
Maria von Medici, Regentin von Frankreich	133
Ermordung des Marschalls d'Ancre	135
Kardinal Richelieu	137
Hinrichtung des Grafen von Chalais	141
Ludwig XIII.	145
Gaston von Orleans	147
Französische Soldatentypen aus der Zeit Ludwigs XIII.	151
Medaille zur Erinnerung an die Geburt Ludwigs XIV.	153
Marquis von Cinqmars	154
Fr. O. de Thou	155
Das Palais Cardinal (jetzt Palais royal) zu Paris	157
Anna von Oesterreich, Königin von Frankreich	159
Kardinal von Retz	163
Kardinal Mazarin	165
Ludwig II., Prinz von Condé (der große Condé)	169
Die Herzogin Longueville	173

	Seite
Ludwig XIV.	177
Ludwig XIV. als Sonnenkönig	181
Jean Baptiste Colbert	185
Der große Kurfürst	191
Louvois, französischer Kriegsminister	192
Marschall von Vauban	193
Admiral Ruyter	194
Johann de Witt	195
Marschall von Luxemburg	197
Marschall Turenne	198
Der Turenne-Denkstein in Sasbach bei Achern (Baden)	199
Straßburg	202
Das Straßburger Münster	203
Kaiser Leopold I.	205
Ernst Rüdiger, Graf von Starhemberg	206
Herzog Karl von Lothringen	207
Ludwig Wilhelm, Markgraf von Baden	208
Großwesir Kara Mustapha	209
Flucht der Türken bei Zenta	211
Standbild des Prinzen Eugen in Wien	213
Der Schloßhof zu Heidelberg im Jahre 1683	215
Melac, im Hintergrund das brennende Heidelberg	217
Der Dom zu Worms	219
Marquise von Montespan	229
Frau von Maintenon	231
Die Wasserwerke von Versailles	233
Ansicht von Versailles zur Zeit Ludwigs XIV.	235
Die Spiegelgalerie des Schlosses zu Versailles	236
Schlafzimmer Ludwigs XIV. zu Versailles	237
Peter Corneille	238
Jean Racine	239
Molière	240
Jean La Fontaine	241
Fénélon	242
Vignette „Englische Geschichte“	243
Jakob I.	244
Faksimile des Briefes an Lord Mountcagle	245
Henriette, Königin von England	247
König Karl I. von England	249
Herzog von Buckingham	251
Thomas Wentworth, der erste Graf von Strafford	252
William Laud, Erzbischof von Canterbury	255
Lord Strafford empfängt vor seiner Hinrichtung den Segen des gefangenen Erzbischofs Laud von Canterbury	259
Schloß Whitehall	263
Schloß Windsor	265
Prinz Ruprecht von der Pfalz	266
Oliver Cromwell	267
Lord Fairfax	269
Das Parlamentshaus von der Flußseite	273
Prozeß Karls I.	275
James Graham, Marquis von Montrose	279
Admiral Blake	287
Denkmünze auf den Tod Oliver Cromwells	294
General Monk	297
Karl II., König von England	301
Jakob II.	307
General Feversham	309
Wilhelm III. von Oranien, König von England und Maria II., Königin von England	311
Isaak Newton	317
John Locke	318
John Milton	319

Einschaltbilder.

	Seite
Der Tod des Grafen Ernst von Mansfeld. Nach einem Gemälde von R. Forell	vor 49
Der Große Kurfürst fährt über das Kurische Haff. Nach einem Gemälde von W. Simmler	vor 193
König Karl I. von England auf dem Weg zum Schafott. Nach einer Originalzeichnung von E. Crofts	vor 273

Neue Zeit.

Fünfter Zeitraum. * Reformation und Gegenreformation (1517—1648).

(Fortsetzung des fünften Bandes.)

III.
Der dreissigjährige Krieg

1. Vorgeschichte von Ferdinand I. bis Matthias.

(1556—1618.)

a) Ferdinand I.

(1556—1564.)

Karl V. hatte thatsächlich schon von der Fürstenrevolution an die Regierung des Reiches seinem Bruder Ferdinand überlassen. Aber erst (1558) nach langen Verhandlungen wurde dieser von den Kurfürsten zum Kaiser gewählt und abermals zwei Jahre später von Papst Pius IV. als solcher anerkannt. In seiner Wahlkapitulation hatte er sich verpflichten müssen, den Landfrieden und Religionsfrieden streng zu beobachten und nur nach dem Rat und Willen der Reichsstände zu regieren. Zugleich schlossen die Kurfürsten untereinander einen Verein, um jeden Störer des Reichsfriedens zu bekämpfen und die Selbständigkeit der deutschen Kaiserwürde festzuhalten. Diese Beschlüsse waren besonders gegen den Papst gerichtet, der den Augsburger Religionsfrieden nicht anerkannte und die Uebertragung der Kaiserkrone von seiner Zustimmung abhängig machen wollte.

Ferdinand I. hat bei Protestanten und Katholiken das Lob eines guten Regenten erhalten. Das Beispiel seines Bruders hätte ihn Mäßigung lehren können, wenn nicht schon sein sanfterer Charakter ihn darauf geführt hätte. Obgleich vermöge seiner spanischen Erziehung von ganzer Seele Katholik, hielt er doch religiöse Duldung für eine Notwendigkeit in seiner Politik, zumal da er in Ungarn fortwährend mit den Türken zu kämpfen hatte, und bewies diese Duldung nicht nur gegen die deutschen Reichsstände, sondern auch gegen seine eigenen, der Reformation zugewandten Unterthanen.

Selbst in den österreichischen Kronländern, Tirol ausgenommen, bekam nämlich der Protestantismus ein entschiedenes Uebergewicht, namentlich unter dem Adel und in den Städten, weniger unter der Bauernschaft. Auf Grund der Augsburger Konfession bildeten sich überall evangelische Gemeinden; auch in den außerdeutschen habsburgischen Ländern, Ungarn und

Siebenbürgen, hatte die Reformation Eingang gefunden; die Deutschen in Ungarn und die Sachsen in Siebenbürgen nahmen das lutherische Bekenntnis an, während die Magyaren beider Länder sich meist dem Calvinismus zuwandten. Fast sämtliche Magnatenfamilien waren für die Reformation gewonnen. Vollends das außerösterreichische Deutschland hatte sich mit überwältigender Mehrheit für den Protestantismus entschieden. Von den großen Fürstenhäusern hielten nur noch die Habsburger in Oesterreich und die Wittelsbacher in Bayern am alten Glauben fest. Jülich-Cleve, das mächtigste Haus im Nordwesten Deutschlands, schwankte längere Zeit. Noch mehr als unter den Fürsten überwog der Protestantismus unter der Bevölkerung. Der Adel aller Länder, selbst in Bayern, erklärte sich für die neue Lehre; in den rheinischen, unter geistlicher Herrschaft stehenden Städten gab es bereits mächtige protestantische Parteien; die Masse des Volkes konnte sich für die Lehre vom Fegfeuer, von den Heiligen und Reliquien nicht mehr begeistern. Ein italienischer Gesandter berichtete, in Deutschland sei nur noch der zehnte Teil der Bevölkerung dem alten Glauben treu geblieben und an dem Untergang der katholischen Kirche sei kaum zu zweifeln. In Rom war man bereits sehr in Sorge, es möchten die Kurfürsten auch einmal einen protestantischen Fürsten zum deutschen Kaiser wählen.

Aber einen schlimmen Feind hatte die weitere Ausbreitung der Reformation immer wieder an der **inneren Zwietracht,** die sich noch steigerte, seitdem Luthers gewaltige Stimme nicht mehr die Streitfragen entschied. Zwei Parteien standen sich damals gegenüber, eine strenge und eine milde. Jene hatte ihren Sitz an der 1558 neu gegründeten Universität Jena und kämpfte für das Dogma in strengster Form; diese hatte ihren Mittelpunkt in Wittenberg und strebte nach Ausgleich und Versöhnung der religiösen Gegensätze. Die strenge, unduldsame war geführt von dem gelehrten Matthias Flaccius und Luthers Freund Amsdorf, die milde, duldsame von Melanchthon. Die Jenenser („Gnesiolutheraner") waren begünstigt von der Ernstinischen Linie des Hauses Wettin, die Wittenberger von der Albertinischen. Man könnte dieses unfruchtbare dogmatische Gezänke als harmlos ansehen, wenn es auf Kanzel und Katheder beschränkt geblieben wäre. In jener Zeit aber, die Bekenntnis und Staat nicht auseinanderzuhalten vermochte, drang

der dogmatische Gegensatz in das öffentliche Leben hinein und vergiftete dieses und führte zu einer Glaubenstyrannei, die Hunderte ins Unglück stürzte. Melanchthons Schwiegersohn wurde jahrelang im Gefängnis gehalten, weil er im Verdachte stand, daß er das Abendmahl calvinistisch auffasse. Selbst die Politik der Fürstenhäuser wurde durch dogmatische Fragen beeinflußt. So trat Kursachsen immer mehr in Gegensatz zur Kurpfalz, weil der Pfalzgraf Calvinist war (wie auch die Nachfolger des Landgrafen Philipp). Ueberhaupt war der Parteihaß zwischen Lutheranern und Calvinisten noch schärfer als der zwischen den verschiedenen Richtungen innerhalb des Luthertums. Zu derselben Zeit also, da die katholische Kirche durch das Tridentinum zur straffsten Einheit zusammengeschlossen worden war, bot die protestantische Kirche das Bild innerer Zerrissenheit und gegenseitiger Befehdung, ein Schauspiel, das man nirgends mit größerer Freude sah als in Rom und Madrid.

Kaiser Ferdinand starb am 25. Juli 1564, im 62. Jahre seines Lebens, ohne daß es ihm gelungen war, den päpstlichen Stuhl zur Gestattung der Priesterehe und des Laienkelchs zu vermögen und dadurch den Einfluß der störend auf sein Friedenswerk einwirkenden Tridentiner Beschlüsse zu mildern. Er hatte seinem ältesten Sohne Maximilian die Thronfolge bereits gesichert, indem er ihn am 20. September 1562 in Prag zum böhmischen und einige Monate später in Frankfurt zum römischen König hatte krönen lassen.

Vier Jahre vor Ferdinands Tode war Luthers trefflicher Gehilfe, Melanchthon, in seinem 63. Lebensjahre zu Wittenberg gestorben (19. April 1560). Die traurigen Schicksale des Fürstenhauses, dem er gedient hatte, und die noch immer fortdauernde Zwietracht in der Kirche hatten dem ängstlichen, reizbaren Manne, der von manchem seiner früheren Schüler die heftigsten Angriffe und Schmähungen zu erdulden hatte, viele kummervolle Stunden verursacht. Seine Briefe aus dieser Zeit tragen alle den Charakter der tiefsten Wehmut, und er sagt selbst darin, daß seiner Thränen kein Ende sei, und fleht zu Gott, er möge ihn erlösen von der „Wut der Theologen". Als die Söhne des unglücklichen Kurfürsten Johann Friedrich die Aemter Gotha, Weimar und Eisenach als Besitztum erhalten hatten und die Universität Jena gründeten, luden sie Melanchthon ein, dorthin überzusiedeln. So sehr ihn auch die Dankbarkeit dahin zog, so stark hielt

ihn doch die Vorliebe für Wittenberg und seine dortigen Freunde und die Bitte des Kurfürsten August selbst zurück. Sein Leichnam wurde in der Schloßkirche zu Wittenberg neben der Ruhestätte Luthers beigesetzt.

b) Maximilan II.

(1564—1576.)

Maximilian II., vermählt mit Maria, der Tochter Karls V., somit ein Schwager Philipps II. von Spanien, hatte seines Vaters ruhige Gemütsart geerbt; er war voll Milde und Menschenfreundlichkeit, voll hohen Eifers für seinen Herrscherberuf und betrieb die Regierungsgeschäfte mit Ernst und Einsicht. Als Kronprinz hatte Max gar kein Hehl daraus gemacht, daß er zum Protestantismus hinneige; er hielt sich einen protestantischen Hofprediger und stand in lebhaftem Briefwechsel mit Herzog Christoph von Württemberg und anderen Häuptern des Protestantismus. Aber den offenen Uebertritt, den man erwartete, hat er nicht gewagt. In dem Kampfe zwischen seiner religiösen Ueberzeugung und seiner Stellung als habsburgischer Herrscher suchte er einen Ausweg und entschied sich dabei für eine Halbheit. Während er in seinem Herzen Protestant blieb, schwur er feierlich, er wolle die in der Wahlkapitulation vorgeschriebene „Verpflichtung zum Schutze des römischen Stuhles, des Papstes und der christlichen Kirche" übernehmen. Mancherlei mag ihn dazu bewogen haben: die Ueberlieferung und das Interesse des habsburgischen Herrscherhauses, das aufs engste mit dem Katholizismus verknüpft war, die Aussicht, beim Aussterben der spanischen Habsburger dieses reiche Erbe seinem Hause zuzuwenden, der Einfluß seiner streng katholischen Gemahlin und seines Schwagers Philipp, die Spaltung und Verknöcherung innerhalb der protestantischen Kirche selbst. Aber seine Person und seine Politik waren von da an unentschieden, schwankend. Seine Unterthanen hatten eine, wenn auch nicht uneingeschränkte Freiheit, zwischen den beiden Konfessionen zu wählen, und davon ließ er sich auch nicht abbringen, als der Papst einen besonderen Legaten an ihn sandte und ein Breve gegen ihn erließ. Weiter aber ging er nicht; die Hoffnungen, die der deutsche Protestantismus auf ihn gesetzt hat, blieben unerfüllt. Er gestattete zwar dem österreichischen Adel die Einführung der lutherischen Lehre

in seinen Besitzungen, ließ sogar einen lutherischen Theologen von bekannter Mäßigung, den Dr. Chyträus, aus Rostock kommen, um durch ihn eine Agende für die lutherischen Gemeinden in den österreichischen Staaten ausarbeiten zu lassen, und erlaubte den Ständen zu Wien, in ihrem Landhaus evangelischen Gottesdienst zu halten; aber über diese Duldung, die beide Religionsparteien gleich behandelte, ging er nie hinaus, ließ auch, da er mit dem Papst und mit Philipp von Spanien freundliche Beziehungen unterhalten wollte, keine Kirchengüter und Stiftungen einziehen.

Maximilian II.
Nach einem Gemälde in der Kaiserl. Gemäldegalerie zu Wien.

In dem Streite über das Abendmahl, der die Protestanten je und je am bittersten untereinander verfeindet hat, zeigte der Kaiser sogar eine befremdliche Unduldsamkeit. Friedrich III. von der Pfalz, der einen gemäßigten Calvinismus angenommen und die Abfassung des Heidelberger Katechismus veranlaßt hatte, wünschte 1566 auf dem Augsburger Reichstage in den Schutz des Religionsfriedens eingeschlossen zu werden, obgleich die Calvinisten durch den Wortlaut desselben ausgeschlossen waren. Ein Reichstagsbeschluß hierüber kam nun zwar nicht zu stande, weil die protestantischen Fürsten sich gegen den Ausschluß des Pfälzers sträubten; wohl aber erließ der Kaiser ein scharfes Edikt gegen ihn mit dem Befehle, den Calvinismus sofort abzuschaffen, — was jedoch Friedrich nicht that.

Auch die **„Freistellung"**, d. h. die Abschaffung des geistlichen Vorbehalts, der den Uebertritt geistlicher Territorien unmöglich machen sollte, hat er den Protestanten nicht gewährt. Da man nun dieses Ausnahmegesetz nicht beseitigen konnte, so fingen die ländergierigen Fürsten an, es zu umgehen. Wo nämlich das Domkapitel in seiner Mehrheit protestantisch war, da wählte man einen protestantischen „Ad-

ministrator", der das betreffende Stiftsland so lange verwalten sollte, bis die Frage entschieden sei. Auf diese Weise kam allmählich eine große Anzahl reichsmittelbarer Stifter und Klöster in den Besitz weltlicher Fürsten, so Merseburg, Naumburg, Meißen, Brandenburg, Havelberg u. a. Der Protestantismus hat also unter diesem Kaiser noch neue Gebiete erobert. Aber bereits schärfte auch die Gegenreformation die Waffen, um diesem Siegeslauf mit dem Aufgebot aller Hilfsmittel Halt zu gebieten. Die Hauptkämpfer stellte der Jesuitenorden, dessen hauptsächlichster Zweck eben darin bestand, den Protestantismus bis zur Vernichtung zu bekämpfen und die religiöse Freiheit zu unterdrücken. Zur Erreichung dieses Zieles suchte der Orden seine Mitglieder teils an den fürstlichen Höfen als Beichtväter und Erzieher, teils auf den Universitäten als Lehrer anzustellen, überhaupt den Jugendunterricht in seine Hand zu bekommen. Die Fürsten und Völker zu beherrschen und dem päpstlichen Stuhle zu unterwerfen, diesen selbst aber zu einem bloßen Werkzeug ihrer herrschsüchtigen Pläne zu machen, war das Endziel der Jesuiten. Als Kanzelredner, als Gelehrte, als Lehrer suchten sie es den Protestanten gleichzuthun; in den häufig angestellten Disputationen erlernten sie die Kunst, jeden beliebigen Gegenstand mit Erfolg sei es zu verteidigen, sei es anzugreifen. Sie hatten bald den Ruf, die besten Lehrer an Universitäten und Gymnasien zu sein. Schon 1551 kamen auf Ferdinands Bitte 13 Jesuiten nach Wien; bald setzten sie sich in Köln und Ingolstadt fest. Von Wien verbreiteten sie sich nach Prag, Olmütz, Brünn, Tyrnau (Ungarn), von Köln nach Trier, Mainz, Speier, Aschaffenburg, Würzburg, von Ingolstadt nach München, Innsbruck, Augsburg, Dillingen. Von diesen Hauptsitzen des Jesuitismus gingen wieder weitere Sendungen aus; so finden wir 1584 in Ellwangen (im heutigen Württemberg) Jesuiten aus Dillingen. Aus diesen Gründen und da viele von den Schülern und Nachfolgern der Reformatoren in Streitigkeiten und Unduldsamkeiten sich verirrten, wurde nicht nur der noch übrige Teil der Katholiken durch die Jesuiten leicht bewogen, dem alten Glauben treu zu bleiben, sondern viele Neugläubige ließen sich sogar bereden, wieder zu ihm zurückzukehren, ja mehrere kleinere Fürsten schafften auf Betrieb der Jesuiten die schon eingeführte Reformation in ihren Ländern wieder ab. Seinen größten Triumph hat der Orden in den kaiserlichen Staaten

davongetragen, und ihm ist es zu verdanken, daß die habsburgischen Länder, die unter Ferdinand und Maximilian zum weitaus größten Teil protestantisch geworden waren, fast ganz wieder zum Katholizismus zurückgeführt wurden. Maximilians Stände drangen auf die Vertreibung der Jesuiten; aber der Kaiser, der den Geist des Ordens schwerlich durchschaute, gab zur Antwort: „Erst die Türken!" Und so blieben sie denn.

Für den Augenblick waren auch allerdings die **Türken** gefährlichere Feinde. Ferdinand hatte 1562 einen achtjährigen Waffenstillstand mit ihnen abgeschlossen und während dessen der Pforte einen jährlichen Tribut von 30000 Dukaten bewilligt. Maximilian, dem diese Bedingung zu hart und zu schmachvoll erschien, wollte sie durch Waffengewalt aufheben und zog 1566 nach Ungarn, ohne im Felde viel auszurichten. Sein Feind, der Sultan Soliman, starb während der Belagerung der Festung Szigeth, die von Zriny aufs ruhmvollste verteidigt wurde (vergl. Theodor Körners Trauerspiel: „Zriny"). Ein neuer Feldzug im folgenden Jahre hatte gleichfalls keine glänzenden Erfolge. Ein Waffenstillstand, während dessen ein jeder behalten sollte, was er in Händen hatte, machte vorläufig diesem Kriege ein Ende. Am 11. Oktober 1576 starb Maximilian, in dem schmerzlichen Bewußtsein der unversöhnlichen religiösen Gegensätze und des siegreichen Vorschreitens der Gegenreformation.

Nikolaus Zriny.

c) Die Grumbachischen Händel.

Seit dem Tode des unruhigen Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach streiften von seinen Truppen noch wilde Schwärme im Reiche herum. Einer davon, der von einem fränkischen Reichsritter, Wilhelm von Grumbach, geführt war, verwüstete das Gebiet des Bischofs von Würzburg, seines Lehnsherrn, den Grumbach zuerst förmlich be-

fehdete, und dann in der Nähe seiner Residenz töten ließ (1558). Später nötigte er nach Erstürmung Würzburgs dem neuen Bischof einen ihm günstigen Vertrag ab. Da er, mit der Acht belegt, sich nicht mehr für sicher hielt, floh er nach Frankreich und von da nach Gotha, zu dem ältesten Sohne des unglücklichen Kurfürsten, Johann Friedrich, einem Prinzen von schwachem Verstande, der es Moritz' Bruder, August, nicht verzeihen konnte, daß er ein Land besitze, das eigentlich ihm gehörte. Es kostete dem schlauen Grumbach gar nicht viel Mühe, ihn bei dieser schwachen Seite zu fassen; er spiegelte ihm vor, wie er ihm zu seinem Kurfürstentum wieder verhelfen könnte, wie alle Protestanten, ja selbst der König von Frankreich bereit seien, seine Sache kräftig zu unterstützen; ja wie schon alles unter den Protestanten verabredet sei, ihn nach erlangtem Kurfürstentum zum Kaiser auszurufen. Der junge Herzog überließ sich diesen Träumen um so leichter, da es Grumbach gelang, die Täuschung durch die Weissagungen des „Engelsehers", eines Bauernjungen bei Gotha, Namens Hans Tausendschön, zu erhöhen, ja selbst den Kanzler Brück, des Herzogs vertrauten Rat, für sich zu gewinnen. So ging der schwache Mann, seinen falschen Freunden und den Sternen vertrauend, einem Unglück entgegen, gegen welches das Schicksal seines Vaters noch beneidenswert gewesen war.

Vom nächsten Reichstag (1566) erhielt er den Befehl, den geächteten Grumbach zu entlassen, wenn er nicht für dessen Mitschuldigen angesehen sein und mit ihm in gleiche Strafe verfallen wolle. Der bethörte Fürst kam noch nicht zur Vernunft. So wurde auch über ihn die Reichsacht ausgesprochen und mit ihrer Ausführung der Albertinische Vetter, Kurfürst August, beauftragt, also gerade der Fürst, der durch die Pläne des Ernstiners am meisten bedroht war. Dieser forderte den Herzog noch einmal in Güte auf, den geächteten Grumbach und seine Mitschuldigen, die Ritter Wilhelm von Stein, Ernst von Mandelsloh und andere, auszuliefern; aber umsonst. Johann Friedrich weigerte sich dessen und schrieb eine lange Rechtfertigung seines Betragens. Die Reichsexekutionsarmee, die jetzt unter Führung des Kurfürsten August die Stadt Goslar einschloß, fand anfangs tapferen Widerstand und mußte den ganzen Winter vor der Stadt liegen bleiben. Als aber Besatzung und Bürgerschaft über die wahre Ursache des Krieges aufgeklärt waren, da bemächtigten sie sich des

Grumbachers und des Kanzlers Brück und öffneten dem Kurfürsten die Thore der Stadt (13. April 1567). Der unglückliche Herzog büßte schwer; er verlor sein Land und seine Freiheit. Jenes erhielt sein jüngerer Bruder, Herzog Johann Wilhelm, der sich zum Kaiser gehalten hatte. Er selbst wurde in Wien, wohin man ihn brachte, auf offenem Wagen, mit einem Strohhut auf dem Kopfe, wie im Triumphe durch die Straßen geführt und verbrachte den Rest seines Lebens — 28 Jahre! — in Gefängnishaft. Alle Fürbitten für seine Lossprechung waren vergeblich; seiner treuen Gemahlin Elisabeth, einer Tochter Friedrichs III. von der Pfalz, konnte man die Bitte nicht versagen, sein Unglück mit ihm zu teilen. Sie reiste 1572 nach Wiener-Neustadt und blieb dort bei ihm in der Gefangenschaft bis zu ihrem Tod. Sie starb am 8. Februar 1594; ihr Gemahl am 9. Mai 1595. — Härter noch war das Schicksal Grumbachs und des Kanzlers Brück. Man erkennt darin die rohen Sitten jenes Zeitalters. In dem Urteilsspruche hieß es: sie hätten für ihr rebellisches Unternehmen eine sehr ernstliche Strafe verdient, jedoch wolle der Kurfürst aus angeborener Güte den Richterspruch dahin mildern, daß sie nur geviertelt würden. Dies geschah, nachdem beide erst ein peinliches Verhör auf der Folter ausgestanden, wobei der Schmerz ihnen jedes verlangte Bekenntnis auspreßte. Der Scharfrichter schlitzte Grumbach den Leib auf, riß ihm das Herz heraus und schlug es ihm mit den Worten ins Gesicht: „Siehe da, Grumbach, dein falsches Herz!“ worauf sein Körper in vier Stücke zerhauen wurde. Auch der Körper des Kanzlers Brück wurde geviertelt. Mehrere andere Mitschuldige wurden enthauptet, einige gehenkt.

d) Rudolf II.

(1570—1612.)

Kaiser Maximilian II. hatte seine beiden älteren Söhne, Rudolf und Matthias, an den Hof des unduldsamsten aller Fürsten, des Königs Philipp II. von Spanien, geschickt, in der Hoffnung, daß bei den eigentümlichen Familienverhältnissen dieses Hofes einer seiner Söhne den spanischen Thron erhalten werde. Diese Hoffnung erfüllte sich nicht; beide Prinzen kehrten nach Deutschland zurück und wurden, da sie in Madrid eine streng jesuitische Erziehung erhalten und das Beispiel einer despotischen Regierung vor Augen gehabt

hatten, für Deutschland und Oesterreich die folgsamen Werkzeuge des jesuitischen Absolutismus. So bedeutet der Tod des Kaisers Maximilian II. einen bedeutsamen Wendepunkt in der österreichischen Kirchenpolitik. Während die zwei letzten Kaiser gegen den Protestantismus duldsam gewesen waren, breitete sich unter Rudolf die Gegenreformation rasch über alle österreichischen Kronländer aus. Der neue Kaiser that nicht nur nichts, um dies zu hindern, sondern er ließ den Jesuiten und Eiferern ganz freie Hand, um ungestört seinen Liebhabereien nachgehen zu können. Rudolf war überhaupt ein Sonderling: weltflüchtig und thatenscheu, namentlich den politischen und religiösen Fragen abgeneigt, dabei ein Bücherwurm, Halbgelehrter und Kunstfreund. In seinem Museum zu Prag sammelte er Bücher, Gemälde, Altertümer, Edelsteine, Waffen, Münzen. Er hatte einen prächtigen Marstall; er trieb alchimistische und astrologische Studien; er berief die beiden großen Astronomen, den Dänen Tycho de Brahe und den Schwaben Kepler, in seinen Dienst. Aber die Regierungsgeschäfte überließ er seinen Räten.

In seinen österreichischen Erbstaaten (Ungarn, Böhmen, Erzherzogtum Oesterreich) mußte er zwar dem Herren- und Ritterstand gestatten, auch ferner protestantischen Gottesdienst zu halten; aber gegen die Städte, die keine gesetzliche Ermächtigung hatten, erließ er schon 1578 scharfe Befehle. Bald darauf trat wieder der Streit um den geistlichen Vorbehalt in den Vordergrund, der ja seit 1555 der eigentliche Zankapfel der Parteien war. Die Zahl der „Administratoren" (s. S. 6) wuchs immer mehr, und zwar waren es meist junge Prinzen, die auf diesem Umwege geistliches Gebiet an ihre Häuser brachten. Die römische Partei hatte zwar immer Einspruch dagegen erhoben, da der „geistliche Vorbehalt" dadurch verletzt sei; aber die Protestanten erwiderten, daß es sich bei diesen Stellen weit mehr um das weltliche als um das geistliche Regiment handle, und daß der „Vorbehalt", gegen den die Protestanten auf dem Augsburger Reichstag von 1555 einen förmlichen Protest eingelegt hatten, sich nur auf den Fall beziehe, wenn ein geistlicher Reichsstand zur protestantischen Lehre übertrete. Dieser Fall trat 1582 ein. Der Erzbischof und **Kurfürst von Köln, Gebhard Truchseß von Waldburg,** vermählte sich mit der Gräfin Agnes von Mansfeld und trat selbst zur protestantischen Lehre über,

die er auch im Kölner Gebiet durchzuführen suchte. Wiederum stand, wie 40 Jahre zuvor in demselben Köln, viel auf dem Spiele. Wenn die Reformation hier durchdrang, war der geistliche Vorbehalt durchlöchert, eine „Hochburg" des Katholizismus erobert und (was das Wichtigste war) die Mehrheit im Kurfürstenkollegium protestantisch. Die Kurie erkannte die Bedeutung des Kölner Streites und handelte rasch und entschieden. Der Papst bannte den Abtrünnigen; das Domkapitel wählte den bayrischen Prinzen Ernst zu seinem Nachfolger; bayrisches und spanisches Kriegsvolk rückte ein; Kurfürst Gebhard, der nur von dem Pfalzgrafen Johann Kasimir unterstützt wurde, floh nach Holland und kam später nach Straßburg, wo er als Domkapitular starb. Der neue Erzbischof, Ernst von Bayern, rottete den Protestantismus in seinem ganzen Kurfürstentum wieder aus, später auch in Münster, Hildesheim und Aachen. Dies war ein Sieg der Gegenreformation an einem entscheidenden Punkte. Weitere kleinere Siege folgten bald. In Straßburg, wo zwei Gegenbischöfe gewählt wurden, ein brandenburgischer evangelischer Prinz und der französische katholische Herzog von Guise, behielt schließlich (1592) der letztere die Oberhand. Die evangelische schwäbische Reichsstadt Donauwörth, wegen Störung einer katholischen Prozession mit der Reichsacht belegt, wurde vom Herzog Maximilian von Bayern, dem die Ausführung der Acht übertragen wurde, erobert und der katholische Gottesdienst dort wieder als der ausschließliche eingeführt (1607). Maximilian, welcher, auf der Universität von Ingolstadt von Jesuiten erzogen und unterrichtet, teils aus innerer Ueberzeugung, teils zur Förderung seiner politischen Interessen als Vorkämpfer des Katholizismus in Deutschland auftrat, nahm als Ersatz seiner Kriegskosten Donauwörth in seinen Besitz und verwandelte die freie Reichsstadt in eine bayrische Landstadt. Erzherzog Ferdi-

Kaiser Rudolf II.

Nach einem Gemälde von J. Heinz in der Kaiserl. Gemäldegalerie zu Wien.

nand, Enkel des Kaisers Ferdinand I., Herzog von Steiermark, Kärnten, Krain, Görz, zugleich mit Herzog Maximilian in Ingolstadt von jesuitischen Lehrern unterrichtet, ein fanatischer Katholik, ließ den Protestanten jener Länder keine andere Wahl, als katholisch zu werden oder auszuwandern, und rottete durch dieses rücksichtslose, grausame Vorgehen den Protestantismus dort vollständig aus.

Durch diese religiösen Gegensätze wurde die Kraft des Reiches lahm gelegt, und es mußte sich Gewaltthätigkeiten gefallen lassen, die bisher unerhört waren. Ein spanisches Heer unter dem Admiral Franz Mendoza, das im September 1598 an den Rhein marschierte, um von dort aus in das holländische Gebiet einzudringen, durchzog die Fürstentümer Jülich und Cleve, das Stift Münster und andere Gebiete auf beiden Ufern des Rheines und der Mosel unter Verwüstung, Brandschatzung und Mißhandlung der Einwohner, ohne daß Kaiser und Reich zu einem gemeinsamen Entschlusse sich hätten aufraffen können. Endlich rückte ein teils von den Kreisständen, teils von einzelnen protestantischen Fürsten aufgestelltes Heer gegen die Spanier ins Feld, zeigte aber einen solchen Mangel an militärischer Tüchtigkeit und Zucht, daß es gar nichts ausrichtete und selbst auch der Schrecken der Bevölkerung war. Zuletzt lief es aus Mangel an Sold auseinander. Erst gegen das Ende des Jahres 1599 zogen die Spanier ab, behielten aber noch die von ihnen eroberte Festung Rheinberg.

In **Ungarn** brachte es Kaiser Rudolf durch seine gänzliche Mißachtung der nationalen und wirtschaftlichen Interessen und der Rechte des Landes und durch sein Bestreben, auch dort die katholische Reaktion durchzuführen, so weit, daß der erste Magnat Siebenbürgens, Stephan Bocskay, im Namen der religiösen und nationalen Freiheit die Ungarn zu den Waffen rief, die Türken zur Hilfe aufforderte und die österreichischen Truppen aus dem Lande jagte. Da zu befürchten war, Ungarn könnte dem Hause Habsburg ganz verloren gehen, die Regierungsunfähigkeit Rudolfs immer klarer an den Tag trat und sogar Anfälle von Trübsinn und Verfolgungswahnsinn sich zeigten, so traten die Brüder des Kaisers, Matthias und Maximilian, und seine Vettern, Ferdinand von Steiermark und Maximilian Ernst, (1605) zu einer Beratung zusammen. Es wurde beschlossen, Matthias, den ältesten Erzherzog, als das Haupt der Familie anzuerkennen

und ihm die Anwartschaft auf die Regierung der Erbstaaten und auf die Kaiserkrone zu überlassen. Doch ließ sich Rudolf nur dazu herbei, Matthias zum Statthalter von Ungarn zu ernennen und mit der Führung der Friedensverhandlungen zu beauftragen. Dieser schloß (1606) den Wiener Frieden mit den Ungarn, gestattete darin den Adeligen und Städten Religionsfreiheit und machte ihnen noch andere Zugeständnisse. Mit den Türken kam im gleichen Jahre ein zwanzigjähriger Friede zu stande, worin ihnen die Zahlung von 200000 Dukaten und der Besitz der eroberten Festungen, darunter Gran, zugesichert wurde. Bocskay erhielt das Fürstentum Siebenbürgen und große Gebiete in Ungarn. Nach seinem Tode wählten die Stände von Siebenbürgen, das dem Vertrage gemäß dem Kaiser zurückgegeben werden sollte, Sigmund Ragoczy zu dessen Nachfolger, und als dieser (1608) zurücktrat, folgte ihm Gabriel Bathory. Aber der ehrgeizige Bethlen Gabor stürzte ihn mit türkischer Hilfe und machte sich selbst zum Fürsten von Siebenbürgen. Weder hier noch in Ungarn konnte die kaiserliche Macht ihre Rechte geltend machen.

Bethlen Gabor,
Fürst von Siebenbürgen.

Da Rudolf den mit den Ungarn und den Türken geschlossenen Frieden zu bestätigen zögerte, so schlossen zur Aufrechthaltung desselben die ungarischen und österreichischen Stände mit Matthias (1608) den Preßburger Frieden und stellten ein Heer auf, mit dem Matthias vor Prag rückte, wo Rudolf sich befand. Dieser sah sich genötigt, in dem Vertrag von Lieben am 25. Juni 1608 die Forderungen seines Bruders zu bewilligen, ihm Ungarn, Oesterreich und Mähren abzutreten, die Nachfolge in Böhmen zuzusichern und den Frieden mit den Türken zu bestätigen. Rudolf behielt also — abgesehen von der Kaiserkrone — nur Böhmen,

Schlesien und die Lausitz. Darauf wurde Matthias in Ungarn als König gekrönt und bestätigte die religiösen und politischen Freiheiten des Adels. In Oesterreich gewährte er nicht, wie von den Protestanten gehofft wurde, allgemeine Glaubensfreiheit, sondern gestattete nur dem Adel freie Uebung des Gottesdienstes, aber nicht den Städten, welchen er nur das Versprechen gab, daß er ihnen keine Veranlassung zu Beschwerden geben werde. Für diese Zugeständnisse huldigten ihm die Stände Oesterreichs.

Das kriegerische Vorgehen des Königs Matthias gegen seinen Bruder hatten die böhmischen Stände benutzt, um letzterem gleichfalls ihre Forderungen vorzulegen. Rudolf bewilligte alle, außer der Forderung freier Religionsübung, die erst auf dem nächsten Landtag entschieden werden sollte. Als aber die Protestanten eine provisorische Regierung einsetzten und eine allgemeine Landesbewaffnung beschlossen, da mußte Rudolf auch für seine böhmische Krone zittern. Um wenigstens diese zu retten, war er zu jedem Zugeständnis bereit. So unterzeichnete er am 9. Juli 1609 den sogenannten **„Majestätsbrief"**. In diesem wurde den böhmischen Protestanten Religionsfreiheit erteilt, dem Herren- und Ritterstand und den königlichen Städten das Recht zur Erbauung neuer Kirchen und Schulen verliehen und ein Ausschuß der Stände, die sogenannten Defensoren, aufgestellt, die zum Schutze des protestantischen Bekenntnisses sogar Geld aufnehmen, Truppen anwerben und den Landtag berufen durften. Als aber Rudolf mit den von seinem Bruder Leopold, Bischof von Passau, angeworbenen Truppen Böhmen wieder unter seine Willkürherrschaft bringen wollte, erhob sich gegen ihn das ganze Land. Er wurde zur Abdankung gezwungen und Matthias als König von Böhmen gekrönt (1611). Rudolf, der mit einer Jahrespension abgefunden wurde, behielt nur noch die Kaiserkrone. Während er Entwürfe machte, um die abgetretenen Kronen wiederzuerlangen und die Kurfürsten in Nürnberg bereits einen Tag für die neue Kaiserwahl festsetzten, erlosch dieses unglückliche Regentenleben am 20. Januar 1612. Rudolf war nie vermählt gewesen.

Die offene Begünstigung, deren jede gegen die Protestanten gerichtete Rechtsverletzung und Gewaltthat von seiten des Kaisers Rudolf sicher war, besonders der an Donauwörth verübte Gewaltakt, flößte den Protestanten ernstliche Besorgnisse ein. Zur Abwehr der gemeinsamen Gefahr schlossen daher

am 15. Mai 1608 mehrere lutherische und reformierte Fürsten zu Ahausen (im Ansbachischen) ein Schutz- und Trutzbündnis auf zehn Jahre, die **Union**, an deren Spitze der wittelsbachische Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz stand. Weitere Mitglieder waren der Herzog von Württemberg, die Markgrafen von Baden-Durlach und von Brandenburg-Ansbach, der Pfalzgraf von Neuburg und die Reichsstädte Ulm, Straßburg, Nürnberg. Bald darauf traten der Kurfürst von Brandenburg, der Landgraf von Hessen-Kassel und mehrere Reichsstädte bei. Diesem Bunde gegenüber wurde am 10. Juli 1609 die katholische **Liga** zunächst auf neun Jahre geschlossen, die von dem wittelsbachischen Herzog Maximilian von Bayern geleitet wurde. Zu ihr gehörten die Bischöfe von Augsburg, Würzburg, Passau, Regensburg, Konstanz und andere; die drei geistlichen Kurfürsten schlossen sich gleichfalls an; gegen den Willen des Herzogs, der die Liga nicht von den Interessen des Hauses Habsburg abhängig machen lassen wollte, wurden auch Erzherzog Ferdinand von Steiermark und König Philipp III. von Spanien, der auf drei Jahre monatlich 30000 Dukaten Hilfsgelder zu zahlen versprach, in die Liga aufgenommen. — So waren die beiden religiösen Parteien in zwei religiösen Bünden organisiert, deren militärische Verfassung zwar nur der Verteidigung dienen sollte, deren bloßes Vorhandensein aber die Spannung erhöhte und die Kriegsgefahr steigerte. Bald hatten diese Bünde Gelegenheit, eine Frage in die Hand zu nehmen, die sich von einer rein deutschen zu einer europäischen auswuchs und eine Zeit lang den großen Religionskrieg zu entfachen schien, der längst in der Luft lag.

Leopold Wilhelm, Erzherzog von Österreich, Generalstatthalter der Niederlande.

Nach einem Gemälde von P. Tyssens in der Kaiserl. Gemäldegalerie zu Wien.

Am 25. März 1609 starb Johann Wilhelm, Herzog von Jülich, Cleve und Berg, Graf von Mark und Ravensberg, ohne Nachkommen zu hinterlassen. Um das reiche und

schöne Erbe, das nun frei wurde, entbrannte der **Jülich-Cleveschen Erbfolgestreit**. Die nächstberechtigten Bewerber waren der Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg und der Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Neuburg; die Gemahlin des Kurfürsten war eine Tochter der ältesten Schwester des verstorbenen Herzogs, der junge Pfalzgraf war der Sohn einer jüngeren Schwester. Da es sich um ein großes, an die Niederlande stoßendes, meist protestantisches Besitztum handelte, so interessierten sich für den Erbschaftsstreit einerseits die von Spanien abgefallenen „Generalstaaten" von Holland, andererseits das spanisch-österreichische Habsburg. Kaiser Rudolf beschloß, das Land vorläufig als erledigtes Reichslehen einzuziehen; Erzherzog Leopold, den er damit beauftragte, bemächtigte sich, in der Hoffnung auf Gründung einer dauernden Herrschaft, der Festung Jülich und bat zur Ausführung seiner weiteren Pläne die geistlichen Kurfürsten und den König von Spanien um Hilfe. Bereits aber hatten Brandenburg und Neuburg durch den Dortmunder Vertrag (1609) über die gemeinsame Besetzung und Verwaltung des Landes sich verständigt. Um die Habsburger nicht am Niederrhein sich festsetzen zu lassen, wandten sich Brandenburg und Neuburg an die Union, der sie nun beitraten, und an König Heinrich IV. von Frankreich. Die Mitglieder der Union kamen in Schwäbisch-Hall, wo auch ein französischer Gesandter eintraf, zusammen (1610) und beschlossen ein gemeinsames bewaffnetes Vorgehen gegen jeden Eingriff Habsburgs in die Jülichsche Sache. König Heinrich IV., der schon lange die spanisch-österreichische Uebermacht zu brechen wünschte, schickte Truppen ins Jülichsche und war eben im Begriff, mit einem großen Heere und im Bunde mit Savoyen, Holland, England und der Union den Krieg gegen Habsburg am Rhein zu eröffnen, als er von Ravaillac ermordet wurde (1610). Zwischen der Union und der Liga hatte der Krieg bereits am Rhein und am Main begonnen, Erzherzog Leopold wurde aus Jülich vertrieben. Da starb auch der Kurfürst von der Pfalz, das Haupt der Union. Diese war nach dem Verlust ihrer hervorragendsten Genossen zu einem Vergleich bereit und schloß mit der Liga einen Waffenstillstand (1610). Inzwischen dauerte die gemeinsame Verwaltung der umstrittenen Gebiete durch Brandenburg und Neuburg fort. Nebenher aber gingen lebhafte Verhandlungen, die schließlich zu einem Ausgleich zu führen schienen: Der Pfalzgraf sollte

die älteste Tochter des Kurfürsten heiraten und den brandenburgischen Anteil als Mitgift bekommen; so wäre der ganze Besitz auch ungeteilt geblieben, was ein Jülichsches Hausgesetz bestimmt hatte. Bereits veranstaltete man eine persönliche Zusammenkunft in Düsseldorf; aber bei dem Gelage, das sich anschloß, kam es zu einem heftigen Auftritt und der Kurfürst soll sogar dem ihm zugedachten Tochtermann einen Schlag ins Gesicht gegeben haben. Auf dies hin verzichtete der Pfalzgraf auf den Plan, der Schwiegersohn des Kurfürsten zu werden, wurde katholisch und vermählte sich mit der Schwester des Herzogs Maximilian von Bayern. Gleichzeitig trat der Kurfürst, um die Holländer zu gewinnen, zum Calvinismus über. Der Krieg entbrannte aufs neue. Brandenburg rief Holland, Neuburg rief Spanien um Hilfe an. Die Truppen beider Staaten rückten ins Jülichsche ein. Die Spanier besetzten Aachen, Wesel, Xanten, die Holländer das Herzogtum Cleve. Endlich verständigten sich Brandenburg und Neuburg in dem Vertrag von Xanten (1614) dahin, daß sie die bisher gemeinsame Landesverwaltung untereinander teilten. Brandenburg erhielt Cleve, Mark und Ravensberg, Neuburg übernahm Jülich und Berg. In diesen zwei Herzogtümern und in Neuburg wurde von dem Pfalzgrafen der Katholizismus wieder eingeführt.

In die Regierungszeit des Kaisers Rudolf II. fällt auch die **Kalenderverbesserung.** Man hatte bis zum Jahre 1581 den alten oder Julianischen Kalender gehabt. Dieser, von Cäsar und seinem Astronomen Sosigenes eingeführt, hatte das Jahr zu 365 Tagen 6 Stunden genommen und alle vier Jahre einen Schalttag verordnet. Die Erde vollendet aber ihren Lauf um die Sonne in etwas kürzerer Zeit, in 365 Tagen 5 Stunden 48 Minuten 45½ Sekunden, was einen Unterschied von 11 Minuten 14½ Sekunden ausmacht. Dies beträgt in einem Jahrhundert 18 Stunden 20 Minuten. Im Jahre 1581 war die Kalenderrechnung hinter der richtigen astronomischen Berechnung schon um zehn Tage zurück. Nun ließ der Papst Gregor XIII. neue Berechnungen anstellen und auf diese hin verordnen, daß im Jahre 1582 nach dem fünften Oktober gleich der sechzehnte kommen, daß die Schalttage für je vier Jahre zwar beibehalten, aber der dadurch entstehende Ueberschuß von 44 Minuten (die Sekunden nicht gerechnet, welche erst in 5958 Jahren einen ganzen Tag ausmachen würden), der in 400 Jahren 3 Tage 1 Stunde

20 Minuten beträgt, dadurch ausgeglichen werden sollte, daß man alle 400 Jahre drei Schalttage ausließ, wie dies in den Jahren 1700, 1800 und 1900 der Fall war. Auch das Osterfest setzte er so fest, daß es immer an dem Sonntag nach demjenigen Vollmond gefeiert werden sollte, der entweder auf den 21. März (Frühlingstagundnachtgleiche) fällt oder nach diesem Tage kommt. Dieser Gregorianische Kalender fand, weil er vom Papste ausging, vielfach Widerspruch. Die protestantischen Gelehrten erschöpften sich in den verächtlichsten Ausdrücken über diese Neuerung. Sagte doch der württembergische Hofprediger Osiander: „Der päpstliche Kalender ist nicht richtiger als eines alten Bauern filziges Haar, darin einer wohl neun Kämme zerbrechen möchte, ehe er es richtig machte." Erst nachdem sich der Gedanke Bahn gebrochen hatte, daß, wenn auch nicht in religiösen, so doch vielleicht in astronomischen Dingen vom Papste das Richtige angeordnet werden könnte, wurde der neue Kalender von den Protestanten in Deutschland angenommen (1700). Die Russen und Griechen haben heute noch den Julianischen Kalender und sind deshalb jetzt um dreizehn Tage hinter unserer Zeitrechnung zurück.

e) Matthias.

(1612—1619.)

Matthias, der am 13. Juni 1612 von den deutschen Fürsten einstimmig zum Kaiser gewählt wurde, war zwar streng katholisch, aber nicht fanatisch genug, um nicht, wo die Politik es erforderte, Milde und Nachgiebigkeit walten zu lassen. Am meisten Einfluß auf ihn hatte sein Beichtvater, der Kardinal Klesl, früher ein unduldsamer Jesuit, später ein Politiker, der seinem Herrn eine durchaus unabhängige Stellung zu verschaffen suchte und deshalb dem Einflusse des Erzherzogs Ferdinand und Spaniens entgegenarbeitete. Matthias war bereits 55 Jahre alt und von schwächlicher Gesundheit, was den Fürsten Christian von Anhalt bei der Krönung zu Frankfurt (24. Juni 1612) zu der Aeußerung veranlaßte, der werde, wenn's zum Tanze kommen sollte, wohl keine großen Sprünge machen. Alle Reichsfürsten wetteiferten bei diesem Feste miteinander in Schmausereien und in der Größe und Pracht ihres Gefolges; doch alle überstrahlte Matthias selbst, der gegen 3000 Personen, 2000 Pferde

und etwa 600 sechsspännige Kutschen mitgebracht hatte. Alle Kurfürsten waren selbst zugegen, außer dem brandenburgischen, der seinen Sohn schickte; auch viele andere Fürsten und Grafen verherrlichten diese glänzende Feier. Alle Arten von Lustbarkeiten wechselten miteinander ab; man sah auch noch ein Ringelrennen, bei dem der Kaiser selbst mit auf der Rennbahn erschien, und mehrere andere altdeutsche Belustigungen. So schied man von einander mit den besten Aussichten und Hoffnungen. Aber die nächsten Gelegenheiten zeigten, daß auch dieser Kaiser das alte österreichische System des Zauderns, Lauerns und Hinhaltens zu dem seinigen gemacht hatte.

Kaiser Matthias.
Nach einem in den Uffizien zu Florenz befindlichen Gemälde.

Er hatte kaum vier Jahre regiert, als auch er seine Brüder beschäftigt sah, wo nicht ihn zu verdrängen, doch wenigstens ihm einen **Nachfolger** zu bestellen. Er war kinderlos wie seine zwei Brüder Maximilian und Albrecht, die beide keine Neigung zur Uebernahme der Regierung hatten. Sie verzichteten also für sich selbst auf die Nachfolge, wünschten aber diese ihrem Vetter Ferdinand übertragen zu sehen, der in seinen österreichischen Provinzen ein so erschreckendes Beispiel von Durchführung der Gegenreformation gegeben hatte. Von seiner Jugend, Einsicht, Entschlossenheit und Frömmigkeit versprachen sie sich alles, und er selbst brannte vor Eifer, auch dem Reiche das zu werden, was er bisher seinen Herzogtümern gewesen war.

Matthias sträubte sich lange, in der Erbfolgefrage nachzugeben. Da aber seine Brüder immer mehr in ihn drangen, König Philipp III. von Spanien für seinen zweiten Infanten gleichfalls Ansprüche machte und er selbst gefährlich erkrankte, so gab er endlich nach. Auf dem Landtage zu Prag, wo die Katholiken die Mehrheit hatten, wurde am 9. Juni 1617 Ferdinand zum künftigen König von Böhmen ge-

wählt und drei Wochen nachher mit großer Pracht zu Prag gekrönt. Mit Mühe erlangten die Stände von ihm die Bestätigung ihrer Rechte, besonders die des Majestätsbriefes. Im folgenden Jahre, am 16. Mai 1618, wurde er auch als künftiger König von Ungarn anerkannt.

Um diese Zeit bemerkte man unter den Katholiken in Böhmen verdächtige Bewegungen; die Jesuiten hoben mehr als jemals ihr Haupt empor und verbargen ihre Hoffnung nicht, unter dem folgenden Könige den Protestantismus vollständig ausgerottet zu sehen. Prahlerische Reden der Anhänger Ferdinands wurden unter dem Volke herumgetragen; es hieß, eine gewisse Anzahl Köpfe würde wohl erst herunter müssen, ehe das Rebellenvolk zum Gehorsam gebracht werden könnte; dieser und jener würde wohl zuerst herhalten müssen u. dergl. Durch solche Gerüchte und durch das rücksichtslose und gesetzwidrige Vorgehen der kirchlichen Restauration in den Städten und auf den königlichen Gütern wurden die Protestanten aufs höchste erbittert, und im stillen war es schon so gut wie beschlossen, Ferdinand trotz seiner Krönung noch erst eine scharf verklausulierte Kapitulation vorzulegen, ehe man ihm die Nachfolge gestatte.

Zwei Thatsachen steigerten die Erbitterung der Bevölkerung zum offenen Aufstand. Die protestantischen Unterthanen des Erzbischofs von Prag und die des Abts von Braunau hatten auf ihre Kosten in dem Städtchen Klostergrab und in Braunau Kirchen zu bauen angefangen, wurden aber mehrmals von ihren katholischen Gutsherren am Weiterbauen gehindert, da der Majestätsbrief sich nicht auf die Unterthanen katholischer geistlicher Herren erstrecke. Dagegen erklärten die Protestanten, der Klerus sei nur der Nutznießer, nicht der Eigentümer der geistlichen Güter; diese seien das Eigentum des Königs und deshalb als königliche Güter anzusehen und als solche zu behandeln. Die Katholiken erwiderten, der König sei nicht Eigentümer, sondern nur Schutzherr der geistlichen Güter. Die Stände hatten sich über die Verhinderung des Baues schon auf dem letzten Landtage bei dem Kaiser beschwert, aber keine Antwort erhalten, außer daß Matthias gelegentlich einmal geäußert hatte, er erkenne der Stände Begehren nicht für billig. Dennoch hatte man den Bau allmählich fortgesetzt und (1617) glücklich beendigt. Da befahl der Abt von Braunau, die Braunauer Kirche zu schließen; aber die Bürger der

Stadt widersetzten sich der Schließung mit Gewalt. Die Klostergraber Kirche wurde auf Befehl des Erzbischofs von Prag niedergerissen (Ende 1617). Auf dies hin beriefen die Defensoren eine Versammlung der Protestanten nach Prag. Dort wurde beschlossen, in einer Eingabe an die zehn Statthalter, die in Abwesenheit des Kaisers die Regierungsgeschäfte in Böhmen führten, die Bitte zu richten, daß den Beschwerden der Protestanten abgeholfen werden möchte. Da die Statthalter die Bitte zurückwiesen, wurde eine zweite Eingabe abgefaßt und an den Kaiser selbst gerichtet. Die Antwort des Kaisers lautete streng und drohend; er werde die Abhaltung eines neuen Protestantentages nicht dulden und diejenigen, welche die Urheber dieser Unruhe seien, vor Gericht stellen. Diese Antwort erregte Besorgnis und Erbitterung. Es ging das Gerücht, sie sei von den kaiserlichen Statthaltern, namentlich von den Herren von Martinitz und Slawata, verfaßt und bloß nach Wien zur Unterschrift gesandt worden, weshalb die allgemeine Entrüstung sich hauptsächlich gegen diese richtete, um so mehr, da beide Edelleute längst bei allen Protestanten verhaßt waren; denn sie waren es gewesen, die sich vor neun Jahren der Ausfertigung des Majestätsbriefes am längsten widersetzt hatten, und zugleich waren sie als die ärgsten Tyrannen gegen die auf ihren Gütern befindlichen protestantischen Bauern verschrieen. Man sagte ihnen nach, sie ließen diese mit Hunden in die katholische Kirche hetzen und ihnen den Mund mit Gewalt aufreißen, um sie zur Verschluckung des Abendmahlsbrotes vor dem katholischen Priester zu zwingen. Slawata habe die Bauern durch Verweigerung der Begräbnisse und der Trau- und Taufscheine zum katholischen Glauben gezwungen. Die Defensoren beschlossen daher, trotz des kaiserlichen Verbots eine

Graf Matthias von Thurn.
Nach einem alten in Prag befindlichen Stiche.

neue Protestantenversammlung auf den 21. Mai 1618 einzuberufen, wozu sie durch das Gesetz von 1609 berechtigt waren.

An der Spitze dieser Bewegung stand von Anfang an Graf Matthias von Thurn, dessen Willenskraft es hauptsächlich zu verdanken war, daß Kaiser Rudolf den Majestätsbrief unterschrieb und daß Matthias die böhmische Krone erlangte, wofür dieser ihm das reich dotierte Burggrafenamt von Karl-

Der Hradschin zu Prag im siebzehnten Jahrhundert.
Nach einem alten in Prag befindlichen Stiche.

stein übergab, das ihm Ferdinand nach der Königskrönung zu Prag (1617) sofort wieder entzog, um es an Martinitz zu geben. Am 23. Mai 1618 zogen die Mitglieder des Protestantentags in das königliche Schloß, um die Statthalter wegen der kaiserlichen Antwort zur Rede zu stellen. Vier von ihnen waren anwesend. Nach langem heftigem Streite nahm endlich einer der protestantischen Edelleute das Wort und rief laut, er wolle wissen, ob sie (die vier Statthalter) in dem Rat auch gewesen seien, da dieses schwere und nachteilige kaiserliche Schreiben konsultiert und erwogen worden, und ob sie ihre Stimmen dazu gegeben und es approbiert hätten.

Nach einer Pauſe antwortete der oberſte Burggraf, Adam von Sternberg, mit ſichtbarer Verlegenheit, die Sache ſei ſo wichtig, daß man notwendig darüber erſt die abweſenden Mitglieder der Statthalterei berufen müſſe. Dies ſolle geſchehen und dann wolle man ihnen hinlängliche Auskunft und Genugthuung geben.

Damit ließen ſich die Proteſtanten nicht abfertigen. Sie fragten nochmals jeden einzeln, ob er teil an dem Schreiben

Fenſterſturz in Prag.
Nach Gottfrieds hiſtoriſcher Chronik.

gehabt habe. Alle ſchwiegen. Da traten einige hervor und ſagten, ſie wüßten, daß der Burggraf von Sternberg und Diepold von Lobkowitz zwar bei der Beratſchlagung über das Schreiben zugegen geweſen ſeien, aber die Ausfertigung nicht bewilligt hätten. Darauf nahm man dieſe beiden beim Arme und führte ſie in ein anderes Zimmer; andere ſprangen auf Martinitz zu, ſchleppten und ſtießen ihn ans Fenſter und ſtürzten ihn in den Schloßgraben hinab. Einen Augenblick herrſchte tiefe Stille; Thäter und Zuſchauer waren gleich erſchrocken, bis einer, auf Slawata zeigend, rief: „Edle Herren, hier habt ihr den anderen.“ Da packten ſie auch dieſen und warfen ihn hinunter. Noch war der

Sekretär Fabricius übrig, der, weil er sich einige Abmahnungsversuche erlaubt hatte, gleichfalls hinabgeworfen wurde. Ungeachtet die Höhe gegen 18 Meter betragen mochte, blieben doch alle drei am Leben, da sie glücklicherweise auf weichen Grund gefallen waren. Fabricius wurde später als Herr von „Hohenfall" in den Adelstand erhoben.

Diese rechtswidrige Gewaltthat, die übrigens einer altböhmischen Sitte entsprach, bildet die Einleitung zu dem furchtbaren Religionskriege des 17. Jahrhunderts. Schon am folgenden Tage erfolgte der Bruch mit der Regierung. Der Protestantentag, der die Rolle eines regelmäßigen Landtags übernahm, setzte sofort eine provisorische Regierung ein, dreißig Direktoren, wovon je zehn aus dem Herren- und Ritterstand und den Städten gewählt wurden. Graf von Thurn übernahm die Leitung des Heerwesens. Mit diesen Beschlüssen und Anordnungen waren nicht nur fast alle königlichen Städte, sondern auch viele von den gemäßigten Katholiken einverstanden, die gleichfalls den Majestätsbrief und die ständischen Freiheiten aufrecht erhalten wissen wollten.

Kaiser Matthias fühlte sich weder körperlich noch geistig dieser Bewegung gewachsen. Er knüpfte mit der provisorischen Regierung Böhmens Unterhandlungen an und zeigte sich einem Vergleiche geneigt. König Ferdinand aber, dem dieser Aufstand willkommen war, um die böhmische Opposition samt dem Protestantismus zu vernichten, widerstrebte mit aller Macht einer Aussöhnung und ließ, um den Kaiser Matthias zu einer willenlosen Maschine zu machen, dessen vertrautesten Ratgeber, den Kardinal Klesl, am 20. Juli 1618 bei einem Besuche in der Hofburg gefangen nehmen und nach dem Schlosse Ambras bei Innsbruck entführen. Darauf betrieb er aufs lebhafteste die Aufstellung eines kaiserlichen Heeres und bewarb sich um die Bundesgenossenschaft Spaniens und anderer katholischen Länder. Die Böhmen dagegen suchten die österreichischen und mährischen Stände und Schlesien in ihr Interesse zu ziehen, setzten sich in Verbindung mit der Union, namentlich mit dem Kurfürsten von der Pfalz, und erhielten Hilfsgelder von dem gegen Habsburg erbitterten Herzog Karl Emanuel von Savoyen. An der Spitze des böhmischen Heeres stand neben Graf Thurn noch Graf Ernst von Mansfeld, der bisher zuerst unter Habsburg, dann in Savoyen gegen Habsburg gedient hatte und nun mit einem von Savoyen bezahlten Heere in Böhmen einrückte.

2. Der dreissigjährige Krieg.

(1618—1648.)

a) Der böhmische Krieg.

(1618—1621.)

Mit der Einrichtung einer provisorischen Regierung hatten die böhmischen Protestanten den Weg der Revolution gegen das Haus Habsburg beschritten. Der Erfolg dieser Revolution hing von der Unterstützung ab, die die Böhmen etwa auswärts finden würden. Niemand aber hätte damals gedacht, daß aus diesem rein örtlichen Aufstande, aus dieser rein habsburgischen Angelegenheit der große Religionskrieg herauswachsen werde, der kommen mußte, weil der Augsburger Religionsfriede mit dem Ausnahmegesetz für die geistlichen Länder einen dauernden Frieden nicht schaffen konnte. Die Zeitgenossen haben die verschiedenen Einzelkämpfe, die wir heute unter dem Namen „30jähriger Krieg" zusammenfassen, nicht als einheitlichen Kampf angesehen, sondern als Lokalkriege, die zu Sonderzwecken geführt wurden. Und doch hat man ein Recht zu solch zusammenfassender Benennung. Denn bei allem Wechsel des Schauplatzes, der Personen, der Ziele war es doch ein Kampf derselben feindlichen Weltmächte. Die neue Weltanschauung mußte in einem letzten blutigen Ringen mit den gesammelten Kräften des wiederbelebten Katholizismus ihre Daseinsberechtigung ausweisen.

Graf Ernst von Mansfeld.
Nach einem Gemälde in den Uffizien zu Florenz.

Im August 1618 wurden die Feindseligkeiten eröffnet. Ein kaiserliches Heer von etwa 14000 Mann rückte unter dem Oberbefehl des Grafen Bucquoy in Böhmen ein, fand aber bei der Bevölkerung nicht die erwartete Unterstützung. Verstärkt durch die von den schlesischen Ständen abgesandten

Hilfstruppen, rückte Graf Thurn dem Feinde entgegen, schlug ihn mehrmals und nötigte ihn im Oktober zum Rückzug, während im folgenden Monat Graf Mansfeld die dem Kaiser treu gebliebene Stadt Pilsen erstürmte. Thurn ging hierauf zum Angriff über und marschierte gegen Wien, konnte aber, da Mähren dem Kaiser treu blieb und in Böhmen keine weiteren Erfolge errungen wurden, während des Winters sich nicht in Oesterreich halten. Die Ausgleichs- und Waffenstillstandsverhandlungen zwischen der Regierung des Kaisers und den Böhmen dauerten fort, führten aber zu keinem Ergebnis. Mitten unter diesen Unruhen und Verhandlungen starb Kaiser Matthias zu Wien am 20. März 1619.

Die Friedensunterhandlungen wurden nun abgebrochen; denn zwischen den böhmischen Protestanten und dem jesuitischen Ferdinand war eine Verständigung unmöglich. Thurn rückte mit 16000 Mann aufs neue ins Feld und zog über Mähren, dessen Stände sich nun an das böhmische Defensionswerk anschlossen, nach Oesterreich und lagerte sich vor Wien. Durch seine Ankunft ermutigt, weigerten sich die österreichischen Stände, Ferdinand als den Nachfolger Matthias' im Erzherzogtum anzuerkennen, unterhandelten mit Thurn über den Anschluß an Böhmen und verlangten von Ferdinand seine Zustimmung zum Abschluß einer Konföderation Oesterreichs mit Böhmen. Zu diesem Zwecke wurde eine Abordnung von 16 Edelleuten an Ferdinand abgeschickt, die in der entschlossensten Sprache seine Einwilligung zu ihrer Bewaffnung und zu ihrem Beitritt in den böhmischen Bund verlangten (5. Juni 1618). Einer der Abgesandten, ein Herr von Evergassing, soll ihn sogar bei den Knöpfen seines Wamses gefaßt und mit drohender Stimme gefragt haben, ob er bald unterschreiben werde. Ein unerwarteter Zufall befreite Ferdinand aus dieser äußerst peinlichen Lage. Im Augenblicke der höchsten Erregung schmetterten nämlich Trompeten durch den Schloßhof, die die Ankunft eines Kürassierregiments ankündigten und den Abgesandten einen solchen Schrecken einjagten, daß sie sich auf der Stelle beurlaubten. Diesem Glücksfalle folgten mehrere andere. Die Wiener Studenten und 1500 Bürger bewaffneten sich für Ferdinand. In Böhmen wurde Mansfelds Stellvertreter, Hohenlohe, am 10. Juni 1619 von dem kaiserlichen Feldherrn Bucquoy bei dem Dorfe Nettolitz geschlagen, und die Direktoren, für Prag fürchtend, riefen den Grafen Thurn von den Thoren

Wiens nach Böhmen zurück. Nun war es Ferdinand möglich, nach Frankfurt zu reisen, wohin die Kurfürsten zur Kaiserwahl berufen worden waren. In Frankfurt wurde **Ferdinand II.** (1619—1637), welcher der drei geistlichen Kurfürsten und Sachsens sicher war, am 28. August einstimmig zum Kaiser gewählt und am 9. September 1619 gekrönt. Diesen Erfolg hatte Ferdinand der Haltung des sächsischen Kurfürsten zu danken, bei dem der Haß gegen die calvinische Pfalz jede andere Rücksicht verdrängte. So war also unter Zustimmung der protestantischen Wahlfürsten der bitterste Gegner des Protestantismus gewählt worden, und zwar zu derselben Zeit, da dieser durch die Gegenreformation aufs schwerste bedroht war. „Der Würfel war geworfen; das Geschick des Reiches auf Jahrzehnte hinaus entschieden; die Zügel der Regierung lagen in den Händen eines Mannes, der die Bekämpfung aller Ketzerei für seine wichtigste Lebensaufgabe ansah."

Ferdinand II.
Nach einem Gemälde von Franz Pourbus im Pradomuseum zu Madrid.

Die Kaiserkrone hatte Ferdinand gewonnen; die böhmische Königskrone aber verlor er zunächst. Von den böhmischen Ständen und den Abgesandten Mährens und Schlesiens wurde er des böhmischen Thrones verlustig erklärt und **Friedrich V.**, der zwanzigjährige Kurfürst von der Pfalz, ein Schwiegersohn des Königs Jakob I. von England, fast einstimmig zum König von Böhmen, Mähren und Schlesien ernannt, teils weil man sich von dieser seiner hohen Verbindung kräftigen Schutz versprach, teils weil er selbst für einen edeln und freigebigen Fürsten galt. Auch war er als Besitzer der Oberpfalz den

Böhmen benachbart. Aber Jakob von England machte seinem Schwiegersohne keine Versprechungen auf Unterstützung; die Kurfürsten und Herzog Maximilian von Bayern warnten ihn, eine Krone anzunehmen, die Ferdinand rechtmäßig gehöre und von diesem mit aller Macht werde verteidigt werden. Andererseits forderten Prinz Moritz von Oranien, Christian von Anhalt, sein Hofprediger Skultetus und andere ihn zur Annahme auf. Da eine solche Entscheidung seiner Eitelkeit entsprach, so erklärte er sich, zumal da die Nachricht einlief, daß der Fürst von Siebenbürgen, Bethlen Gabor, sich mit ihm vereinigen und den Kaiser in Ungarn angreifen wolle, zur Annahme der angebotenen Krone bereit. Er verließ das herrliche Heidelberger Schloß, „aus dessen Fenstern Luise Juliana weinend und ahnungsvoll dem glänzenden Reiterzuge des Sohnes nachsah". Am 31. Oktober 1619 hielt er seinen Einzug in Prag und am 4. November wurde er dort gekrönt, worauf auch Mähren und Schlesien ihm huldigten.

Der neue Kaiser sprach auf seinem Rückweg von Frankfurt bei seinem Jugendfreunde, dem klugen **Herzog Maximilian von Bayern,** in München ein. Die Freundschaft dieses Mannes, der nicht nur das Haupt der Liga, sondern auch für sich selbst einer der bedeutendsten Reichsfürsten war, mußte ihm vor allen Dingen wichtig sein. Darum schloß er mit dem Herzog einen Vertrag (8. Oktober 1619), worin er ihm für seine Hilfeleistung die zu besetzenden deutschen Kronländer Oesterreichs verpfändete; mündlich versprach er ihm außerdem noch die pfälzische Kurwürde und Teile des kurpfälzischen Landes. Die Liga beschloß darauf, ein Heer von 25 000 Mann unter dem Oberbefehl Maximilians aufzustellen. König Philipp III. von Spanien stellte Truppen aus Italien und den Niederlanden sowie Geld in Aussicht, wogegen er den Erwerb der Rheinpfalz ins Auge faßte, um eine Länderverbindung zwischen Italien und den Niederlanden sich zu sichern. Papst Paul V. verpflichtete sich zu Hilfsgeldern, Polen zu Truppensendungen. Von großer Bedeutung aber war es, daß der Kaiser wiederum, wie einst im Schmalkaldischen Kriege, im protestantischen Lager selbst einen Bundesgenossen fand, der zum Verrat an der Sache seines Glaubens bereit war. Kurfürst Johann Georg von Sachsen, der als übereifriger Lutheraner den calvinistischen Hof des neuen Böhmenkönigs haßte und selbst gern König von Böhmen geworden wäre, ließ sich im März 1620 in Mühlhausen (in

Thüringen) bei einer Zusammenkunft mit den Abgeordneten der rheinischen Städte zum engen Anschluß an die katholische Partei bewegen und versprach dem Kaiser seine Unterstützung zum Zweck der Wiedererlangung Böhmens gegen Verpfändung der Lausitz. Während der Kaiser und seine Bundesgenossen sich aufs eifrigste zum Kriege rüsteten, ließen es die Protestanten, wie zur Zeit des Schmalkaldischen Krieges, an Einigkeit und Thatkraft fehlen. Die Union ließ ihren

Friedrich V., Kurfürst von der Pfalz, hält als König von Böhmen mit seiner Gemahlin Elisabeth, Tochter Jakobs I. von England, seinen Einzug am 31. Oktober 1619 in Böhmen.

Nach einem Gemälde von Adrian v. d. Venne im Reichsmuseum zu Amsterdam.

bisherigen Führer im Stich und schloß am 3. Juli 1620 unter französischer Vermittelung in Ulm Frieden mit der Liga. Sie versprach neutral zu bleiben, solange die Liga die Pfalz nicht angreife. So wurde das ligistische Heer für den böhmischen Feldzug frei.

Inzwischen war Bethlen Gabor in Ungarn eingerückt, hatte sich mehrerer Städte bemächtigt und war bis vor die Mauern Wiens vorgedrungen. Bucquoy wurde zum Schutze der Hauptstadt von Böhmen zurückgerufen. Graf

Thurn folgte ihm, zog zum drittenmal gegen Wien und vereinigte sich mit den Truppen Bethlen Gabors. Aber auch diesmal mußten die Belagerer abziehen. Bethlen Gabor schloß einen Waffenstillstand mit dem Kaiser (16. Januar 1620), aber neun Tage später (25. Januar) wieder ein Bündnis mit den Böhmen und ließ sich alsdann durch den ungarischen Landtag zum König wählen (August 1620). In Böhmen wurden die Kaiserlichen nach Bucquoys Abzug durch Mansfeld aus mehreren festen Plätzen vertrieben. Aber die Ankunft des Königs Friedrich wirkte nicht ermutigend auf die böhmischen Heerführer und Edelleute. Mit Eifersucht sahen die Böhmen, wie Friedrich den Prinzen Christian von Anhalt zum Oberfeldherrn ernannte, dem pfälzischen Adel die wichtigsten Kommandos und die obersten Verwaltungsstellen übertrug, und es mußte Unzufriedenheit erregen, daß, während in dem verwüsteten Lande Hungersnot herrschte, der neue Hof für Feste und Vergnügungen große Summen verschwendete. Dazu kam der unzeitige calvinistische Eifer dieses Hofes, der aus den Prager Kirchen, wo noch manche katholische Aeußerlichkeiten beibehalten waren, Bilder und Kruzifixe und allen Schmuck entfernen ließ und den Hofprediger Skultetus veranlaßte, in seinen Predigten gegen den böhmischen „Götzendienst" zu Felde zu ziehen. So entfremdete sich der neue König alle Herzen, und das zu einer Zeit, wo es galt, das ganze Land in ein großes Kriegslager zu verwandeln, mit der höchsten Begeisterung für politische und religiöse Freiheit zu entflammen und zur äußersten Kraftanstrengung anzuspornen. Denn von allen Seiten rückten die Feinde gegen den neuen König an, der in seiner Eitelkeit und Genußsucht den drohenden Sturm gar nicht zu beachten schien. Während der Kurfürst von Sachsen in die Lausitz einrückte und der Marquis Spinola von den Niederlanden aus mit einem spanischen Heere gegen die Kurpfalz zog, führte Herzog Maximilian das Heer der Liga, das unter dem Befehle des aus den Niederlanden stammenden Generals Johann Tserklaes von Tilly stand, nach dem Erzherzogtum Oesterreich und zwang die evangelischen Stände, die bisher dem Kaiser so entschieden Widerstand geleistet hatten, zur Huldigung. Nach seiner Vereinigung mit Bucquoy zog er nach Böhmen und nötigte das königliche Heer zum Rückzug nach Prag, während Mansfeld in Pilsen stehen blieb und nur einen Teil seiner Truppen nach Prag marschieren ließ. 21000 Mann

stark lagerte sich das durch Märsche ermüdete böhmische Heer, dessen Kriegszucht bereits gelockert war, vor der Stadt auf dem sogenannten Weißen Berge. Fürst Christian von Anhalt, der Graf von Hohenlohe, Thurn und andere befehligten es. Das ligistisch-kaiserliche Heer (32000 Mann zu Fuß und etwa 7000 Reiter) war rasch nachgerückt. Neben Maximilian und Tilly finden wir unter den Führern Wallenstein, Tiefenbach, Colalto und andere. Maximilian drang auf sofortigen Angriff und auf Erstürmung des Berges. Um die Mittagszeit des 8. November 1620 erfolgte die **Schlacht am Weißen Berge,** die in kaum einer Stunde das Schicksal Böhmens und Friedrichs entschied. 4000 Böhmen lagen auf dem Schlachtfelde; der Rest wurde zersprengt; viele warfen die Waffen weg. An weiteren Widerstand war nicht mehr zu denken. Die Schlacht fiel gerade auf einen Sonntag, an dem in den Kirchen über die Worte „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist" gepredigt wurde.

König Friedrich, der sich nicht bei dem Heere aufhielt, saß eben an der Tafel, als die Nachricht von dem Anrücken der Feinde eintraf. Sogleich ritt er zur Stadt hinaus und bestieg den Wall; aber ein unerfreulicher Anblick erwartete ihn hier: er sah sein Heer geschlagen und in völliger Auflösung über die Ebene daherjagen. Mit fliehenden Heeresteilen eilte auch er in die Stadt zurück. Maximilian forderte ihn auf, sich binnen acht Stunden zu erklären, ob er auf seine angemaßte Würde Verzicht leisten wolle. Statt zu antworten, entfloh er am anderen Morgen mit dem Fürsten von Anhalt und den Grafen von Hohenlohe und Thurn nach Breslau. Seine Begleiter beschworen ihn, noch nicht alle Hoffnung aufzugeben, sondern sich in die Festung Glatz zu werfen, von wo aus er dem Feinde noch lange trotzen könne; vergebens; dieser erste Schlag hatte dem eiteln, schwachen Manne so sehr alle Besonnenheit geraubt, daß er sich lieber dem unsichersten und schimpflichsten Schicksal preisgeben, als noch einen männlichen Kampf wagen wollte. Von Breslau floh er nach Berlin und von da nach Holland, wo er auf seines Schwiegervaters Kosten lebte. Das Volk gab ihm, der nur vom November 1619 bis November 1620 König gewesen war, den Spottnamen „Winterkönig".

Unmittelbar nach der Flucht des Königs zog Maximilian in Prag ein (10. November mittags); niemand wagte einen Widerstand. Tilly nahm die Festung Pilsen durch Verrat

und zwang Mansfeld, sich nach der Oberpfalz zurückzuziehen. Ganz Böhmen, Mähren und Schlesien wurden wieder unterworfen, die revolutionäre Regierung beseitigt, die Jesuiten kehrten triumphierend zurück.

Etwa drei Monate nach der Schlacht, während die Böhmen schon hofften, daß sie ungestraft bleiben würden, wurden am 20. Februar 1621 plötzlich 48 der vornehmsten Häupter der Empörung, die Direktoren und Defensoren, soweit sie nicht schon geflohen waren, in ihren Häusern festgenommen und teils zum Tode, teils zu lebenslänglichem Gefängnis, teils zur Verbannung verurteilt. Am 21. Juni 1621 wurden 24 der Verhafteten, darunter Graf Andreas Schlick und der gelehrte Jessenius, Rektor der Universität, in Prag öffentlich hingerichtet. Die Güter der Verurteilten wurden eingezogen und vom Kaiser teils an seine Anhänger verschenkt, teils verkauft, wodurch ein großer Teil des böhmischen Herrenbesitzes in andere Hände kam. Den Gesamtwert der eingezogenen Güter hat man auf 900 Millionen Mark berechnet. Nachdem so die Revolution erstickt war, begann das Werk der **Gegenreformation,** das hier mit erbarmungsloser Härte und Grausamkeit durchgeführt wurde. Die protestantischen Kirchen wurden geschlossen oder den Katholiken übergeben, die Geistlichen und Schullehrer ermordet oder verjagt, die Prager Universität den Jesuiten ausgeliefert, das Volk durch die schändlichsten Mißhandlungen zur Annahme des Katholizismus gezwungen. Ging man ja so weit, daß man den Bürgern, die nicht katholisch werden wollten, Lichtensteinische Dragoner, die sogenannten „Seligmacher" ins Haus legte, die, während die Hausväter in Haft abgeführt wurden, die Frauen und Kinder in einer Weise peinigten, daß diese selbst die Väter aufs flehentlichste baten, sie möchten doch die katholische Lehre annehmen. Das Reformationspatent vom 31. Juli 1627 ließ sämtlichen Protestanten keine andere Wahl, als sofort katholisch zu werden oder das Königreich zu verlassen. Gegen 36 000 Familien blieben ihrem Glauben treu und wanderten aus. Aehnlich wie in Böhmen, wurde auch in Mähren und Schlesien verfahren, nur daß hier die Hinrichtungen unterblieben. Die Privilegien der böhmischen Stände wurden von Ferdinand, der das Land als eine eroberte Provinz ansah, für aufgehoben erklärt, der Majestätsbrief von ihm mit eigener Hand zerschnitten. Kaum war ein Jahrzehnt verflossen, so war in Böhmen, Mähren, Schlesien und dem Erzherzogtum Oesterreich

der Protestantismus gerade so ausgerottet, wie einige Jahre vorher in Steiermark, Kärnten und Krain von dem nämlichen Ferdinand. Der vertriebene Böhmenkönig und Kurfürst von der Pfalz wurde, unter Beiseitesetzung aller vorgeschriebenen Rechtsformen, wegen Majestätsbeleidigung und Friedensbruches in die Acht erklärt, und ihre Vollstreckung dem Herzog Maximilian übertragen. Christian von Anhalt, der Markgraf von Jägerndorf und der Graf von Hohenlohe wurden gleichfalls mit der Acht belegt. Ein großer Teil der Kurpfalz war bereits von den spanischen Truppen Spinolas besetzt. Die Union schloß mit ihm am 12. April 1621 den Mainzer Vertrag, räumte die Pfalz und überließ den geächteten Kurfürsten seinem Schicksal. Auf der Versammlung zu Heilbronn (Mai 1621) löste sich die Union unter dem Spott der ganzen Welt förmlich auf.

b) Der pfälzische Krieg.

(1621—1623.)

So war die böhmische Revolution kläglich gescheitert, ihre Urheber furchtbar gestraft; das selbständige Königreich Böhmen war verwandelt worden in ein habsburgisches Kronland gleich den anderen, das protestantische Böhmen in ein katholisches. Der Krieg war aber damit nicht zu Ende; der Funke sprang jetzt hinüber in die Stammlande des Winterkönigs und entzündete dort einen neuen Krieg, den pfälzischen. Schon September 1620 war Spinola mit spanischem Kriegsvolk in der Pfalz eingefallen, wo er schrecklich hauste. Zu ihm gesellte sich jetzt noch Tilly, so daß der Mansfelder, der hier die Sache des Winterkönigs verfocht, einen schweren Stand hatte. Als nun vollends Maximilian selbst herbeikam, um die Acht zu vollstrecken, mußte Mansfeld nach dem Elsaß zurückweichen. Die Oberpfalz huldigte bereits ihrem neuen Herrn Maximilian und wurde wie Böhmen wieder katholisch gemacht. Nun traten aber neben Ernst, der sein Heer durch Plünderung und Brandschatzungen unterhielt, nach zwei Kämpen auf den Plan, der Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach und der Herzog Christian von Braunschweig, Administrator von Halberstadt. Der erstere war zwar einigermaßen für den Besitz von Baden-Baden besorgt, im übrigen aber von edlen Beweggründen geleitet; er wollte die Fehler der Union durch selbständiges Eingreifen wieder

gut machen und die Sache seines pfälzischen Freundes ritterlich verteidigen. Vorwiegend mit englischem Gelde warb er ein Heer, ließ schönes Geschütz gießen und Vorräte aller Art aufkaufen. Um sein Land für alle Fälle vor der Rache des Kaisers zu schützen, verzichtete er feierlich auf alle seine Besitzungen zu Gunsten seines Sohnes. Nach solchen Vorbereitungen brach er nach der Pfalz auf und vereinigte sich mit Mansfeld. — Der zweite Parteigänger des Winterkönigs war der **Administrator Christian,** gewöhnlich der „tolle Christian" genannt. Er war Bruder des regierenden Herzogs von Braunschweig, ein junger Mann von Mansfelds Kraft und Feuer, aber von unbändiger Wildheit, die allerdings nicht ohne eine gewisse Ritterlichkeit und Romantik war. Er hatte vorher als Rittmeister in holländischen Diensten gestanden und dort den flüchtigen Pfalzgrafen kennen gelernt. Man sagt, ein persönliches Interesse für dessen Gemahlin, deren Handschuh er an seinen Hut geheftet trug, habe ihn zunächst zu dem kühnen Entschlusse begeistert, sich, wie Mansfeld, von freien Stücken zum offenen Feind des Kaisers aufzuwerfen. Seine Fahnen hatten die Inschrift: „Tout pour Dieu et pour elle!" (Alles für Gott und für sie!) Diese ritterliche Neigung war aber nicht der einzige Grund für sein kriegerisches Vorgehen; vielmehr mußte er fürchten, die kaiserliche Restaurationspolitik werde ihm sein geistliches Fürstentum Halberstadt entziehen, das ihm vom Kaiser noch

Georg Friedrich, Markgraf von Baden-Durlach.
Nach einem alten Kupferstich.

nicht bestätigt war. Sein Verhalten stand freilich in gar keinem Einklang mit seiner geistlichen Würde; denn als seine Hauptaufgabe sah er es an, die geistlichen Stifter und die Länder der Liga so gründlich als möglich auszuplündern und den Katholischen, die er von Grund der Seele haßte, allen erdenklichen Schaden zu thun.

Herzog Christian von Braunschweig.
Nach einem Gemälde von P. Moreelse in der Gemäldegalerie zu Braunschweig.
(Mit Genehmigung der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. in München.)

Herzog Christian schlug seine Werbeplätze im Braunschweigischen auf und in kurzem hatte er über 20000 Mann unter seinen Fahnen, die schon in Freundesland so hausten, daß sein eigener Bruder in Verbindung mit einigen Nachbarfürsten sie aus dem Lande jagen mußte. Auch auf dem Wege nach der Pfalz plünderte und brandschatzte er, wo er konnte. In der Hauptkirche zu Paderborn fand er unter anderem die Bildsäulen der zwölf Apostel von gediegenem Silber und ließ sie mit der scherzhaften Erinnerung, daß ihr Auftrag nicht sei, stillzustehen, sondern in alle Welt zu gehen, wegnehmen und in die Münze schicken. Den daraus geprägten Thalern ließ er die Inschrift geben: „Gottes Freund, der Pfaffen Feind."

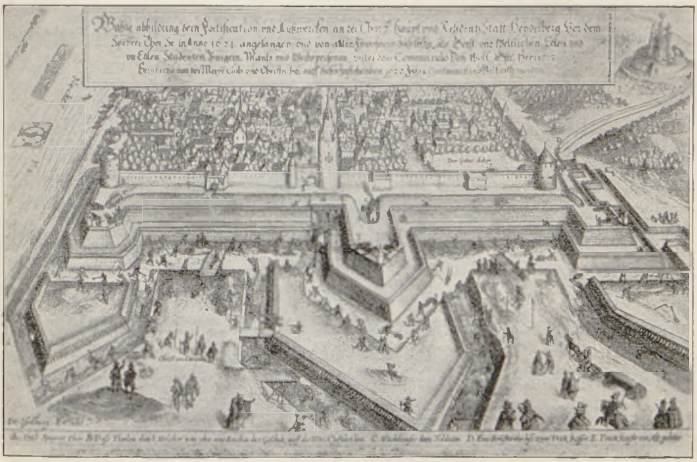
Als diese zwei Söldnerführer neben dem Mansfelder zum Kampfe für die Pfalz auf den Plan traten, da wagte es auch der entflohene Kurfürst wieder auf deutschem Boden zu erscheinen. In abenteuerlicher Verkleidung erschien er vom Haag aus im Lager des Mansfelders, und der Feldzug wurde für ihn nicht ungünstig eröffnet. Der Markgraf von Baden und Ernst von Mansfeld gewannen vereinigt am 27. April 1622 bei **Wiesloch** den Sieg über Tilly. Wegen Uneinigkeit trennten sie sich aber wieder, worauf Georg Friedrich am 6. Mai bei **Wimpfen** von Tilly geschlagen wurde. Einige Pulverkarren im badischen Train, die Feuer fingen, verursachten eine greuliche Verwirrung. Der Markgraf rettete sich

mit Mühe nach Stuttgart; die Sage von dem Opfertode der 400 Pforzheimer Bürger ist spätere Erfindung. Noch schlimmer erging es dem „tollen Christian". Als er den Versuch machte, sich mit Mansfeld zu vereinigen, brachte ihm Tilly bei **Höchst** in der Nähe von Frankfurt (20. Juni 1622) eine mörderische Niederlage bei; er verlor fast sein ganzes Fußvolk und entkam nur mit einem Teile der Reiterei an die Bergstraße zu Mansfeld. Da beide sich gegen Tilly nicht

Schlacht bei Wimpfen.
Nach Merians Theatrum Europaeum.

länger diesseits des Rheines halten zu können glaubten, so zogen sie wieder nach dem Elsaß. Der Kurfürst Friedrich ließ sich durch die Friedensunterhandlungen, die England und Dänemark in seinem Interesse mit dem Kaiser anknüpften, täuschen und entließ beide aus seinen Diensten. Darauf wandten sich Mansfeld und Christian nach Lothringen, brachen sich bei Fleurus am 29. August 1622 unter großen Verlusten Bahn durch ein spanisches Heer und traten in die Dienste der holländischen Generalstaaten. Der Kurfürst wandte sich ebendorthin; aber von der gehofften Herausgabe seiner Stammlande war jetzt keine Rede mehr. Die festen Plätze, die bis dahin widerstanden hatten, fielen den Feinden in die Hand, so Heidelberg, Mannheim, Frankenthal (1622—1623).

Die reichen Schätze der Heidelberger Bibliothek, die auf deutschem Boden die wertvollsten Handschriften und Druckwerke enthielt, wurden von Maximilian in 184 Kisten nach Rom geschickt, wo sie in der päpstlichen Bibliothek des Vatikans größtenteils heute noch sind. Nur 900 altdeutsche Handschriften wurden im Jahre 1815 zurückgegeben; und als die altberühmte Heidelberger Universität im Jahre 1886 ihr 500jähriges Jubiläum feierte, sandte Papst Leo XIII. als Festgeschenk einen kostbar ausgestatteten Katalog der bibliotheca



Die Befestigungen vor dem Speirer Thor zu Heidelberg 1622.
Nach einem Kupferstich von Peter Iffelburg.

Palatina. — Anfang 1623 war die ganze Pfalz in den Händen des Feindes und nun begann auch hier, wie in Böhmen, die Ausrottung des Protestantismus. Soldaten, Jesuiten, Mönche vollzogen das Werk. Auf dem Fürstentag zu Regensburg setzte es der Kaiser unter dem Widerspruch Sachsens und Brandenburgs durch, daß am 25. Februar 1623 die pfälzische Kurwürde dem Herzog Maximilian übertragen wurde, aber nur ihm persönlich auf Lebensdauer. Im Kurfürstenkollegium standen nun den zwei protestantischen Mitgliedern fünf katholische gegenüber. Als Unterpfand für die Kriegskosten erhielt Maximilian neben Oberösterreich auch noch die Oberpfalz, Sachsen die Lausitz, worauf dieses die bayrische Kurwürde anerkannte.

c) Der niedersächsisch-dänische Krieg.

(1623—1629.)

Die Acht an Friedrich von der Pfalz war vollstreckt, der pfälzische Lokalkrieg beendigt. Aber alsbald schlug die Flamme in einem anderen Teile Deutschlands aus dem Boden. Die ligistisch-habsburgische Macht, im Vollgefühl ihrer Siege, wollte die Waffen nicht niederlegen, bevor nicht der geistliche Vorbehalt streng durchgeführt, d. h. alles seit 1555 säkularisierte geistliche Land der alten Kirche zurückgegeben wäre. Das ahnte man auch auf protestantischer Seite; namentlich der niedersächsische Kreis fürchtete mit Recht für seine protestantischen Bistümer; und eben dahin hatte sich neuerdings Christian von Braunschweig zurückgezogen; er war in die Dienste seines Bruders, des Herzogs Friedrich Ulrich von Braunschweig getreten und dadurch Heerführer im niedersächsischen Kreise geworden. Als nun Tilly gegen diesen anrückte, da geriet der ganze Kreis in Aufregung und begann zu rüsten, um seine Neutralität zu wahren. Um dem Kreise die Schrecken des Krieges zu ersparen, forderte man den Christian sogar auf, den Kreis zu verlassen, worauf dieser nach Westfalen zog. Aber Tilly trat ihm mit überlegener Macht entgegen, schlug ihn am 6. August 1623 bei **Stadtlohn** und nötigte ihn zur Flucht nach Holland. Darauf besetzte Tilly eigenmächtig einen großen Teil von Westfalen und Niedersachsen, unbekümmert um die bisherige Neutralität Norddeutschlands, um die Gegenreformation auch hier durchzuführen. Mansfeld war inzwischen in Ostfriesland eingerückt, wo seine zuchtlosen Soldaten so schrecklich hausten, daß von den Einwohnern viele Hunderte auswanderten. Die Lage des deutschen Reiches war zu Ende des Jahres 1623 überhaupt eine verzweifelte. Die katholische Restauration hatte fast ganz Süddeutschland besiegt und unterworfen und bedrohte Norddeutschland mit dem nämlichen Schicksal. Friedrichs Erbländer blieben selbst seinen ganz unschuldigen Kindern entzogen; spanische Truppen standen immer noch in der Pfalz. Kein deutscher Fürst hatte die Macht, dem kaiserlichen Despotismus und den Tillyschen Truppen Halt zu gebieten. Das konnte nur durch das Ausland geschehen, das in der That Grund hatte, die deutschen Angelegenheiten mit Aufmerksamkeit zu verfolgen. Im Jahre 1623 hatten die Spanier das protestantische Veltlin besetzt (Thal der Adda), um eine unmittelbare Verbindung zwischen

Mailand und Tirol herzustellen. Wie einst zu den Zeiten Karls V. so stieg auch jetzt immer bedrohlicher das Gespenst der habsburgischen Vorherrschaft in Europa herauf. Selbst der skandinavische Norden mußte fürchten, daß die katholische Reaktion dorthin übergreifen werde, wenn nur erst Norddeutschland niedergeworfen wäre. Am meisten fühlte sich König Christian IV. von Dänemark bedroht, der selbst die begehrliche Hand nach den norddeutschen Stiftern ausstreckte. Kaum war er daher in seiner Eigenschaft als Herzog von Holstein zum Kreisobersten des niedersächsischen Kreises gewählt (Juni 1625), so rüstete er zum Krieg und marschierte das Weserthal aufwärts. Vor Ende des Jahres kamen auch die langen und weitverzweigten Verhandlungen, die auf ein antihabsburgisches Weltbündnis hinzielten, zum Abschluß. Am 9. Dezember 1625 unterzeichneten England, Holland, Dänemark das **Haager Bündnis**, das den Zweck hatte, das Tillysche Heer aus Niedersachsen zu verdrängen und den kaiserlichen Uebergriffen in Norddeutschland ein Ende zu machen. Eine drei Monate vorher in Southampton abgeschlossene Allianz zwischen England und Holland war gegen Spanien gerichtet, das in den Niederlanden und zur See angegriffen und dadurch von einer Unterstützung der kaiserlichen Pläne abgehalten werden sollte. König Gustav Adolf von Schweden beabsichtigte schon damals, sich an die Spitze des bedrohten Protestantismus zu stellen und, von England und Holland unterstützt, den Krieg gegen Oesterreich zu eröffnen, und knüpfte mit jenen Staaten Unterhandlungen an. Aber das eifersüchtige Dänemark kam ihm zuvor und schloß den oben erwähnten Vertrag ab, worauf Gustav Adolf den gegen Polen unternommenen Krieg fortsetzte. Bethlen Gabor, gegen den Bucquoy im Oktober 1621 bei Neuhäusel Schlacht und Leben verloren, hatte zwar gleich darauf mit dem Kaiser den Frieden von Nikolsburg geschlossen und gegen Abtretung von sieben ungarischen Komitaten der Königskrone von Ungarn entsagt, aber schon im Jahre 1623 mit türkischer Hilfe den Krieg wieder begonnen und war jederzeit zum Kampfe gegen Habsburg bereit, falls er von außen eine Unterstützung erhielt.

Noch ehe das Haager Bündnis unterzeichnet war, hatte sich die Lage auf dem Kriegsschauplatze insofern geändert, als der Kaiser ein eigenes Heer ins Feld gestellt hatte. Dazu hatte er Gründe genug. Das ligistische Heer allein

war der feindlichen Truppenmacht nicht gewachsen; denn zu dem neuen Heere, das König Christian heranführte, gesellten sich bald auch wieder der Mansfelder und Christian von Halberstadt mit neu geworbenen Söldnern; Spanien aber konnte wegen des gleichzeitigen Krieges mit Holland und England eine nennenswerte Hilfe überhaupt nicht mehr leisten. Der Kaiser mußte also an die Aufstellung eines weiteren Heeres denken und dieser Plan beschäftigte ihn um so lebhafter, als er nachgerade die Abhängigkeit von Maximilian und der Liga drückend empfand. Der Kurfürst (bezw. Herzog) von Bayern hatte bisher den Gang der Dinge bestimmt; der Kaiser war gar nicht in der vordersten Reihe der Handelnden gestanden; wenn er nicht vollends ganz in den Schatten treten wollte, so mußte er ein eigenes Herr aufstellen. Aber wie sollte er dies bewerkstelligen ohne Geld! Dafür wußte Wallenstein Rat.

Albrecht Wenzel Eusebius von **Wallenstein** war am 14. September 1583 auf dem Gute Hermanic in Böhmen geboren; das Geschlecht, dem er entstammte, gehörte zum tschechischen und protestantischen Adel und hieß eigentlich Waldstein; doch haben schon die Zeitgenossen daraus Wallenstein gebildet; auch Schiller in seiner unsterblichen Dichtung und neuere Historiker, z. B. Ranke, haben diesen Namen vorgezogen. Nach dem Tode seiner Eltern wurde der kaum zwölfjährige Knabe von einem Oheim mütterlicherseits aufgenommen und später in das Jesuitenkonvikt nach Olmütz gebracht, wo er zur katholischen Kirche übertrat, ohne sich jedoch jemals durch kirchlichen Eifer auszuzeichnen. Auf einer Reise nach Frankreich und Italien und auf der Universität Padua verschaffte er sich höhere Bildung. Die Geheimnisse der Astrologie zogen ihn mächtig an; in allen wichtigen Fällen richtete er sich nach dem Stand der Gestirne. Doch am meisten interessierte ihn schon als Knaben und Jüngling alles, was sich auf das Militär bezog. Seine ersten Kriegsdienste that er in Ungarn unter dem General Basta (1605). Nach dem Frieden von 1606 kehrte er nach Böhmen zurück. Er vermählte sich mit einer älteren Witwe, Lukretia Nekyssowa von Landeck, und kam durch deren Tod 1614 in den Besitz bedeutender Güter in Mähren. In dem Kriege des Erzherzogs Ferdinand mit den Venetianern befehligte er bereits eine Abteilung selbst geworbener Reiter und Fußgänger und erwarb sich das Verdienst, die von den Venetianern

belagerte Festung Gradiska entsetzt zu haben. Als kaiserlicher Oberst kehrte er aus diesem Kriege zurück und wurde bald darauf in den Grafenstand erhoben. In dem böhmischen Aufstand trat er offen auf die Seite Ferdinands, rettete, als sein mährisches Reiterregiment an die Aufständischen sich anschloß, durch seine Flucht zu Ferdinand die Kriegskasse, infolgedessen er das Kommando eines auf seine Kosten in Flandern geworbenen Kürassierregiments erhielt. Mit diesem Regiment machte er 1619 und 1620 den böhmischen Feldzug mit. In den folgenden Jahren kämpfte er in Ungarn und in Schlesien gegen Bethlen Gabor und den Markgrafen von Jägerndorf. Die böhmischen Proskriptionen gaben ihm Gelegenheit zur Vergrößerung seines Vermögens. Er kaufte zu den geringsten Preisen in kurzer Zeit 68 eingezogene Güter, darunter die Herrschaft Friedland. Das Jahr 1623 brachte ihm die Ernennung zum Herzog von Friedland und 1624 verwandelte er seinen ganzen ungeheuren Grundbesitz, zu dem 9 Städte, 57 Schlösser und Dörfer gehörten, in ein Fürstentum, das unmittelbar von der böhmischen Krone als Lehen abhängen sollte. Um dieselbe Zeit (August 1624) verheiratete er sich in zweiter Ehe mit Isabella Katharina, Tochter des Grafen Harrach, eines Ratgebers des Königs Ferdinand, wodurch er in enge Beziehung zu den Hofkreisen trat. Als größter Grundbesitzer Böhmens, der zudem noch den Wert seiner Ländereien durch eine vorzügliche Bewirtschaftung steigerte, und als vornehmster Lehensherr Böhmens lebte er von jetzt ab teils in Gitschin, teils in Prag mit unerhörter Pracht. Aber die fürstliche Stellung, die er einnahm, genügte ihm nicht. Er wollte heraustreten auf den Schauplatz weltgeschichtlicher Thaten, und er wartete sehnsüchtig auf den

Albrecht von Wallenstein, Herzog von Friedland.

Nach einem Gemälde von A. van Dyck in der Pinakothek zu München.
(Mit Genehmigung der Verlagsfirma Franz Hanfstaengl in München.)

Augenblick, wo er seine heftigsten Leidenschaften, Ehrgeiz und Herrschsucht, in glänzender Weise befriedigen könnte. Dieser Augenblick kam, als dem Kaiser 1625 in Niedersachsen neue Feinde erstanden. Wallenstein machte dem Kaiser das Anerbieten, er wolle für ihn ein Heer von 20000 Mann auf eigene Kosten ausrüsten und unterhalten, und verlangte unbedingte Vollmacht zur Erhebung von Geld und Naturalien in den Ländern der Gegner des Kaisers, da er, wie Mansfeld und Christian, der Ansicht war, daß die besetzten Länder den Unterhalt der Truppen bestreiten müßten. Der Kaiser gab seine Einwilligung, obgleich ihm seine Ratgeber nicht verhehlten, daß die Erhebung des herrischen und ehrgeizigen Emporkömmlings zu so hoher Macht und Würde etwas Bedenkliches habe. Die augenblickliche Verlegenheit überwog alle Bedenken. Seiner militärischen Einsicht und Tapferkeit traute man zu, daß er den Sieg an die kaiserlichen Fahnen fesseln werde; die Kosten des Feldzugs nahm er auf sich: so entschloß sich denn der Kaiser am 25. Juli 1625, ihn zum Generaloberstfeldhauptmann zu ernennen und ihm die Errichtung von Werbeplätzen in drei Kreisen Böhmens zu gestatten.

Der allen Kriegsleuten wohlbekannte Name Wallensteins lockte Veteranen und Rekruten, Katholiken und Protestanten, Deutsche und Ausländer unter seine Fahnen. Er fragte nicht nach Nationalität noch Konfession; nur Tüchtigkeit und unbedingten Gehorsam forderte er von Offizieren und Soldaten. Der Kennerblick, mit dem er gerade die Tüchtigsten zu Offizieren auswählte, und die Strenge, mit der er jedes Dienstvergehen bestrafte, brachten eine bewundernswerte Einheit in dem großen Ganzen hervor. Sein Heer machte einen völlig geschlossenen militärischen Staat aus, in dem Glied an Glied hing und dessen Seele er war. Er sprach wenig, aber mit Nachdruck; den Offizieren versagte er nie ein gebührendes Lob; für die Bedürfnisse des Geringsten sorgte er. Feigheit wurde sofort mit dem Tode bestraft; bei dem geringsten Ungehorsam konnte er sagen: „Laßt die Bestie hängen!"

Im Herbste 1625 setzte sich das neue Heer in Bewegung und eilte dem Kriegsschauplatze zu. Wallenstein zog über Franken und Hessen nach Niedersachsen, besetzte die Stifter Halberstadt und Magdeburg und überwinterte daselbst. Seine Unterhandlungen mit dem Kreistag scheiterten an seinen hohen Forderungen.

Das Jahr 1626 begann für Niedersachsen unter traurigen Aussichten. Die von England, Frankreich und Holland gehoffte Hilfe blieb aus und die Uneinigkeit und Unentschlossenheit im dänischen Heere wuchs mit jedem Tage. Mansfeld griff den an der **Elbebrücke bei Dessau** wohlverschanzten Wallenstein am 15. April 1626 an und wurde gänzlich geschlagen, sein Heer zersprengt. Als er durch neue Werbungen wieder ein Heer zusammengebracht hatte, wandte er sich nach Schlesien, um sich mit Bethlen zu vereinigen und den Krieg in das Herz der österreichischen Staaten zu spielen, wo infolge der Bedrückungen und Mißhandlungen der kaiserlichen Statthalter und Soldaten in Oberösterreich ein Bauernaufstand ausgebrochen war. Mit Mansfeld hatte sich zu diesem Zwecke der sächsische Herzog Johann Ernst von Weimar vereinigt, ein junger Feldherr, der bereits herrliche Proben kriegerischer Begabung gegeben hatte. Wallenstein folgte ihnen mit dem größten Teile seines Heeres. Die Niedersachsen waren hoch erfreut über seinen Abzug, aber es traf sie ein Unglück nach dem andern. Herzog Christian von Braunschweig starb am 6. Mai 1626 an einem Fieber. Der König von Dänemark, der nach dem Abzuge Wallensteins den Krieg aus Niedersachsen nach den fränkischen Bistümern verlegen wollte, wurde bei Lutter am Barenberg im Braunschweigischen von Tilly am 27. August 1626 völlig geschlagen und zum Rückzug genötigt.

Inzwischen war **Mansfeld** nach einem beschwerlichen Zuge durch Schlesien glücklich **in Ungarn** bei Bethlen Gabor angekommen, sah sich aber in seinen Erwartungen von diesem wankelmütigen Bundesgenossen sehr getäuscht. Denn dieser hielt es für vorteilhafter, mit Wallenstein Frieden zu schließen, als in Verbindung mit dem schwachen Heere Mansfelds einen Kampf zu wagen. Er riet daher Mansfeld, nach Venedig zu gehen und sich daselbst nach England einzuschiffen, um sich dort des nötigen Beistandes zu versichern. Mansfeld, zu schwach, um sich in einem fremden Lande zu behaupten, mußte diesem Rate folgen; er entließ den Rest seines Heeres, verkaufte sein Geschütz und Heergerät und trat mit einem kleinen Gefolge die Reise nach Venedig an. In Bosnien erlag sein sonst starker Körper den großen Strapazen und der feuchten Herbstluft. In dem Dorfe Urakowitz, unweit Serajewo, mußte er Halt machen und wurde am 29. November 1626 vom Fieber weggerafft. Als er den Tod nahe fühlte, ließ

er sich den Harnisch geben und mit dem Schwerte sich umgürten und erwartete stehend, auf zwei Offiziere gestützt, sein Ende. Zu Spalato liegt sein Leichnam begraben. Sein Freund, Johann Ernst von Weimar, erlag am 14. Dezember gleichfalls einem Fieber, das er sich in der Sumpfluft der ungarischen Tiefebene zugezogen hatte, zu St. Martin in der Gespanschaft Thuroz. So hatte dieses unglückliche Jahr den Protestanten ihre drei besten Heerführer zugleich entrissen.

Wallenstein, der in Ungarn gleichfalls viele Leute verloren hatte, verstärkte im Frühjahr 1627 sein Heer wieder und zog nach Schlesien, wo er bei Kosel die Mansfelder aufs Haupt schlug und ganz Schlesien dem Kaiser wiedergewann. Von da zog er, ohne sich um die Neutralität des Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg zu bekümmern, durch die Mark nach Mecklenburg ein und besetzte alle festen Plätze mit einem Heere, das bereits auf 70000 Mann angeschwollen war. Zu Lauenburg besprach er sich mit Tilly über die gänzliche Verjagung des Feindes vom deutschen Boden, und beide Generale drangen im September in Holstein ein. Christian IV. bat um Frieden, aber Wallenstein stellte so ungeheure Forderungen, daß jener lieber sein ganzes Land aufs Spiel setzen wollte. Er übergab das Kommando über seine Truppen dem Grafen von Thurn und dem Markgrafen von Baden-Durlach und zog sich auf die Inseln zurück.

Bei Aalborg (27. September) 1627 schlug der Wallensteinische Oberst Graf Schlick den Markgrafen. Ganz Holstein wurde besetzt; siegreich durchzog das kaiserlich-ligistische Heer Schleswig und Jütland, und zu Ende des Jahres 1627 war, außer den Inseln, ganz Dänemark in der Gewalt der Feinde. Zu gleicher Zeit schickte Wallenstein den General Arnim nach Pommern und ließ das Land nebst der Insel Rügen besetzen. Nach solchen Erfolgen steigerten sich die Wünsche und Forderungen der Sieger. Die kühnsten Entwürfe wurden im kaiserlichen Lager und im kaiserlichen Kabinett gemacht. Zur völligen Unterwerfung des Dänenkönigs und zur erfolgreichen Bekämpfung der protestantischen Staaten des Nordens war eine Kriegsflotte nötig. Wallenstein übernahm es, auch diese zu schaffen. Zu dem Zwecke ließ er sich den Titel beilegen „des ozeanischen und baltischen Meeres General“. Mit dieser Flotte sollte der dänischen Herrschaft ein Ende gemacht, die Handelsmacht der Holländer gebrochen und ein direkter Handel zwischen Spanien und den deutschen

Küstenländern eingeleitet werden. Wallenstein gedachte also der spanisch-habsburgischen Macht auch die **Herrschaft über die Ostsee,** das dominium maris Baltici zu verschaffen. Gelang dies, so war Norddeutschland umklammert, die Gegenreformation im Norden von Europa siegreich, die habsburgische Weltherrschaft ihrer Verwirklichung nahe; dann erschien sogar die Wiedereroberung Hollands nicht unmöglich. — Hochfliegende Pläne hatte übrigens Wallenstein auch für seine eigene Person. Nachdem der Kaiser schon vorher Friedland zu einem erblichen Herzogtum erhoben (1627) und das schlesische Herzogtum Sagan mit der Herrschaft Priebus am 1. September 1627 an ihn verkauft hatte, erfüllte er auch dessen Verlangen nach dem Besitz eines Reichsfürstentums. Die beiden mecklenburgischen Herzoge von Schwerin und von Güstrow, die dem Dänenkönige in dem Kriege gegen den Kaiser beigestanden waren, wurden abgesetzt und ihr Land am 1. Februar 1628 als Unterpfand für die Kriegskosten, am 16. Juni 1629 Land und Herzogswürde als Reichslehen an Wallenstein übertragen. Das nämliche Schicksal wie Mecklenburg gedachte dieser auch Pommern zu bereiten. Entweder für sich oder für den Kaiser wollte er das ganze Land erwerben. Der alte Herzog Bogislaw war zu schwach, um Widerstand leisten zu können, und ließ alles über sich ergehen. Bei dessen Kinderlosigkeit sollte nach seinem Tode das Land an Brandenburg fallen. Auf diese Erbansprüche aber glaubte Wallenstein keine Rücksicht nehmen zu dürfen. Zäheren Widerstand als bei diesem Fürsten fand Wallenstein bei den deutschen Hansestädten, als er sich anschickte, seine maritimen Pläne zu verwirklichen. Sie sollten Kriegsschiffe stellen, sollten spanische Kriegsschiffe in ihren Häfen aufnehmen und den Bau neuer Schiffe auf ihren Werften gestatten. Dazu aber zeigten diese Städte wenig Lust. Sie wollten die Freundschaft Spaniens, die sie ohnedies nicht allzu hoch anschlugen, nicht erkaufen mit der Feindschaft aller übrigen seefahrenden Völker und lehnten (September 1628) endgültig ab. Was sollte nun Wallenstein thun? auf seine Pläne verzichten oder ihre Durchführung erzwingen? Er mußte wohl daran denken, die Flotte, die er nicht entbehren konnte, selbst zu bauen und die norddeutschen Seestädte zu unterwerfen. Schon lagen in allen pommerschen Städten kaiserliche Besatzungen. Nur die alte Hansestadt **Stralsund** widerstrebte hartnäckig. Sie bezahlte

die verlangte Kriegssteuer, wies aber jede Aufforderung oder Unterhandlung, welche die Aufnahme einer Besatzung zum Inhalt hatte, zurück. General Arnim, der von Wallenstein mit einem starken Corps zur Belagerung der Stadt abgesandt wurde, richtete nichts aus. Die Tapferkeit der Bürger, die Stärke ihrer Festungswerke und die immer offene Zufuhr von der Seeseite machten sie unbezwinglich, und da sowohl der König von Dänemark als auch Gustav Adolf von Schweden die Stadt mit Kriegsvorräten aller Art und mit Hilfstruppen unterstützten, so kamen die Bürger durch die Belagerung in keine große Not. Doch sandten sie einen Abgeordneten nach Prag, wo Wallenstein sich damals aufhielt, um mit diesem zu unterhandeln. Nachdem der Gesandte zehn Tage hatte warten müssen, fuhr Wallenstein ihn hart an, nannte seinen Befehl unwiderruflich und drohte, bald selbst vor die Stadt zu ziehen. „Wird eure Stadt sich nicht unterwerfen," schloß er, „so soll nichts von ihr übrig bleiben, sollten auch 100000 Mann, ja ich selbst das Leben darüber verlieren."

Niedergeschlagen von diesen Schreckensworten, verließ der Abgeordnete den friedländischen Palast und wandte sich nach Wien. Der Kaiser gab ihm einen schriftlichen Befehl an den Feldherrn mit, die Belagerung aufzuheben. Schon war Wallenstein dahin aufgebrochen. In Prenzlau erreichte ihn der nacheilende Gesandte (10. Juni); aber vergebens hielt er ihm den kaiserlichen Brief vor. „Und wenn Stralsund mit Ketten an den Himmel gebunden wäre," donnerte der Feldherr, „so müßte es herunter!"

Am 7. Juli kam er selbst vor der Stadt an. Gleich am andern Abend ließ er stürmen und den Angriff die ganze Nacht fortsetzen. Drei kaiserliche Regimenter waren im Kampfe; aber die Bürger verteidigten sich unerschrocken von den Wällen herab, und am Morgen lagen 1000 Tote auf dem Schlachtfelde. Wütend unternahm der Feldherr am folgenden Tage einen neuen Sturm und schwur, selbst das Kind im Mutterleibe nicht zu schonen, wenn er die Stadt erobere. Aber mit einem Verlust von 1500 Mann wurde auch dieser Sturm abgeschlagen. Endlich, da fast 12000 Soldaten vor Stralsund ihr Grab gefunden hatten, die Bürger, verstärkt durch neue dänische und schwedische Hilfstruppen, selbst zum Angriff übergingen und eine dänische Flotte von 200 Schiffen die pommersche und mecklenburgische Küste bedrohte, zog er nach sechsmonatlicher Belagerung am 1. August 1628 wieder ab,

verjagte die Dänen aus Wolgast und hielt Mecklenburg im Gehorsam. An weiteren Unternehmungen hinderte ihn wieder der Mangel einer Flotte. Auch mußte er befürchten, daß bei Fortsetzung des Krieges ein Bündnis zwischen Dänemark und Schweden abgeschlossen würde, gegen die er Mecklenburg nicht mehr zu halten vermöchte. Daher schloß er am 2. Mai 1629 mit Dänemark den **Frieden zu Lübeck.** Gegen Verzichtleistung auf jede Einmischung in die deutschen Angelegenheiten, auch in das Schicksal der niedersächsischen Stifter, erhielt König Christian Holstein, Schleswig und Jütland

Ansicht von Stralsund.
Nach Merians Topographia Germaniae.

zurück, ohne Kriegskosten bezahlen zu müssen. Um den schwedischen König von Deutschland fern zu halten, schickte Wallenstein den Polen, mit denen jener im Kriege war, 15000 Mann unter General Arnim zu Hilfe, wodurch der schwedisch-polnische Krieg aufs neue angefacht wurde.

Nach der siegreichen Beendigung des böhmischen, pfälzischen und niedersächsisch-dänischen Krieges nahm Kaiser Ferdinand die nämliche gebietende Stellung in Deutschland ein, wie Kaiser Karl V. nach den Tagen von Mühlberg und Halle. Wie sollte man nun diese gewaltige Machtstellung ausnützen? Die jesuitischen und spanischen Berater des Kaisers, namentlich sein Beichtvater Lamormain, hatten auf diese Frage längst die Antwort bereit: Wiederherstellung der Glaubenseinheit. Wollte man dies, so mußte man dem geistlichen Vorbehalt eine endgültige, unanfechtbare Auslegung geben. Dies that der Kaiser durch eine Entscheidung, die ganz der

katholischen Auffassung entsprach. Am 6. März 1629 erließ er nämlich das **Restitutionsedikt**, wonach alle seit dem Passauer Vertrag eingezogenen Klöster und geistlichen Güter den Katholiken zurückgegeben, die reichsunmittelbaren geistlichen Stifter, die Bistümer und Reichsprälaturen, die von Anhängern der Augsburger Konfession verwaltet wurden, wieder mit katholischen Bischöfen und Prälaten besetzt und den katholischen Ständen nicht verweigert werden sollte, ihre Unterthanen zur katholischen Religion anzuhalten; die Calvinisten sollten nicht mehr im Reiche geduldet werden. Wurde dieses Edikt durchgeführt, so wurden zwei Erzbistümer (Bremen und Magdeburg), zwölf Bistümer und eine Menge kleinerer Stifter, Kirchen und Klöster den Katholiken ausgeliefert und von den neuen Besitzern die Einwohner dieser Gebiete sämtlich zur Rückkehr zum Katholizismus gezwungen. Der ganze Besitzstand der protestantischen Fürsten, des Adels und der Städte war durch diesen Erlaß in Frage gestellt, die Macht des Protestantismus, soweit es auf Land, Einkünfte und Bevölkerungszahl ankommt, auf das bescheidenste Maß herabgedrückt. Kaiserliche Kommissäre, von bewaffneter Macht unterstützt, zogen in den protestantischen Ländern umher und nahmen von den Klöstern und Kirchen Besitz, die evangelischen Geistlichen und Schullehrer wurden verjagt und der katholische Gottesdienst wieder eingeführt; der Unterhalt der Exekutionstruppen, deren Uebermut und Ausschweifungen keine Grenzen kannten, mußte von dem Lande aufgebracht werden; im Bistum Halberstadt wurde der zweite Sohn des Kaisers zum Bischof gewählt; Magdeburg, das eben diesen Prinzen als Erzbischof annehmen sollte, weigerte sich dessen und überstand glücklich eine halbjährige Belagerung durch die kaiserlichen Truppen, bei welchen zuletzt Wallenstein selbst im Lager erschien.

Ferdinand II. und sein Feldherr waren nahe daran, die mittelalterlichen Ansprüche der deutschen Kaiser zu erheben. Als Verfechter der katholischen Kirche und als Wahrer der kaiserlichen Lehensherrlichkeit schickte Wallenstein gleichzeitig nach drei Seiten hin seine Heere ab. Während er Deutschland mit eiserner Faust niederhielt, kam, wie schon angeführt, ein Heer unter Arnim den Polen gegen die Schweden zu Hilfe, zugleich in der Absicht, das Herzogtum Preußen wieder an das Reich und an den Deutschherrenorden zurückzubringen; ein zweites Heer marschierte gegen Holland zur Unterstützung

Der Tod des Grafen Ernst von Mansfeld.

Nach einem Gemälde von R. Forell.

der Spanier; ein drittes zog nach Italien, um den Streit über die **Nachfolge im Herzogtum Mantua** mit dem Schwerte zu lösen. Die österreichisch-spanischen und die französischen Interessen standen sich hier feindlich gegenüber, und die letzteren wurden vom Papst Urban VIII. begünstigt. Ferdinand protestierte dagegen, daß Karl Gonzaga als nächster Erbe des kinderlos verstorbenen Herzogs sich in den Besitz von Mantua setzte, bevor er selbst als Lehensherr die Rechtmäßigkeit der Ansprüche der verschiedenen Thronbewerber entschieden hätte. Er schickte daher 30000 Mann unter dem Grafen Colalto nach Italien, verdrängte das französische Heer, das vom König Ludwig XIII. und seinem ersten Minister, dem Kardinal Richelieu, zur Unterstützung Gonzagas abgesandt worden war, und ließ Mantua erstürmen (Juli 1630). Erst nach dem Siege verstand er sich, um den Papst für sich zu gewinnen, zur Anerkennung des Thronbewerbers Gonzaga. Die Zeiten der Ottonen und der Staufen schienen sich wiederholen zu wollen. In der Wiener Hofburg hieß es: „man werde den Italienern zeigen, daß es noch einen Kaiser gebe; man werde Rechnung mit ihnen halten." Wallenstein, der nach den anfänglichen Plänen den Oberbefehl in Italien übernehmen sollte, äußerte drohend: „seit hundert Jahren sei Rom nicht mehr geplündert worden; jetzt müsse es noch um vieles reicher sein als damals." Auch den Raub vom Jahre 1552, wo der französische König Heinrich II. die drei deutschen Bistümer Metz, Toul und Verdun weggenommen hatte, wollte Ferdinand an Frankreich rächen und durch einen Eroberungszug die Bistümer wieder an Deutschland zurückbringen. Das durch die habsburgische Macht in seinem Innern und in Italien bedrohte Frankreich sah sich nach einem Bundesgenossen um und fand ihn in dem König von Schweden.

Obgleich in ganz Deutschland kein Feind des Kaisers mehr im Felde stand, blieben doch die Heere Wallensteins und Tillys unter den Waffen. Sie erzwangen in protestantischen Ländern die Ausführung des Restitutionsedikts und quälten die Einwohner durch **Erpressungen und Mißhandlungen** bis zum Tode. Die nämliche Zuchtlosigkeit übten sie auch in katholischen Ländern aus. Die Fürsten wurden von Wallenstein und seinen Generalen wie Untergebene, das Volk wie Sklaven behandelt. Da jedes Land, das von den Truppen besetzt war, für deren Unterhalt zu sorgen hatte und dazu noch von den Offizieren und Sol-

daten ausgeplündert wurde, so war die Not bereits bis auf einen hohen Grad, an manchen Orten bis zur Verzweiflung gestiegen. Die lautesten Klagen über diese Tyrannei erhoben sich von allen Seiten. Herzog Leopold, des Kaisers Bruder, schrieb an Ferdinand: „Ew. Kaiserliche Majestät glauben nicht, wie das Volk auf den Durchzügen haust. Ich bin auch etliche Jahre dem Kriegswesen nachgezogen, aber solche Greuel wie jetzt habe ich nicht gesehen, auch nie gestattet. Es kann nicht ohne allen Schaden abgehen, allein das Brennen, das Weiberschänden, das Totschlagen, das Abschneiden der Ohren und Nasen, andrer Martern, welche den armen Leuten angethan werden, nicht zu gedenken: diese Ausschweifungen können die Offiziere gar wohl verhindern. Ich weiß wohl, man will Ew. Majestät solche Sachen ausreden suchen, aber ich versichere Sie, daß das, was ich schreibe, Wahrheit ist. Mir, Ew. Majestät getreuestem Bruder, können Sie dies glauben. Die Offiziere füllen ihre Beutel mit der armen Leute Schweiß und Blut, und ich könnte mehrere nennen, die vor kurzer Zeit schlecht einhergezogen sind, jetzt aber 3—400000 Gulden bares Geld besitzen. Diese Summen erhielten sie nicht vom Feinde, sondern sie preßten sie den armen Unterthanen der katholischen Fürsten ab. Die Ungeduld fängt an so groß zu werden, daß ich mich in meinem Gewissen verbunden halte, alles dies Ew. Majestät zu berichten. Eine gute Anmahnung an den Herzog zu Friedland wird nicht schaden können. Ich bitte Ew. kaiserliche Majestät um Gottes Barmherzigkeit willen und durch seine heiligen fünf Wunden, mein Schreiben nicht in Ungnade aufzunehmen. Viele ansehnliche Personen haben mich schon oft darum ersucht, ich habe es nie thun wollen; endlich bin ich dazu gezwungen worden. Ich sehe, daß es mich nunmehr am meisten im Markgrafentum Burgau und in den altenburgischen Herrschaften, von welchen ich leben muß, selbst betrifft."

Diese Erpressungen und Brandschatzungen der Wallensteinschen Armada lasteten schon lange gleichermaßen auf allen deutschen Ländern, den katholischen wie den protestantischen, und erzeugten allmählich eine wachsende Erbitterung gegen den furchtbaren Bandenführer, der wie eine Geißel Gottes die Völker heimsuchte. Zu dieser Erbitterung kam aber noch die **Furcht vor den imperialistischen und monarchischen Plänen** des mächtigen Emporkömmlings. Es war längst klar geworden, daß die österreichischen Habsburger im Bunde mit den

spanischen die Weltmachtstellung zu erringen suchten, nach der Karl V. vergeblich gestrebt hatte. Wallenstein selbst machte gar kein Hehl daraus, daß er aus Deutschland eine kaiserliche Erbmonarchie machen wollte; ihm selbst sollte in dieser die Stelle des Vicekaisers und mächtigsten Reichsfürsten zufallen. Und wer konnte ihn noch daran hindern, mit einer solchen monarchischen Umgestaltung der Reichsverfassung Ernst zu machen? Wie mit dem Kurfürsten von der Pfalz und den Herzogen von Mecklenburg, so konnte der Kaiser auch mit den andern Reichsfürsten verfahren, die ganze Reichsverfassung über den Haufen werfen und auf ihren Trümmern ein unumschränktes Erbkaisertum errichten. Sagte ja Wallenstein offen, der Kaiser müsse in Deutschland ebenso allein Herr sein, wie die Könige von Frankreich und von Spanien in ihren Ländern; die Kurfürsten und die andern Fürsten brauche man nicht mehr. Nachdem die Mitglieder der Liga auf einer Versammlung zu Mergentheim sich über ein gemeinsames Vorgehen besprochen hatten, verlangten sie auf dem **Reichstag zu Regensburg** (Juni bis November 1630) die Absetzung Wallensteins und die Verminderung des kaiserlichen Heeres. Ferdinand hatte den Reichstag einberufen, um zur Durchführung des Restitutionsedikts, zum Kriege gegen Schweden und Frankreich, zur Erwählung seines Sohnes Ferdinand als künftigen deutschen Königs die Unterstützung der katholischen Mehrheit sich zu sichern.

Aber gerade bei dieser (die Kurfürsten von Sachsen und von Brandenburg waren gar nicht erschienen) fand er heftigen Widerstand. Ohne die Entfernung Wallensteins war bei den katholischen Fürsten keine Rede von Unterstützung gegen die Schweden oder von der Wahl seines Sohnes. In Deutschland, sagte man ihm, sei kein Feind, und doch sei das ganze Reich voll Truppen. Man verkaufte in Regensburg Schmähschriften, worin unverhohlen gesagt war, der Kaiser brauche die Reichsgefahr nur zum Vorwande, um seine herrschsüchtigen Pläne mit deutschem Blute auszuführen; er sei das Spiel der Jesuiten, die ihn am Leitzaume der Religion führen könnten, wohin sie wollten. Im Fürstensaale selbst hörte er keine erfreulichere Sprache. Schrecklich war der Bericht der pommerschen Abgeordneten. „Bogislaw," sagten sie, „nahm die kaiserlichen Soldaten als Freunde auf, und sie peinigten seine Unterthanen bis aufs Blut. Die Erpressungen im Fürstentume Stettin wurden auf zehn Millionen ange-

schlagen. Den armen Leuten wurden die Hemden vom Leibe weggenommen, andere übergaben den Offizieren statt baren Geldes ihre fahrende Habe mit Thränen. Die Vollstreckungsbeamten schätzten einen Zug Ochsen auf zwei Thaler und nahmen ihn für diesen Spottpreis den Bauern weg. Noch täglich werden die Wirte barbarisch geprügelt, alles wird verbrannt und verheert, der Gottesdienst gehindert; und nicht genug, daß Weiber und Jungfrauen zu Tode genotzüchtigt werden: auch noch an den toten Körpern, mehr als viehisch, wird die unnatürliche Lust gebüßt, und dann werden sie den Hunden zu fressen gegeben. Bogislaws ganze Einkünfte aus seinem großen Herzogtum reichen nicht mehr zur Unterhaltung seiner Tafel hin, und jeder kaiserliche Rittmeister in Pommern lebt fürstlicher als er. Sieben pommersche Städte sind seit der Ankunft der Kaiserlichen durch den Mutwillen der letzteren in Asche gelegt, ganze Bezirke von sechs und mehr Meilen sind verödet." Als die Stadt Stargard sich über die Größe der Kriegssteuern beklagte, schrieb der kaiserliche Feldmarschall Torquato Conti dem darin liegenden Hauptmanne zurück: „Damit Stargard desto besser sich zu beklagen Ursache habe, so befehlen wir dem Herrn ernstlich, daß er sich diese Stunde alles, was noch zu zahlen ist, auszahlen lasse, und sollten sich die Stargarder auch bis auf das Hemd ausziehen müssen." Als die pommerschen Gesandten diese Beschwerden übergaben, lagen 31500 Mann kaiserlicher Infanterie und 7540 Reiter, ohne den Troß, in Pommern. Kurbrandenburg berechnete seinen Schaden auf 20 Millionen, Hessen-Kassel auf 7 Millionen.

Der Wortführer der katholischen Fürsten war der Kurfürst Maximilian von Bayern, der am eifrigsten Wallensteins Absetzung verlangte, weil er selbst am meisten durch ihn verloren hatte. Diesem Verlangen gegenüber, das auch von den übrigen katholischen Kurfürsten offen und rückhaltslos gestellt wurde, befand sich der Kaiser in einer üblen Lage. Einerseits wünschte auch er die Entfernung eines Mannes, der dem Namen nach sein Diener, in Wahrheit sein Herr war; andrerseits mußte er doch den Mann zu halten suchen, mit dem allein er seine monarchischen Pläne durchführen, mit dem allein er den neuen Feind, der schon auf deutschem Boden gelandet hatte, Gustav Adolf, erfolgreich bekämpfen konnte. Auch das war zu bedenken, daß er die Wahl seines Sohnes zum römischen König nimmermehr erlangen konnte,

wenn er Wallenstein nicht preisgab. So befand sich der Kaiser in einem schweren, inneren Kampfe; lange widerstand er. Als aber die Unzufriedenheit der Fürsten zu einer neuen Auflehnung sich zu entwickeln drohte, da gab er nach. Er entschied sich für die Liga, gegen Wallenstein. Mit schwerem Herzen unterzeichnete er den in der mildesten Form abgefaßten **Absetzungsbrief.** Zwei alte Freunde des Generals, der Hofkanzler von Werdenberg und der Kriegsrat von Questenberg, übernahmen die unangenehme Aufgabe, Wallenstein, der mit einer Abteilung seines Heeres in der schwäbischen Reichsstadt Memmingen verweilte, den kaiserlichen Beschluß mitzuteilen. Er empfing und bewirtete sie prächtig. Lange wurde von gleichgültigen Dingen gesprochen, und eben wollten sie es wagen, ihn mit ihrem Auftrage bekannt zu machen, als Wallenstein, der von allen auf dem Kurfürstentage vorgefallenen Dingen durch seinen Vetter, den Grafen Max von Waldstein, genau unterrichtet war, einige Papiere vom Tische nahm und zu ihnen sagte: „Diese Papiere enthalten des Kaisers und des Kurfürsten von Bayern Nativität (so nennt man den Stand der Gestirne bei der Geburt eines Menschen; aus ihm weissagen die Astrologen die künftigen Schicksale dieses Menschen). Aus ihnen könnt ihr selbst sehen, daß ich euren Auftrag weiß. Diese Sterne zeigen, daß des Kurfürsten von Bayern Spiritus den Spiritus des Kaisers dominiert. Aus dieser Ursache gebe ich dem Kaiser keine Schuld. Es thut mir wehe, daß sich Se. Majestät meiner so wenig angenommen haben, aber ich will Gehorsam leisten." Er begab sich sofort nach Gitschin in seinem friedländischen Herzogtum, lebte hier in fürstlicher Pracht und harrte der Zeiten, die seine Zurückberufung nötig machen würden.

Maximilian I., Kurfürst von Bayern.
Nach einem Gemälde in den Uffizien zu Florenz.

Die kaiserliche Armee wurde bedeutend vermindert, mit der ligistischen vereinigt und unter den Oberbefehl Tillys gestellt. Mit Frankreich, dessen Heere Ferdinand in Italien (Mantua) besiegt hatte, schloß dieser Frieden; der Angriff auf Holland mußte aufgegeben, die Königswahl verschoben werden, da die Kurfürsten in dieser bedenklichen Lage nicht ihres stärksten Mittels, auf den Kaiser einzuwirken, sich entäußern wollten. Für alle Zugeständnisse erreichte der Kaiser von den katholischen Kurfürsten nichts weiter als die Zusage militärischer Hilfe gegen Schweden. So hatte denn auf dem Reichstag die Liga über die kaiserliche Politik gesiegt. Der Kaiser, der eben noch im Begriff gewesen war, die unumschränkte Herrschaft über Deutschland zu erlangen, sah sich plötzlich, bedroht von äußerer und innerer Gefahr, genötigt, die persönliche Leitung der deutschen Politik aufzugeben, sie von der Zustimmung der katholischen Kurfürsten abhängig zu machen und der Liga die militärische Führung zu überlassen: alles dies zu einer Zeit, wo sein gefährlichster Gegner schon auf deutschem Boden stand.

d) Gustav Adolf in Deutschland.

(1630—1632.)

Die Nachfolger des Königs Gustav Wasa von Schweden, der sein Land von der dänischen Herrschaft befreit hat, sahen ihre politische Aufgabe in der Beherrschung der Ostsee, weshalb sie sich der Ostseeländer nach und nach zu bemächtigen suchten. Dadurch gerieten sie mit Polen, Rußland und Dänemark in Krieg. Der Enkel Gustav Wasas, König Sigismund von Polen, der um dieser Krone willen zum Katholizismus übergetreten war, wurde eben deshalb nach dem Tode seines Vaters von den Schweden nicht als dessen Nachfolger anerkannt, sondern dessen Oheim Karl IX. mit der schwedischen Krone geschmückt (s. Bd. VI, S. 300). Im Kriege gegen Polen eroberte dieser diejenigen Teile von Esthland und Livland, die von den Schweden früher erobert und in Sigismunds Besitz gekommen waren. Der Sohn dieses Karl und seiner zweiten Gemahlin Christine, Tochter des Herzogs Adolf von Holstein, war der berühmte Held des dreißigjährigen Krieges, **Gustav II. Adolf.** Am 19. Dezember 1594 in Stockholm geboren, erhielt er eine treffliche Erziehung, wodurch seine hervorragenden Anlagen zur herrlichsten Entwicklung

kamen. Außer seiner Muttersprache sprach er deutsch, holländisch, französisch, italienisch, war auch mit der russischen und polnischen Sprache bekannt und in den beiden alten Sprachen unterrichtet. Frühzeitig weihte ihn sein Vater in die Staatsgeschäfte ein, ließ ihn den Staatsratssitzungen und den Audienzen beiwohnen. Mit besonderer Vorliebe widmete sich Gustav dem Kriegswesen.

Als er am 30. Oktober 1611 den schwedischen Thron bestieg, befand sich das Land in schlimmen Zuständen: der Staatsschatz war erschöpft; der herrschsüchtige Adel suchte das Königtum immer mehr herabzudrücken; die Stärke des Heeres war nicht bedeutend, und dabei lag das Land im Kriege mit Dänemark, Rußland und Polen. Es gelang der rastlosen Thätigkeit Gustavs, den Wohlstand des Volkes durch Förderung der Industrie, des Handels und der Schiffahrt zu heben, den Adel durch Teilnahme an den Feldzügen für das königliche Interesse zu gewinnen und für Geldbewilligungen geneigter zu machen, seinem Heere, das bei der kleinen Einwohnerzahl des Landes (anderthalb Millionen) nicht groß sein konnte, den Vorzug der Tüchtigkeit zu verschaffen. Die nächstfolgenden Kriege waren eine praktische Schule für die Soldaten. Der Krieg mit Dänemark, welches das südliche Schweden besetzt hatte, endigte 1613 mit dem Frieden von Knäröd, worin Schweden Kalmar, Oeland und Elfsborg zurückerhielt, das letztere freilich, das später „Gotaburg" hieß (an der Nordsee), erst gegen Bezahlung einer Million Thaler. Mit Rußland wurde 1617 der Friede von Stolbowa geschlossen, in dem an Schweden Karelien und Ingermanland abgetreten wurden, so daß Finnland und Esthland jetzt zusammenhingen. In dem von 1620—1629 dauernden

Gustav Adolf, König von Schweden.
Nach einem Gemälde von A. van Dyck in der Pinakothek zu München.
(Mit Genehmigung der Verlagsfirma Franz Hanfstaengl in München.)

Kriege mit Polen eroberte Gustav ganz Livland, Esthland und Kurland und nahm die preußischen Städte Memel, Pillau, Braunsberg, Elbing. Erst 1629 zeigte sich der polnische König Sigismund zu Friedensunterhandlungen bereit, nachdem ihn zuvor der Einfluß des Kaisers und Spaniens zur Ablehnung der schwedischen Friedensanträge bewogen hatte. Die Erschöpfung des eigenen Landes und die dringenden Ratschläge des französischen Gesandten bewirkten, daß er mit Gustav am 26. September 1629 zu Altmark einen sechsjährigen Waffenstillstand schloß. Um den Kaiser Ferdinand von Italien abzulenken, seinen Siegen in Deutschland Halt zu gebieten und die österreich-spanische Uebermacht in Europa zu brechen, hatte Kardinal Richelieu längst mit Gustav Adolf unterhandelt, da er diesen für den einzigen Mann hielt, der den Fortschritten der kaiserlichen Heere mit Erfolg entgegentreten könnte. Doch zogen sich die Verhandlungen, die einen Einfall Gustavs in Deutschland bezweckten, noch einige Zeit hinaus. Erst am 23. Januar 1631, als Gustav schon auf deutschem Boden stand, wurde zwischen Frankreich und Schweden der Vertrag von Bärwalde geschlossen, worin jenes sich verpflichtete, fünf Jahre lang an Schweden je 400000 Reichsthaler Hilfsgelder zu zahlen, während dieses als Zweck des Krieges die Beschützung der deutschen Stände in ihren Rechten und Privilegien, die Entfernung der kaiserlichen Truppen aus den protestantischen Ländern, die Sicherheit der Meere und des Handels bezeichnete und, zur Beruhigung des Papstes, den katholischen Gottesdienst, wo er ihn finde, zu dulden versprach.

General Arnim, der die kaiserlichen Hilfstruppen in Polen befehligte, sprach als guter Protestant voll Achtung von König Gustav, dem er zwischen Stuhm und Marienburg am 27. Juni 1629 ein Treffen lieferte. In dem an Wallenstein gerichteten Bericht sagte er: „Der König ist mitten unter uns gewesen, und unsere Reiter haben so nahe nach ihm gegriffen, daß er den Hut im Stiche gelassen, welchen ich Ew. Fürstlichen Gnaden überschicke. Eben jetzt sendet der Feind wegen einiger vornehmen Getöteten und Gefangenen einen Trompeter an mich, welcher erzählt, der König habe gesagt, er habe noch nie so warm gebadet; doch wäre ihm lieb, daß er die Kaiserlichen habe kennen lernen. Der König hat sich mit so viel Mut unter die Kaiserlichen gewagt, daß er sich der größten Gefahr ausgesetzt und sich durch seine außer-

ordentliche Tapferkeit und durch den treuen Beistand der Seinigen hat durchschlagen müssen."

Gustav Adolf hatte eine imponierende Gestalt, das hellblonde Haar und die weiße Gesichtsfarbe des germanischen Nordens, große, funkelnde Augen und eine Adlernase. Er führte ein mäßiges Leben, das sich von allem Luxus und aller Verweichlichung fernhielt. Seine Frömmigkeit war keine äußerliche, sondern entsprang einer tiefen Religiosität. Er ließ im Feldlager gerade so Gottesdienst halten, wie zu Hause in Stockholm; die Regimenter wurden von Feldpredigern begleitet, und man sah den König mitten unter seinen Soldaten beten und der Predigt zuhören. Von Schändlichkeiten, wie sie die Wallensteinschen und Tillyschen Soldaten ausübten, wußte man bei den Schweden nichts; nirgends gab es eine so musterhafte Zucht wie hier; kam je einmal eine Ausschreitung vor, so wurde sie streng bestraft. Der König hatte in der Führung des Gefechts, im Geschützwesen und in der Bewaffnung des Fußvolks wesentliche Verbesserungen eingeführt. Er selbst gehört zu den größten Feldherren der Weltgeschichte.

Es ist schon viel geschrieben und gestritten worden über die **Gründe,** die Gustav Adolf bewogen haben, in die deutschen Verhältnisse einzugreifen. Die einen sehen in ihm einen edelmütigen, frommen Ritter, den „Löwen aus Juda", den das Mitgefühl mit den schwerbedrängten Glaubensgenossen in den Kampf getrieben habe; anderen ist er ein „Wickinger Raubkönig", ein Eroberer, ja ein „Mordbrenner", der nur die weltliche Größe seines eigenen Thrones gesucht habe. Beides ist gleich falsch. Politische und religiöse Erwägungen durchdrangen sich gegenseitig, doch so, daß jene überwogen. Gustav Adolf strebte nach der Herrschaft über die Ostsee, Habsburg unter Wallenstein desgleichen. Es war also in erster Linie ein Kampf um das baltische Meer. Dieser Kampf hatte schon vor Gustav Adolfs Landung dazu geführt, daß habsburgische Truppen den katholischen Wasas in Polen zu Hilfe kamen und daß Gustav Adolf die Stadt Stralsund unterstützte. Gustav Adolf mußte die habsburgische Herrschaft im baltischen Meere auch deswegen verhindern, damit nicht die Gegenreformation in sein eigenes Land übergreife. „Wenn er den Protestantismus in Schweden retten wollte, so mußte er ihn auf deutschem Boden retten." Der Krieg, den der Schwedenkönig führte, war also Angriffs- und Verteidigungs-

krieg zugleich. Gustav Adolf war nicht frei von weltlichem Ehrgeiz und Ruhmsucht; aber er war auch ein aufrichtig frommer Mann, dem die Leiden seiner Glaubensgenossen zu Herzen gingen. Daß er für den Fall des Sieges den Erwerb der baltischen Küstenländer beabsichtigte, ist selbstverständlich und kein Tadel; denn wer seines Volkes Gut und Blut dransetzt, der muß für dieses Volk auch einen Gewinn in Aussicht nehmen. Neben diesen Beweggründen kommt der Umstand kaum in Betracht, daß Gustav Adolf von seinen Vettern, den vertriebenen Herzögen von Mecklenburg, um Hilfe gebeten worden war. — Ob der fromme König aus dem Norden seine Glaubensgenossen retten und die höheren politischen Ziele, die er sich gesteckt hatte, erreichen werde, das vermochte in den Julitagen 1630, als er auf der Insel Usedom landete, niemand vorauszusehen. Wohl aber war von Anfang an mit höchster Wahrscheinlichkeit in Aussicht zu nehmen, daß sein Eingreifen den Verlust von Grenzland, die Ansiedelung eines Fremdherrn zur Folge haben werde. Und das war für das deutsche Vaterland ein schweres Unglück.

Trotz Wallensteins Absetzung war für Gustav Adolf dieser Krieg kein leichtes Unternehmen. Das Heer, mit dem er den Krieg in Deutschland eröffnete, hatte eine Stärke von nur etwa 13000 Mann; es wurde aber in den nächsten Monaten durch Zuzüge aus den Ostseegegenden auf 30000 gebracht. In den meisten Städten Mecklenburgs und Pommerns lagen starke kaiserliche Besatzungen; die Neutralität der Könige von Dänemark und Polen war trotz der Friedensschlüsse nicht sicher; der Anschluß der protestantischen deutschen Fürsten zweifelhaft. Weder der Kurfürst Johann Georg von Sachsen, der im Jahre 1620 der Verbündete des Kaisers gewesen war, noch der von seinem katholischen Minister Graf Schwarzenberg geleitete Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg waren Männer, auf die Gustav Adolf rechnen konnte. Diese Schwierigkeiten wurden von dem König wohl erwogen; aber er glaubte sie durch rasche militärische Erfolge überwinden zu können. Nachdem er in Stockholm eine tiefernste Ansprache an die schwedischen Reichsstände gehalten und ihnen sein vierjähriges Töchterchen Christine als Erbin des Reiches vorgestellt und ihrer Treue empfohlen hatte, schiffte er sich mit seinem Heere ein. Ohne Bundesgenossen trat er in den großen Kampf ein.

Am 6. Juli 1630 landete die schwedische Flotte an der

Nordspitze der Insel Usedom, nachdem die schwedische Besatzung von Stralsund durch einen raschen Angriff sich bereits der Insel Rügen bemächtigt hatte. Gustav Adolf machte sich zum Herrn der Insel Usedom und Wollin und der Odermündungen und rückte auf Stettin, die Hauptstadt und Residenz des Herzogs **Bogislaw XIV. von Pommern,** los. Dieser, ein alter, schwacher Mann, kam ihm entgegen und suchte ihn zu bereden, seine Neutralität zu achten und von der Besetzung Stettins abzusehen. Aber Gustav, der zu seiner Rückendeckung vor allem Pommerns sicher sein mußte, bestand auf sofortiger Uebergabe der Stadt. Der Herzog zauderte. Darauf wandte sich Gustav an die Abgesandten des Magistrats. Er versprach die strengste Ordnung und Mannszucht und schloß seine Rede mit den Worten: „Faßt einen Entschluß, die Sache ist dringend. Die Sonne wird bald untergehen, und ich bin nicht gewohnt, in der Nacht auf den Wällen Schildwachen auszustellen. Eilt und nötigt mich nicht, zu wirksameren Mitteln meine Zuflucht zu nehmen, wenn meine Worte euch nicht überreden können!" Der Herzog bat um Gottes willen, ihn doch nur wenigstens neutral zu lassen, damit er nicht noch in seinem Alter den Jammer erlebe, als ein Geächteter aus seinem Lande flüchten zu müssen; aber der König beruhigte ihn darüber, und so rief er denn in einer Art von Verzweiflung aus: „Nun, in Gottes Namen!" worauf die Schweden in die Stadt einrückten (18. Juli). Bald darauf wurde ein förmliches Bündnis zwischen Gustav und Bogislaw geschlossen, worin der erstere den letzteren auf jede Weise gegen des Kaisers Angriffe zu schützen versprach. Der noch immer ängstliche Herzog ermangelte nicht, dem Kaiser von allem diesem Nachricht zu geben und sich mit der unabweislichen Not demütigst bittend zu entschuldigen.

Da eben damals (Juli 1630) der Rücktritt Wallensteins bevorstand, so leisteten die kaiserlichen Truppen, die überdies schlecht verpflegt und nicht bezahlt waren, nur geringen Widerstand, Kolberg und Greifswalde ausgenommen, die sich tapfer verteidigten. Ihre Hauptstellung befand sich bei Gartz in Pommern, wo der kaiserliche General Torquato Conti befehligte und wo sich die weichenden Abteilungen nun sammelten. Schrecklich ließen diese Unmenschen ihre Wut gegen die Schweden an den unschuldigen Pommern aus. Kein Ort wurde verlassen, ohne vorher ausgeplündert und an allen Ecken in Brand gesteckt zu sein. Ein Kroatencorps, das durch

Penkun nach Gartz zog, brach in alle Häuser ein, zerschlug Kisten und Schränke, mißhandelte die Leute, bis sie ihre verborgene Habe hervorholten, ergriff die Weiber und halb erwachsene Mädchen und trieb sie wie Schlachtvieh vor sich her. Ueberall auf den Straßen sah man die gräßlichsten Greuelscenen. Nach dem Abzug dieses Gesindels war in ganz Penkun kein Bissen Brots zu finden.

Noch höher stieg die Unmenschlichkeit in Pasewalk. Schon ausgezehrt durch die langen Einquartierungen und so verödet durch die grausamste Hungersnot, daß kaum noch der dritte Teil der Häuser bewohnt war, erhielt diese unglückliche Stadt von dem kaiserlichen Oberst Götze den Befehl, noch 18000 Thaler zu zahlen. Auf die Vorstellung, daß dies unmöglich sei, erfolgte der Befehl zur Plünderung. Wie hungrige Wölfe stürzten die Soldaten in die Häuser; jede Frage wurde mit Säbelhieben begleitet, jeder Bissen Brot mit Blut bespritzt. Selbst die Armen im Hospitale wurden geprügelt. Männern und Weibern rissen sie die Kleider vom Leibe; wer sich widersetzte, wurde niedergestoßen. Die schönsten Mädchen wurden gebunden auf Wagen geworfen oder an die Sattelknöpfe der Reiter geschnürt und zu ferneren Mißhandlungen aufbewahrt. Der Bürgermeister, einige Ratsherren und die vornehmsten Bürger wurden krumm geschlossen nach Gartz geführt, und hier mußten sie hungernd drei Tage und drei Nächte in regnerischem Winterwetter auf kalter Erde unter freiem Himmel liegen und außer den Ketten und dem Hunger noch den Hohn der Soldaten ertragen. Beim Abzug aus Pasewalk zündeten die Barbaren die Häuser an, spießten die mutterlos auf den Straßen herumirrenden Kinder auf ihre Piken und schleuderten sie jubelnd in die Flammen.

Auf dem Lande war die nämliche Verwüstung. Ueberall sah man Aschenhaufen und Blutströme; alle Mühlen waren niedergerissen, das Getreide auf der Erde zerstreut oder in die Flüsse geworfen. Auf Tagereisen weit war kein Stück Vieh zu sehen. Den kaiserlichen Truppen gegenüber mußten die Schweden, deren Mannszucht so streng war, daß die Einwohner nicht Soldaten, sondern Freunde zu bewirten glaubten, als Retter erscheinen, und die Frömmigkeit des Königs bestätigte den Glauben, daß er den Bedrängten auf Gottes Geheiß wie ein hilfreicher Engel gesendet sei. Auch im Winter ließ Gustav Adolf seine Truppen nicht rasten. Das feste

Lager bei Greifenhagen wurde von den Schweden um die Weihnachtszeit 1630 erstürmt, die Kaiserlichen in Gartz zur Flucht genötigt und bis nach der brandenburgischen Stadt Schwedt verfolgt. Inzwischen rückte Tilly von der Weser gegen Brandenburg vor und erstürmte Neubrandenburg, dessen schwedische Besatzung er niederhauen ließ. Doch zog er sich bald wieder nach der Elbe zurück, um an der Belagerung der Stadt Magdeburg, die von dem bayrischen General Graf Pappenheim bereits begonnen war, teilzunehmen. Gustav Adolf, der bereits einige Plätze in Mecklenburg genommen hatte, wandte sich nun gegen Frankfurt an der Oder, wo 6000 Mann kaiserlicher Truppen lagen. Die Stadt wurde am 13. April 1631 erstürmt und ein großer Teil der Kaiserlichen, die um Quartier baten, von den wütenden Schweden unter dem Ruf: „Neubrandenburgisch Quartier!" in Stücke gehauen.

Während das protestantische Volk dem schwedischen König als seinem Retter und Erlöser entgegenjauchzte, verhielten sich die Fürsten sehr zurückhaltend. Furcht vor dem Kaiser und Mißtrauen in die Absichten des Königs machten, daß die meisten Fürsten die Aufforderung Gustavs zum Abschluß eines Bündnisses mit Schweden zurückwiesen. Auf dem **Leipziger Konvent**, der, von dem Kurfürsten von Sachsen einberufen, vom 18. Februar bis zum 12. April 1631 währte, beschlossen Sachsen, Brandenburg, Hessen-Kassel, Württemberg und viele andere Fürsten und Herren, auch die Abgeordneten vieler Reichsstädte, sich mit Schweden nicht zu vereinigen, ihre Neutralität aufrechtzuerhalten und Truppen aufzustellen, um sich gegen alle Eingriffe kaiserlicher Kommissäre, und besonders gegen die Vollziehung des Restitutionsedikts zu schützen. In einem an den Kaiser gerichteten Schreiben suchten sie ihr Verfahren zu rechtfertigen; aber sie erhielten den Bescheid, wenn sie die Werbungen nicht einstellten, würden sie als Feinde des Kaisers betrachtet. In Oberdeutschland rückten die kaiserlichen Truppen ein und Württemberg wurde genötigt, seine Truppen zu entlassen, dem Leipziger Bund zu entsagen und das kaiserliche Heer in Quartier zu nehmen. Von den protestantischen Fürsten schlossen sich unter solchen Umständen nur wenige an Gustav Adolf an: der vertriebene Administrator von Magdeburg, Christian Wilhelm von Brandenburg, die beiden mecklenburgischen Herzoge, bald darauf Hessen-Kassel, die Herzoge von Weimar und Lüneburg und die Stadt Magdeburg.

Von Frankfurt war Gustav nach Landsberg an der Warthe gezogen, das sich ihm bald ergab, und hier erfuhr er die Not der Stadt **Magdeburg**, die schon seit einem Monat von Tilly selbst belagert wurde und sich ängstlich nach einem Entsatze sehnte. Gustav ließ den Bürgern sagen, sie möchten sich nur noch drei Wochen halten, dann hoffe er ihnen gewiß Hilfe bringen zu können. Aber durch die Verhandlungen mit den Kurfürsten von Brandenburg und von Sachsen wurde sein Vormarsch hinausgezogen. Er hatte dem Administrator Christian Wilhelm, der verkleidet in die Stadt gekommen war (Ende Juli 1630), einen tüchtigen Offizier zugesandt, nämlich den schwedischen Oberst Dietrich von Falkenberg. Als es diesem gelungen war, gleichfalls unter Verkleidung in die Stadt zu gelangen, übertrugen ihm die Bürger den Oberbefehl und die Leitung der ganzen Verteidigung. Am liebsten wäre der König persönlich nach Magdeburg geeilt; aber die militärische Vorsicht gebot ihm vielmehr, zur Sicherung eines etwaigen Rückzuges erst einige feste Plätze in seine Gewalt zu bekommen. Deshalb verlangte er von seinem Schwager, dem Kurfürsten von Brandenburg (Gustavs Gemahlin, Marie Eleonore, war die Schwester des Kurfürsten), die Auslieferung der Festungen Spandau und Küstrin. Dieser, welcher in dem großen Kampfe zwischen zwei unversöhnlichen Mächten neutral bleiben wollte, wies die Forderung zurück. Darauf zog Gustav, nachdem er die Kaiserlichen am 26. April aus Prenzlau verjagt hatte, mit 1000 Reitern und 4 Geschützen gegen Berlin und machte bei Köpenick Halt. Zwischen dieser Stadt und Berlin fand am 13. Mai eine Zusammenkunft zwischen Gustav und dem Kurfürsten statt. Letzterer war mit seiner Gemahlin und der verwitweten Kurfürstin von der Pfalz (der Mutter Friedrichs V.) und einem großen Gefolge gekommen. Aufs neue forderte Gustav die Einräumung der beiden Festungen. Georg Wilhelm konnte sich zu nichts entschließen und erhielt eine halbe Stunde Frist, um sich mit dem Grafen Schwarzenberg zu besprechen. Auf dessen Rat ersuchte der Kurfürst den König, am zweiten Tage nach Berlin zu kommen, um sich über die Sache zu verständigen. Gustav willigte anfangs ein, folgte aber, da er das Unzuträgliche des Aufschubs erkannte, sofort dem Kurfürsten nach Berlin und brachte, von seinen 1000 Reitern bewacht, die Nacht im dortigen Schlosse zu. Bei den Verhandlungen

des 14. Mai erklärte sich Gustav bereit, auf Küstrin zu verzichten und mit der Festung Spandau sich zu begnügen. Diese sollte von den Schweden so lange besetzt bleiben, bis Magdeburg entsetzt sei. Der Vertrag darüber wurde am 15. Mai unterschrieben, und noch am nämlichen Tage zogen die Schweden dahin ab.

Georg Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg.

Nach dem Denkmal von Kuno von Uechtritz in der Siegesallee zu Berlin.

Um von Berlin gegen Magdeburg ziehen zu können, wünschte Gustav Adolf bei Wittenberg über die Elbe zu gehen und bat deshalb den Kurfürsten Johann Georg von Sachsen ihm den Durchmarsch durch sein Land zu gestatten. Dieser lehnte die Bitte ab, und während Gustav von Potsdam aus weiter mit ihm darüber verhandelte, traf die Nachricht ein, daß Magdeburg am 20. Mai 1631 von Tilly erobert worden sei. Dies war ein Donnerschlag für alle Protestanten. Gustav unterließ nicht, in einem besonderen Manifest das zögernde Verhalten der beiden Kurfürsten als die einzige Ursache dieses Verlustes darzustellen.

Die reiche, blühende und stark befestigte Hansestadt Magdeburg, die 1629 der Wut Wallensteins entronnen war, wurde seit Ende März 1631 von Tilly belagert. Er hatte 26000 Mann, während die Besatzung der Stadt nicht viel über 2000 Mann betrug. Aber vergeblich hatte Tilly sechs Wochen lang seine ganze Kriegskunst aufgeboten, sie in seine Gewalt zu bekommen. Der schwedische Kommandant Falkenberg leitete die Verteidigung aufs trefflichste und fügte durch glückliche Ausfälle den Kaiserlichen vielen Schaden zu. Die größte Hoffnung der Bürger ruhte auf Gustavs Ankunft, und das Vertrauen auf die Nähe dieses Schutzgeistes machte sie so sicher, daß sie gar nicht glaubten, Tilly werde es noch wagen, etwas gegen sie zu unternehmen.

In diesem Glauben wurden sie noch bestärkt, als Tilly

am 19. Mai mit Kanonieren innehalten und nachmittags sogar die Geschützstücke abfahren ließ. Sie hielten dies für ein sicheres Zeichen, daß Gustav nahe sei, während es vielmehr ein Vorbote des **Sturmes** war, den der General nach vielen vergeblichen Aufforderungen auf den Rat seiner besten Offiziere, besonders Pappenheims, beschlossen hatte. In größter Stille wurden in der Nacht die Leitern in Bereitschaft gesetzt und den Soldaten wurde befohlen, sich morgens früh um fünf Uhr fertig zu halten.

Die Wächter auf der Mauer blieben bis nach Mitternacht auf ihren Posten; da aber alles still blieb, gingen sie beim Anbruch der Morgendämmerung in ihre Wohnungen, um einige Stunden der Ruhe zu pflegen.

Endlich schlug die bestimmte Stunde. Die Soldaten standen bereit. Aber das Zeichen erfolgte noch nicht. Tilly, aufs neue zweifelhaft, was er thun solle, hatte seinen Kriegsrat noch einmal zusammenberufen. Die meisten Stimmen erklärten sich abermals für das Sturmlaufen, und so wurde denn zwischen sechs und sieben Uhr den Soldaten das Zeichen gegeben. Pappenheim eröffnete den Angriff. Seine Soldaten erstiegen auf Leitern die Brustwehr eines kleinen Forts und drangen mit den sich flüchtenden Schildwachen in die Stadt ein, während eine andere Abteilung an der sogenannten hohen Pforte den Wall erstieg. Falkenberg, der schon seit vier Uhr auf dem Rathause war, um mit dem Magistrat über das am 18. Mai von Tilly gestellte Ultimatum zu unterhandeln, eilte auf die Nachricht von dem Eindringen des Feindes sogleich herbei, drängte die bei der Schanze Eingedrungenen zurück und wandte sich gegen jene, die von der hohen Pforte herkamen, wurde aber hier von einer Kugel durchbohrt. Sein Fall wirkte entmutigend auf die Verteidiger. Der heftigste Kampf entspann sich am Kröckenthor. Dieses wurde vom Administrator aufs tapferste verteidigt. Aber Pappenheim kam ihm in den Rücken und erzwang die Oeffnung des Thores, durch das neue Scharen eindrangen. Noch einmal erhob sich ein verzweifelter Widerstand. Hauptmann Schmidt stellte sich an die Spitze einer Schar Soldaten und Bürger und drängte mit einem furchtbaren Ansturm den Feind noch einmal gegen die Wälle zurück. Aber auch er fiel, und damit hörte jede Leitung auf. Die Stadt mußte der Uebermacht der Feinde erliegen. Immer neue Massen drangen ein; Pappenheims Reiter stürmten durch die Straßen;

Die Beschießung von Magdeburg im März 1631.
Nach Gottfrieds historischer Chronik.

das Feuer der Geschütze wurde von den Mauern auf die Bürger gerichtet, jeder Widerstand, der von den Bürgern noch an den Thoren geleistet wurde, niedergeschlagen, der Administrator vom Pferde gerissen und gefangen genommen. Er wurde nach Wien gebracht, wo er später zur katholischen Kirche übertrat. Um neun Uhr war der Feind Herr der Stadt. Die verwilderten, vom Kampfe aufgeregten Soldaten stürzten wie die Raubtiere in die Häuser der Bürger. Blutdurst, Wollust und Raubsucht feierten die schändlichsten Orgien, und alle Greuel der Unmenschlichkeit wurden ausgeübt. Es ist kaum zu sagen, ob die Schmach der Weiber oder die Mißhandlung der Männer schrecklicher war; doch wurden auch die ersteren mit dem Schwerte nicht verschont. In der Katharinenkirche fand man 53 Weiber mit abgeschlagenen Köpfen. Die Straßen waren mit zuckenden und röchelnden Körpern bedeckt, kein Haus war ohne Blut. Um zehn Uhr brach an mehreren Stellen Feuer aus, das bald so um sich griff, daß selbst die Plünderer sich genötigt sahen, sich auf die Wälle zurückzuziehen. Viele, die sich in den Häusern versteckt hatten, verbrannten auf die jämmerlichste Art. Man sah kleine Kinder auf den Straßen herumlaufen und nach ihren Müttern schreien, und Kroaten, die unmenschlich genug waren, diese unschuldigen Kleinen aufzuspießen und in die Flammen zu werfen. Dem Wüten der Kroaten, Ungarn und Wallonen konnten die Offiziere, auch wenn sie es versuchten, keinen Einhalt mehr thun. Von 36 000 Einwohnern sollen nur 5000 am Leben geblieben sein.

Graf von Tilly.
Nach einem alten Kupferstich.

Abends um zehn Uhr legte sich **der Brand,** nachdem von der ganzen herrlichen Stadt nichts als die Domkirche, das Liebfrauenkloster und eine Reihe entlegener Fischerhäuser an der Elbe übrig geblieben waren. Am folgenden Tage kamen

die Sieger abermals in die Stadt, um die Keller zu durchsuchen, und hier fanden sie unermeßliche Beute. Etwa vierhundert der reichsten Bürger waren von den Offizieren, die sich ansehnliche Lösegelder von ihnen versprachen, in das Lager gerettet worden. Zwei Tage nach dem Brande wurde die Domkirche, die durch aufgestellte Wachen vor Plünderung geschützt worden war, geöffnet, und hier fand man gegen tausend Unglückliche, die von Angst, Hunger und Durst so abgemattet waren, daß sie mehr Leichen als Lebendigen glichen. Tilly, hiervon benachrichtigt, schenkte ihnen nicht nur das Leben, sondern ließ auch Brot unter sie austeilen.

General Graf von Pappenheim.
Nach einem Gemälde in den Uffizien zu Florenz.

Am 25. Mai hielt Tilly seinen feierlichen Einzug. Nachdem in der Domkirche Messe gehalten, das Tedeum gesungen und mit allen Kanonen dreimal Viktoria geschossen worden war, ritt der Sieger mit seinem Gefolge durch die Hauptstraßen, die durch rauchende Trümmerhaufen führten. General Pappenheim, dem das Hauptverdienst an der Eroberung der Stadt gebührte, schrieb voll Freude nach Wien: „er glaube, daß seit Trojas und Jerusalems Zerstörung solch eine Viktoria nicht sei gesehen worden.“ Wer den Brand befohlen habe, läßt sich nicht mehr mit voller Sicherheit bestimmen. In keinem Falle war es Tilly; denn diesem ging durch die Einäscherung ein Hauptstützpunkt für den nordischen Krieg verloren. Höchst wahrscheinlich hat Falkenberg mit den Führern der radikalprotestantischen Partei den Brand vorbereitet, um dem Feinde den Besitz der eroberten Stadt wertlos zu machen und „an der Fackel des Magdeburger Brandes den Kampfesmut der Protestanten zu entzünden“. Die Einwohner von Magdeburg hätten also dasselbe gethan was in ähnlicher Lage die Einwohner von Larochelle und Moskau.

Die Zerstörung Magdeburgs erfüllte die Katholiken mit den ausschweifendsten Hoffnungen. Sie glaubten, die völlige Vernichtung des Protestantismus in Deutschland werde die sichere Folge sein. Andererseits wurden die Hoffnungen der Protestanten auf ihre Errettung durch Gustav Adolf bedeutend herabgestimmt. Es war Zeit, diesen entgegengesetzten Stimmungen ein Ende zu machen. Zunächst wandte sich Gustav Adolf nach Brandenburg, dessen Kurfürst nun die Zurückgabe Spandaus verlangte. Der König willfuhr ihm zwar, ließ aber seine Truppen gegen Berlin vorrücken und seine Kanonen gegen das kurfürstliche Schloß richten. Auf dies hin wurde am 21. Juni 1631 zwischen Schweden und Brandenburg ein Vertrag abgeschlossen, worin dem König für die Dauer des Krieges das Besatzungsrecht in Spandau und freier Durchmarsch durch Küstrin eingeräumt wurde und der Kurfürst sogar versprach, den schwedischen Truppen Proviant zu liefern und monatlich 30000 Thaler zu zahlen. Um diese Zeit eroberten die schwedischen Generale auch den letzten festen Platz in Pommern, Greifswalde, und ganz Mecklenburg außer Rostock und Wismar. Der König, der bei Werben an der Elbe ein festes Lager bezogen hatte, begab sich von da auf kurze Zeit nach Güstrow und führte die vertriebenen mecklenburgischen Herzoge unter dem Jubel der Einwohner wieder in ihr Land zurück.

Tilly wagte nicht, den König anzugreifen, bevor er die erwarteten Verstärkungen aus Italien und den Niederlanden erhalten hatte. Er zog daher zunächst nach Hessen-Kassel, dessen Landgraf Wilhelm sich an Gustav Adolf angeschlossen hatte. Die Aufforderung Tillys, seine Truppen zu entlassen, kaiserliche Besatzungen in seine Festungen aufzunehmen und Kontributionen zu zahlen, wies der Landgraf zurück. Doch mußte Tilly von Hessen ablassen, da Gustav Adolf von Werben aus den bei Magdeburg zurückgelassenen Pappenheim bedrohte. Tilly zog letzterem zu Hilfe, wurde aber bei Burgstall und in andern Gefechten von den Schweden zurückgedrängt. Im Lager von Werben war es, daß Gustav Adolf das erste Bündnis mit einem deutschen Fürsten abschloß. Der Landgraf von Hessen traf dort ein und unterzeichnete den Vertrag vom 22. August. Dieser und der Herzog Bernhard von Weimar begannen nun als Bundesgenossen des Königs den Krieg gegen den Kaiser.

Tilly, der sich in dem ausgesogenen Niedersachsen nicht

mehr halten konnte, und das feste Lager bei Werben nicht zu bestürmen wagte, beschloß, nachdem er die aus Italien und Süddeutschland zurückgekehrten Truppen an sich gezogen hatte, nach dem bisher vom Krieg verschont gebliebenen

Dom zu Magdeburg.

Kursachsen zu ziehen, um den Kurfürsten um jeden Preis, wenn auch mit Waffengewalt, zum offenen Anschluß an die kaiserliche Sache zu bringen. Am 24. August 1631 ließ er dem Kurfürsten sagen: „Man habe vernommen, daß der Leipziger Bund noch immer seine Rüstungen fortsetze. Er

solle das einstellen, sonst habe er die üblen Folgen seines Ungehorsams sich selbst zuzuschreiben. Zugleich möchte er sich nicht länger weigern, dem kaiserlichen Heere die nötigen Kontributionen, Lieferungen und Durchmärsche zu gestatten, die man sich eben jetzt unmöglich könne abschneiden lassen." Der Kurfürst berief sich auf die Reichsverfassung; aber Tilly nahm keinen Einwand an und rückte in Kursachsen ein. Die Bistümer Merseburg, Naumburg, Zeitz wurden geplündert und hohe Kriegssteuern eingetrieben.

Der Kurfürst verlor alle Fassung. Blindlings wollte er sich nun den Schweden in die Arme werfen, wenn sie ihn nur von diesem unerbittlichen Feinde befreiten. Gustav Adolf stellte, um dem Kurfürsten sein früheres Zaudern entgelten zu lassen, anfangs harte Bedingungen an den Hilfeflehenden: er solle Wittenberg ausliefern, den Truppen einen dreimonatlichen Sold bezahlen, den Kurprinzen als Geisel stellen. Als Johann Georg dies hörte, rief er den Gesandten zu: „Nicht nur Wittenberg, sondern ganz Sachsen soll ihm offen stehen; meine ganze Familie will ich ihm als Geisel geben, und ist ihm dies noch nicht genug, so will ich mich selbst darbieten." Den König rührte diese Ergebung so sehr, daß er von allen seinen Forderungen abstand. „Ich habe," sagte er, „gegründete Ursachen gehabt, mich so zu betragen, weil man ein so großes Mißtrauen in mich setzte, als ich Magdeburg zu Hilfe kommen wollte; allein bei der Offenherzigkeit und dem Vertrauen, das jetzt der Kurfürst mir bezeigt, fallen alle Bedingungen hinweg. Ich bin zufrieden, wenn er meinem Heere einen monatlichen Sold reicht, und ich hoffe, daß ich ihn auch dieser Ausgabe wegen werde entschädigen können." Darauf wurde zwischen beiden Fürsten ein Bündnis geschlossen (11. September), Gustav ging über die Elbe und vereinigte sich bei Düben mit dem etwa 20000 Mann starken sächsischen Heere (15. September). Gustav Adolf mochte nun etwa 47000 Mann beisammen haben.

Tilly stand an diesem Tage vor Leipzig und beschoß die Stadt, nachdem sie ihm die geforderten Lebensmittel verweigert und ihre eigenen Vorstädte niedergebrannt hatte. Am 15. September ergab sie sich, worauf Tilly dem König entgegenzog und bei **Breitenfeld**, nördlich von Leipzig, die Entscheidungsschlacht erwartete. Gustav trug Bedenken, eine Schlacht zu wagen; denn es stand gar zu viel auf dem Spiele, da bei einer etwaigen Niederlage, nach seinem eigenen

Ausdrucke, die beiden Kurhüte (Sachsen und Brandenburg) gewaltig zu wackeln, wo nicht gar zu springen beginnen würden. Aber Johann Georg wollte lieber sein Schicksal schnell entschieden als sein Land noch länger dem Feinde preisgegeben sehen. So trafen denn beide Heere bei Breitenfeld zusammen. Gustav ordnete an, daß das sächsische Heer, das vom Kurfürsten selbst und von dem in seine Dienste getretenen Feldmarschall von Arnim befehligt wurde, auf dem linken Flügel für sich vorgehen sollte; denn er fürchtete, daß es nicht standhalten und dann vielleicht seine eigenen Truppen mit in die Verwirrung hineinziehen möchte.

Johann Georg, Kurfürst von Sachsen.
Nach einem alten Kupferstich.

Um die Mittagsstunde des 17. September 1631 ließ Tilly durch drei Kanonenschüsse das Zeichen zum Angriff geben. Nach einer zweistündigen Kanonade wurde die Reiterei handgemein, und die dichtgeschlossenen Infanteriemassen Tillys warfen sich mit solcher Wucht auf die Sachsen, daß diese nicht lange widerstanden, sondern bis auf wenige Regimenter die Flucht ergriffen. Der Kurfürst selbst war einer der ersten, die davonjagten; erst zu Eilenburg hielt er sein Pferd an. Durch diese Flucht wurde die Lage gefährlich; denn die linke Seite der Schweden war entblößt. Jetzt aber bewährte sich die größere Beweglichkeit der Schweden, die in kleinen Kampfesgruppen aufgestellt waren. Mitten im heftigsten Feuer machte der linke schwedische Flügel unter Horns Führung eine Schwenkung, so daß er doch wieder dem Feinde die Stirne bot. Gleichzeitig führte der König selbst zwei frische Regimenter heran, die nun in einem furchtbaren Handgemenge das kaiserliche Fußvolk zurückdrängten. Als auch noch vom rechten schwedischen Flügel einige Abteilungen ostgotischer Reiter auf das feindliche Fußvolk einsprengten, da war der Sieg entschieden —

dank der Reserven und der größeren Manövrierfähigkeit auf schwedischer Seite. Als die Dunkelheit einbrach, lagen 7000 Kaiserliche auf dem Schlachtfelde, die übrigen waren verwundet oder zerstreut, und nur die Nacht konnte Tilly selbst vor der Gefangenschaft retten. Ein Rittmeister vom rheingräflichen Regimente, wegen seiner Größe der „Lange Fritz" genannt, verfolgte ihn, schlug ihn mit der umgekehrten Pistole mehrmals auf den Kopf und hätte ihn getötet, wenn er nicht selbst von einem herbeisprengenden Reiter erschossen worden wäre. Erst in Halle fanden sich Tilly und Pappenheim am folgenden Tage wieder zusammen mit einem unbedeutenden Häuflein, dem einzigen Reste der schönen Armee, die ganz Deutschland so lange in Schrecken gesetzt und in Unterwerfung gehalten hatte. Tilly und Pappenheim begaben sich nach der Niederlage nach Westfalen, um dort die zersprengten Truppen zu sammeln und neue Streitkräfte an sich zu ziehen.

„Der Eindruck, den diese erste entscheidende Schlacht, in der Gustav Adolf gesiegt hatte, auf beiden Seiten hervorbrachte, war ungeheuer. Bei den Kaiserlichen herrschte ein an Verzweiflung grenzender Schrecken; in Wien und Prag zitterte man vor einem sofortigen Einfall in die kaiserlichen Erbländer. Durch das protestantische Deutschland aber erscholl ein Jubelruf der Befreiung und Erlösung. Man prägte Denkmünzen auf Gustav Adolf und begann seine Person nach allen Richtungen hin zu verherrlichen. Mit einem Schlage war er, der Besieger des für unbesiegbar gehaltenen Tilly, der volkstümlichste Mann im ganzen evangelischen Deutschland." (Winter.)

Am Tage nach der Schlacht fand sich auch der Kurfürst von Sachsen wieder bei dem Könige ein. Dieser empfing ihn freundlich und dankte ihm dafür, daß er auf die Schlacht gedrungen habe. Beide reisten hierauf über Merseburg nach Halle, wo sie über den ferneren Kriegsplan sich berieten. Sie kamen dahin überein, daß die Sachsen den Kaiser in Böhmen und Schlesien angreifen, die Schweden den Protestanten in Süddeutschland die Hand reichen und die Staaten der katholischen Fürsten erobern sollten.

Während die Sachsen unter Arnim in Böhmen einrückten und Prag durch Uebergabe nahmen, zog Gustav Adolf über Erfurt nach Franken. Herzog Wilhelm von Weimar und die Fürsten von Anhalt schlossen in diesen Tagen ein

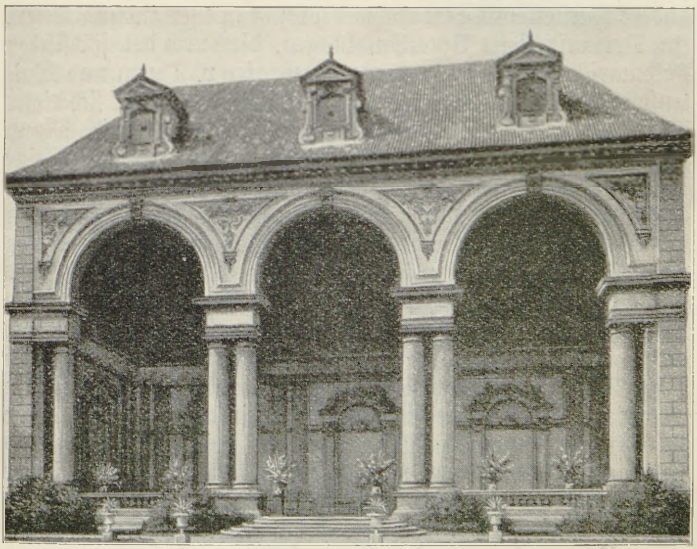
Einzug Gustav Adolfs in Frankfurt a. M. Nach einem Stich von Merian.

förmliches Bündnis mit dem Könige. In der fränkischen „Pfaffengasse" wurden die Bistümer Bamberg und Würzburg besetzt, das Schloß Marienberg bei Würzburg erstürmt und seiner Kostbarkeiten und litterarischen Schätze beraubt. Da die geistlichen Herren entflohen waren und infolgedessen keine ordentliche Regierung da war, so ließ Gustav Adolf in diesen fränkischen Gebieten sich selbst huldigen und setzte eine schwedische Regierung ein. Mit Nürnberg, mit den brandenburgischen Fürsten von Ansbach und Baireuth und mit dem Herzog von Württemberg schloß er Bundesverträge ab. Darauf zog er nach Frankfurt. Die Stadt öffnete ihm die Thore, und am 27. November hielt der König mit ungewöhnlicher Pracht seinen Einzug in die Krönungsstadt der deutschen Kaiser. Noch am nämlichen Tage nahm er Höchst weg.

Am 11. Dezember brach der König von Frankfurt nach Darmstadt auf, ging am 17. über den Rhein und hatte am 18. bei Oppenheim ein Gefecht mit spanischen Truppen, von denen einige Hundert niedergehauen wurden. Am 23. Dezember mußte sich Mainz, wo eine spanische Besatzung lag, ergeben. Hier brachte der König den Winter zu und ließ zugleich durch Bernhard von Weimar die pfälzischen Städte Frankenthal, Speier, Mannheim besetzen. Die Verhandlungen, die der Kardinal Richelieu mit Gustav Adolf in Mainz und mit der Liga eröffnete und die den Zweck hatten, letztere vom Kaiser zu trennen und zur Neutralität zu veranlassen, scheiterten an dem Widerstand des Kurfürsten Maximilian von Bayern, der, wenn auch von seinen ligistischen Bundesgenossen verlassen, doch dem Kaiser treu blieb und den Krieg fortsetzte.

Wallenstein hatte inzwischen in Prag oder in Gitschin gelebt, die militärischen und politischen Vorgänge aufs genaueste beobachtend. Er hielt dort den glänzendsten Hof. Die Einkünfte seiner Güter und die unermeßlichen Zinsen, die er von den im Kriege erpreßten Millionen bezog, setzten ihn in den Stand, alle Herrscher Europas an Aufwand zu überbieten. Obgleich selbst sehr mäßig im Genuß von Speisen und Getränken, ließ er, bloß um seine Pracht zu zeigen, seine Tafel täglich mit 100 Schüsseln besetzen; 60 Edelknaben aus den vornehmsten Häusern, alle in hellblauen Samt mit Gold gekleidet, bedienten ihn. Sie wurden zugleich von den geschicktesten Lehrern für den Kriegsdienst und den Staatsdienst ausgebildet und unterrichtet. Er hatte einen Oberhofmeister und vier Kammerherren, von denen einige schon den kaiser-

lichen Schlüssel getragen hatten. Edelleute und Freiherren drängten sich an seinen kleinen Hof; denn er gab mehr als fürstliche Gehalte und teilte die größten Belohnungen und Geschenke aus. Eine Leibwache von 50 reichgekleideten Hellebardieren war in seinem Schloßhofe, und einige hundert auserlesene Pferde standen in seinen Ställen und fraßen aus marmornen Krippen. Bei seiner eigenen Schweigsamkeit



Wallensteins Palast in Prag.

forderte er auch von seiner Umgebung die größte Ruhe und Stille. Der Feldherr, dessen Freude sonst der Lärm der Schlacht gewesen war, konnte jetzt nicht das Rasseln eines Wagens, das Klirren eines Sporns, das Gebell eines Hundes oder ein lautes, in seinem Vorzimmer gesprochenes Wort ertragen. Ganze Nächte brachte er mit dem Italiener Seni in astrologische Berechnungen vertieft zu; außerdem waren seine einzigen Vertrauten sein Schwager Terzka, dessen Gemahlin eine Schwester der Gemahlin Wallensteins war, und dessen alte Mutter, die ihm wegen ihrer Klugheit besonders wert war.

Gegen Maximilian und den Kaiser, die ihn zu dieser Unthätigkeit gezwungen hatten, trug Wallenstein tiefen

Haß im Herzen, und er war der Ueberzeugung, daß er nie mehr in Ferdinands Dienste treten werde. Gustav Adolf ahnte diesen Seelenzustand des Mannes, der sein gefährlichster Gegner oder sein nützlichster Bundesgenosse werden konnte, und knüpfte schon frühe Verhandlungen mit ihm an, sicher von November 1630 ab. Wallenstein glaubte dazu ein Recht zu haben; er war ja deutscher Reichsfürst so gut wie jeder andere, wenn auch ohne Land; er durfte also auch so gut wie andere Fürsten mit dem Schwedenkönig in Verbindung treten. Im Verlaufe dieser Unterhandlungen, die durch den sächsischen Feldmarschall Arnim und den alten Grafen v. Thurn und Wallensteins Schwager Terzka vermittelt wurden, erklärte sich dieser bereit, mit einem schwedischen Hilfscorps von 12000 Mann die kaiserlichen Erbstaaten zu erobern und Ferdinand auf seine italienischen Besitzungen zu beschränken. Er bedang sich die Stellung eines Vizekönigs von Böhmen aus, und als solcher wollte er die Vernichtung des Hauses Habsburg und der Liga ganz allein auf sich nehmen. Gustav Adolf war anfangs auf diese Bedingungen eingegangen. Als aber der Tag von Breitenfeld ihn zum Herrn der Lage gemacht hatte, da brach er die Verhandlungen ab mit der Begründung, er könne die 12000 Mann nicht entbehren. Jetzt wandte sich Wallenstein wieder nach dem entgegengesetzten Pol in der Hoffnung, seine Herrschsucht da am leichtesten und am vollständigsten zu befriedigen, wo die Not am größten war und wo man seiner am meisten bedurfte.

Des Kaisers Lage nach der Schlacht bei Leipzig war eine verzweifelte. Das einzige Heer, das er gehabt hatte, war vernichtet, Gustav stand im Herzen des Reichs, vier große Reichsfürsten und zwei auswärtige Mächte waren seine Bundesgenossen; der Weg in die kaiserlichen Erblande stand ihm offen; die Sachsen waren bereits im Begriffe, in Böhmen einzufallen. Keine Armee, kein Geld, kein Kredit war mehr vorhanden. In dieser Not veranlaßte die Verzweiflung einen Rat, dessen Befolgung dem Kaiser sehr schwer fiel. Wallenstein, hieß es, ist der einzige Mann in der Welt, der uns erretten kann. Er hat schon einmal ein Heer aus dem Nichts hervorgerufen. Sein bloßer Name wird ihm Zulauf aus allen Weltgegenden verschaffen und der Schrecken der Feinde sein. Zwar bedachte man, wie tief dieser Mann gekränkt worden sei; allein eine glänzende Genugthuung glaubten die Minister, werde alles Geschehene vergessen machen. Wallenstein erfuhr durch seine

Spione alle diese Verhandlungen lange vorher, ehe der Kaiser selbst zu ihm schickte.

Inzwischen waren die Sachsen in Prag eingezogen und hatten die Bedrängnisse des Kaisers aufs höchste gesteigert. In demselben Maße war aber auch das Verlangen gewachsen, den gefürchteten Kriegsmann wieder für die kaiserlichen Dienste zu gewinnen, und als die abschlägige Antwort von Gustav Adolf kam (s. S. 76), da ließ sich Wallenstein endlich dazu herbei, mit dem Fürsten Eggenberg, seinem langjährigen Freunde, in Znaim zusammenzukommen. Dort trug ihm Eggenberg im Auftrag des Kaisers aufs neue den Oberbefehl an. Um von dem Kaiser, dessen einzige Hoffnung Wallenstein war, den höchsten Preis herauszuschlagen, verweigerte er zuerst die Uebernahme des Oberbefehls und verpflichtete sich nur dazu (31. Dezember 1631), binnen drei Monaten die Neubildung eines kaiserlichen Heeres auf sich zu nehmen. Schnell gingen nun die Werbungen vor sich. Schon im März 1632 stand das neue Heer in Mähren im Quartier. Denn kaum war es ruchbar geworden, daß Wallenstein wieder ins Feld ziehen wolle, so strömten die Krieger scharenweise der alten Siegesfahne zu. Bauern verließen den Pflug, Handwerker ihre Werkstatt, um das unsichere und unvorteilhafte Gewerbe mit dem so reichen Lohn verheißenden Soldatenleben zu vertauschen. Denn der Wallensteinische schwere Reiter erhielt neun Gulden monatlichen Sold, der leichte sechs, der Fußknecht vier Gulden, ohne die tägliche Kost an Fleisch, Brot, Bier und Wein. Dazu kamen die Plünderungen und Erpressungen, die hohen Gewinn abwarfen.

Das Heer war nun zwar beisammen; fraglos aber wäre es sofort wieder auseinandergelaufen, wenn nicht der „Abgott der Soldaten" die Führung übernommen hätte; so begannen die Verhandlungen wegen Uebernahme des Oberbefehls: Wallenstein konnte jetzt den höchsten Preis fordern; der Kaiser mußte ihn gewähren. Und er hat ihn gewährt in dem **Vertrag von Göllersdorf** bei Znaim (23. April 1632). Ueber seinen Inhalt sind wir nur ungenügend unterrichtet, weil man noch keine schriftliche Aufzeichnung des Vertrags gefunden hat; vielleicht ist das Abkommen auch nur mündlich getroffen worden; denn Wallenstein vermied es nach Kräften, sich schriftlich zu binden. Doch ist so gut wie sicher, daß er sich ausbedang und zugestanden erhielt: 1. den unbeschränkten Oberbefehl über alle kaiserlichen Truppen im Reiche, mit der Zu-

sage, daß nicht einmal Kronprinz Ferdinand neben Wallenstein im Heerlager erscheinen dürfe; 2. das Recht über den Frieden zu verhandeln und in den eroberten Gebieten die höchsten kaiserlichen Vorrechte, Konfiskation und Begnadigung, nach eigenem Gutdünken vorzunehmen. Damit war er kein dem Kaiser untergebener und verantwortlicher, sondern ein souveräner Feldherr. Außerdem wurde ihm, für den Fall, daß er Mecklenburg verlieren sollte, ein anderes Reichsfürstentum mit gleichen Einkünften zugesagt, wahrscheinlich ein Kurfürstentum; das Fürstentum Glogau erhielt er sofort. Auf solche Zugeständnisse hin übernahm Wallenstein den Oberbefehl wieder als Generalissimus des römischen Reiches, des Hauses Oesterreich und der Krone Spanien. Sofort brach er mit seinem Heere von 40000 Mann nach Böhmen auf und trieb die Sachsen aus Prag und ganz Böhmen hinaus, ohne einen ernstlichen Widerstand zu finden; denn der Kurfürst war trotz allem mehr kaiserlich als schwedisch gesinnt.

Tilly war mit dem Heere, das er in Westfalen und in Hessen gesammelt hatte, im März 1632 nach Franken aufgebrochen und hatte dem schwedischen Feldmarschall Horn, der, von Gustav Adolf dort zurückgelassen, inzwischen die Stadt Bamberg erobert hatte, diese durch seine Uebermacht wieder entrissen. Um Horn zu Hilfe zu kommen, zog Gustav Adolf von Mainz gleichfalls nach Franken, vereinigte sich am 11. März mit Horn bei Schweinfurt und marschierte nach Nürnberg. Diese alte, reiche Handelsstadt eilte, sich den Beschützer der Evangelischen zu befreunden und dadurch Magdeburgs Schicksal von sich abzuwenden. Freiwillig öffneten die Bürger den Schweden ihre Thore, und am 21. März zog der König, begleitet von dem vertriebenen Böhmenkönig, der sich schon in Mainz bei ihm eingefunden hatte, in Nürnberg ein, von den Bürgern mit freudigstem Zuruf empfangen. Von da zog Gustav Adolf gegen Tilly, der sich über die Donau zurückgezogen und am rechten Ufer des Lech bei dem Städtchen **Rain** verschanzt hatte, um den Uebergang zu sperren. Bei Donauwörth, das sich nach heftiger Beschießung am 27. März ergab, ging der König über die Donau und drang ebenfalls bis an den Lech vor. Unter dem Feuer der feindlichen Geschütze überschritten die Schweden den Fluß und brachten den in einem Gehölze aufgestellten feindlichen Truppen große Verluste bei, infolgedessen diese den Rückzug nach Ingolstadt antraten. Tilly selbst, der in dem Treffen vom

5. April von einer Kugel ins Bein getroffen wurde, starb am 20. April in Ingolstadt, 73 Jahre alt. Sein letztes Wort war: „Regensburg, Regensburg!"

Gustav Adolf pflegte ihn nur den alten Korporal zu nennen, vielleicht um die Pünktlichkeit und Strenge anzudeuten, die die Grundzüge seines Charakters ausmachten, und den Eifer zu bezeichnen, den er auf die Ausbildung seiner Truppen verwandte. Aufwand und äußere Ehrenbezeigungen haßte er. Als er in den Reichsfürstenstand erhoben werden sollte, gab er dem Kanzleisekretär 500 Thaler, damit er das Patent nicht ausfertige. Eine goldene, mit Diamanten besetzte Kette, die ihm die Infantin Isabella Klara geschenkt hatte, gab er sogleich dem Kloster zu Alten-Oettingen, und der Stadt Hamburg gab er 1000 Rosenobel (à $^1/_3$ Pfund Sterling), die sie ihm aus Dankbarkeit zustellen wollte, wieder zurück. So hinterließ er ein sehr mäßiges Vermögen, das seinem letzten Willen gemäß größtenteils unter die Offiziere seiner Armee verteilt wurde. Er war von mittlerer Gestalt, stark gebaut, aber mager. Seine breite, runzelvolle Stirn, sein kurzes, graues, borstig herabhängendes Haar, die großen Augen mit dem immer finsteren Blick, eine lange Nase, ein starker Knebelbart, eingefallene Backen und ein spitziges Kinn machten seine Gesichtsbildung abschreckend. Ein Schriftsteller jener Zeit, dem wir diese Beschreibung verdanken, sah ihn auf einem kleinen Grauschimmel reiten, einen kleinen, aber hochaufgestutzten Hut mit einer roten Feder auf dem Kopfe, die ihm über den Rücken hinabhing, und in einem grünen atlassenen Kleide mit aufgeschlitzten Aermeln nach spanischem Schnitt, nebst großen weiten Beinkleidern von demselben Zeuge (Abbildung S. 66).

Der König, der durch seinen Sieg bei Rain sich den Zugang nach Bayern geöffnet hatte, wandte sich zunächst nach **Augsburg**, wo eine bayrische Besatzung lag. Da die Bürgerschaft es mit dem Beschützer ihres Glaubens hielt, so konnte sich diese nicht halten und zog ab. Darauf hielt Gustav Adolf einen feierlichen Einzug in die Stadt (24. April), hörte eine evangelische Predigt und ein Tedeum in der St. Annakirche und begab sich dann in die Fuggerschen Häuser, die zu seinem Empfange bereit waren. Dann ließ er sich von der Bürgerschaft förmlich huldigen, nachdem er sie versichert hatte, daß er sie weder schwedisch machen, noch ihre Reichsunmittelbarkeit damit beeinträchtigen wolle, hielt Mittags-

tafel, besah das Rathaus bis zur Turmspitze und ritt gegen Abend wieder in sein Lager bei Lechhausen zurück. In den folgenden Tagen machte er noch mehrere Besuche in der Stadt, setzte die Evangelischen wieder in den Rat ein, stellte den lutherischen Gottesdienst wieder her und legte den Bürgern eine Brandschatzung auf.

Bevor er sich nun gegen die bayrische Hauptstadt wandte, wollte er erst die wichtigste Festung dieses Landes, in der sich damals auch Maximilian befand, nämlich Ingolstadt, in seine Gewalt bekommen. Aber gleich bei Beginn der Belagerung verlor er einige treffliche Offiziere und ihm selbst wurde bei einem Aufklärungsritte ein Pferd unter dem Leibe erschossen. Die Bevölkerung Bayerns, besonders die Bauern, von Religionshaß aufgestachelt, ermordete einzelne Schweden, die sie in ihre Hände bekam, auf die grausamste Weise und verstümmelte ihre Leichname. Als dann der Kurfürst die Festung verließ, um in Regensburg die Ankunft der Wallensteinischen Truppen abzuwarten, hob der König die Belagerung auf und zog nach München. Den Abgeordneten von Landshut, die ihn um Schonung ihrer Stadt baten, sagte er in einem ihm ungewohnten Tone: „Wenn ich an eure Grausamkeiten denke, die ihr an meinen Soldaten verübt, so weiß ich fast nicht, ob ihr Menschen oder Tiere seid. Ihr schneidet ihnen Ohren und Nasen ab und hackt ihnen Hände und Füße herunter. Was soll ich denn euch Barmherzigkeit erteilen?" Und doch wurde der Stadt kein Leid zugefügt, sondern sie durfte sich mit 100000 Thalern von der Plünderung loskaufen.

München zitterte vor der Ankunft des Königs; der Hof flüchtete nach Salzburg. Magistratspersonen brachten dem König die Schlüssel der Stadt. Gustav empfing sie gnädig, versicherte die Stadt seines Schutzes und sagte beim Abschied: „Ihr habt es gut gemacht, und eure Unterwerfung entwaffnet mich. Mit Recht hätte ich an eurer Stadt das Unglück von Magdeburg rächen können; allein fürchtet nichts und seid eurer Güter, eurer Familien und eurer Religion wegen unbesorgt! Geht in Frieden! Mein Wort gilt mehr als alle Kapitulationen von der Welt." Am 17. Mai hielt er seinen Einzug in München. In seinem Gefolge waren der Pfalzgraf Friedrich, zwei Herzoge von Weimar und viele andere Fürsten und Generale. Er stieg in dem kurfürstlichen Schlosse ab und besah alle Zimmer. Nicht genug

konnte er ihre Schönheit und Pracht bewundern und fragte den Kastellan, wer der Urheber dieses herrlichen Gebäudes sei. „Kein anderer als der Kurfürst selbst," antwortete jener. „Ich wünschte diesen Baumeister zu haben," fuhr der König fort, „ich wollte ihn nach Stockholm schicken." „Davor," versetzte der Aufseher, „wird sich der Baumeister wohl zu hüten wissen."

Am folgenden Tage begab sich der König ins Zeughaus, wo er zu seiner Verwunderung nichts als bloße Gestelle für Kanonen antraf. Ein Bauer entdeckte das Geheimnis; man riß den steinernen Fußboden auf und fand 140 Kanonen, die meist im pfälzischen und dänischen Kriege erobert worden waren, darunter verborgen. Sie wurden größtenteils nach Augsburg gebracht. Am Himmelfahrtstage (20. Mai) ging der König, nachdem er im Schlosse eine Privatandacht gehalten hatte, in die Liebfrauenkirche, um einer Messe mit aller Pracht des katholischen Gottesdienstes beizuwohnen, besuchte dann das Jesuitenkollegium und beantwortete des Rektors lateinische Anrede in der nämlichen Sprache, unterhielt sich auch fast eine Stunde lang mit ihm über die Lehre vom Abendmahl.

General Gustav Horn.
Nach einem Gemälde im Schlosse zu Gripsholm.

Von München wandte er sich nach Schwaben, um sich der größeren Reichsstädte, besonders Ulms, zu versichern und die durch die Kaiserlichen aufgereizten Bauern zur Ruhe zu bringen. Er kam am 27. Mai in Augsburg an und feierte das Pfingstfest daselbst. Eine Chronik sagt davon folgendes: „Den 30. Mai, als an dem heiligen Pfingsttage, wohnte der König dem öffentlichen Gottesdienst nicht bei, sondern ließ sich sowohl vor- als nachmittags von Dr. Fabricio in seinem Kabinette predigen. Abends aber bei der Tafel bekam er jählings Lust, zu tanzen, daher denn sogleich Anstalt ge-

macht worden, daß die Geschlechterstöchter in den Fuggerschen Häusern erschienen, mit welchen sich sowohl der König als die andern anwesenden fürstlichen Personen etliche Stunden lang mit englischen und deutschen Tänzen erlustigt." Die Ergötzung des Königs am Abend des zweiten Pfingsttages bestand in Ballschlagen auf dem Fronhofe. In das Herzogtum Württemberg schickte er den General Horn. Dort waren die kaiserlichen Obersten Montecuculi und Ossa vom Elsaß her eingerückt und drohten, „sie werden in Württemberg ein Feuer anschüren, vor dem selbst die Engel im Himmel die Füße an sich ziehen müßten". Nachdem sie die Stadt Knittlingen verbrannt hatten, wurden sie vom General Horn überfallen und über den Rhein zurückgedrängt.

Gustav Adolf stand auf der Höhe seiner Siege und seiner Macht; die evangelischen Länder waren von dem Druck der kaiserlichen Herrschaft erlöst, das Restitutionsedikt thatsächlich beseitigt, der evangelische Gottesdienst in der Pfalz wieder eingeführt. Ueberall, wo die Schweden waren, hörte man auch die lutherische Predigt, ohne daß die Rechte des Katholizismus vom König beeinträchtigt worden wären. Letzterer war zum Abschluß eines Friedensvertrags bereit unter Bedingungen, die ebensowohl die Interessen Schwedens als die der deutschen Protestanten berücksichtigten. Zur Sicherung der schwedischen Ostseeherrschaft wünschte er das Herzogtum Pommern zu erhalten, und zum Schutze der protestantischen Reichsstände wollte er als Herzog von Pommern selbst deutscher Reichsstand werden und als solcher an die Spitze eines neu zu bildenden evangelischen Sonderbundes („corpus evangelicorum") treten, dessen Aufgabe war, die religiöse und politische Freiheit Deutschlands vor dem Absolutismus Roms und Habsburgs zu schützen. Daß er an die Erwerbung der deutschen Kaiserkrone dachte, ist nicht erwiesen. Daß übrigens militärisch-politische Verhältnisse ein solches Ergebnis hätten herbeiführen können, ist möglich. Sicher aber ist, daß die protestantischen Fürsten Deutschlands für diesen Gedanken nicht zu haben waren. Das selbstherrische Benehmen des Königs gegen einzelne von ihnen, das Einsetzen einer schwedischen Landesregierung in Würzburg, die Huldigungen, die er an mehreren Orten für seine Person forderte, das alles hatte sie lau gemacht; sie fürchteten ernstlich und nicht ohne Grund die Gefahr einer schwedischen Fremdherrschaft auf deutschem Boden.

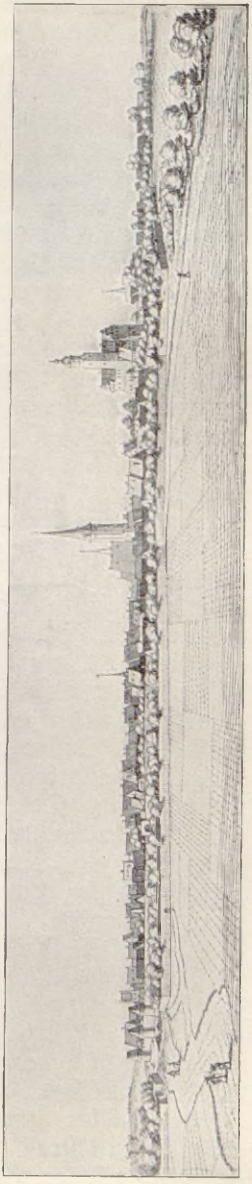
Für den weiteren Verlauf des Krieges kam auf die **Haltung Sachsens** sehr viel an. Vereinigte sich die kaiserliche Macht unter Wallenstein mit den Streitkräften des Kurfürsten Maximilian von Bayern, so brauchte Schweden, um sich der Uebermacht zu erwehren, die zuverlässige und thatkräftige Bundesgenossenschaft Sachsens. Aber weder Treue noch Entschlossenheit waren die hervorragenden Tugenden des Kurfürsten Johann Georg, der hierin von seinem Feldmarschall Arnim noch bestärkt wurde. Letzterer unterhandelte mit Wissen und Willen des Kurfürsten über die Friedensbedingungen mit Wallenstein, bevor noch dieser den Oberbefehl übernommen hatte. Als dann Wallenstein die Sachsen aus Böhmen verdrängt hatte, nahm er die Unterhandlungen wieder auf und suchte den Kurfürsten zu einem Bündnis mit dem Kaiser zu bewegen. Mißtrauen gegen Wallenstein und das noch nicht ganz erloschene Gefühl der Dankbarkeit gegen den Sieger von Breitenfeld hielten den Kurfürsten vorerst von einem solchen Schritte ab. Aber der endgültige Abfall schien nahe zu sein. Wie er am Ende des vorigen Jahres, statt nach Wien vorzudringen, sich mit der Einnahme von Prag begnügte und seine Truppen in den böhmischen Winterquartieren ausruhen ließ, so ließ er sich ohne Widerstand wieder aus Böhmen hinausjagen und machte nicht die geringsten Anstalten, Fühlung mit den Schweden zu bekommen oder gar sein Heer mit dem schwedischen zu vereinigen, während Maximilian alles aufbot, um sich so rasch als möglich mit seinen bayrischen Truppen an das Wallensteinsche Heer anzuschließen. Um diese Vereinigung unmöglich zu machen und um zugleich zu verhindern, daß Wallenstein durch einen Einmarsch in Sachsen den Kurfürsten zum Abfall vom schwedischen Bündnis zwinge, beschloß Gustav Adolf, die Generale Baner und Bernhard von Weimar in Bayern und in Schwaben zurückzulassen und selbst in der Richtung nach Sachsen aufzubrechen. Aber die Vereinigung Wallensteins und Maximilians kam doch zustande. Letzterer hatte von Regensburg aus Boten um Boten an Wallenstein abgeschickt mit der Bitte, er möchte seinem von den Schweden besetzten Lande zu Hilfe kommen, und hatte alle Bedingungen, die Wallenstein im Interesse des einheitlichen Oberbefehls gestellt hatte, bereitwillig eingegangen. Daraufhin erfolgte bei Weiden (zwischen Eger und Regensburg, 14. Juni) die Vereinigung der beiden, und Wallenstein gebot jetzt über 70000 Mann.

Gustav Adolf hatte auf die Nachricht hiervon bei **Nürnberg** Stellung genommen und **ein befestigtes Lager** bezogen. Die Stadt wurde aufs reichlichste mit Lebensmitteln versehen; einige tausend Bürger traten in das schwedische Heer ein; die in entfernteren Gegenden stehenden Generale erhielten den Befehl, was sie von Truppen entbehren könnten, schleunigst nach Nürnberg zu senden. Wenige Tage nach Gustav Adolf näherte sich auch Wallenstein und schlug in einiger Entfernung von Nürnberg ein wohl verschanztes Lager, das eine Ausdehnung von zwei Meilen hatte, und wartete, einem größeren Zusammenstoß beharrlich ausweichend, von dieser uneinnehmbaren Festung aus, ob nicht in der eng eingeschlossenen, von Menschen überfüllten Stadt Hunger und Seuchen eintreten und Gustav Adolf entweder zum Abzug oder zu einem Sturm auf seine festen Stellungen nötigen würden. Der König versuchte zuerst das letztere und führte, als er damit nicht durchdrang, schließlich das erstere aus.

Sieben Wochen standen sich hier die beiden größten Feldherren der Zeit gegenüber, ohne daß es zu einem Zusammenstoß gekommen wäre. Das Land, das eine so ungeheure Truppenzahl ernähren sollte, seufzte schwer unter der furchtbaren Last. Bald stellten sich in der Stadt und in den Lagern Mangel und Krankheit ein, so daß Menschen und Tiere zu Hunderten hinstarben. Um eine Entscheidung zu erzwingen, beschloß jetzt Gustav Adolf den Sturm auf die feindliche Stellung, so sehr auch seine Generale ihm abrieten. Todesmutig stürmten die Schweden gegen die verschanzten Höhen und Wälder hinan; dreimal erstiegen sie die Wälle der „Alten Feste", und dreimal wurden sie hinausgeworfen. Die Stellung Wallensteins war nicht zu nehmen. Auch der Sturm des zweiten Tages (4. September) wurde abgewiesen. Zum erstenmal hatte der immer siegreiche Schwedenkönig nicht gesiegt. Des Friedländers Stern glänzte wieder so hell wie im niedersächsisch-dänischen Kriege, da er gleich beim ersten Zusammentreffen seinem großen Gegner eine Niederlage beigebracht hatte. Gustav Adolf, der sich weder in Nürnberg länger halten, noch über Wallenstein einen Erfolg erringen konnte, brach am 8. September sein Lager ab, ließ in Nürnberg eine hinreichende Besatzung zurück und zog nach der Donau. Sein nächster Plan war, den Fluß abwärts zu marschieren und in Oesterreich, wo bereits im Vertrauen auf seinen Einmarsch ein Bauernaufstand sich erhob, einzufallen.

Er hoffte dabei Wallenstein nach sich zu ziehen und doch noch Gelegenheit zu einer Feldschlacht zu bekommen; aber dieser that ihm den Gefallen nicht.

Während der König nach Süden zog, wandte sich Wallenstein nach Norden (18. September), um den Schweden vor Einbruch des Winters noch das wichtige Sachsen zu entreißen. Zuerst überschritten seine Generale Holck und Gallas die Grenze; hinter ihnen wälzte sich das Wallensteinsche Hauptheer sengend und brennend über das Land daher. Leipzig ergab sich nach 5tägiger Beschießung, und als ob es noch nicht genug gewesen wäre des Jammers, erschien hier auch noch der bayrische General Pappenheim, der inzwischen über Niedersachsen und Westfalen unter glücklichen Kämpfen mit feindlichen Heeresteilen ebenfalls in Sachsen eingebrochen war. Jetzt mußte Gustav Adolf befürchten, daß der Kurfürst zum Abschluß eines Bündnisses mit dem Kaiser gezwungen, Norddeutschland und die Ostseeländer von Wallenstein wiederbesetzt und den Schweden der Rückzug abgeschnitten würde. Der König änderte daher seinen Entschluß und zog nach Sachsen. Der schwankende Kurfürst ließ seine Truppen nicht zu den Schweden stoßen, sondern hielt sie in Schlesien, wohin sie vor Wallenstein ausgewichen waren, zurück. In Naumburg machte Gustav Adolf Halt und bezog ein verschanztes Lager, um den Anmarsch der entfernter stehenden Truppen abzuwarten. Bevor diese alle zu ihm gestoßen waren, zog er auf die Nach-



Lützen.

Nach einem Stich aus der Lützener Sammlung des Herrn Cäsar Planer.

richt, daß Wallenstein gegen Lützen anmarschiere, von Naumburg ab und traf am 15. November vor Lützen ein.

Wallenstein, in der Meinung, der König werde in den Wintermonaten nichts mehr unternehmen, hatte bereits den General Pappenheim nach Halle abgeschickt und ließ ihn durch Eilboten zurückrufen. Bevor er zurückkam, hatte am Morgen des 16. November die entscheidungsvolle **Schlacht bei Lützen** schon begonnen. Die Landstraße von Lützen nach Leipzig, die sich zwischen beiden Heeren hinzog, bildete einen Damm, der auf beiden Seiten Gräben hatte, die in der Nacht so tief gemacht worden waren, daß sie den kaiserlichen Musketieren als sichere Brustwehr dienten. Der König brachte die kalte Nacht, die die letzte seines Lebens sein sollte, in einer Kutsche zu, im Gespräch mit Herzog Bernhard von Weimar und dem General Kniphausen. Als der Morgen anbrach, lag ein dicker Nebel auf der Landschaft, der alle Aussicht hemmte. Nachdem das Heer zur Schlacht aufgestellt war, stimmten die Schweden wie mit einem Munde zum hellen Schalle der Trompeten und Pauken die Lieder an: „Ein' feste Burg ist unser Gott" und „Es woll' uns Gott gnädig sein". Um neun Uhr begann das Kanonenfeuer und leichte Scharmützel; aber es wurde bald wieder stille, da kein Heer das andere sehen konnte. Nach zehn Uhr fing der Nebel an zu fallen und die Sonne blickte ein wenig hindurch, aber nicht klar und hell wie sonst, sondern glanzlos, blutrot, als sollte sie ein Sinnbild sein des blutigen Tages. Um elf Uhr rückten die Schweden vor. Gustav schwang sich nach kurzem Gebete auf sein Pferd und ritt dem rechten Flügel voran. Den linken führte Bernhard von Weimar an. „Nun wollen wir dran!" rief der König. „Das walte der liebe Gott! Jesu, Jesu, Jesu! Hilf mir heute streiten zu deines heiligen Namens Ehre!" Darauf sprengte er unter dem Kommando: „Vorwärts!" nach der Landstraße, aus deren Gräben ihm ein fürchterliches Feuer entgegenkam. Wallenstein ließ Lützen anzünden, damit sein rechter Flügel, der sich an das Städtchen anlehnte, vor der Umzingelung desto mehr gesichert sei. Seine Artillerie wütete fürchterlich, und viele Schweden fanden vor jenen verderbensprühenden Gräben ihren Tod. Aber diejenigen, die ihnen folgten, setzten glücklich hinüber, gewannen die Landstraße und drängten die Kaiserlichen überall zurück. Indessen hatte auf dem linken schwedischen Flügel Bernhard über Wallensteins rechten Flügel

noch keinen Erfolg erringen können; im Zentrum dagegen hatte das schwedische Fußvolk bereits drei feindliche Vierecke

Tod Gustav Adolfs in der Schlacht bei Lützen.
Nach einem Gemälde von Wahlbom.

auseinander gesprengt. **Der König,** der als einer der Vordersten über die Gräben der Landstraße gesetzt war, rief,

als er ein kaiserliches Kürassierregiment, das dunkle Rüstung trug, noch in voller Ordnung in der zweiten Schlachtlinie erblickte, dem Oberst des finnischen Reiterregiments zu: „Greif sie an, die schwarzen Burschen!“ und erhielt fast gleichzeitig die Nachricht, daß die im Zentrum aufgestellte feindliche Reiterei sein schon siegreiches Fußvolk über die Landstraße zurückgedrängt habe. An der Spitze des Stenbockschen Reiterregiments sprengte er sofort seinem Fußvolk zu Hilfe. Ohne zu bemerken, daß ihm das Regiment nicht in so scharfem Tempo nachfolgen könne, ritt er mit nur wenigen Personen voraus. Dies waren der Herzog Franz Albrecht von Lauenburg mit seinem Stallmeister, der Kammerherr von Truchseß, der Page von Leubelfing und zwei Leibknechte. Bei seiner Kurzsichtigkeit befand sich Gustav plötzlich mitten unter den vordringenden kaiserlichen Reitern; von den Knechten wurde der eine getötet, der andere verwundet; des Königs Pferd wurde durch einen Pistolenschuß durch den Hals getroffen; ihm selbst wurde durch einen anderen Schuß der Knochen des linken Armes zerschmettert. Darauf bat er den Herzog von Lauenburg, ihn aus dem Getümmel fortzuführen. Kaum hatte er sich umgewandt, so erhielt er einen zweiten Schuß in den Rücken und fiel vom Pferde. Der Herzog von Lauenburg geriet durch des Königs Fall und durch das Anstürmen der feindlichen Reiter in solchen Schrecken, daß er eiligst davonjagte. Nur der achtzehnjährige Leubelfing blieb bei dem König, war aber nicht imstande, ihn fortzuschaffen. Feindliche Reiter jagten vorbei, fragten, wer der Verwundete sei, und brachten diesem noch mehrere Schuß- und Hiebwunden bei. Auch der Page erhielt mehrere Wunden, denen er fünf Tage nach der Schlacht in Nürnberg erlag.

Der Herzog Bernhard von Weimar erfuhr durch den Kammerherrn von Truchseß den Tod des Königs: das Heer ahnte die Katastrophe, als es sein blutiges Pferd daherrennen sah. Nach einer feurigen Ansprache des Herzogs, der die Reihen des Heeres durchritt, führte dieser die rachedurstigen Scharen zum zweitenmal über die Gräben und errang unter furchtbarem Gemetzel einen glänzenden Erfolg. Da kam Pappenheim mit seiner Reiterei auf dem Schlachtfelde an und warf sich alsbald auf den rechten schwedischen Flügel, wo er den König zu treffen hoffte. Wallenstein benutzte die Ueberraschung der Schweden, ließ seine Reiterei und sein Fußvolk mit aller Macht vorrücken und warf die Schweden

zum zweitenmal über die Landstraße. Aber Pappenheim fiel, tödlich verwundet, vom Pferde. Als er fortgetragen wurde und hörte, daß der König tot sei, sagte er: „So sagt dem Herzog von Friedland, daß ich freudig sterbe, da ich unsern gefährlichsten Feind mit mir getötet weiß!“ (Er starb am folgenden Tage auf der Pleißenburg in Leipzig.) Nach Pappenheims Fall führte Herzog Bernhard die noch unversehrte Reserve des Fußvolks vor und machte mit dieser und mit sämtlichen Streitkräften einen letzten, entscheidenden Angriff. Die Kaiserlichen konnten nicht widerstehen und wurden zurückgeworfen. Das Auffliegen mehrerer Munitionswagen, die in ihrem Rücken aufgestellt und durch schwedische Kugeln entzündet waren, vermehrte noch ihre Bestürzung. Die Soldaten glaubten, sie würden im Rücken angegriffen; überall hörte man rufen: „Die Schlacht ist verloren! Der Pappenheimer ist tot! Die Schweden kommen über uns!“ Herzog Bernhard setzte die Schlacht fort, bis er die bedeutendsten Stellungen des Feindes erobert hatte und die Nacht einbrach. Wallensteins Truppen waren erschöpft und hatten keinen Halt mehr; daher gab er, ohne eigentlich geschlagen zu sein, den Befehl, den Rückzug anzutreten, und unternahm mit dem Pappenheimschen Fußvolk, das erst abends ankam, keinen Angriff mehr. Er zog sich nach Leipzig und von da nach Böhmen zurück. Die Schweden brachten die Nacht auf dem mit so großen Verlusten behaupteten Schlachtfeld zu und marschierten darauf nach Weißenfels. Der Kaiser ließ trotz der Niederlage seines Feldherrn ein Tedeum singen. Er hatte nicht unrecht, denn der Tod eines solchen Gegners war dem herrlichsten Siege gleich zu achten.

Bernhard, Herzog zu Sachsen-Weimar.
Nach einem alten Stich.

Die tiefbetrübten Schweden suchten am folgenden Tage unter den vielen Tausenden, die das weite Feld bedeckten,

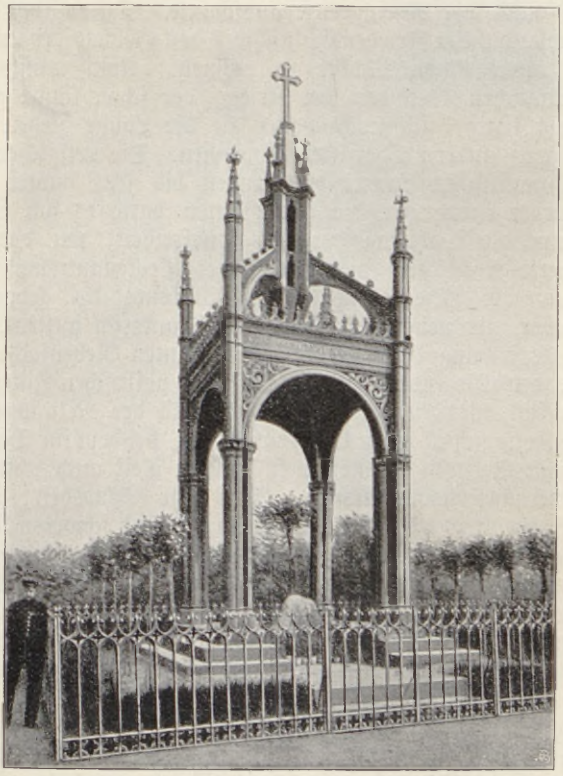
den Leichnam ihres geliebten Königs und fanden ihn nicht ohne viele Mühe; denn er war von anderen Leichen ganz bedeckt, nackt ausgezogen und von Blut und Hufschlägen so entstellt, daß er kaum zu erkennen war. Er lag unweit des großen Feldsteines, der noch jetzt dort zu sehen ist, und zwar zwischen diesem Steine und der Stadt, etwa vierzig Schritte von jenem entfernt. Herzog Bernhard ließ den Leichnam nach Weißenfels bringen und von einem dortigen Apotheker öffnen. Dieser fand elf Wunden an dem Körper, im Innern aber alle Teile von solcher Gesundheit, daß ohne dieses unglückliche Ereignis noch ein langes Leben zu erwarten gewesen wäre. Hier in Weißenfels benetzte die Königin Marie Eleonore, die ihrem Gemahl nach Deutschland gefolgt war, den teuren Leichnam mit ihren Thränen, und begleitete ihn über Wittenberg und Berlin nach Stockholm, wo er in der für ihn errichteten Begräbniskapelle beigesetzt wurde. Doch nicht die Gemahlin allein trauerte; mit ihr erhob das ganze evangelische Deutschland laute Totenklage, als wäre der Gefallene nicht ein Fremdling, sondern ein Held des eigenen Volkes. Sogar König Ferdinand soll die Thränen nicht zurückgehalten haben, als man ihm den zerfetzten Koller des Toten brachte. „Es war, als ob alle fühlten, daß mit dem Schwedenkönig der einzige wahrhafte Held des ganzen Krieges gefallen sei."

Gustav Adolf hatte das achtunddreißigste Jahr noch nicht vollendet. Er hinterließ nur eine Tochter von sechs Jahren und einen natürlichen Sohn von etwa siebzehn Jahren, der damals in Wittenberg studierte und von den Studenten zum Rektor der Universität nach damaliger Sitte gewählt worden war. Dieser junge Mann glich seinem berühmten Vater sehr; er nahm nachher Kriegsdienste und erhielt im Westfälischen Frieden das Bistum Osnabrück. Seine Halbschwester, die Königin Christine, machte ihn später zum Grafen von Wasaburg; diesen Namen führen seine Nachkommen noch jetzt in Schweden.

Der Tod des Königs erregte unter den Protestanten ebenso große Bestürzung als unter den Katholiken Freude und Hoffnung. Der Pfalzgraf Friedrich, dessen letzte Hoffnung der schwedische König war, fühlte sich durch dessen Tod so erschüttert, daß er, von heftigem Fieber ergriffen, am 27. November 1632 starb. Seine Gemahlin, die Kurfürstin Elisabeth, lebte noch drei Jahrzehnte zurückgezogen im Haag und starb am 13. Februar 1662 in England, ihrem

Geburtslande, wohin sie von ihrem Neffen, König Karl II., dem dritten Stuart auf dem Throne Großbritanniens, zurückberufen worden war.

Der Tod Gustav Adolfs war sowohl für Schweden als für die protestantischen Reichsstände ein unersetzlicher



Der Gustav Adolf-Denkstein bei Lützen.

Verlust; denn die von Gustav mit Mühe errungene und zusammengehaltene Einheit der protestantischen Kräfte mußte, sobald die gewaltige Persönlichkeit des Königs nicht mehr an der Spitze stand, wieder auseinander fallen. Einem schwedischen Kanzler und Edelmann oder schwedischen Generalen mochten wohl alle diejenigen Fürsten, die, wie der Kurfürst von Sachsen, nur widerwillig der schwedischen Fahne

folgten, die Allianz bald genug aufkündigen, um durch Abschluß von Sonderverträgen mit dem Kaiser sich einige Zugeständnisse auszuwirken. Fanden aber die Schweden in Deutschland nicht mehr die gewünschte und notwendige Unterstützung, so suchten sie diese da, wo sie am leichtesten zu bekommen war, bei Frankreich, das seit Franz I. sehnsüchtig nach der Rheingrenze ausschaute. Dann aber hatte Deutschland beim Friedensschluß mit den Gebietsforderungen zweier auswärtigen Mächte zu rechnen. Auch mußte aus den nämlichen Gründen der Krieg, der schon lange genug gedauert hatte, sich noch weiter in die Länge ziehen und einen ganz andern Charakter annehmen. Die religiösen und kirchlich-politischen Interessen standen bis jetzt immer noch im Vordergrund; für die Protestanten hatte es sich immer noch um die Wahrung der Religionsfreiheit, um das ungehinderte Recht der Ausbreitung des Protestantismus, zuletzt um die Beseitigung des Restitutionsedikts gehandelt. Nun aber, als neben Schweden auch Frankreich auftrat, war die Unterstützung der deutschen Protestanten Nebensache, die Größe der Siegesbeute Hauptsache; die politischen Interessen waren fast ausschließlich maßgebend, und der Religionskrieg verwandelte sich in einen Eroberungskrieg, bei dem für Deutschland nur Verluste herauskamen, welcher Teil auch schließlich die Oberhand haben mochte. Auch war Schweden, dessen schwach bevölkertes Land einem so langen und schweren Kriege nicht gewachsen war, von nun an genötigt, die großen Lücken in seinem Heeresbestand durch Anwerbung von Söldnern auszufüllen. Die Folge davon war, daß das schwedische Heer, das unter Gustav Adolf ein Muster von Zucht war, in kurzem an Zuchtlosigkeit den Tillyschen und Wallensteinschen Banden nicht nachstand.

Nach dem Beschlusse des schwedischen Reichsrats übernahm, bei der Minderjährigkeit der Königin Christine, der Reichskanzler Axel Oxenstierna, ein Mann von hoher staatsmännischer Begabung, die Leitung der schwedischen Politik. Dieser erneuerte am 19. April 1633 den schwedisch-französischen Vertrag von Bärwalde, wonach Frankreich sich zur Fortzahlung von Hilfsgeldern verpflichtete, und schloß unter Mitwirkung Frankreichs mit den Ständen von Schwaben, Franken, Ober- und Niederrhein den **Heilbronner Bund** am 23. April. In diesem wurde zwar die oberste Leitung des Kriegswesens den Schweden noch einmal zugestanden, aber

dem schwedischen Direktorium zugleich ein Bundesrat an die Seite gestellt, der neben drei schwedischen Mitgliedern sieben aus der Mitte der deutschen Stände zählen sollte. Die eigentlichen Führer der schwedisch-deutschen Streitkräfte waren Herzog Bernhard von Weimar und der schwedische General Gustav Horn. Die Einheit des Oberbefehls war damit aufgegeben. Kursachsen und Brandenburg verhielten sich dem Heilbronner Bund gegenüber zurückhaltend. Jenes unterhandelte bereits mit Wallenstein, während Frankreich diesen vom Kaiser abzuziehen und gegen Ueberlassung der böhmischen Krone für den Heilbronner Bund zu gewinnen suchte. Die Generale und Obersten der schwedisch-deutschen Armee forderten bereits den Lohn für ihre kriegerischen Leistungen: mehrere der eroberten Herrschaften wurden von Oxenstierna als Reichslehen unter sie verteilt; Bernhard von Weimar erhielt die Bistümer Bamberg und Würzburg als Herzogtum Franken in der Form eines schwedischen Lehens; Oxenstierna selbst wollte, zum Mißvergnügen der französischen Regierung, das Kurfürstentum Mainz für sich behalten. Von Franken aus zog Bernhard gegen Regensburg, eroberte am 14. November 1633 die Stadt, rückte vor Passau und bedrohte Oesterreich. Kaiser Ferdinand und Kurfürst Maximilian schickten Boten an Wallenstein und forderten ihn auf, zu ihrer Unterstützung nach der Donau zu ziehen.

Axel Oxenstierna.
Nach einem Kupferstich in der Kunst- und Altertümersammlung zu Heidelberg.

e) Wallensteins Ende.

(1633—1634.)

Der Verlust der Lützener Schlacht hatte Wallenstein aufs tiefste gekränkt. Den Flecken von seiner Ehre wenigstens einigermaßen abzuwaschen, schob er, wohl nicht ganz mit

Unrecht, die Schuld auf einen Teil der Offiziere und auf einige Truppenteile. Diejenigen Offiziere, die angeklagt waren, daß sie in der Schlacht die Flucht ergriffen hätten, ließ er zu Prag vor ein Kriegsgericht stellen. Vor dem Rathause wurde eine mit schwarzem Tuche ausgeschlagene Bühne errichtet. Auf ihr wurden zwei Oberstleutnants, ein Hauptmann, ein Rittmeister, vier Leutnants, ein Fähnrich und zwei Artilleriehauptleute enthauptet; sieben Offizieren wurden die Degen vom Henker zerbrochen; mehrere gemeine Reiter wurden gehenkt, und mehr als fünfzig Namen abwesender Offiziere wurden als ehrlos an den Galgen geschlagen (14. Februar 1633).

Hierauf begannen neue Werbungen in allen kaiserlichen Staaten. Die verlorene Artillerie wurde durch eingeschmolzene Glocken ersetzt, die der Feldherr den Gemeinden wegnehmen ließ, und in kurzer Zeit gebot er wieder über 60 000 Mann, die besser bewaffnet waren als je zuvor. Und doch blieb Wallenstein mit diesem gewaltigen Heere zunächst unthätig in Böhmen stehen, während Maximilian in seinem Lande von den Schweden schwer bedrängt war. Woher diese Unthätigkeit, die doch am kaiserlichen Hofe stark befremden mußte? Wallenstein hatte erwartet, daß der Kaiser jetzt mit der in Göllersdorf versprochenen Landentschädigung Ernst machen werde; aber das geschah nicht. Ferner wollte Spanien unter Zustimmung des Kaisers eben damals 24 000 Mann unter General Feria ins Elsaß einrücken lassen, um eine Verbindung zwischen seinen Besitzungen in Oberitalien und in den Niederlanden herzustellen; dieser Plan aber widersprach den Abmachungen von Göllersdorf, die dem Generalissimus den unbeschränkten Oberbefehl über alle kaiserlichen Truppen im ganzen Reiche zusicherten. Wallenstein widersetzte sich also und verlor dadurch auch vollends die Freundschaft Spaniens, das ihn 1629 zu halten gesucht hatte; er schuf sich also einen neuen mächtigen Feind, ohne doch den Einmarsch der spanischen Truppen hindern zu können. Endlich hatte Wallenstein damals gar nicht Gedanken des Krieges, sondern des Friedens. Er wollte Kursachsen und Kurbrandenburg und durch sie die übrigen protestantischen Staaten Norddeutschlands vom Bunde mit Schweden abziehen und zu einem Sonderfrieden bewegen; denn wenn das gelang, mußte die Macht Schwedens in Oberdeutschland ganz von selbst zusammenbrechen. Aber dieser Friede konnte nur durch Zugeständnisse auf religiösem Gebiete erkauft werden, das heißt durch Preisgabe des Restitutions-

edikts. Wallenstein, dem die politischen Erwägungen allezeit höher standen als die religiösen, wäre hierzu bereit gewesen;

Wallenstein und Seni.

Nach dem im Museum der bildenden Künste zu Stuttgart befindlichen Gemälde von C. Rahl.

aber in Wien, wo die Jesuiten herrschten, durfte man gar nicht davon reden.

Schon aber hatte Wallenstein auch mit Oxenstierna

Unterhandlungen angeknüpft und zwar durch Vermittelung böhmischer Verbannten, die in schwedischen Diensten standen. Von diesen Kreisen ging sogar der Vorschlag aus, Wallenstein zum König von Böhmen zu wählen, was der kluge Mann als ein „groß Schelmenstück" rundweg ablehnte. Mit solchen Verhandlungen ging der Winter vorüber, und erst Mai 1633 verließ er seine Stellung in Böhmen und machte einen Vorstoß gegen Schlesien, wo ein schwedisch-deutsches Heer unter Thurn und Dünal stand. Zweck dieses Einfalls war, die zwei protestantischen Kurfürsten seinem Willen gefüge zu machen. Aber schon am 7. Juni schloß er einen Waffenstillstand und nahm die Verhandlungen mit Arnim, dem Befehlshaber der Kursachsen, und mit dem Grafen Thurn, dem Befehlshaber des schwedischen Heeres in Schlesien, mit neuem Nachdruck auf. Wallenstein zeigte sich sogar bereit, mit Sachsen und Schweden zusammen abzuschließen, um mit ihrer Hilfe die Spanier zu verjagen und den Kaiser zum Frieden zu zwingen. Doch erreichte man nichts, weil Oxenstierna zuallererst offenen und unwiderruflichen Bruch mit dem Kaiser verlangte. So griff man noch einmal zum Schwerte und noch einmal erstrahlte des Friedländers Feldherrnruhm im hellsten Glanze. Am 11. Oktober 1633 griff er den alten Thurn bei **Steinau** an und zwang ihn, mit seinem ganzen Heere die Waffen zu strecken. Dieser Sieg lieferte ihm ganz Schlesien samt der Lausitz in die Hände; ja seine Truppen brachen plündernd und verheerend sogar in Brandenburg und Pommern ein; zwischen Oder und Elbe war Wallenstein wieder der gefürchtete Gebieter. Um so auffallender war, daß er den gefangenen Thurn wieder freigab und daß er die Verhandlungen mit den beiden Kurfürsten und mit Schweden immer noch fortsetzte, die ersteren unter Mitwissen der kaiserlichen Kommissäre, die letzteren unmittelbar und heimlich. Diese schwedischen Verhandlungen, von denen der Kaiser keine oder nur eine unvollkommene Kenntnis erhielt, waren „der erste Schritt auf der abschüssigen Bahn". Doch bald trat ein Ereignis ein, das seine Stellung in Wien vollständig untergrub.

Maximilian fürchtete trotz der herbstlichen Jahreszeit immer noch, Bernhard von Weimar möchte das wichtige, die Donaustraße beherrschende **Regensburg** überfallen, und bat deswegen wiederholt und dringend um Hilfe. Wallenstein aber verweigerte diese beharrlich, indem er geltend

machte, ein Angriff auf eine solche Stadt zu solcher Jahreszeit sei aus militärischen Gründen undenkbar. Der Angriff folgte aber doch und am 14. November 1633 fiel diese Stadt, der Schlüssel zu den kaiserlichen Erblanden, in die Hände der Schweden. Das war schlimm; Wallenstein hatte offenbar die Lage falsch beurteilt. Nun flogen die Eilboten von München und Wien zu Wallenstein, der auch augenblicklich aufbrach und schon nach 10 Tagen (30. November) in Fürth an der niederbayrischen Grenze stand. Dann aber geschah wieder etwas Unerwartetes: anstatt gegen Regensburg zu marschieren, kehrte Wallenstein plötzlich wieder um und nahm seine Winterquartiere in Pilsen, also in einem kaiserlichen Kronlande. Das war noch schlimmer für seine Stellung am Hofe. Wallenstein konnte auch für diesen Rückzug durchschlagende militärische Gründe geltend machen (der strenge Winter hätte sein Heer vernichtet); aber in Wien hörte man nicht diese, sondern nur die Weigerung, und schon wurden Stimmen laut, die offen seine Absetzung forderten. Der Kaiser befahl jetzt dem General Suys, der mit einer Abteilung im Oesterreichischen stand, nach Passau vorzurücken; Wallenstein aber gab auf die Nachricht hiervon dem General strengen Befehl, sogleich umzukehren, mit der Drohung, ihm den Kopf vor die Füße zu legen, wenn er nicht ihm mehr gehorche als dem Kaiser.

Das war offener Widerstand. „Jetzt erhielten seine Feinde in Wien Oberwasser." Die Gesandten von Rom, Madrid, München, die ganze Jesuitenpartei, voran der Beichtvater des Kaisers, Lamormain, sie alle schürten wetteifernd und mit Erfolg; auch der Kaiser wurde allmählich für den Gedanken der Absetzung zugänglich. Wallenstein seinerseits merkte die veränderte Stimmung und begann aufs neue auch mit den Gegnern des Kaisers zu verhandeln, um durch einen raschen Friedensschluß dem drohenden Unheil zu begegnen; er wandte sich also an Sachsen, Brandenburg, Schweden, ja sogar an Frankreich, um das Friedensprogramm, das er im Bunde mit dem Kaiser und Spanien nicht durchführen konnte, im Widerspruch mit diesen zu verwirklichen. Diese Verhandlungen wurden von seiner Seite mit wachsender Unruhe, von den Gegnern mit wachsendem Mißtrauen betrieben. Da erschienen, Anfang Januar 1634, die kaiserlichen Räte Questenberg und Trautmannsdorff in Pilsen mit der bestimmten Forderung, Wallenstein solle die Winterquartiere aus Oester-

reich weg verlegen und gegen Regensburg vorgehen. Wallenstein legte diese Forderung seinen Obersten vor, die einen solchen Schritt für den Untergang des Heeres erklärten, und ließ gleichzeitig durchblicken, er habe die Absicht abzudanken. Eine solche Abdankung hätte viele Offiziere, die an Wallenstein Forderungen zu stellen hatten, mit schweren Geldverlusten bedroht. 49 Offiziere erklärten also in einer schriftlichen Urkunde, sie werden sich auf keine Weise von Wallenstein trennen lassen und den letzten Blutstropfen für ihn einsetzen. Das ist der berühmte **erste Pilsener Revers** oder Schluß vom 12. Januar 1634. Bei den mündlichen Beratungen, die der Unterzeichnung vorausgingen, hatte Ilow eine Klausel in Aussicht gestellt des Inhalts, das Versprechen solle nur gelten, „solange Wallenstein in des Kaisers Diensten stehe". Diese Klausel stand in dem Revers selbst nicht. Die Worte in Schillers Wallenstein: „vor Tische las man anders" sind also formell nicht ganz richtig; sachlich aber treffen sie zu. Durch dieses Schriftstück wollte sich Wallenstein seines Heeres auch gegen den Kaiser versichern, dem es doch verpflichtet war. Der Revers enthielt also einen Treubruch, einen Verrat; darum war auch verabredet worden, ihn geheimzuhalten; aber zu viele wußten davon; sogar in Wien wurde die Sache ruchbar.

Gleichzeitig ergaben sich immer mehr Anhaltspunkte dafür, daß Wallenstein neben den öffentlichen Verhandlungen, denen ein kaiserlicher Kommissär (Dr. Gebhardt) beiwohnte, auch geheime Beziehungen unterhalte, die auf eine Vereinigung mit den Gegnern des Kaisers hinausliefen. So kam das kaiserliche Patent vom 24. Januar zustande, durch das alle kaiserlichen Offiziere von der Pflicht des Gehorsams gegen Wallenstein entbunden und angewiesen wurden, einstweilen den Befehlen des Generals Gallas zu gehorchen. Obwohl das Patent zunächst streng geheimgehalten wurde, so kamen doch jetzt qualvolle Tage für beide Teile. Der Kaiser setzte äußerlich den amtlichen Verkehr mit Wallenstein bis zum 17. Februar fort; innerlich aber trieb ihn die Sache so um, daß er Nächte hindurch nicht schlief. — Wallenstein wollte sich äußerlich immer noch den Weg zur Aussöhnung mit dem Kaiser offen halten; in Wahrheit aber gedachte er ihn doch zu einem Frieden nach seinem Herzen zu zwingen. Das Patent vom 18. Februar, das sofort veröffentlicht wurde, machte dieser Halbheit ein Ende; dieses

erklärte Wallenstein der „meineidischen Treulosigkeit, der barbarischen Tyrannei und der Konspiration gegen den Kaiser" schuldig und sprach seine Absetzung, sowie Einziehung seiner Güter aus. Mündlich erging an Aldringen und Piccolomini die Weisung, sich Wallensteins „lebendig oder tot" zu versichern; und das war von nun ab das Losungswort seiner Gegner.

Mit diesem Patent hat der Kaiser die geheime Furcht vor Wallenstein abgelegt und die Politik des Hinhaltens aufgegeben. Die Wirkung davon blieb nicht aus. Sobald Wallenstein öffentlich für einen Feind des Kaisers erklärt war, begann auch die Stimmung in seinem Heere umzuschlagen. Die meisten Truppen erklärten sofort, sie wollen dem Kaiser die Treue halten. Damit war der Untergang des großen Heerführers besiegelt. Sein ganzer Plan war aufgebaut auf die „dämonische" Macht seiner Persönlichkeit, auf die Anhänglichkeit seines Heeres. Jetzt wankte dieser Pfeiler. Damit hatte Wallenstein verspielt. Nicht Jesuiten und nicht Spanien haben ihn gestürzt, sondern seine eigenen Offiziere. Am 20. Februar wurde in Pilsen der sogenannte **zweite Pilsener Revers** unterzeichnet, der bestimmte: die Obersten sollten ihrer Verpflichtung gegen Wallenstein entbunden sein, wenn dieser etwas gegen den Kaiser oder die katholische Religion unternehme. Aber dieser Revers fand nur noch 30 Unterschriften; die Offiziere wollten eben nicht zu Verrätern am Kaiser werden. Und Geldverluste waren auch nicht mehr zu befürchten, seitdem man wußte, daß die Offiziere aus den Gütern Wallensteins, deren Wert auf 40 Millionen Mark nach heutigem Gelde angeschlagen wird, entschädigt werden sollten. Am 21. Februar erfuhr Wallenstein, daß die ganze Garnison in Prag von ihm abgefallen, daß also die Hauptstadt Böhmens für ihn verloren sei. Jetzt mußte er sich den Schweden in die Arme werfen, so schnell als möglich; und die Eilboten, die die Vereinigung mit ihnen herbeiführen sollten, jagten einander in den nächsten drei Tagen. Aber jetzt rächte sich die Zweideutigkeit und Unentschiedenheit, die Wallenstein bei den Unterhandlungen immer gezeigt hatte. Bernhard von Weimar dachte wieder an irgend ein „Schelmenstück", und statt die endgültige Vereinigung, die in Eger stattfinden sollte, zu beschleunigen, machte er sich auf einen Angriff Wallensteins gefaßt.

Am 22. Februar brach Wallenstein von Pilsen nach **Eger**

auf. Es war eine traurige Fahrt. Der einst des „Lagers Abgott und der Länder Geißel" gewesen war, der war jetzt auf seinem fluchtähnlichen Rückzug nur noch von einem kleinen Häuflein Getreuer begleitet (Ilow, Terzka, Kinsky), dabei war er selbst so krank, daß er in einer Sänfte getragen werden mußte. Am 24. Februar nachmittags 4 Uhr traf er in Eger ein, wo der protestantische Schotte Gordon befehligte. Diesem traute Wallenstein um so eher, als er ihn vom gemeinen Soldaten zum Obersten erhoben und auch sonst auf mancherlei Art ausgezeichnet hatte. Aber nun taucht auch die „finstere Gestalt des Obersten Butler" neben Wallenstein auf. Dieser war Sproß eines vornehmen irischen Geschlechts, streng katholisch und streng kaiserlich gesinnt. Er war unterwegs mit seinem Dragonerregiment auf den Wallensteinschen Zug gestoßen und genötigt worden, sich diesem anzuschließen. „Wallenstein ahnte nicht, daß er gerade in diesem Manne seinen Henker mit sich führte." Denn als Butler der herzoglichen Aufforderung so bereitwillig Folge leistete, da war er sicherlich schon entschlossen, den gefährlichen Mann unschädlich zu machen, bevor er zu den Feinden Habsburgs übergehe. Den unmittelbaren Befehl hierzu hatte er wohl vom Kaiser nicht erhalten; wohl aber hatte er Grund zu der Annahme, daß er sich durch diese That den Dank des Kaisers verdienen werde. Eine ähnliche kaisertreue Gesinnung glaubte Butler auch bei den beiden schottischen Offizieren Gordon und Leßley voraussetzen zu dürfen, die ebenfalls vor kurzem noch von Wallenstein Gunstbeweise hatten erfahren dürfen. Wallenstein erkannte die wahre Gesinnung dieser seiner Offiziere und Mörder so wenig als einst Cäsar die seiner Freunde und Mörder. Gleich diesem ging er wie mit verbundenen Augen an den Ort, da er geschlachtet werden sollte. Den zwei Schotten vertraute er so sehr, daß er ihnen selbst eröffnete, die Truppen des Herzogs Bernhard würden in Eger einmarschieren. Auch Ilow und Terzka sprachen von den großen kommenden Ereignissen und forderten sie auf, fest zu Wallenstein zu stehen, der sie glänzend belohnen werde. Aber die Schotten wollten weder dem Kaiser ihren Eid brechen, noch ihr eigenes Los an das zweifelhafte Schicksal des Abtrünnigen knüpfen. Sie berieten sich also mit Butler in einer tiefernsten Unterredung. Man verstand sich bald so weit, daß man den Plan Wallensteins um jeden Preis vereiteln müsse; ob aber durch Gefangennahme oder Ermordung? das war die Frage. Zunächst

entschieden sie sich für das erstere; aber bald mußten sie sich sagen, daß bei der Anwesenheit der übrigen Truppen dies das Unsicherste und für sie Gefährlichste sei. „Laßt uns sie töten, die Verräter!" rief endlich Leßley aus, und die beiden anderen stimmten ihm bei. Der Mord wurde beschlossen. Zuerst sollten die Freunde des Herzogs, dann er selbst getötet werden. Die irländischen Dragoner Butlers, die auf Wallensteins mißtrauischen Befehl vor den Thoren der Stadt bleiben mußten, wurden am Abend des 25. Februar in die Stadt eingelassen und besetzten die Wachen.

Die Verschworenen besprachen sich mit ihren Hauptleuten und gewannen diese für die Teilnahme an der blutigen That. Für den Abend des 25. Februar waren Ilow, Terzka, Kinsky und der Rittmeister Neumann, der als herzoglicher Sekretär in alle seine politischen Geheimnisse eingeweiht war, vom Kommandanten Gordon zum Mahle eingeladen, und die Ahnungslosen erschienen wirklich auf der Burg. Man scherzte und zechte, wie es um die Faschingszeit üblich war; man trank auf den Generalissimus Wallenstein, der nun bald Selbstherr sein werde, und auf seinen Bundesgenossen Bernhard. Inzwischen aber hatten sich die Hauptleute Geraldino und Deveroux mit 30 Butlerschen Dragonern in die Burg begeben und die Thüren des Speisesaals besetzt. Das Thor der Citadelle wurde geschlossen und die Zugbrücke aufgezogen. Nach acht Uhr, als man beim Nachtisch war, wurden die fremden Bedienten in ein entlegenes Zimmer zu Tische gerufen und dort eingeschlossen. Plötzlich trat Geraldino von der einen Seite mit 6, Deveroux von der anderen Seite mit 24 Dragonern in den Saal mit dem Rufe: „Es lebe das Haus Oesterreich! Wer ist gut kaiserlich?" Gordon, Leßley und Butler sprangen auf, ergriffen die Lichter, zogen ihre Degen und traten unter dem Rufe: „Vivat Ferdinandus!" auf die Seite, um den Dragonern Platz zu machen. Diese warfen den Tisch um und drangen auf die Gäste ein. Kinsky fiel zuerst, dann wurde Ilow niedergehauen; den Terzka, der sich aufs tapferste verteidigte, schützte eine Zeitlang sein Koller von Elenshaut; doch sank auch er unter der Menge der Streiche nieder. Neumann war verwundet in den Vorsaal entkommen; allein hier empfingen ihn die ausgestellten Wachen, und da er das Losungswort nicht wußte, hieben sie ihn gleichfalls nieder. Die eingesperrten Bedienten hörten das Geschrei ihrer sterbenden Herren und stiegen durch die Fenster, um

ihnen Hilfe zu bringen, allein auch sie wurden getötet. Der Speisesaal glich einer Schlachtbank, die Ueberreste der Speisen samt den Flaschen und Pokalen schwammen im Blute.

Während dies in der Citadelle vorging, herrschte in der Stadt tiefe Ruhe. Wallenstein, der auf dem Marktplatze in dem Hause des Bürgermeisters Pachhübel Wohnung genommen, hatte nach langem Berechnen und Beobachten der himmlischen Zeichen eben seinen Astrologen Seni entlassen und sich zu Bette gelegt. Es war gegen Mitternacht. Da verließ Leßley in aller Stille mit zwei Compagnien Butlerscher Dragoner die Citadelle und wurde in die Stadt eingelassen. Er besetzte die Straßen und den Markt, befahl der Hauptwache, sich ruhig zu verhalten, es möge vorfallen, was wolle, und ging wieder in die Citadelle zu Butler zurück, um ihm zu sagen, daß in der Stadt noch alles ruhig sei. Darauf machte sich Butler nebst den beiden Hauptleuten Geraldino und Deveroux und einer Anzahl entschlossener Dragoner auf den Weg nach der Stadt und ging gerade auf Wallensteins Quartier zu. Die Schildwachen ließen sie sorglos ein, worauf Butler die vordere, Geraldino die hintere Hausthüre besetzte. Deveroux stieg mit sechs Mann die Treppe hinauf. Ein Kammerdiener im Vorzimmer, der sie zurückhalten wollte, wurde niedergestoßen. Ein anderer schrie: „Rebellen! Rebellen!“ und entfloh. Der Herzog, von dem Lärm geweckt, sprang im bloßen Hemde aus dem Bett und eilte zum Fenster, um die Schildwache nach der Ursache des Lärmes zu fragen. In diesem Augenblick erbrachen die Dragoner die Thür, und Deveroux drang mit vorgehaltener Hellebarde ins Zimmer. „Bist du der Schelm,“ rief er, „der Seiner Kaiserlichen Majestät die Krone vom Haupte reißen will? Du mußt jetzt sterben!“ Ohne einen Laut von sich zu geben, empfing Wallenstein den Stoß der Hellebarde, und röchelnd wälzte sich in seinem Blute der Mann, der noch vor wenigen Stunden die Schicksale großer Nationen in seinen Berechnungen abgewogen hatte. Er war nahezu 41 Jahre alt geworden.

Einer der Dragoner wollte den Leichnam zum Fenster hinabwerfen; aber Deveroux verhinderte es, wickelte ihn in einen vom Tisch abgenommenen Teppich und ließ ihn auf einem Wagen in die Citadelle zu den vier anderen Ermordeten bringen, mit denen er den folgenden ganzen Tag im Hofe liegen blieb. Am zweiten Tag wurden sie alle (Neumann ausge-

nommen, der für seine lästerlichen Reden unter dem Galgen begraben wurde) in Särgen auf Flows Güter gebracht. Wallensteins Sarg war zu klein ausgefallen, und da der Leichnam

Der Mord zu Eger.

Nach einer im Kgl. bayr. Kupferstich-Kabinett zu München befindlichen Darstellung von Matthias Merian.

steif geworden war, mußten ihm die Beine zerbrochen werden. Seine Witwe ließ ihn zwei Jahre nachher in der von ihm selbst in der Nähe von Gitschin erbauten Kartause beisetzen.

Butler bemächtigte sich noch in derselben Nacht aller Papiere und Kostbarkeiten des Herzogs und stellte überall starke Wachen aus. Den ganzen folgenden Tag blieb der Markt mit Soldaten und geladenen Kanonen besetzt; allein diese Vorsicht war überflüssig. Es war niemand in Eger, der des Herzogs Tod zu rächen begehrt hätte. Butler und Gordon machten darauf den zu Eger befindlichen Soldaten und den benachbarten Garnisonen das Geschehene bekannt und ließen sie noch einmal dem Hause Oesterreich schwören. Leßley war noch in der Nacht vom 25. Februar zum Grafen Gallas abgegangen, um ihm das Vorgefallene zu berichten, und wurde von diesem geradeswegs zum Kaiser geschickt.

Diesen soll die Nachricht von dem traurigen Ende seines Generalissimus bis zu Thränen gerührt haben. Er befahl, 3000 Seelenmessen für ihn zu lesen, und ließ seiner Witwe die Herrschaft Neuschloß in Schlesien als Witwensitz. Wallensteins einziges Kind, Maria Elisabeth, vermählte sich später mit einem Grafen Kaunitz. Mit Wallensteins übrigen Herrschaften und Gütern, sowie mit Kinskys und Terzkas eingezogenen Besitzungen wurden alle diejenigen belohnt, die bei dem Sturze Wallensteins thätig gewesen waren. Den größten Teil der Wallensteinschen Güter, darunter die Herzogtümer Sagan und Glogau, behielt der Kaiser. Gallas erhielt die Herrschaft Friedland, Piccolomini Nachod, Aldringer Teplitz. Mehrere Offiziere wurden als Mitschuldige verhaftet, die meisten aber wieder freigelassen, da ihre Schuld nicht erwiesen werden konnte. Nur der schlesische Graf Schaffgotsch, ein treuer Anhänger des Pfalzgrafen Friedrich und Wallensteins, wurde am 23. Juli 1635 auf dem Marktplatze zu Regensburg enthauptet.

So ist Wallenstein gefallen durch seine Offiziere, die dem Kaiser die Treue nicht brechen wollten, und durch seine diplomatischen Winkelzüge, die schließlich auch da Mißtrauen erweckten, wo er ehrliche Bundesgenossenschaft suchte. Auch hier hat es sich also bewährt, daß die Untreue den eigenen Herrn schlägt, und daß die sittlichen Mächte selbst in einem rohen Zeitalter ihrer nicht spotten lassen. Als er den Todesstoß empfing, war er schon ein schwerkranker Mann, der nach dem Berichte eines jesuitischen Arztes an Krebs litt und nur noch wenige Jahre zu leben hatte (Huber, Geschichte Oesterreichs V). Dieses erschütternde Ende eines Lebens, von dem so gewaltige Wirkungen ausgegangen sind, erweckt menschliche

Teilnahme, wie man auch sonst über die Persönlichkeit denken mag. — Sein Sturz war eine innere Notwendigkeit, begründet durch die unerhörten Vollmachten, die er sich für sein zweites Generalat hatte geben lassen. Eine solche fast uneingeschränkte Feldherrngewalt mußte zum Konflikt mit der überlieferten Staatsgewalt führen, zumal da der Träger jener nicht nur mit einer rücksichtslosen Willenskraft, sondern auch mit einer ungewöhnlichen Befähigung auf kriegerischem und staatsmännischem Gebiete ausgerüstet war. Verführt durch diese Machtfülle hat Wallenstein bedenkliche Zwecke mit bedenklichen Mitteln angestrebt. Ob unter dem Tritt seiner Soldateska halb Deutschland zu Grunde ging, rührte ihn wenig, wenn er nur auf den Trümmern der zerschlagenen Throne und der verwüsteten Landschaften seine Herrschaftspläne verwirklichen konnte. Diese Pläne liefen aber nicht nur auf ein Wallensteinsches Reichsfürstentum hinaus, sondern auch auf ein machtvolles, starkes Kaisertum in Deutschland, auf Gleichberechtigung der beiden Konfessionen und auf Beseitigung des schwedischen und französischen Einflusses. Darum kam er, wenn er auch mit dem Gedanken eines schwedischen Bündnisses wiederholt spielte, doch immer wieder auf seinen Lieblingsplan zurück: Frieden mit den protestantischen Fürsten, um mit ihrer Hilfe die Fremden „hinauszuschmeißen". Fremde — nicht Deutsche! — haben den Mord an Wallenstein begangen, und Fremde, namentlich Spanier, haben sich darüber gefreut, „die Deutschen aber haben das Scheitern seiner Friedenspläne mit 14jähriger Fortdauer des unsäglichen Kriegselendes zu bezahlen gehabt, und auch das Haus Habsburg mit der Erkenntnis, daß die wichtigsten Grundlagen, die Wallenstein dem Frieden hat geben wollen, unvermeidlich seien."

f) Die Schlacht bei Nördlingen und der Prager Frieden.

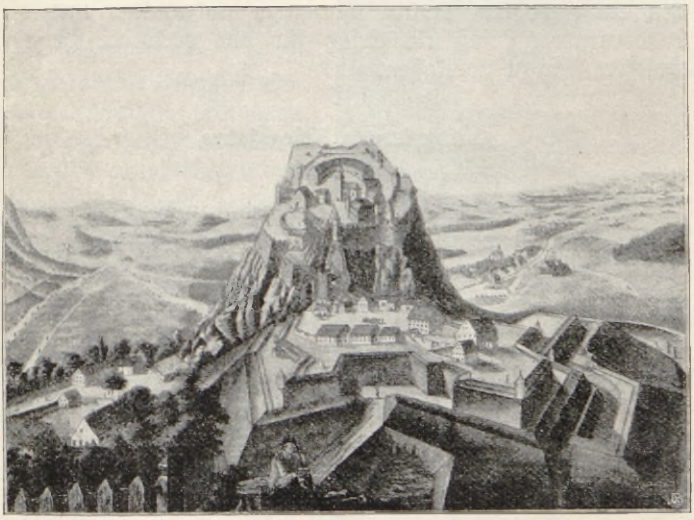
(1634—1635.)

Den Oberbefehl über die kaiserliche Armee übernahm des Kaisers ältester Sohn, Ferdinand, König von Böhmen und Ungarn, dem als militärischer Berater General Gallas an die Seite gestellt wurde. Das verstärkte kaiserliche Heer nahm Regensburg, verdrängte die Schweden aus Bayern und brachte dem Herzog Bernhard am 5. und 6. September 1634 bei **Nördlingen** eine entscheidende Niederlage

bei. General Horn wurde gefangen; das kaiserliche Heer ergoß sich mordend und brennend über Schwaben und Franken. Herzog Eberhard III. von Württemberg, dessen Mannschaft, 4000 Mann stark, bei Nördlingen in den Reihen der Schweden gefochten hatte, floh nach Straßburg. Der Kaiser behandelte sein Land als eroberte Provinz, ließ sich huldigen, setzte eine Statthalterschaft ein und teilte unter seinen Günstlingen mit freigebigen Händen Herrschaften und Städte aus. Die Herrschaft Heidenheim schenkte er dem Kurfürsten Maximilian von Bayern als Kriegskostenentschädigung, Achalm, Hohenstaufen, Urach, Pfullingen, Göppingen der Erzherzogin Klaudia, Weinsberg und Neuenstadt dem Grafen Trautmannsdorff (dessen Nachkommen noch heute sich Trautmannsdorff-Weinsberg nennen), die Städte Balingen, Tuttlingen, Ebingen, Rosenfeld dem Grafen Schlick, Leonberg und Böblingen dem General Gallas, Möckmühl dem Bischof von Wien, Stadt und Amt Sulz dem Statthalter des Landes, Grafen von Sulz, alles übrige behielt der Kaiser für sich; die Schlösser und andere fürstliche Gebäude wurden ausgeplündert, die auf dem Schloß zu Tübingen befindliche, von Herzog Christoph gesammelte Bibliothek nach München abgeführt. Von seinem ganzen Herzogtum blieb Eberhard nur die Festung Hohentwiel noch übrig, die von dem wackeren Kommandanten Wiederhold bis zum Friedensschluß behauptet wurde. Die kaiserlichen Soldaten hausten in dem evangelischen Württemberg aufs grausamste: mehrere Städte und Dörfer wurden niedergebrannt, alles ausgeplündert, die Einwohner auf kannibalische Weise mißhandelt. Die 70jährige Witwe des Herzogs Ludwig, Ursula, wurde in Nürtingen von den Kroaten an den Haaren über die blutenden Leichname der im Schloß Ermordeten geschleift und nur mit Mühe von einem menschlicheren Oberst ihren Händen entrissen. Wer fliehen konnte, floh; viele versteckten sich in Wäldern und Höhlen; andere suchten nach der Schweiz zu entkommen. Auf diese Verheerung folgte Hungersnot und Pest.

Ganz Süddeutschland war wiederum in der Gewalt des Kaisers. Die Folgen dieses politisch-militärischen Umschlags, der sich an die Schlacht bei Nördlingen knüpfte, waren der Abfall Sachsens von dem Bündnisse mit Schweden und der engere Anschluß Schwedens an Frankreich. Kurfürst Johann Georg von Sachsen schloß am 30. Mai 1635 mit dem Kaiser den **Separatfrieden zu Prag,** wonach er und die-

jenigen protestantischen Stände, welche dem Friedensvertrag sich anschließen würden, alle vor dem Passauer Vertrag eingezogenen mittelbaren Stifter und geistlichen Güter für immer behalten sollten, der Besitz der bis zum Jahre 1627 eingezogenen reichsunmittelbaren geistlichen Güter ihnen auf 40 Jahre vom Friedensschluß an gesichert wurde, der Kurfürst von Sachsen die Ober- und Niederlausitz als erbliche böhmische Lehen erhalten sollte und die Ausführung des



Der Hohentwiel im siebzehnten Jahrhundert.

Restitutionsedikts, wenn auch nicht förmlich, so doch thatsächlich aufgehoben wurde. Die Truppen des Kurfürsten und der künftig beitretenden Staaten sollten mit denen des Kaisers und Bayerns eine einzige Reichsarmee mit geteiltem Oberbefehl bilden. Diesem Vertrag traten die meisten protestantischen Reichsstände (Brandenburg, Mecklenburg, Weimar, Niedersachsen und einige Reichsstädte) bei. Der Herzog von Württemberg und der Markgraf von Baden, die ausdrücklich von der Prager Amnestie ausgeschlossen waren, sowie der Landgraf von Hessen-Kassel und der Herzog von Lüneburg blieben dem schwedischen Bündnis treu.

Einige Monate vorher, am 1. November 1634, hatte Oxenstierna, wenn auch mit Widerwillen, in Paris einen

Allianzvertrag mit Frankreich abgeschlossen, worin dieses, außer den Hilfsgeldern, auch Hilfstruppen (12000 Mann) zusagte und sich dafür, bis zur endgültigen Vereinbarung beim Friedensschluß, ganz Elsaß abtreten ließ. Zugleich erklärte Frankreich an Oesterreich und an Spanien den Krieg (Mai 1635). Da aber der von jenem lässig geführte Krieg am Rhein im Jahre 1635 keine Erfolge erzielte, so nahm Richelieu den Herzog Bernhard in französische Dienste und verpflichtete sich im Vertrag von St. Germain (27. Oktober 1635), ihm ein Heer von 18000 Mann zu unterhalten und die Landgrafschaft Elsaß als Ersatz für das verlorene Herzogtum Franken zu überlassen.

g) Die letzten Kriegsjahre.

(1636—1648.)

Der Sonderfrieden von Prag und das französisch-schwedische Bündnis gaben dem letzten Teile des Krieges einen **ganz anderen Charakter.** Von nun an standen sich im wesentlichen nicht mehr Protestanten und Katholiken gegenüber, sondern Deutsche und Ausländer, nämlich auf der einen Seite das Haus Habsburg mit den meisten protestantischen Mächten, auf der anderen Frankreich und Schweden. Der Krieg verliert also mehr und mehr den Charakter eines Religionskrieges und wird ein Beute- und Eroberungskrieg, den fremde Mächte auf Deutschlands Kosten führten, um deutsche Grenzgebiete an sich zu reißen. — Die Franzosen und Schweden fochten meist auf getrennten Schauplätzen, jene im Westen, diese im Norden und Osten des Reiches; jene machten zum Ausgangspunkt den Oberrhein, diese die Ostsee. Beide hielten als Ziel fest den schon von Gustav Adolf beabsichtigten Einfall in die kaiserlichen Erblande. Die Schweden hatten im allgemeinen Erfolge; die Franzosen dagegen wurden, namentlich in den ersten Jahren, wiederholt geschlagen und im eigenen Lande heimgesucht. Das Unglück des Krieges war, daß keine der kämpfenden Parteien ein entschiedenes Uebergewicht über die andere hatte, und daß bei dem allgemeinen Geldmangel die Heere ihren Unterhalt aus den besetzten Ländern erpreßten. Dadurch verlängerte sich der Krieg ins Endlose, bis schließlich die allgemeine Erschöpfung dem Blutvergießen ein Ende machte.

Auf dem **westlichen Kriegsschauplatze** fiel im Jahre 1636 der kühne Reiterführer Johann von Werth mit einem

spanisch-deutschen Heere von den Niederlanden aus in Frankreich ein und drang bis in die Nähe von Paris vor. Aber die Franzosen hatten an dem deutschen Fürstensohne Bernhard von Weimar einen Feldherrn großen Stils, einen wirklichen Helden, dessen Thaten in den nächsten Jahren alles andere in den Schatten stellten. Nach anfänglichen Mißerfolgen schlug er (3. März 1638) durch einen plötzlichen Ueberfall bei Rheinfelden das kaiserliche Heer aufs Haupt und sandte den General Werth als Gefangenen nach Paris. Darauf rückte er in Vorderösterreich ein, eroberte Freiburg, belagerte Breisach und zwang diese Stadt, in der eine entsetzliche Hungersnot wütete, zur Uebergabe (17. Dezember 1638). Von hier aus machte er einen Einfall in die spanische Freigrafschaft und eroberte auch sie großenteils. Jetzt gebot er fast über den ganzen Elsaß, den Breisgau und die „vorderen Lande", dazu über ein starkes, kampfgeübtes Heer; jetzt konnte er Ernst machen mit dem für seine Person in Aussicht genommenen Reichsfürstentum. Dadurch aber geriet er in Widerspruch mit Richelieu, der diese Eroberungen für Frankreich forderte, da sie ja in französischem Auftrage und mit französischem Gelde gemacht worden seien. Die Verhandlungen hierüber führten zu einer scharfen Spannung, da Bernhard die deutsche Selbständigkeit gegenüber den französischen Eroberungsgelüsten mit allem Nachdruck wahrte; ein Bruch schien unvermeidlich. Da brachte der Tod Bernhards eine unerwartete Lösung; er erlag am 18. Juli 1639 nach kurzer Krankheit einem typhösen Fieber. Auch in seinem Testamente bewährte er sich als deutscher Mann. Um seine Eroberungen dem deutschen Reiche zu erhalten, hatte er sie einem seiner Brüder vermacht.

Kaiser Ferdinand III.
Nach einem Gemälde in den Uffizien zu Florenz.

Allein Richelieu brachte rasch durch Absendung von

französischen Truppen und durch Bestechung der weimarischen Offiziere das ganze Heer Bernhards auf seine Seite und dessen Eroberungen in seine Gewalt. Das weimarische Heer leistete dem König von Frankreich den Fahneneid (19. Oktober 1639), die Festungen am Oberrhein wurden von französischen Truppen besetzt, jenes ganze Gebiet als französische Provinz behandelt. So ging das beste Heer, das Deutschland damals hatte, und ein schönes Grenzland verloren. Der Herzog von Longueville und der General Guébriant übernahmen den Oberbefehl über das weimarische Heer, zogen nach Hessen und bewogen die Landgräfin Amalie zum Abschluß einer Allianz mit Frankreich. In den späteren Kriegsjahren kämpfte das französisch-weimarische Heer unter Guébriant, dem Prinzen von Condé und Turenne am Oberrhein, machte sich zum Herrn des Mittelrheins und drängte mehrmals vom Elsaß aus gegen Süddeutschland vor, um den Krieg nach Bayern hinüberzutragen. Aber ohne die Hilfe der schwedischen Generale gelang es den Franzosen nie, dieses Ziel zu erreichen. Als das französisch-weimarische Heer im Jahre 1643 bis Tuttlingen an der Donau vordrang, wurde der größte Teil davon in einem kühnen Ueberfall durch den wieder in Freiheit gesetzten Johann von Werth gefangen genommen (24. November). Am 5. Mai 1645 erlitt Turenne eine schwere Niederlage bei Mergentheim, gewann zwar noch im nämlichen Jahre, durch den Prinzen von Condé verstärkt, bei Allersheim (in der Nähe von Nördlingen) am 3. August einen Sieg über das von den Generalen Mercy und Werth befehligte bayrische Heer; aber er selbst verlor einen großen Teil seiner Armee, und der Rest wurde durch die kaiserlich-bayrischen Truppen über den Rhein zurückgedrängt.

Größere Erfolge im Feld als die französischen Generale hatten die schwedischen auf dem **nördlichen Kriegsschauplatz.** Das war das Verdienst Banérs, des tüchtigsten Heerführers aus der Schule Gustav Adolfs. Er war ein stahlharter Kriegsmann, dem Offizier und Soldat mit Begeisterung folgten, obwohl er sie in eiserner Zucht hielt. Bei Wittstock in Brandenburg erfocht er (4. Oktober 1636) einen glänzenden Sieg über das österreichisch-sächsische Heer unter General Hatzfeld. — Im folgenden Jahre starb Kaiser Ferdinand II. (15. Februar 1637), dessen Unduldsamkeit über Deutschland und Oesterreich so grenzenloses Elend gebracht hatte. Denkwürdig freilich wird sein Name bleiben: als er die Regierung

übernahm, war Oesterreich überwiegend ein protestantisches Land; als er die Augen schloß, war der Protestantismus so gut wie ausgerottet. Ihm folgte als deutscher Kaiser sein am 30. Dezember 1636 in Regensburg zum römischen König gewählter ältester Sohn **Ferdinand III.** (1637—1657), der an streng katholischer Gesinnung seinem Vater gleichkam, an Willenskraft ihm nachstand. Sein Bruder, Erzherzog Leopold Wilhelm, der mehrere Bistümer besaß, übernahm den Oberbefehl über die kaiserlichen Heere. Im Jahre 1638 machte sich General Baner auf, um den seit Gustav Adolf geplanten Angriff auf die österreichischen Erblande selbst auszuführen. Er zog durch Kursachsen, schlug das kursächsische Heer am 14. April 1639 bei Chemnitz vollständig, rückte vor Prag, konnte aber die Stadt nicht nehmen, und durchzog Böhmen, Mähren und Schlesien unter greulichen Brandschatzungen und Verheerungen. Von da ging er nach Thüringen zurück, zog die weimarischen Truppen an sich und rückte vor Regensburg, um den gesamten, dort versammelten Reichstag durch einen überraschenden Hauptstreich abzufassen. Der Schrecken der versammelten Herren war unbeschreiblich, als es plötzlich hieß, die Schweden seien in der Nähe (Januar 1641). Der unerhört kühne Anschlag mißglückte jedoch, da infolge Tauwetters das Eis der Donau schmolz und feindliche Truppen zum Entsatze der geängstigten Stadt anrückten. Wenige Monate später starb Baner in Halberstadt (20. Mai 1641).

General Torstenson.
Nach einem Gemälde im Nationalmuseum zu Stockholm.

Sein Nachfolger war General **Torstenson**, wiederum ein

gewaltiger Heerführer. Obgleich er so gichtleidend war, daß er meist in einer Sänfte getragen werden mußte, hat er doch den schwedischen Waffen noch einmal das entschiedene Uebergewicht verschafft und namentlich durch die blitzartige Schnelligkeit seiner Bewegungen alle Welt in Staunen gesetzt. Um jene Zeit hatte Brandenburg, wo auf Georg Wilhelm sein Sohn Friedrich Wilhelm, später der große Kurfürst genannt, am 1. Dezember 1640 gefolgt war, von der kaiserlichen Partei sich losgesagt und mit Schweden einen Waffenstillstandsvertrag abgeschlossen. Torstenson zog von Niedersachsen nach Schlesien, nahm mehrere Festungen, rückte in Mähren ein und besetzte Olmütz. Von da wandte er sich nach Sachsen, schlug den Erzherzog Leopold Wilhelm und den General Piccolomini am 2. November 1642 bei Leipzig und brachte diese Stadt und ganz Kursachsen in seine Gewalt. Als er wieder nach Schlesien und Mähren zog, erhielt er von der schwedischen Regierung, die sich in einen Krieg mit Dänemark verwickelt sah, den Befehl, schleunigst in Holstein einzufallen (September 1643). Im Fluge durcheilte er ganz Mittel- und Norddeutschland und unterwarf sich die beiden Herzogtümer samt Jütland. Die Beendigung des dänischen Krieges überließ er alsdann einer Abteilung seines Heeres, die Dänemark zu dem nachteiligen Frieden von Brömsebro nötigte (23. August 1645); er selbst stürmte wieder zurück nach Böhmen und besiegte das kaiserliche Heer unter den Generalen Hatzfeld und Götz bei Jankau unweit Tabor in einer Schlacht (6. März 1645), die zu den glänzendsten Waffenthaten des ganzen Krieges gehört. Bereits konnte er seine Vorposten bis in die Nähe von Wien vorschieben, während Fürst Ragoczy von Siebenbürgen aus in Ungarn einfiel und gegen Oesterreich vorrückte. Wiederum schien die ganze österreichische Monarchie gefährdet. Aber zum letzten, vernichtenden Schlage fehlte dem furchtbaren Schweden die Macht. Nach vergeblicher Belagerung der Stadt Brünn in Mähren wich er, selbst schwer krank, nach Böhmen zurück, und während Ragoczy mit dem Kaiser Frieden machte, legte Torstenson den Oberbefehl nieder (Dezember 1645). Inzwischen hatte der schwedische General Königsmark den Kurfürsten von Sachsen zum Abschluß eines sechsmonatlichen Waffenstillstandes (6. September 1645) genötigt, der trotz der Bemühungen des Kaisers bis zum Friedensschluß erneuert

wurde. Damit war außer Brandenburg auch Sachsen aus der Reihe der kriegführenden Mächte ausgeschieden.

Den Oberbefehl über das schwedische Heer übernahm nach Torstensons Tod General K. **Gustav Wrangel**, der letzte Feldherr aus der Schule Gustav Adolfs. Unter ihm schlug die Kriegsflamme vor ihrem endgültigen Erlöschen noch einmal in hellen Lohen auf. Als er durch die Kaiserlichen aus Böhmen vertrieben war, vereinigte er sich mit den Franzosen unter Turenne und zog in Bayern ein, das furchtbar verwüstet wurde. Dies veranlaßte den Kurfürsten Maximilian, welchen Frankreich und Schweden bisher vergebens vom Kaiser abzuziehen versucht hatten, mit diesen beiden Mächten am 4. März 1647 den Waffenstillstand von Ulm zu schließen, dem Köln, Mainz und Hessen-Darmstadt beitraten. Als Maximilian nach wenigen Monaten den Waffenstillstand aufkündigte und sich wieder mit dem Kaiser verbündete, zogen Wrangel und Turenne aufs neue gegen Bayern, schlugen (17. Mai 1648) die Kaiserlichen und die Bayern bei Zusmarshausen und drängten sie über den Inn zurück. Maximilian floh nach Salzburg; sein Land war in der Gewalt der Schweden und Franzosen und wurde von diesen schwer heimgesucht. Kaum vermochte der Kaiser, der einen Vormarsch des Feindes gegen Wien fürchtete, ein neues Heer aufzustellen. Unter Piccolomini rückte dieses, durch bayrische Truppen verstärkt, über den Inn vor und nötigte nach dem Treffen bei Dachau (6. Oktober 1648) das schwedisch-französische Heer zum Rückzug aus Bayern. Wrangel zog nach Böhmen, wo Königsmark durch einen kühnen Ueberfall bereits die Kleinseite von Prag eingenommen hatte (26. Juli 1648), und beabsichtigte von dort aus gegen die österreichischen Erbstaaten vorzudringen. Der Pfalzgraf Karl

Octavio Piccolomini.
Nach einem Gemälde im Nationalmuseum zu Stockholm.

Gustav, der Sohn einer Schwester Gustav Adolfs und später König von Schweden, kam, zum Oberbefehlshaber der schwedischen Streitkräfte ernannt, mit frischen Truppen vor Prag an. Aber die Stadt wurde aufs tapferste verteidigt, und zum Entsatz rückte das österreichisch-bayrische Heer heran. Neue Kämpfe, die für Habsburg bedenklich ausfallen konnten, standen bevor. Da traf die Nachricht von dem Abschluß des Westfälischen Friedens ein. Die ersten und letzten Ereignisse des dreißigjährigen Krieges spielten um Prag.

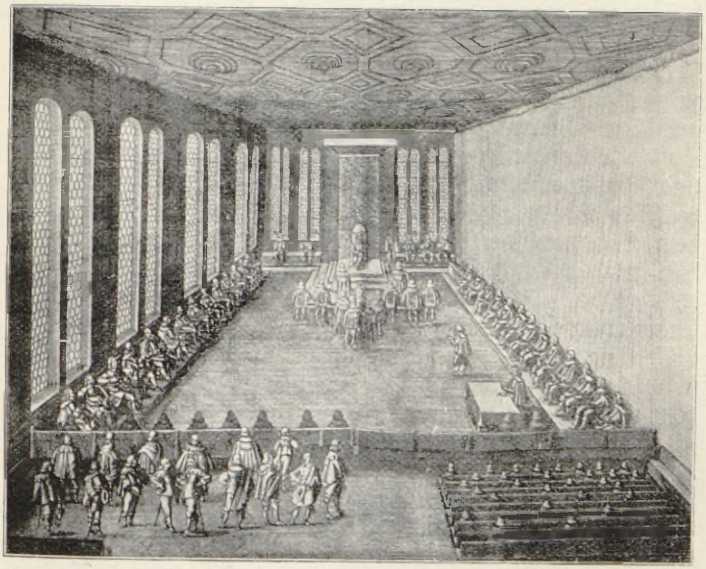
h) Der Westfälische Frieden.

(24. Oktober 1648.)

Schon auf dem Regensburger Reichstag (1640—41) hatte man beschlossen, in Münster und Osnabrück Verhandlungen mit allen beteiligten Staaten zu eröffnen, um einen allgemeinen Frieden einzuleiten. 1641 fanden in Hamburg Abmachungen zwischen den Gesandten des Kaisers, Frankreichs und Schwedens statt, und der dort abgeschlossene Vertrag regelte die Form der Geleitsbriefe und bestimmte, daß im folgenden Jahre die Friedensunterhandlungen beginnen sollten. Da aber unter den kriegführenden Parteien die Stimmung für Krieg oder Frieden ebenso wechselte wie die militärischen Erfolge oder Mißerfolge, so zog sich die Eröffnung des Friedenskongresses bis zum April 1645 hinaus. Die Beratungen dauerten volle 3½ Jahre, wozu schon die zwei Umstände beitrugen, daß an zwei verschiedenen Orten verhandelt wurde und daß, gemäß dem Wunsche Frankreichs und Schwedens, die Gesandten sämtlicher deutschen Reichsstände anwesend waren. In Münster wurde, unter Vermittelung des päpstlichen und des venetianischen Gesandten, zwischen den katholischen Reichsständen und Frankreich, in Osnabrück zwischen den protestantischen Ständen und Schweden unmittelbar verhandelt. Streitigkeiten über den Vortritt, über Rang und Titel nahmen viel kostbare Zeit weg. Die Unterzeichnung des Friedensvertrags erfolgte am 24. Oktober 1648. Die Ausführung der Bestimmungen desselben dauerte etwa ebensolange als die Beratung. Papst Innocenz X. protestierte von Anfang an und nachher in der Bulle vom 3. Januar 1651 gegen den Westfälischen Frieden, da in diesem ohne seine Befragung und Einwilligung Beschlüsse über geistliche Sachen gefaßt worden seien und die Pro-

testanten und Reformierten Sicherheit für ihre ketzerischen Lehren erhalten hätten. Da man diesen Widerspruch vorausgesehen hatte, so war schon zum voraus beschlossen worden, daß er bedeutungslos sein sollte. Der Friedensvertrag wurde also trotz der päpstlichen Einsprache als Reichsgrundgesetz angesehen.

Die hervorragendsten Bevollmächtigten waren in Münster die kaiserlichen Gesandten Graf Ludwig von Nassau



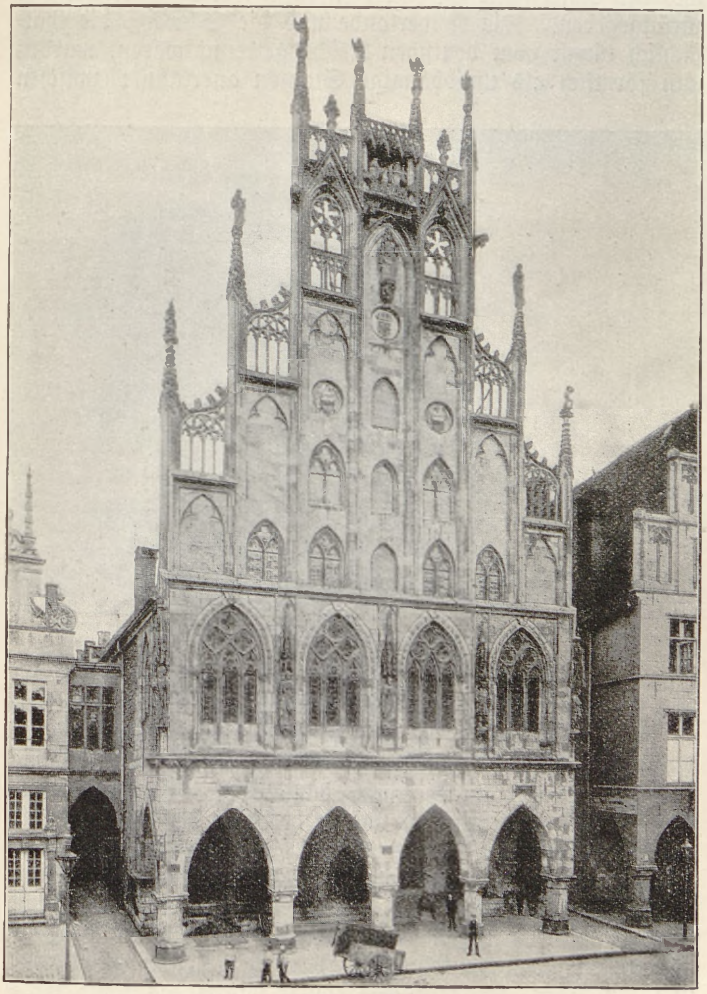
Feierliche Eröffnung des Regensburger Reichstages (September 1640).
Nach Gottfrieds historischer Chronik.

und Volmar, in Osnabrück Graf von Trautmannsdorff, von seiten Schwedens Johann Oxenstierna, der Sohn des Reichskanzlers, und Adler Salvius, von seiten Frankreichs Graf d'Avaux, der Herzog von Longueville und Abel Servien; die vermittelnden Botschafter waren Fabio Chigi (später Papst Alexander VII.) und der Venetianer Contareno. Von den reichsständischen Gesandten sind zu nennen: Adam Adami als Vertreter der Reichsprälaten, und der Staatsrechtslehrer Jakob Lampadius, Gesandter von Braunschweig-Lüneburg. Am anmaßendsten trat der äußerst gewandte französische Bot-

schafter Graf d'Avaux auf. Dieser begehrte bei dem Einzug und der Abholung des Nuntius Chigi den Vortritt vor dem spanischen Gesandten und stellte zwölf bewaffnete Reiter auf, die den Befehl hatten, an dem Wagen des spanischen Gesandten die Stränge zu zerhauen, falls dieser ihm vorzufahren versuchen sollte. Damals begann auch die französische Sprache die internationale Verkehrssprache zu werden.

Die Ansprüche Schwedens und Frankreichs, die bedeutende Entschädigungen in deutschem Gebiete verlangten, zu befriedigen, war eine schwierige Sache. Niemals, seitdem das deutsche Reich bestand, ist ein für Deutschland so nachteiliger Frieden geschlossen worden. Um den verschiedenen Forderungen zu genügen, wurde zunächst, wie später 1803, zur Einziehung geistlicher Güter gegriffen. Frankreich erhielt die volle Hoheit über die schon seit 1552 von ihm besetzten Städte und Bistümer Metz, Toul und Verdun; ferner die österreichische Landgrafschaft im oberen und unteren Elsaß nebst dem Sundgau, der Stadt Breisach, dem Besatzungsrecht in Philippsburg; endlich die Landvogtei über die zehn elsässischen Reichsstädte, die ihre Verbindung mit dem deutschen Reiche beibehalten sollten, aber unter den obwaltenden Verhältnissen nicht lange mehr aufrecht erhalten konnten. Auf die Reichsstandschaft (Sitz und Stimme im Reichstage) für diese Gebiete verzichtete Frankreich. — Schweden verlangte zuerst ganz Pommern und Schlesien; aber auf letzteres mußte es ganz verzichten und ersteres machte ihm Brandenburg streitig, das infolge alter Erbverträge Ansprüche auf das ganze Herzogtum Pommern hatte. Es wurde nun dahin entschieden, daß Schweden ganz Vorpommern mit der Insel Rügen, von Hinterpommern die Stadt Stettin, die Insel Wollin nebst dem Frischen Haff, ferner die Stadt Wismar in Mecklenburg und die Bistümer Bremen und Verden als weltliche Herzogtümer in der Weise erhalten sollte, daß Schweden als Besitzer dieser deutschen Gebiete deutscher Reichsstand sein und Sitz im Reichstag haben sollte. Außerdem wurden ihm noch 5 Millionen Thaler Kriegskostenentschädigung zugesprochen. Wie Frankreichs Streben nach dem Rhein, so waren Schwedens Wünsche bezüglich der Ostsee nun teilweise befriedigt. Brandenburg erhielt Hinterpommern und, als Ersatz für das abgetretene Vorpommern, die Bistümer Magdeburg, Halberstadt, Minden und Kamin als weltliche Fürstentümer. Mecklenburg erhielt, als Ersatz für Wismar, die säkulari-

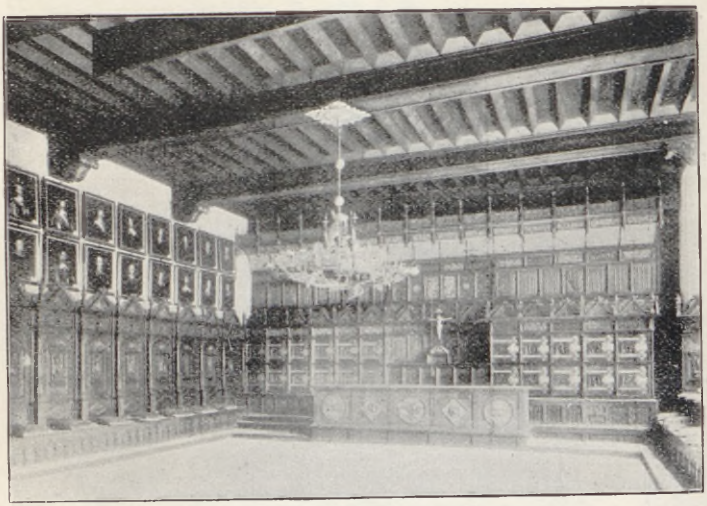
sierten Bistümer Schwerin und Ratzeburg; Bayern behielt die Oberpfalz und die Kurwürde; die Unterpfalz wurde dem Sohne des geächteten Pfalzgrafen Friedrich, Karl Ludwig



Rathaus zu Münster.

zurückgegeben und für diesen die achte Kurwürde geschaffen. Hessen-Kassel, Schwedens treuer Bundesgenosse, erhielt

die Abtei Hersfeld und die Grafschaft Schaumburg. Das vom Kaiser besetzte Herzogtum Württemberg wurde in seinem ganzen früheren Umfang, samt den eingezogenen Stiftern und den kaiserlichen Schenkungen, dem Herzog Eberhard III. zurückgegeben. Die Niederlande und die Schweiz, die thatsächlich längst vom deutschen Reiche getrennt waren, wurden nun förmlich als unabhängige Staaten anerkannt; zwischen

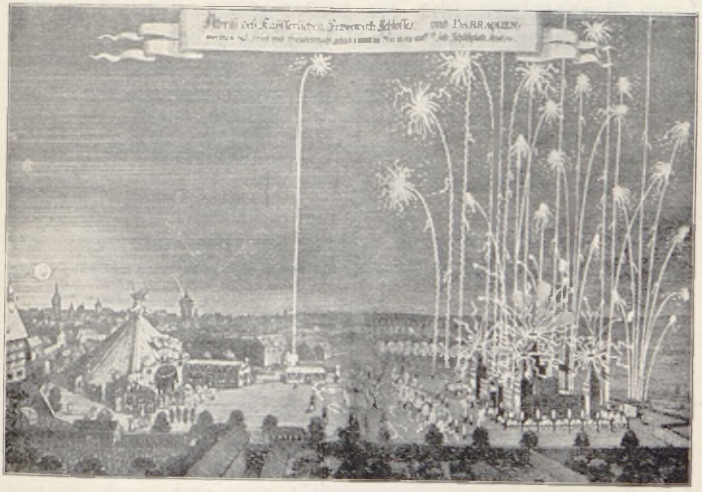


Friedenssaal im Rathaus zu Münster.

Spanien und den Niederlanden war in Münster schon am 30. Januar 1648 ein Friedensvertrag abgeschlossen worden.

Hinsichtlich der **religiösen Fragen** wurden der Passauer Vertrag und der Augsburger Religionsfrieden bestätigt, die Bestimmungen dieser Verträge auch auf die Calvinisten ausgedehnt, den evangelischen und katholischen Reichsständen die gleichen politischen Rechte, Stimmengleichheit beim Reichskammergericht eingeräumt und den Evangelischen zugesichert, daß künftig auf den Reichstagen in Religionssachen nicht mehr Stimmenmehrheit entscheiden dürfe, sondern nur der gütliche Vergleich zuzulassen sei. Für die Religionsverhältnisse und den Besitz der geistlichen Güter wurde das Jahr 1624 als Normaljahr aufgestellt. Wie es hinsichtlich dieser am 1. Januar dieses Jahres gewesen war, so sollte es nun wieder eingeführt werden. Damit war das Restitutionsedikt beseitigt

und eine große Anzahl von Stiftern den Protestanten überlassen. Das Normaljahr galt auch für die Religionsfreiheit der Unterthanen, die von andersgläubigen Landesherren nicht angetastet werden sollte. Hiervon waren nur die Protestanten in den österreichischen Ländern ausgeschlossen, in welchen das habsburgische Haus seine Unduldsamkeit ungehindert fortführen wollte. Nur da, wo das Normaljahr keine Rechte



Friedensmahl und Feuerwerk auf dem Schloßplatz vor Nürnberg.
Nach Gottfrieds historischer Chronik.

einräumte, sollte der Landesherr die andersgläubigen Unterthanen, wie bisher, zur Auswanderung zwingen können.

Nach der Unterzeichnung des Friedens blieb noch eine zweite, nicht viel geringere Arbeit übrig, die Ausführung dessen, was für jetzt nur auf dem Papier stand. Die Franzosen hielten noch lange die eroberten Festungen besetzt, und die Schweden wurden in sieben Kreise verteilt, wo sie auf Kosten der Einwohner lebten, bis ihnen der letzte Heller bezahlt war. Im Münsterschen brandschatzten einige schwedische Regimenter noch sechs Jahre nach dem Frieden die umliegende Gegend, und fast ebensolange dauerte es, bis sie sich aus den brandenburgischen Gebieten entfernten, wo über die pommersche Teilung endlose Streitigkeiten entstanden waren. Der Herzog Karl von Lothringen, ein Krieger nach Mansfelds

Art, den die Franzosen aus seinem Lande vertrieben und der Kaiser und die Reichsstände vom Frieden ausgeschlossen hatten, hielt noch mehrere Festungen am Rheine besetzt und forderte Durchmärsche und Brandschatzungen wie mitten im Kriege; ja, er schickte sogar einen Gesandten an den Reichstag (1653) und ließ dem Kaiser die Herausgabe seiner Eroberungen gegen eine Entschädigung von 300 000 Thalern anbieten. Alle rheinischen Fürsten klagten laut und baten um Hilfe. Auch boten Brandenburg und der niedersächsische Kreis Truppen an; allein man konnte sich nicht vereinbaren. Anstatt einmütig zu den Waffen zu greifen, stritt man lange, wie viele Offiziere katholisch, wie viele evangelisch sein sollten, bis endlich, auf des Kaisers Vorschlag, die Gedrückten sich vereinigten und ihre Festungen für den geforderten Preis von 300 000 Thalern loskauften.

i) Politische und Kulturzustände.

In **politischer Beziehung** schuf der Westfälische Frieden einen Staatenbund mit möglichst lockerem Zusammenhang. Es gab zwar noch einen Kaiser; aber dieser hatte gerade in den wichtigsten Dingen fast gar keine Gewalt über die Reichsstände. Vielmehr bildete das Gebiet eines jeden Reichsstandes einen Staat für sich; die Landeshoheit der Reichsstände war fast bis zur völligen Souveränität gesteigert, und es war ihnen erlaubt, unter sich und mit fremden Mächten Bündnisse einzugehen und mit auswärtigen Staaten Kriege zu führen und Frieden zu schließen, sofern nur nicht die Rechte des Kaisers und des Reiches dadurch verletzt würden. Das Reich wurde ein schwacher, schwerfälliger Körper, der als Ganzes gar keine Bedeutung mehr hatte, während seine einzelnen Glieder, mit Ausnahme von Oesterreich und dem eben damals aufstrebenden Brandenburg, viel zu unbedeutend waren, um in auswärtigen Fragen eine selbständige Stellung einnehmen oder gar eine selbständige Politik durchführen zu können. Diese Zustände waren für die feindseligen, auf Eroberung ausgehenden Pläne eines mächtigen und festgeschlossenen Staates, wie Frankreich, wie geschaffen. Es war dieser Macht, die für Bestechungen kein Geld sparte, für Vertragsbruch und Gewaltthaten kein Gewissen hatte, von nun an ein Leichtes, in allen Streitfällen, die sie aus

Eroberungssucht mit Deutschland hervorrief, einige Reichsstände für sich zu gewinnen, sie zur Einhaltung der Neutralität, wenn nicht gar zum Abschluß von Bündnissen zu veranlassen und mit einem Reiche, das jahrhundertelang Europa beherrscht hatte und, seine Einheit vorausgesetzt, immer noch die entscheidende Stimme gehabt hätte, in einer Weise umzugehen, als ob dieses rechtlos und wehrlos wäre. Die nächsten anderthalb Jahrhunderte, die großenteils von diesem Verhältnis Deutschlands zu Frankreich beherrscht sind, häuften für unser Vaterland Schmach auf Schmach und Demütigung auf Demütigung. Wie hätte auch ein Staatenbund, der sich aus 1700 Herrschaften zusammensetzte, seine nationale Ehre kraftvoll wahren können?

Mit dem Ansehen des Kaisertums sank auch das des **Reichstags**. Es trat die Neuerung ein, daß er vom Jahre 1663 an sich beständig in Regensburg versammelte und daß die Fürsten nicht mehr persönlich dort erschienen, sondern durch ständige Gesandte sich vertreten ließen. Der Reichstag bestand aus drei Kollegien mit insgesamt 240 Stimmen: dem kurfürstlichen Kollegium, welches acht Mitglieder zählte, wozu 1692 durch die für Braunschweig-Lüneburg neugeschaffene Kur ein neues hinzukam; dem Kollegium der Reichsfürsten, welches sich in eine geistliche (69) und eine weltliche Bank (96 Stimmen) sonderte; dem Kollegium der Reichsstädte, deren es 51 waren, und das in die rheinische und die schwäbische Bank sich teilte. Jedes dieser drei Kollegien veranstaltete besondere Beratungen und Abstimmungen. Die kaiserlichen Vorschläge gingen zuerst an die Kurfürsten, dann an die Fürsten, zuletzt an die Städte. War eines der drei Kollegien über irgend eine Vorlage nicht einverstanden mit den zwei andern, so kam gar kein Reichsbeschluß zu stande; waren alle drei einig, so wurde dieses Reichsgutachten dem Kaiser zur Bestätigung übermittelt, und wenn diese erfolgte, so wurde der Reichsbeschluß als Reichstagsabschied veröffentlicht.

Bei der Umständlichkeit, mit welcher dieser schwerfällig angelegte Reichstag seine Geschäfte behandelte, war es nicht zu verwundern, daß es in sehr wichtigen Fällen zu gar keinem Beschluß kam, daß die dringendsten Angelegenheiten ins Endlose hinausgeschoben wurden, daß der Feind schon auf deutschem Gebiete stand, bevor der Reichstag über den Erlaß einer Kriegserklärung einig war, und daß die Reichsstände, trotz etwaiger Reichsbeschlüsse, sehr häufig thaten, was sie wollten.

Nicht besser sah es im **Justizwesen** aus, das in den Händen des Reichskammergerichtes und des Reichshofrats lag. Ersteres, das 1689—1806 in Wetzlar seinen Sitz hatte und aus gleichviel katholischen und protestantischen Richtern bestand, bildete den obersten Gerichtshof für alle Rechtssachen der Reichsunmittelbaren, sowie den Appellationsgerichtshof für die Reichsmittelbaren in Zivilsachen. Dieser Gerichtshof war durch seine langsame Geschäftsführung berüchtigt; Hunderte von Prozessen blieben unerledigt. Der Reichshofrat in Wien war vom Kaiser Maximilian im Jahre 1501 zunächst für die österreichischen Erblande errichtet worden, wurde 1559 von diesen getrennt, behielt aber seinen Sitz in Wien. Die Mitglieder desselben, von denen „einige" protestantisch sein sollten, wurden vom Kaiser ernannt. Diese Behörde war dem Reichskammergericht völlig gleichgestellt, so daß die Rechtsuchenden sich dahin oder dorthin wenden konnten. Eine ausschließliche Gerichtsbarkeit übte der Reichshofrat, wo es sich um die kaiserlichen Reservatrechte (Privilegien- und Lehenssachen) und um Kriminalsachen der Reichsunmittelbaren handelte. Seine Auflösung erfolgte gleichfalls im Jahre 1806. Sollte gegen einen Reichsstand die Reichsacht und die Absetzung ausgesprochen werden, worüber während des dreißigjährigen Krieges der Kaiser entweder für sich allein oder nur nach dem Urteil des Reichshofrats entschied, so hatte eines der beiden Reichsgerichte den Prozeß zu führen, der Reichstag das Urteil zu bestätigen und zu veröffentlichen.

Für die Ausgaben des Reiches waren nur geringe regelmäßige Einnahmen vorhanden. Außerordentliche *Reichssteuern* konnten nur mit Bewilligung des Reichstags ausgeschrieben werden; doch ging, zumal da über die ungerechte Verteilung geklagt wurde, meist kaum über die Hälfte der geforderten Summe ein.

Die Stärke des **Reichsheeres** war für gewöhnliche Fälle auf 40 000 Mann festgesetzt, 28 000 Fußgänger und 12 000 Reiter, die auf die zehn Kreise nach Maßgabe der Matrikel verteilt wurden. Das nannte man ein „Simplum". Sache des Reichstags war es, in jedem einzelnen Falle zu bestimmen, das Wievielfache aufgebracht werden sollte. Der Kaiser und der Reichstag ernannten gemeinschaftlich den Reichsfeldherrn; die Offiziere wurden von den Landesherren ernannt. So kam ein nach Bewaffnung und Ausbildung höchst verschiedenartiges Heer zu stande, ein buntscheckiger

Haufe, der den Spott des Gegners hervorrief. Eigentliche Feldarmeen finden wir nur bei Oesterreich und bei Brandenburg. Doch konnte ein Reichskrieg sowie auch ein Reichsfrieden nur mit Zustimmung des Reichstags beschlossen werden. Durch diese unzweckmäßig angelegte und noch schlechter ausgeführte Reichskriegsverfassung kam Deutschland dem Untergang nahe; denn ein starkes, leistungsfähiges Reichsheer wäre um so nötiger gewesen, weil die politischen Fragen immer mehr die religiösen zurückdrängten, und weil Frankreich auf jede Schwäche des Nachbars lauerte.

So hat das deutsche Volk die Absage an das Mittelalter und die Erneuerung seines religiösen Lebens mit grausamen Opfern erkaufen müssen: wichtige Grenzländer waren verloren, die Einheit der Nation für alle Zukunft zerstört, das Kaisertum nur noch Schatten und Schein, die politische Ohnmacht für anderthalb Jahrhunderte besiegelt, Frankreich und Schweden als Bürgen des Westfälischen Friedens geradezu aufgefordert, sich in die deutschen Verhältnisse einzumischen. Von jetzt ab stand nicht mehr Deutschland, sondern Frankreich im Mittelpunkt des europäischen Lebens; die deutsche Geschichte wird ein Anhängsel der französischen. Den politischen Gewinn aus der ganzen Bewegung hat das **Landesfürstentum** gezogen, das durch Uebernahme der Kirchenhoheit mit allen ihren Rechten und Pflichten, durch das Recht Bündnisse zu schließen, durch Erweiterung seines Gebietes infolge der Säkularisationen eine fast unumschränkte Macht erhielt. Im Bewußtsein dieser Selbständigkeit fingen die Fürsten nach dem dreißigjährigen Kriege an, zu ihrem und ihrer Länder Schutze eigene Heere zu unterhalten; die bedeutenderen unter ihnen (Oesterreich, Brandenburg, Bayern) lösten nicht alle ihre Truppen auf, sondern behielten einen Teil davon auch für den Frieden unter den Waffen. Deswegen reicht auch die Geschichte keines einzigen deutschen oder österreichischen Regimentes über das Jahr 1618 zurück; die meisten der ältesten sind 1648—1670 errichtet worden. Diese Truppen bestanden aus Söldnern, also aus Berufssoldaten, die Weib und Kind hatten und unter den Waffen blieben, so lange sie dienstfähig waren. Für ihre Einrichtung und Gliederung war das schwedische Vorbild maßgebend. Die Truppen erhielten allmählich gleichmäßige Dienstkleidung, während noch im dreißigjährigen Kriege eine rote oder weiße Feldbinde oder ein Schmuck an der Kopfbedeckung den Soldaten kenntlich

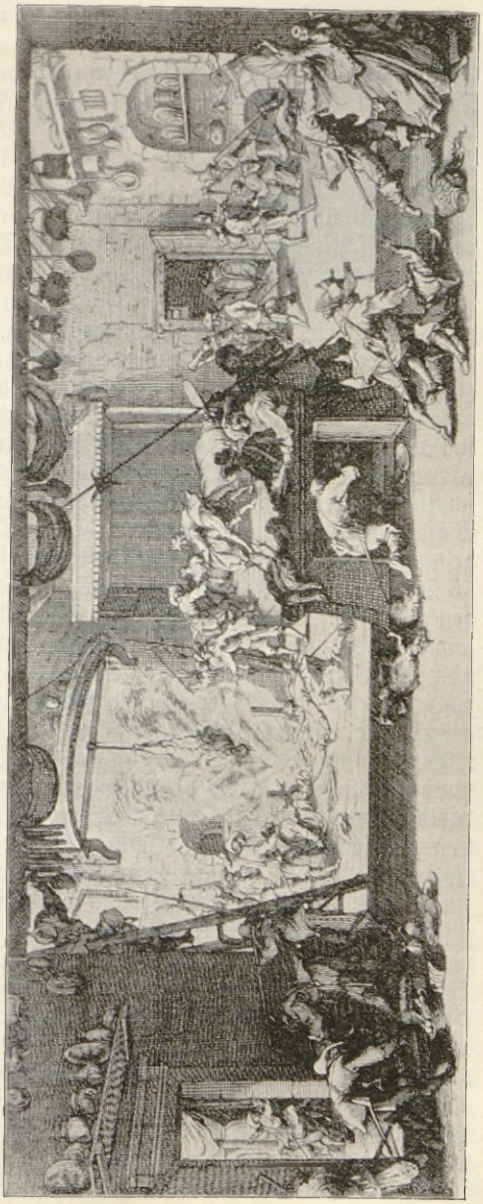
gemacht hatte, desgleichen eine militärische Rangordnung, Einteilung in Regimenter mit je 3 Bataillonen, je zu 4 Compagnien, und endlich noch eine militärische Oberleitung in Gestalt eines Generalstabs und Kriegsministeriums. Da die Offiziere besser bezahlt waren als die bürgerlichen Beamten, so wurden sie bald auch gesellschaftlich bevorzugt; Friedrich Wilhelm I. von Preußen war der erste, der die Uniform auch im Frieden trug und sie zu des „Königs Rock" machte. So erhält der Staat mehr und mehr ein militärisches Gepräge.

Zu Anfang des 17. Jahrhunderts erfreuten sich die deutschen Städte noch eines blühenden Wohlstandes, obwohl die Verschiebung der Welthandelsstraße sich bereits stark fühlbar machte. Hamburg, Lübeck, Rostock, Danzig waren noch immer die ersten Handelsplätze für Nord- und Ostsee. Die oberdeutschen Städte, wie Frankfurt, Nürnberg, Augsburg, Ulm hatten neben ihrem ausgebreiteten Handel auch eine rege Gewerbethätigkeit. Die Fugger in Augsburg waren die Bankiers der Kaiser und Reichsfürsten. Freilich gaben sich die wohlhabenden Bewohner dieser Reichsstädte einem solchen Kleider- und Tafelluxus hin, daß an vielen Orten der (selbstverständlich nutzlose) Versuch gemacht wurde, der unsinnigen Verschwendung und Völlerei durch besondere Gesetze Einhalt zu thun. Auch der Bauernstand arbeitete sich, trotz der Abhängigkeit, in der er sich befand, durch Fleiß allmählich empor. Tausende hatten die Herrschaft der Bischöfe und Aebte mit der der Landesherren vertauscht und befanden sich wohl bei diesem Wechsel.

Diese ganze blühende **Kultur**, die Deutschland im sechzehnten Jahrhundert zum wohlhabendsten Land Europas gemacht hatte, wurde durch den dreißigjährigen Krieg wie durch einen Hagelsturm vernichtet. Seitdem der Grundsatz galt, daß der Krieg den Krieg ernähren müsse, daß der Unterhalt eines Heeres durch Brandschatzungen, Kriegssteuern und Plünderungen aufzubringen sei, war keine Stadt und kein Dorf, weder in Freundes- noch in Feindeshand, ihres Eigentums und ihres Daseins sicher. Die großen Bandenführer des dreißigjährigen Krieges unterhielten ihre Heere durch Plünderung und Raub. Und diese Söldnertruppen waren nicht Heere im heutigen Sinne, sondern wandernde Volkshaufen. Denn die Soldaten führten ihre Weiber und Kinder mit sich, und zahlloses Gesindel schloß sich ihnen an, weil hier noch Hoffnung war, den Lebensunterhalt oder gar mehr

zu gewinnen. Das schwedische Heer machte nur im Anfang eine Ausnahme, so lange es vorwiegend aus schwedischen Landeskindern bestand. Später herrschte bei dem zusammengewürfelten Menschenhaufen, der die schwedischen Regimenter bildete, die nämliche Zuchtlosigkeit und Verwilderung wie bei der Wallensteinischen oder ligistischen Soldateska.

Den Verwüstungen, welche alle Teile des Reiches einmal oder mehrmals, manche fast jährlich, ausgesetzt waren, folgten Hungersnot und Pest. So kam zu der Verarmung des Landes noch die Entvölkerung. Den **Verlust an Menschen und Gütern** genau zu berechnen, ist unmöglich. Nur für einzelne Gebiete läßt er sich zahlen-



Greuelszenen aus dem dreißigjährigen Kriege.
Nach Callot, les miseres et les malheurs de la guerre. Königl. Kupferstich-Kabinett zu Stuttgart.

mäßig nachweisen. So hat man berechnet, daß Württemberg in den Jahren 1628—1650 einen Gesamtschaden von 3562285920 Mark nach heutigem Geldwert erlitten habe. Dasselbe Land soll im Jahre 1634 (vor der Nördlinger Schlacht) 313000 Einwohner, im Jahre 1641 noch 48000 gehabt haben. Das reiche Augsburg schmolz von nahezu 100000 auf 18000 zusammen. Olmütz zählte im Jahr 1630 etwa 30000, im Jahr 1650 noch 1675. In einzelnen Gegenden, z. B. in der pfälzischen Rheinebene, die vorher Deutschlands Juwel war, mag die Bevölkerung auf ein Zehntel der früheren Anzahl herabgesunken sein. Für ganz Deutschland kann man etwa annehmen, daß die Einwohnerzahl auf die Hälfte zurückging. Um sie wieder zu erhöhen, griff man nach dem Kriege zu seltsamen Hilfsmitteln. So bestimmte der fränkische Kreistag: jeder Mann darf zwei Frauen nehmen; aber keiner soll vor dem 60. Jahre in ein Kloster eintreten; die katholischen Geistlichen dürfen ebenfalls heiraten. — Viele Ortschaften waren ganz von der Erde verschwunden; ja man wußte manchmal nicht einmal mehr den Ort, wo das Dorf gestanden hatte. In Württemberg lagen 1654 noch 8 Städte, 45 Dörfer in Asche; 40000 Morgen Weinberge, 248000 Morgen Acker- und Gartenland waren unbebaut. Die Wüsten und Einöden, die heute noch, wenn auch nur dem Namen nach, vorhanden sind, stammen aus jener Zeit. In denjenigen Orten, die sich erhalten hatten, waren oft zwei Drittel der Häuser unbewohnt und zerfallen, so daß man sie niederreißen mußte; Gras wuchs auf den verödeten Straßen und Plätzen. So war durch die allgemeine Verwüstung die **Landwirthschaft** am härtesten getroffen; der Bauer, der das offene Land bewohnte, mußte die ganze Schwere dieser Kriegeszeit tragen. Die Wasserläufe waren nicht mehr geregelt, das Zug- und Nutzvieh weggetrieben, die Dorfhunde rotteten sich zusammen wie Herden von Raubtieren; Wölfe und Bären nahmen überhand. Der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen erlegte während seiner Regierung 3543 Wölfe und 203 Bären. Für die Wiederbebauung des Landes fehlte es an Arbeitskräften, und wo diese sich fanden, an Gelegenheit, die Erzeugnisse zu verkaufen; was an Bevölkerung den Jammer überlebt hatte, das war jeder Zucht und Arbeit entwöhnt. Viele von den Menschen, die den Westfälischen Frieden erlebten, waren im Dickicht der Wälder oder in Höhlen geboren und kannten nur vom Hörensagen einen Zustand der

Dinge, wo der Mensch ernten darf, was er gesät hat, wo er ruhig unter seinem Dache schlafen kann. Nur langsam erholte sich der Bauernstand von diesem Elend; in großen Teilen Deutschlands wurde er immer mehr rechtlos; in den Ländern östlich der Elbe verfiel er von jetzt ab größtenteils der Leibeigenschaft.

Nicht so schwer wie die Landwirtschaft war **Gewerbe und Handel** geschädigt; denn der Stadtbewohner hatte doch wenigstens den Schutz seiner Mauern und Gräben. Doch war das vorher so blühende Kunstgewerbe schwer getroffen, manche Industrien, vor allem Leineweberei und Tuchmacherei, für lange Zeit geschwächt. Und weil das bare Geld ebenso geraubt war wie die Kostbarkeiten, so fehlte den Handwerkern das Betriebskapital, um sich emporzuarbeiten. — Der deutsche Handel war vorher schon im Niedergang begriffen, weil der Weltverkehr aus dem Mittelländischen Meere in den Atlantischen Ozean verlegt worden war. Hier hat also der große Krieg nur eine Entwickelung beschleunigt, die vorher schon begonnen hatte. Die Erzeugnisse Indiens wurden nicht mehr von den venetianischen und genuesischen Handelsherren in den Mittelmeerhäfen verfrachtet und auf dem Landwege durch Deutschland nach Norden befördert, sondern die Holländer rissen allmählich den ganzen Zwischenhandel an sich und machten Amsterdam zur Erbin Antwerpens und Lissabons und Bremens. Deutschland gewann auch an dem neuen Welthandel seinen Anteil; aber da der Schutz eines starken Vaterlandes und einer Kriegsflotte fehlte, waren die deutschen Kaufleute auf fremden Schutz und auf fremde Flagge angewiesen. Die Welthandelshäuser der Fugger und Welser verlegten ihre Geschäfte in die neuen Handelsmittelpunkte, um nicht ganz umzukommen; die Hansa, vor der einst die Könige Skandinaviens gezittert hatten, schrumpfte allmählich zu einem Dreistädtebund zusammen, der nur noch ein Schatten der früheren Größe war. Im Binnenlande behaupteten Frankfurt a. M. und Leipzig durch ihre Messen immer noch eine geachtete Stellung; aber die Quellen des Reichtums versiegten auch hier, weil mit dem Handel zugleich die Industrie sank. Deutschland wurde wieder ein reines Ackerbauerland.

Das **geistige Leben** des deutschen Volkes war unter dem furchtbaren Drucke in einen Zustand der Erstarrung geraten. Mit Stumpfsinn und dumpfem Trotze ertrug man die Schwere

des Daseins, wo nicht ernster religiöser Sinn Trost gewährte. Die frühere Heiterkeit des deutschen Volkes, die Lust zu Scherz und Saitenspiel war wie ausgetilgt. Wie hätte man sich auch des Lebens freuen können, wo das Leben keinen Wert hatte und die Arbeit keine Frucht brachte? Die Verwilderung und Zuchtlosigkeit verpflanzte sich aus den Reihen der Heere in die Wohnungen der Bürger und selbst in die Bildungsanstalten. Bettlerscharen, Räuberbanden, Zigeunerhaufen durchzogen das Land und störten die Sicherheit. Aberglauben und Zauberei aller Art nahmen überhand und der Hexenglauben fand einen fruchtbaren Nährboden in der vergifteten Volksphantasie; die Opfer dieses entsetzlichen Wahnes sind nicht zu zählen; Personen jedes Alters, jedes Standes, jedes Bekenntnisses, jedes Geschlechtes wurden verbrannt. Auch die Alchimie, die den „Stein der Weisen" oder das „Lebenselixir" oder die Verwandlung unedler Metalle in edle suchte, wucherte bis in das Zeitalter der Aufklärung fort, namentlich an den Höfen der Fürsten, die bei kleinen Einnahmen einen großen Aufwand machten; doch hatte sie auch ihr Gutes, sofern sie zu mancher nützlichen Entdeckung führte (1669 Phosphor, 1709 Porzellan).

Das **Nationalgefühl** des deutschen Volkes war vollständig zerstört. Im Reformationszeitalter war man stolz darauf gewesen, ein Deutscher zu sein, jetzte schämte man sich, dieser ohnmächtigen, verachteten Nation anzugehören, und gewöhnte sich an ein scheues, bedientenhaftes Wesen. Bis auf den heutigen Tag hat das deutsche Volk sein früheres Selbstbewußtsein nicht wieder gefunden. Man vergaß vollständig die Pflichten, die der einzelne seinem Vaterlande gegenüber hat. Das deutsche Volk hatte von Anfang an eine besondere Gabe, auf fremde Art einzugehen; diese Gabe hat viel Segen gestiftet; damals aber wurde sie zum Fluche. In den hohen und niederen Kreisen begann jene gedankenlose Nachahmung des Fremdländischen, die uns zu einem Spott der Völker gemacht hat. Es begannen jene Reisen der Reicheren und Vornehmeren nach Paris, wo allein wahre Bildung zu Hause sei. Allerdings war die französische Kultur jenes Zeitalters der deutschen an Feinheit und Vielseitigkeit weit überlegen; aber man beschränkte sich nicht darauf, das Gute zu lernen, sondern man ahmte die Franzosen urteilslos in allen Dingen nach. In Kunst und Wissenschaft, in Sitte, Tracht, Mode, Militär, Baustil, Gartenkunst, Vergnügen, Tanz, Spiel:

überall war Paris das Vorbild; man kleidete sich und belustigte sich, man tanzte und baute wie die Franzosen. Als Frankreich später seine Thüren- und Fenstersteuer erhielt und infolgedessen möglichst fensterlose Häuser baute, da hatte man in Deutschland nichts Eiligeres zu thun, als auch solche Troglodytenwohnungen zu bauen, obgleich es hier keine Fenstersteuer gab. Es war die Zeit der Fremdländerei, des à la mode-Wesens, der gepuderten Haare, der Reifröcke, der Galanteriedegen. Unter dieser Nachahmungssucht litt auch die Sprache und Litteratur. Die oberen Kreise sprachen nur französisch; die unteren Kreise, die das nicht konnten, suchten ihr Deutsch wenigstens mit möglichst vielen fremden Worten und Wendungen zu durchsetzen, um für gebildet zu gelten. Eine wahre Flut von französischen, italienischen, ja sogar spanischen Ausdrücken brach herein, und das deutsche Volk hatte nicht die Kraft der Abwehr, ja nicht einmal die Kraft der Umdeutschung. So entstand das entsetzliche Kauderwelsch, das die Sprachgesellschaften, die selbst wieder eine Nachahmung eines italienischen Vorbildes sind, vergeblich zu bekämpfen sich bemühten.

Die **Litteratur** des siebzehnten Jahrhunderts steht ganz unter dem Zeichen der Nachahmung. Die volkstümliche Dichtung, die im sechzehnten Jahrhundert einen so erfreulichen Anlauf genommen hatte, war schon durch den Einfluß des Humanismus in den Hintergrund gedrängt worden. Jetzt verstummte sie vollständig. Die Poesie kam in die Hände der Gelehrten, diese aber sahen mit Verachtung herab auf alles Volkstümliche, Deutsche; sie suchten das Heil nur bei den Griechen und Römern, aber nicht bei diesen unmittelbar, sondern bei den französischen, holländischen, italienischen, ja spanischen Nachahmern der Griechen und Römer. So wurde die deutsche Litteratur in Stoffen und Formen abhängig von fremdem Schrifttum; weil aber dieses Schrifttum vom Geiste der Renaissance erfüllt war, so drang jetzt der Renaissancestil auch in die deutsche Litteratur ein. Martin Opitz (1597—1639) wurde durch sein Büchlein „Von der deutschen Poeterei" (1624) der Reformator, der die französisch-holländisch-römischen Dichtungsformen ins Deutsche übertrug und dadurch eine neue Periode einleitete. An ihn schließt sich die erste schlesische Dichterschule an (Paul Flemming, Friedrich von Logau, Simon Dach, Verfasser der „Anke von Tharau", Andreas Gryphius), die hauptsächlich nach Reinheit der Form

strebte, während die zweite schlesische Schule den berüchtigten Schwulst und Bombast aufbrachte, den sie bei den Spaniern gelernt hatte (Hofmann von Hofmannswaldau, Kaspar von Lohenstein). So ist das siebzehnte Jahrhundert auch für die Litteratur eine traurige, unfruchtbare, trübe Zeit, die nur einen Lichtpunkt aufzuweisen hat, das evangelische Kirchenlied, das mitten in der Zeit der gemachten und erlogenen Empfindungen wahre, ergreifende Herzenstöne fand. Der größte und fruchtbarste Kirchenliederdichter, Paul Gerhardt (1607—1676) hat mitten unter den Drangsalen des großen Krieges jene schlichten, innigen, frommen Lieder gesungen, die seitdem Millionen von Christen erbaut und getröstet haben.

Die deutsche **Baukunst** nahm zwar einen großen Aufschwung, am meisten durch die Prachtbauten, welche die kleinen Landesherren in ihren kleinen Hauptstädten eben auch haben wollten; aber der Stil, in dem diese errichtet wurden, kam auch vom Ausland; es ist der Barock- oder Schnörkelstil (baroque = schiefrund, verschoben, unregelmäßig), der geschweifte und gekrümmte Linien, große Raumentfaltung und übertriebene Dekoration liebt.

Mit dem oben erwähnten Aberglauben stand es im Zusammenhang, daß die **allgemeine Volksbildung** tief gesunken war. Die Schulen standen leer, die Zahl der Lehrer und Geistlichen war vermindert. Nur langsam erhob sich das Schulwesen aus dem allgemeinen Niedergang. In den nächsten Jahrhunderten waren die Volksschullehrer fast überall dem niederen Handwerkerstand entnommen oder den dienstunfähigen Soldaten. Diese Leute gaben den Unterricht gewöhnlich in ihrer eigenen Behausung und trieben nebenbei noch ihre Hantierung. In den Mittelschulen wurde Theologie und klassisches Altertum durch Realien und lebende Sprachen etwas verdrängt, bis der Neuhumanismus den klassischen Studien wieder zur maßgebenden Stellung verhalf. Sehr hoch gewertet wurde auch die äußere Bildung, die Fertigkeiten eines Kavaliers, zu denen die Söhne vornehmer Familien planmäßig erzogen wurden, oft in besonderen Ritterakademien. Diese Hochschätzung der höfischen Bildung hing damit zusammen, daß von 1648 ab die kleineren Fürstenhöfe überhaupt die Träger der Kultur wurden. Hier sammelte sich das geistige Leben wie in einem Brennpunkte und seine Hauptvertreter waren die Adeligen, die an den Höfen lebten,

sowie die hohen Beamten und Gelehrten, die von unten herauf in diese Kreise hineinwuchsen und, um gleichberechtigt zu werden, geadelt wurden. So wurde der deutsche Adel nach dem Vorbilde Frankreichs ein Hofadel und ihm stellte sich als Nebenbuhler der Briefadel zur Seite. Das neue höfische Bildungsideal, das so entstand, ist verkörpert in Gottfried Wilhelm Leibniz (1646—1716), einem der vielseitigsten Köpfe aller Zeiten; er ist als Philosoph bedeutend durch seine „Monadenlehre", als Mathematiker durch Erfindung beziehungsweise Verbesserung der Differentialrechnung, als Historiker durch Begründung einer quellenmäßigen Durchforschung des deutschen Mittelalters; er war in England und Frankreich ebenso zu Hause wie in Deutschland und gab den Fürsten seiner Zeit, um deren Gunst er buhlte, immer neue Ratschläge zur Förderung der Kultur. Ein durchaus moderner Kopf wie Leibniz war auch Christian Thomasius (1655 bis 1728), der die Hexenprozesse und die Folter bekämpfte und zuerst den Mut hatte, seine Vorlesungen in deutscher Sprache zu halten; wegen seiner freisinnigen Anschauungen mußte er aus Leipzig weichen, fand aber alsbald eine Anstellung an der Universität in Halle, die überhaupt die Zufluchtsstätte einer freieren Geistesrichtung war. Hier wirkte auch August Hermann Francke (1663—1727), der Urheber der großartigen „Franckeschen Stiftungen", Hauptvertreter des Pietismus. Dem unfruchtbaren Buchstabenglauben der protestantischen Theologie stellte er wahre Herzensfrömmigkeit und werkthätige christliche Nächstenliebe gegenüber.

Ein packendes Lebens- und Sittenbild aus den Tagen des dreißigjährigen Krieges gibt uns der Abenteurerroman **„Simplicissimus"**. Sein Verfasser ist H. J. Grimmelshausen (etwa 1625—1676), der wahrscheinlich als Troßknecht den Krieg von 1635 ab selbst mitgemacht und erst später seine Bildung durch Reisen vervollständigt hat. Er starb als Amtmann in Renchen, wo man ihm 1879 ein Denkmal errichtet hat. Der Simplicissimus ist Entwickelungsgeschichte und Weltbild zugleich, ein aus den eigenen Erfahrungen und Erlebnissen des Verfassers herausgewachsenes Kunstwerk, das alle Erzeugnisse des siebzehnten Jahrhunderts durch Frische, Kraft und Anschaulichkeit seiner Bilder übertrifft. So schildert er im vierten Kapitel des ersten Buches die Plünderung des väterlichen Hofes also: „Das erste, was diese Reuter thaten und in den schwarz gemalten Zimmern

meines Knans (Vaters) anfingen, war, daß sie ihre Pferde in sie einstellten. Hernach hatte jeder seine besondere Arbeit zu verrichten, deren jede lauter Untergang und Verderben anzeigte. Etliche fingen an zu metzgen, zu sieden und zu braten, als sollte ein lustig Bankett gehalten werden. Etliche durchstachen Heu und Stroh mit ihren Degen, als ob sie nicht Schaf und Schwein genug zu stechen gehabt hätten; etliche schüttelten die Federn aus den Betten und fülleten hingegen Speck und anderes dürres Fleisch und sonst Gerät hinein, als ob alsdann besser darauf zu schlafen gewesen wäre. Andere schlugen Oefen und Fenster ein, gleichsam als hätten sie einen ewigen Sommer zu verkündigen. Den Knecht legten sie gebunden auf die Erd, steckten ihm ein Sperrholz ins Maul und schütteten ihm einen Melkkübel voll garstig Mistlachenwasser in den Leib; das nannten sie einen schwedischen Trunk. Da fing man erst an, die Steine von den Pistolen und hingegen anstatt deren der Bauern Daumen aufzuschrauben und die armen Schelmen so zu foltern, als wenn man hätte Hexen brennen wollen, maßen sie auch einen von den gefangenen Bauern bereits in den Backofen steckten und mit Feuer hinter ihm her waren, ohnangesehen er noch nichts bekannt hatte."

So war also die blühende Kultur, die Deutschland vordem besessen hatte, durch den großen Krieg zerstört; ein Riß war durch die deutsche Geschichte gemacht, so tief, daß alles, was jenseits des Krieges liegt, aus dem Bewußtsein des Volkes geschwunden ist, ausgenommen nur den Bauernkrieg. In manchen Beziehungen mußte die Kulturarbeit wieder von vorne begonnen werden. Das deutsche Vaterland war ein ungeheurer Trümmerhaufe, „ein Körper, der aus 1000 Wunden blutete". Und doch lebte in dem geknickten, zerbrochenen Volke eine solche Lebenskraft, daß es sich von dem ungeheuren Sturze wieder erholte. Der Mut war gebeugt, aber nicht gebrochen. Langsam öffneten sich jene Quellen und Brunnen, aus denen unserem Volke neue Kraft und Gesundheit zuströmte: die deutsche Frömmigkeit, die deutsche Vaterlandsliebe, der deutsche Unternehmungsgeist und vor allem der deutsche Familiensinn, der auch in den trübsten Tagen dem deutschen Hause noch eine gewisse Innigkeit des Lebens erhalten hatte. Daß aber unser Volk von den Schlägen dieses Krieges sich erholt und alle die tausend Wunden geheilt hat, das ist der sichere Beweis, daß diesem Volke ungewöhnliche Lebenskräfte innewohnen.

Neue Zeit.

* * Sechster Zeitraum. Das Zeitalter * * Ludwigs XIV. und Peters des Grossen.

I. Französische Geschichte bis 1700

1. Die Regentschaft der Königin Maria von Medici.

Der gewaltsame Tod des Königs Heinrich IV. war für Frankreich ein großes Unglück. Fast alle seine Schöpfungen gingen nach und nach zu Grunde. Sein ältester Sohn, Ludwig XIII., war erst neun Jahre alt; die Königin-Witwe, Maria von Medici, der mit Uebergehung der nächsten Verwandten (Prinzen von Condé) vom Parlament die Vormundschaft und Regentschaft übertragen worden war, führte eine Günstlingsherrschaft und suchte durch Erteilung von Lehensgeldern, Geschenken und einträglichen Stellen sich einen Anhang zu verschaffen. Sie stand ganz unter dem Einfluß ihrer florentinischen Hofdame Galigai und des Gemahls derselben, **Concini,** der mit königlichem Gelde die Markgrafschaft d'Ancre in der Picardie kaufte und später die Würde eines Marschalls von Frankreich und eines Gouverneurs von Amiens erhielt. Diese Günstlinge und die Königin selbst gingen mit den Einkünften des Reiches um, als ob sie ihr freies Eigentum wären, so daß der ehrliche Sully, der sein treffliches Verwaltungs- und Finanzsystem der Vernichtung preisgegeben sah, im Jahre 1611 sich von der Königin verabschiedete und auf seine Besitzung in Poitou sich zurückzog. Der Prinz von Condé und die anderen Prinzen, die unter dem Schein eines staatlichen Interesses nur für ihren persönlichen Nutzen sorgten, verlangten in einer gemeinsamen

Maria von Medici, Regentin von Frankreich.

Nach einem Gemälde von A. van Dyck in der Pinakothek zu München. (Mit Genehmigung der Verlagsfirma Franz Hanfstaengl in München.)

Beschwerdeschrift vollen Einfluß auf die Regierung, Teilnahme an dem Geheimenrat und Einberufung der Reichsversammlung. Die Regentin machte den Prinzen einige Zugeständnisse, und im Jahre 1614, nachdem Ludwig für volljährig erklärt worden war, wurde die Reichsversammlung zum letztenmal einberufen, um erst nach 175 Jahren wieder zusammenzukommen. Die Verschleuderung der Staatsgelder und die Verkäuflichkeit der Beamtenstellen bildeten die Hauptbeschwerden der Versammlung. Auch das Pariser Parlament, das heißt der oberste Gerichtshof, der alle Steueredikte und Gesetze in seine Register einzutragen hatte, schloß sich dieser Gegenpartei an. Die Unzufriedenheit wurde vermehrt durch die gleichzeitige Vermählung des Königs Ludwig mit der spanischen Prinzessin Anna und seiner Schwester Elisabeth mit dem Prinzen Philipp von Spanien (25. November 1615), wodurch die im Gegensatz zur vorigen Regierung sich kundgebende Hinneigung der französischen Politik zu Spanien und zu Rom befestigt zu werden schien.

Die allgemeine Unzufriedenheit der Franzosen über eine so nichtswürdige Regierung veranlaßte einen Aufruhr, an dessen Spitze der Prinz Condé stand. Um diesen zu beschwichtigen, wurden in dem Vertrage von Loudun (6. Mai 1616) den Prinzen und den mit ihnen verbündeten Hugenotten weitere Zugeständnisse gemacht; da aber die Versprechungen nicht gehalten wurden, so rüstete sich Condé zum Kriege, um die Regentin, die bei der Unfähigkeit des Königs immer noch den Vorsitz im Ministerrat führte, und ihre Günstlinge vom Hofe zu entfernen und die Regierung in die Hände der französischen Aristokratie zu bringen. Aber auf Betreiben des Marschalls d'Ancre wurde Condé verhaftet und in die Bastille geführt, dann aber der scheinbar Allmächtige durch einen neuen Emporkömmling gestürzt und getötet. **Karl von Luynes**, der Spielgenosse und Gesellschafter des Königs, reizte diesen gegen seine Mutter und deren Günstlinge auf und drang in ihn, die Regierung selbst zu übernehmen, im Gedanken, daß er dann die Rolle Concinis spielen könnte. Ludwig gab zunächst seine Einwilligung zur Ermordung des Marschalls. Als dieser am 24. April 1617 sich in den Louvre begab, wurde er auf der Schloßbrücke von einem Hauptmann der Leibgarde für verhaftet erklärt und von diesem und dessen Bruder mit zwei Pistolenschüssen niedergestreckt. Welchen Grad die Wut eines gedrückten Volkes

erreichen kann, sah man auch hier. Man hatte d'Ancres Leichnam still in einer Kirche begraben; aber der Pöbel erfuhr nicht so bald den Begräbnisort, als er in großen Scharen dahin stürmte, ihn herausriß, durch die Straßen schleppte, an einen Galgen hängte, den er selbst hatte er-

Ermordung des Marschalls d'Ancre.
Nach einem Kupferstich in der Nationalbibliothek des Louvre zu Paris.

bauen lassen, dann das Herz ausriß, das Fleisch in Stücke zerschnitt, alles in einem großen Feuer verbrannte und endlich Asche und Knochen in die Seine warf. Luynes ließ nun auch die Marschallin Leonora Concini gefangen nehmen und ihr den Prozeß machen. Die Königin-Mutter, ihrer Ver-

trauten und Ratgeber beraubt, von dem eigenen Sohne aufs gleichgültigste behandelt, zog sich nach Blois zurück. Bald darauf wurde die Marschallin von Ancre vom Parlament der Zauberei für schuldig erklärt und zum Tode verurteilt. Sie wurde enthauptet und ihr Leichnam verbrannt. Luynes erhielt Reichtümer und Würden. Die alten Minister Heinrichs IV. übernahmen wieder die Geschäfte, standen aber unter dem Einfluß des allmächtigen Günstlings Luynes.

2. Ludwig XIII. und Kardinal Richelieu.

Hatten die Adelspartei und das Volk über den Sturz des Marschalls gejubelt und große Hoffnungen für die Reform der Staatsverwaltung daran geknüpft, so hatten sie sich getäuscht. Es war nur ein Wechsel der Personen, die Regierung wurde nicht besser als vorher. Luynes, zum Herzog und Connetable erhoben, verfügte nach Willkür über die Staatskasse und über die Aemter, so daß die Adelspartei ihn bald ebenso haßte als früher den Marschall d'Ancre und sich wieder der Königin-Mutter zuwandte.

An Stelle des immer noch verhafteten Condé trat der reiche und mächtige Herzog von Epernon an die Spitze der Aristokratie. Maria von Medici bat ihn um Hilfe und Schutz. Zunächst sorgte er dafür, daß ihr die Flucht aus Blois möglich wurde. In der Nacht vom 21. zum 22. Februar 1619 ließ sich die Gemahlin Heinrichs IV. an einer Strickleiter aus einem Fenster des Schlosses herab und wandte sich von da nach Angoulême, wo Epernon Statthalter war. Von Loches aus schrieben sie und Epernon an den König; beide rechtfertigten sich und legten ihre Beschwerden und Forderungen vor. Die Zusammenkunft, die Ludwig mit seiner Mutter in Tours hatte, führte zu keiner Versöhnung.

Man hatte nun zwei Höfe in Frankreich, den königlichen in Paris und den der Königin-Mutter in Angers. Um letzterer die Spitze bieten zu können, gab Luynes dem Prinzen von Condé die Freiheit. Er zog mit ihm gegen die Truppen der Königin, die unter den Herzogen von Epernon und von Mayenne standen. Nach einem unbedeutenden Treffen wurden Unterhandlungen angeknüpft. Aber die gekränkte Herrscherin wies alle Vermittelungsvorschläge zurück. Da suchte man am Hofe nach einem Manne, der Klugheit und Einfluß

genug besäße, um die Königin umzustimmen. Man fand ihn bald in Richelieu.

Armand Jean Duplessis, Herr von Richelieu, geboren am 5. September 1585, war anfangs für den Militärdienst bestimmt, widmete sich aber bald dem geistlichen Stande, weil er Aussicht auf das Bistum in Luçon hatte. Nachdem er Theologie studiert und den Doktorhut der Sorbonne sich erworben hatte, wurde er im Alter von 22 Jahren zum Bischof von Luçon ernannt. Von dem Klerus von Poitou im Jahre 1614 in die Reichsversammlung geschickt, hatte er Gelegenheit, mit dem Hofe in Verbindung zu treten und seinem hochstrebenden Ehrgeize eine erste Befriedigung zu verschaffen. Maria von Medici machte ihn zum Almosenier, und der Marschall d'Ancre übertrug ihm das Departement des Krieges und des Auswärtigen. Nach dem Sturze des letzteren verlor auch er seine Stelle; er wurde zuerst in sein Bistum und dann nach Avignon verwiesen. Als nun unter dem Ministerium Luynes Mutter und Sohn mit bewaffnetem Anhang sich gegenüberstanden, da begab er sich scheinbar aus eigenem Antrieb in das Lager der Mutter, und bald gelang es seiner überlegenen Klugheit und Beredsamkeit, die Königin zu beruhigen. In einem Vertrage (10. August 1620) wurde ihr unter günstigen Bedingungen die Rückkehr nach Paris gestattet. Der Lohn für dieses Versöhnungswerk sollte der Kardinalshut sein, den ihm Luynes versprochen hatte. Aber diese kirchliche Würde und den Wiedereintritt ins Ministerium erhielt er erst, als Luynes gestorben war. Das geschah während eines neuen Hugenottenkrieges, der wegen Verletzung des Ediktes von Nantes ausgebrochen war (1620—21). Nachdem die Huge-

Kardinal von Richelieu.
Nach einem Gemälde von Philippe de Champaigne.
(Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie., Dornach i. Els., Paris und New York.)

notten und die mit ihnen verbündete aufrührerische Adelspartei eine Zeit lang ohne Kraft und Erfolg gekämpft hatten, leisteten die Festungen Montauban und Montpellier zähen Widerstand, so daß der König mit großen Verlusten wieder abziehen mußte. Dieser Ausgang erschütterte die Stellung des allmächtigen Ministers Luynes. Doch erlebte er seinen Sturz nicht mehr. Im Lager vor Monheur starb er an einem Fieber im 43. Jahre seines Alters (14. Dezember 1621), dem König selbst zur Freude; denn er hatte diesen zuletzt so übermütig behandelt, daß er der König und der schüchterne Ludwig sein Diener zu sein schien. Aber dieser Mann mußte es noch in seinen letzten Tagen empfinden, wie wenig ein bloß äußeres Ansehen ohne innere Würde vermag; denn seine Kreaturen warteten nicht einmal auf seinen Tod, um ihn zu verlassen; in den beiden letzten Tagen seiner Krankheit war sein Zimmer fast beständig leer, die Thüren standen offen, niemand kümmerte sich um ihn, sein Zelt wurde von seiner Umgebung ausgeplündert. Ja, als sein Leichnam nach Maille in der Touraine, dem Hauptort seines kleinen sogenannten Herzogtums, abgeführt wurde, sah man nicht selten anstatt betender Geistlichen, die ihn hätten begleiten sollen, ein paar Bediente während des Pferdefütterns auf seinem Sarge Pikett spielen.

Nach dem Tode Luynes' kehrte Maria von Medici, die Luynes vom Staatsrate ferne gehalten hatte, wieder nach Paris zurück. Richelieu, 1622 zum Kardinal erhoben, war in ihrem Gefolge. Der Hugenottenkrieg, in dem keiner von beiden Teilen große Erfolge hatte, schloß mit dem Friedensvertrag von Montpellier (19. Oktober 1622), worin den Hugenotten ihre durch das Edikt von Nantes gewährleisteten Rechte und Freiheiten gelassen, die Zahl ihrer festen Sicherheitsplätze aber vermindert wurde. Eine Veränderung im Ministerium brachte den Finanzminister La Vieuville an die Spitze, und diesen beredete die Königin-Mutter, ihren Schützling, den Kardinal Richelieu, in den Staatsrat aufzunehmen. Dies geschah am 29. April 1624. Vieuville, dessen geistige Begabung seiner hohen Stellung nicht entsprach, willfahrte der Königin in der Hoffnung, den neuen Minister leiten zu können. Darin täuschte er sich. Kaum saß Richelieu im Staatsrate, so war es auch entschieden, daß er die erste Stelle haben müsse. Er stürzte also mit Hilfe der Königin-

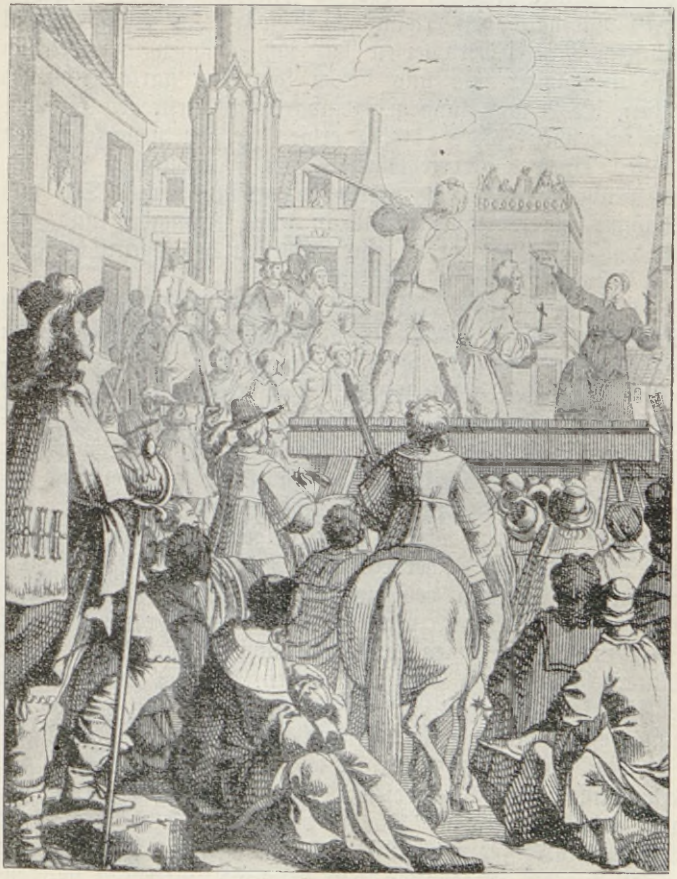
Mutter den Kanzler Vieuville und übernahm selbst die Leitung der Geschäfte. Damit beginnt ein neuer Zeitabschnitt in der Geschichte Frankreichs.

Unter der Regentschaft der Maria Medici waren die dem Königtum widerstrebenden Partikulargewalten, namentlich Adel und Hugenotten, in gefahrdrohender Weise wieder erstarkt, und nach außen hatte man Anlehnung an die spanischen Habsburger gesucht. Die Politik der Mediceerin stand also im Gegensatz zu der Heinrichs IV., der im Innern die königliche Allgewalt angestrebt und nach außen eine habsburgfeindliche Politik befolgt hatte. Für den neuen Minister erhob sich nun die Frage, ob er nach den Wünschen seiner bisherigen Gönnerin regieren, oder ob er zu den Bahnen zurückkehren wolle, die Heinrich IV. gewandelt war. — Richelieu hatte nicht etwa bei Uebernahme der Regierung ein klares, umfassendes Programm; er war nicht von vornherein der fertige Staatsmann; vielmehr entschied er von Fall zu Fall und hörte anfangs auch fremden Rat. Aber seine innere Politik zeigte schon in ihren frühesten Maßnahmen das Bestreben, alle selbständigen Mächte im Staate niederzuwerfen und vor der königlichen Gewalt zu beugen; und auch seine äußere Politik verfolgte immer entschiedener das Ziel, die habsburgische Uebermacht zurückzudrängen und durch die französische zu ersetzen. Für diesen schwierigen Doppelkampf war der Kardinal vorzüglich ausgerüstet; er besaß den klaren, vorausschauenden Blick, der die zu erwartenden Folgen zum voraus ermißt, die sichere Menschenkenntnis und Menschenverachtung, die der haben muß, der die Menschen beherrschen will, die eiserne Willenskraft, die vor keinem Hindernis, aber auch vor keinem Mittel zurückschreckt.

Sobald er die Regierung übernommen hatte, griff er mit Macht in die äußere und innere Politik ein. Die spanischen und päpstlichen Truppen, die das Veltlin besetzt hatten, um die Verbindung zwischen Italien und Süddeutschland aufrechtzuhalten, wurden zum Abzug genötigt und das katholische Ländchen dem protestantischen Graubünden zurückgegeben (1624), freilich nur bis 1626, wo es wieder an Spanien kam; die Unterwerfung der Hugenotten unter die königliche Gewalt wurde im Staatsrat beschlossen und der (erste) Krieg sofort (1625) begonnen. Aber schon am 5. Februar 1626 schloß Richelieu Frieden mit ihnen, da die Verhältnisse in Deutschland ihm Vorsicht geboten und er eine gegen ihn ge-

richtete **Adelsverschwörung** sich bilden sah. Denn der Adel wollte selbst die Regierung führen, nicht von der Willkür eines Kardinals abhängig sein. Da man dem schwachen Könige weder ein langes Leben noch eine Nachkommenschaft zutraute, so schlossen sich viele an seinen Bruder und wahrscheinlichen Nachfolger, den Herzog Gaston von Anjou, an, welchen Maria von Medici und Richelieu mit der schönen und reichen Herzogin von Montpensier (aus dem Hause Guise) zu vermählen suchten, um sich diese als künftige Königin zu verbinden. Der Herzog war dieser Ehe anfangs gar nicht abgeneigt, bis seine Vertrauten ihm erklärten, Richelieu wolle ihn dadurch zu seinem Sklaven machen; auch sei es für einen künftigen Monarchen nicht passend, eine Unterthanin zu heiraten. Die Adelsverschwörung bezweckte die Entfernung Richelieus und die Uebertragung der Staatsgeschäfte an Gaston. Es wurde verabredet, Richelieu unter dem Vorwand einer Jagd auf seinem Landgut Fleury zu besuchen und ihn entweder zu töten oder mit vorgehaltenen Dolchen zu entehrenden Versprechungen zu zwingen. Allein der Graf von Chalais, der mit in das Geheimnis eingeweiht war, suchte auch den Kommandeur von Valençai hineinzuziehen, und dieser machte dem Kardinal Anzeige davon. Die Jäger fanden unvermutet das Schloß zu Fleury mit starken Wachen besetzt. Auf königlichen Befehl wurden der Graf von Chalais, der Herzog von Vendôme und dessen Bruder, der Großprior von Bourbon (beide natürliche Söhne Heinrichs IV.), gefangen gesetzt; der Marschall von Ornano, Gastons vormaliger Hofmeister, war bereits früher eingezogen. Der letztere starb im Gefängnisse zu Vincennes. Dem Grafen von Chalais wurde der Prozeß gemacht und die Todesstrafe gegen ihn ausgesprochen. Er sollte zu Nantes, wo er gefangen saß, enthauptet werden. Seine Freunde bestachen den Scharfrichter von Nantes, daß er sich wie zufällig entfernte. Allein Richelieus unwiderruflicher Befehl verlangte, daß das Urteil an demselben Tage, da es dem Gefangenen angekündigt würde, auch vollzogen werden sollte. Daher trug man zwei Verbrechern, denen man dafür Begnadigung versprach, das Amt des Scharfrichters auf. Dadurch wurde für den armen Grafen die Hinrichtung sehr schmerzlich; denn er erhielt gegen 20 Hiebe, ehe der Kopf herunterfiel. Der Herzog von Anjou, ein fast ebenso großer Schwächling als der König, fügte sich nun dem Willen des Kardinals;

er versöhnte sich dem Scheine nach mit ihm und dem Könige, willigte in die Heirat mit der Prinzessin von Montpensier und erhielt eine bedeutende Apanage, sowie das Herzogtum Orleans, nach dem er von nun an den Namen führte. Am



Hinrichtung des Grafen von Chalais.
Nach einem alten Kupferstich.

5. August 1626 ging die Vermählung vor sich. — Dies war der erste jener zahllosen Anschläge, die von der herrsch- und eifersüchtigen Aristokratie gegen Richelieu unternommen wurden und die „wie ein stetes Ungewitter" sein Leben begleiteten.

Richelieu hatte in diesem Kampfe alles vermieden, was seine Herrschsucht hätte bloßstellen können; ja, er hatte die Verstellung so weit getrieben, daß er um seine Entlassung bat, „da er sehe, daß man ihm das Glück, mit dem Vertrauen Seiner Majestät beehrt zu sein, gar zu sehr beneide." Diese List hatte den erwünschten Erfolg. Der König sowohl als seine Mutter versicherten ihm, daß er ihnen unentbehrlich und unschätzbar sei, und ließen ihm eine starke Leibwache geben, die er nach langem scheinbarem Widerstreben annahm. Im folgenden Jahre (1627) erhielt er den neugeschaffenen Posten eines Oberbefehlshabers der französischen Marine, so wenig er auch vom Seewesen verstand, und Sitz und Stimme im Parlament und in allen Kammern und Gerichtshöfen. Von jetzt an war Richelieu der eigentliche Herr und Gebieter in ganz Frankreich.

Nach dem ersten Siege über die ihres Einflusses beraubte Aristokratie nahm Richelieu den **Kampf gegen die Hugenotten** mit neuer Kraft auf; denn im Kampfe — so hoffte er — werde auch die Kraft erstarken. Doch leiteten ihn dabei nicht religiöse, sondern ausschließlich politische Gründe. Die Hugenotten bildeten seit den Zeiten Heinrichs IV. im Süden und Westen des Reiches einen Staat im Staate, einen fast unabhängigen Sonderbund mit bedeutenden Vorrechten, mit eigenen Festungen, eigenem Heere, eigenen Führern (Soubise und Rohan); ihre Sicherheitsplätze waren republikanische Gemeinwesen inmitten des monarchischen Staates. So lange diese Macht bestand, war der König von Frankreich nicht Herr in seinem eigenen Lande und nicht im stande, eine große Unternehmung nach außen zu wagen. Darum war Richelieu entschlossen, die politische Macht der Hugenotten zu brechen, um dieses Hindernis der fürstlichen Allgewalt zu beseitigen.

Der Friede von 1626 (s. S. 139) war eigentlich nur ein Waffenstillstand gewesen, dessen Bedingungen nicht einmal gehalten wurden. Darum brach schon 1627 **der zweite Hugenottenkrieg** aus (1627—29), in welchem Richelieu von Spanien, die Hugenotten von England unterstützt wurden. Buckingham, der allmächtige Günstling und Minister Jakobs I., erschien mit 100 Schiffen vor der kleinen Insel Rhé bei Larochelle, und rief die französischen Hugenotten zu den Waffen. Ehe diese aber sich gesammelt hatten, war Buckingham gezwungen, mit Schmach abzuziehen, und Richelieu konnte nun den entscheidenden Schlag gegen Larochelle führen, das

Hauptbollwerk der französischen Protestanten (November 1627). Während der Prinz von Condé den Krieg in Languedoc leitete, übernahm der Kardinal selbst, begleitet vom Könige, die Belagerung von Larochelle, das er mit 20000 Mann einschloß. So wurde der Kardinal und Admiral auch noch General. Mehrere kleinere Plätze wurden erobert, Rochelle selbst durch ungeheure Verschanzungen von der Landseite eingeschlossen; denn die Festungswerke der Stadt schienen so unüberwindlich, daß man kein anderes Mittel sah, als die Besatzung auszuhungern. Um auch von der Seeseite her die Zufuhren zu versperren, that Richelieu, was Alexander vor Tyrus gethan hatte; er ließ nämlich quer durch den Kanal, der von der Stadt nach dem Hafen führte, einen festen Damm ziehen, der als ein Meisterwerk der Wasserbaukunst bewundert und vor seiner Vollendung für unmöglich gehalten wurde. Jetzt verzweifelten die Belagerten selbst an ihrer Rettung; denn eine zweite englische Flotte, die im Mai 1628 vor dem Hafen erschien, kehrte, ohne einen Angriff zu wagen, bald wieder um, was die Aufregung in England so steigerte, daß Buckingham am 23. August 1628 ermordet wurde.

Schon im März dieses Jahres war die Hungersnot in der Stadt so hoch gestiegen, daß die Herzogin von Rohan und ihre Tochter nichts als Pferdefleisch und höchstens drei oder vier Unzen Brot täglich zu sich nahmen; aber da die Prediger fortfuhren, das Volk zur Standhaftigkeit im Glauben zu ermahnen, so war von Uebergabe immer noch keine Rede. Den höchsten Heldenmut bewies Johann Guiton, ein Mann von kleinem Körper, aber entschlossener Seele. Man bat ihn einmütig, nachdem die Belagerung schon ein halbes Jahr gedauert hatte, in dieser Not das Bürgermeisteramt zu übernehmen. Er sträubte sich lange; endlich sagte er (4. März 1628): „Weil ihr's denn haben wollt, so will ich Bürgermeister sein, aber unter der Bedingung, daß es mir erlaubt sei, dem ersten, der von Uebergabe spricht, den Dolch in die Brust zu stoßen. Mir selbst soll man dies thun, sobald ich dazu geneigt werden sollte, und ich verlange, daß zu diesem Zweck dieser Dolch hier auf dem Tische liegen bleibe." Er behielt diese Gesinnung bis ans Ende. Als der Mangel schon sehr zugenommen hatte, zeigte ihm jemand eine matt vorüberschleichende, vom Hunger ganz abgezehrte Person. Guiton antwortete: „Und das befremdet Sie noch? Es wird uns beiden ebenso gehen, wenn

wir keine Hilfe bekommen." Ein anderer sagte ihm: „Es sterben so viele Leute Hungers, daß bald niemand mehr da sein wird." „Immerhin," sagte Guiton, „wenn nur einer zum Thorsperren übrig bleibt."

So hielt sich die Stadt noch sieben Monate. Immer hoffte sie noch auf Entsatz von den Engländern, und wirklich erschien am 19. September 1628 eine der schönsten englischen Flotten; aber widrige Winde, Nachlässigkeit des Befehlshabers und schlechter Wille der Engländer überhaupt bewirkten, daß die ganze Flotte unverrichteter Sache wieder abzog, nachdem sie die französische einen Tag lang (3. Oktober) beschossen hatte. Da blieb den Einwohnern nichts mehr übrig, als nach einer vierzehnmonatlichen Einschließung sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Die Besatzung, die nur noch aus 64 Franzosen und 90 Engländern bestand, erhielt freien Abzug, die Offiziere mit ihren Waffen, die Gemeinen mit weißen Stäben. Kraftlos und hohläugig wie Schatten wankten sie zum Thore hinaus. Am 30. Oktober 1628 zog die französische Leibwache ein. Am Thore fand man den braven Guiton, der die Schlüssel mit einer kurzen Anrede überreichte, worauf ihm der Marschall von Schomberg ankündigte, daß sein Amt und alle Freiheiten der Stadt aufgehoben seien. Zur Verhütung der Plünderung waren die strengsten Befehle gegeben. Dagegen fielen die Einwohner die einziehenden Soldaten an, um ihnen das an ihren Bandelieren hängende Brot zu entreißen, und diese, durch den traurigen Anblick gerührt, wehrten sich nicht, sondern gaben es freiwillig hin.

Der König konnte erst am 1. November seinen Einzug halten, weil die Stadt so voll von Pestgeruch und Unreinigkeit war, daß man mehrere Tage brauchte, um sie zu säubern. Die Zahl derer, die dem Hunger und den übrigen Leiden der Belagerung erlegen waren, berechnete man auf 15000. Von diesen lagen viele noch unbegraben in ihren Häusern, viele auf den Kirchhöfen, wohin sie sich wenige Stunden vor ihrem Ende selbst geschleppt hatten, um wenigstens auf geweihter Erde den Geist auszuhauchen. Nach der Entfernung des Königs wurden die Festungswerke geschleift, die Stadtmauer niedergerissen und die Stadt aller ihrer Privilegien beraubt. Dann wandte sich Richelieu gegen das letzte Bollwerk der Hugenotten, die Cevennen im Süden, wo Rohan den Oberbefehl führte, gestärkt wiederum durch ein Bündnis

mit Spanien. Aber ehe noch die spanische Hilfe erschien, fuhr Richelieu wie ein Sturmwind über die Feinde her und zwang auch die festen Gebirgsstädte, wie Montauban, zur Unterwerfung. Jetzt lag das Hugenottentum machtlos am Boden. Richelieu war 1629 ebenso unbestrittener Sieger wie um dieselbe Zeit Ferdinand in Deutschland. Auch jenen suchte, wie diesen, eine streng katholische Partei zu bewegen, er möge den Sieg zu gänzlicher Ausrottung des Ketzertums benutzen. Aber wie verschieden haben doch die beiden gehandelt! Während Ferdinand durch das Restitutionsedikt die Protestanten zur Verzweiflung trieb, gewährte ihnen Richelieu in dem **Gnadenedikt von Nimes** (27. Juni 1629) staatsbürgerliche Gleichberechtigung mit den Katholiken und allgemeine Amnestie, selbst für die Führer; dagegen nahm er ihnen ihre Sicherheitsplätze, ihre Vorrechte, überhaupt ihre politische Macht. Die Hugenotten sollten ruhig ihres Glaubens leben, wenn sie nur wie alle anderen Bürger vor der Staatsgewalt sich beugten. Diese Mäßigung war nicht nach dem Sinne der religiösen Eiferer; sie zeigte aber die staatsmännische Größe des Mannes; denn er gewann dadurch das Vertrauen aller evangelischen Mächte, die damals gegen Habsburg kämpften, und deren Bundesgenossenschaft er in seinem eigenen Kampfe gegen diese Macht brauchte.

Ludwig XIII.
Nach einem Gemälde von Philippe de Champaigne im Nationalmuseum des Louvre zu Paris.

Maria von Medici, die bei ihrer Frömmelei es für eine falsche Politik hielt, daß Richelieu sich mit den Protestanten in Deutschland gegen die spanisch-österreichische Macht verband und soeben (1630) mit Waffengewalt Spanien zwang,

den Herzog von Nevers als Herzog von Mantua anzuerkennen, verlangte jetzt vom Könige die Entlassung Richelieus. Ludwig, von einer schweren Krankheit befallen, gab seine Zusage, wagte aber nicht, diese zu halten. Richelieu, der von allem unterrichtet war, verdoppelte seine Aufmerksamkeit, ließ den König nie aus den Augen und verhütete aufs sorgfältigste jede Zusammenkunft desselben mit seiner Mutter. Diese verfiel endlich, um ihn einmal ungestört sprechen zu können, auf die List, sich krank zu stellen, und ließ den König um einen Besuch (11. November 1630) bitten. Als dieser ihr willfuhr, wiederholte sie ihre Bitte um Entlassung des Kardinals und schlug vor, daß den Brüdern Marillac, von denen der eine Marschall, der andere Großsiegelbewahrer war, die Leitung der Staatsgeschäfte übertragen werden sollte. Schon schwankte der König, als auf einmal der Kardinal hereintrat. Er hatte sich Eingang in das Zimmer der Königin zu verschaffen gewußt. „Ach, Madame," rief der König bestürzt, „hier ist er selbst!" „Sie sprachen also von mir?" fragte der Kardinal. Die Königin wollte es leugnen. „Gestehen Sie's nur, Madame," fuhr Richelieu fort. „Nun ja," sagte sie endlich, „wir sprachen von Ihnen als von dem undankbarsten und schlechtesten Menschen." In diesem Tone überschüttete sie ihn mit Vorwürfen und bat den König dringend um seine Entlassung. Der Kardinal fiel der Königin zu Füßen und bat sie unter Thränen, sie möchte an die Redlichkeit seiner Absichten glauben. Aber er vermochte die erzürnte Frau nicht zu erweichen und wurde in höchster Ungnade entlassen. Der König, der geneigt war, seinen Minister trotzdem zu behalten, blieb, mußte aber von seiner Mutter die bittersten Vorwürfe und heftigsten Drohungen hören. Wiederholt fragte sie ihn, ob er denn wirklich einen Diener seiner Mutter vorziehen wolle. In der größten Aufregung entfernte sich schließlich auch der König und fuhr nach Versailles, ohne eine Entscheidung zu treffen. Die Königin mit ihrem Anhang schien gesiegt zu haben; alles beglückwünschte sie schon. Aber kaum war der König im Schlosse zu Versailles angekommen, da erschien auch Richelieu, warf sich ihm zu Füßen, dankte für die ihm erwiesene Huld und nannte ihn den besten Fürsten, der in der Welt sei. „Und ich," versetzte Ludwig, „habe an Euch den treuesten und ergebensten Diener, den man finden mag. Ich bin Zeuge der Ehrfurcht und Dankbarkeit gewesen, die Ihr jederzeit für meine

Mutter, die Königin, gehabt habt. Hättet Ihr Eure Schuldigkeit gegen sie außer acht gelassen, so hätte ich die Hand von Euch abgezogen; allein ich weiß, daß sie ohne Not über Euch klagt. Fahrt fort, mir so zu dienen, wie Ihr bisher gethan habt, so will ich Euch gegen alle feindseligen Ränke beschützen." Der Kardinal beteuerte, daß er sich lieber entfernen, als zu der geringsten Uneinigkeit zwischen dem König und seiner Mutter Anlaß geben wolle. Aber Ludwig befahl ihm, zu bleiben, versicherte ihn aufs neue seines Schutzes und sagte ihm, er solle künftig seine Wohnung im Schlosse nehmen.

Gaston von Orleans.
Nach einem Gemälde von A. van Dyck, gestochen von Vosterman.

So endigte dieser 11. November 1630, der in der französischen Geschichte als **„der Tag der Gefoppten"** bekannt ist, mit einem vollständigen Siege des Kardinals, von dessen Treue und Größe der König mehr denn je überzeugt war. Die beiden Marillac wurden unter Aufsicht gestellt, dem einen das Reichssiegel abgenommen. Die Königin-Mutter war sehr unglücklich und konnte diese Demütigung nicht mehr verzeihen. Sie wollte nicht leben, ohne zu herrschen, obwohl sie vom Herrschen nur den Genuß, nicht die Arbeit haben wollte. Mit erneuter Anstrengung sann sie deswegen, wie sie den verhaßten Gegner, dem sie dämonische Macht zuschrieb, stürzen könnte; diesmal wollte sie es mit Hilfe ihres zweiten Sohnes, des Herzogs Gaston von Orleans, versuchen. Dieser kündigte also dem Kardinal offen seine Feindschaft an und begab sich nach Orleans, wo sich bald alle Feinde Richelieus zusammenfanden. Der König, hierüber in Aufregung versetzt, reiste, von Richelieu begleitet, nach Compiègne, wohin auch seine Mutter ihm folgte. Hier überreichte Richelieu dem König eine Denkschrift, worin er darlegte, daß eine kraftvolle Regierung und eine folgerichtige Politik nicht mög-

lich sei, wenn die Königin-Mutter im Inland und Ausland alles gegen ihn aufhetze, und zuletzt die entschiedensten Maßregeln zur Beseitigung solcher Einflüsse verlangte. Der König, der das Gefahrvolle der Lage erkannte, reiste mit seiner Gemahlin am 23. Februar 1631 noch vor Tagesanbruch nach Paris zurück, und als seine Mutter erwachte, kündigte ihr der Marschall d'Estrées an, daß er Befehl habe, bei ihr in Compiègne zu bleiben, daß sie also sozusagen verhaftet sei. Der Herzog von Orleans, zur Rückkehr an den Hof aufgefordert, lehnte es ab, nach Paris zu kommen, solange seine Mutter in Gefangenschaft sei und Richelieu das Ruder führe. Diese Sprache glaubte der Kardinal nicht dulden zu dürfen; er sammelte schnell einige Regimenter, mit denen der König selbst nach Orleans zog. Der Herzog, der eine Gefangenschaft fürchtete, floh zu dem Herzog von Lothringen, mit dessen Schwester Margareta er sich nach dem Tode seiner ersten Gemahlin heimlich vermählt hatte. Richelieu ließ darauf im Namen des Königs alle Anhänger des Herzogs, die sämtlich seine Feinde waren, für Beleidiger der Majestät erklären und verlangte vom Pariser Parlament den Eintrag dieser Erklärung ins Protokollbuch. Aber das Parlament fand die Gründe dieses Verfahrens nicht triftig genug und lehnte die Forderung ab (25. April 1631). Richelieu ergriff diese Gelegenheit mit Eifer, um auch die **Parlamente** unter die königliche Gewalt zu beugen. Das waren 14 „souveräne" Gerichtshöfe, deren Mitgliedschaft innerhalb einer bürgerlichen Aristokratie erblich, also vom König unabhängig war. Seitdem die Landstände nicht mehr einberufen wurden (1614), fühlten sie sich als eine Art von Volksvertretung, und das vornehmste von allen, das Pariser Parlament, beanspruchte das Recht, die königlichen Verordnungen und Erlasse zu prüfen und in seine Gesetzesbücher einzutragen; wurde dieser Eintrag verweigert, so sollten die Verordnungen ungültig sein. Nur wenn der König mit den Großen des Reiches persönlich im Parlamente erschien und den Eintrag befahl, konnte dieser nicht mehr verweigert werden; eine solche feierliche Sitzung nannte man lit de justice, Thronsitzung.

Richelieu war entschlossen, auch diese Schranke des Absolutismus niederzuwerfen. Er berief also eine außerordentliche Sitzung des Staatsrates zusammen (12. Mai 1631) und setzte den Beschluß durch, daß jenes Parlamentsprotokoll vom 25. April öffentlich für nichtig erklärt und in den Parla-

mentsbüchern ein entsprechender Eintrag gemacht werden sollte. Dies geschah in einer Form, die für das alte, stolze Pariser Parlament überaus demütigend war. Sämtliche Parlamentsräte mußten im Louvre erscheinen, vor dem Könige niederknieen und von dem Siegelbewahrer einen scharfen Verweis anhören, daß sie sich unterständen, Staatssachen ohne königliche Erlaubnis zu untersuchen, da sie doch nur dazu bestellt seien, Recht zu sprechen. Der König ließ sich hierauf das Buch geben, worin der Sitzungsbericht vom 25. April eingetragen war, riß das Blatt heraus, vernichtete es vor aller Augen und befahl, den Ausspruch des Staatsrats dafür einzuschreiben. Da den Parlamentsräten verboten war, vor dem Könige zu reden, so mußten sie schweigend den Schimpf hinnehmen, den ihnen der Kardinal bereitet hatte. Doch reichten sie nach einigen Tagen eine schriftliche Verteidigung ihrer alten Rechte ein, worauf der Präsident und zwei Räte sogleich aus Paris verwiesen wurden. Als das Parlament um die Zurückberufung der drei Verwiesenen bat, wurde ihnen diese bewilligt, da der vorsichtige Richelieu Bedenken trug, den Bogen allzu stark zu spannen. Doch gab er dem Parlament ein für allemal zu verstehen, der König sei nicht vom Volke, sondern von Gott zur Herrschaft berufen und deshalb für seine Regierungshandlungen nur Gott verantwortlich. Und als ein aus rechtskundigen Mitgliedern des Staatsrats bestehender außerordentlicher Gerichtshof den Prozeß der Angeklagten übernahm und das Parlament gegen die Gültigkeit dieses Gerichtshofes protestierte, so wies sie der Großsiegelbewahrer mit der Erklärung ab, in einem monarchischen Staate hänge alles von dem Willen des Königs ab, in dessen Belieben es gestellt sei, Richter aufzustellen und Steuern auszuschreiben. Wie der Adel und die Hugenotten, so sollte auch das oberste Reichsgericht gegenüber dem königlichen Willen keine eigene Meinung haben, sondern blindlings sich unterwerfen. Und dabei blieb es. Er verminderte den Geschäftskreis der Parlamente dadurch, daß er für politische Verbrechen außerordentliche Gerichtshöfe ernannte; er schüchterte sie ein dadurch, daß er trotzige Mitglieder büßen ließ, und brachte schließlich die ganze Einrichtung außer Uebung. Auch die „souveränen Höfe" hörten auf, eine Gefahr für die königliche Allgewalt zu sein.

Die Königin-Mutter blieb indes nicht lange in der Gefangenschaft. Sie flüchtete von Compiègne nach Brüssel, wo

sie bei der Infantin Isabella, ihrer Tante, Schutz fand. Auch ihr jüngerer Sohn, Gaston von Orleans, fand sich im folgenden Jahre dort ein. Und bald bildete sich hier eine **neue Verschwörung** gegen Richelieu. Wieder wurden Verbindungen mit Spanien angeknüpft, die Herzöge von Guise und Montmorency (Statthalter der Provence und von Languedoc) zur Empörung gegen den König und gegen Richelieu aufgereizt, im Luxemburgischen Truppen angeworben. So erhob sich von allen Seiten ein neues Ungewitter gegen den Gewaltigen, der (September 1631) auch noch zum Pair und Herzog ernannt wurde. Aber Richelieu war entschlossen, es zu bestehen; nie war er wachsamer, geschwinder, schonungsloser, schrecklicher. Um ein abschreckendes Beispiel aufzustellen, ließ er den Marschall Marillac, der noch wegen des früheren Anschlags in Haft war, vor einen besonderen Gerichtshof stellen und am 10. Mai 1632 hinrichten. Als dann (Sommer 1632) Gaston mit einer Reiterschar in Burgund einfiel und in einem hochtrabenden Manifeste sich als den „Generalstatthalter des Königs zur Abschaffung der vom Kardinal gestifteten Mißbräuche" ankündigte, da mußte das Pariser Parlament ihn und den Herzog von Montmorency als Aufrührer erklären. Herzog von Guise, der zur Rechenschaft nach Paris befohlen wurde, bat um die Erlaubnis, eine Wallfahrt nach Loretto antreten zu dürfen; er trat sie an, zog es aber vor, nicht mehr zurückzukehren. Bei Castelnaudary in Languedoc stießen die königlichen Truppen unter dem Marschall Heinrich von Schomberg mit denen der Empörer unter Montmorency zusammen. Aber das Kriegsglück entschied gegen die Rebellen. Montmorency, der wie ein gemeiner Soldat um sein Leben focht, sank, von 17 Wunden entkräftet, unter sein Pferd und wurde als Gefangener nach Castelnaudary gebracht (1. September 1632).

Nun blieb Gaston nichts übrig, als des Königs Gnade anzuflehen, und diese erhielt er gegen das Versprechen, von jetzt an sich ruhig zu verhalten, dem Könige zu gehorchen und seine Verbindungen mit Spanien, mit Lothringen und seiner Mutter aufzugeben. Am 29. September wurde hierüber ein Vertrag zu Beziers unterzeichnet, der dem Prinzen seine Güter und Einkünfte zurückgab und seinen Anhängern und Verbündeten Amnestie verschaffte, aber den Herzog von Montmorency der unerbittlichen Rache des Kardinals preisgab.

Montmorency wurde nach Toulouse gebracht, dessen

Parlament ihm den Prozeß machen mußte und ihn wegen Empörung und Majestätsbeleidigung zum Tode verurteilte. Alle Bitten für das Leben des tapferen Mannes, der durch seine Gemahlin mit der Königin-Mutter verwandt war, wurden vom König zurückgewiesen. Richelieu wollte der Adelspartei zeigen, daß auch die höchste Stellung nicht vor der äußersten Strafe schütze. Die Hinrichtung geschah am 30. Oktober 1632 im Hofe des Rathauses zu Toulouse.

Französische Soldatentypen aus der Zeit Ludwigs XIII.

Der Herzog bereitete sich durch Gebete und fromme Werke zum Tode vor, ließ den König um Vergebung bitten und verzieh selbst dem Kardinal Richelieu, dem er sogar zum Zeichen seiner Versöhnung ein kostbares Gemälde, ein Werk des großen Rafael, vermachte. Als er mit entblößtem Halse in den Hof des Rathauses geführt wurde, grüßte er freundlich nach seiner Gewohnheit alle Anwesenden, kniete nieder und versuchte es, sein Haupt auf den Block zu legen, was ihm wegen einer Wunde am Halse sehr schwer fiel. Als er endlich die richtige Lage gefunden hatte, rief er: „Nun haut beherzt zu! Herr Jesu, nimm meinen Geist auf!“ Er starb im 38. Jahre seines Alters, als der letzte Sprößling

eines der erlauchtesten Geschlechter. Seine trostlose Witwe ging in ein Kloster. Erst nach Richelieus Tode konnte sie die Erlaubnis erhalten, ihrem teuren Gemahl ein öffentliches Denkmal zu setzen. So hatte Richelieu sein Wort wahr gemacht: die Söhne und Brüder der Könige sind den Gesetzen unterthan wie die anderen.

Die Hinrichtung des Herzogs machte in ganz Frankreich einen gewaltigen Eindruck, der aus Haß, Furcht und Bewunderung gemischt war. Den Herzog von Orleans hielt aber auch diese Strenge gegen seinen Verbündeten nicht von **neuen Anschlägen** zurück. Wieder flüchtete er nach Brüssel, um von dort aus mit Hilfe Spaniens und Lothringens einen neuen Aufstand gegen Frankreich anzustiften. Dies gab Richelieu Veranlassung, zunächst die festen Plätze Lothringens zu besetzen. Als dann der Herzog Karl IV. mit seinen Truppen sich förmlich den Feinden Frankreichs anschloß, nahm Richelieu das ganze Herzogtum Lothringen in französische Verwaltung. Die Prinzessin Margareta von Lothringen, Gemahlin des Herzogs von Orleans, war der Gefangenschaft nur dadurch entgangen, daß sie als Reiter verkleidet nach Brüssel floh. Jetzt knüpfte Richelieu mit dem Bruder und der Mutter des Königs wieder Verhandlungen an, und jener fand es für gut, in die dargebotene Friedenshand einzuschlagen. Nachdem seine Ehe mit Margareta vom König anerkannt worden war, kehrte er nach Paris zurück. Anders die Königin! In ihrem tief beleidigten Stolze wies sie jeden Ausgleich zurück, der ihr nicht ihren früheren Einfluß zurückgab. Kurze Zeit lebte sie in England und nahm zuletzt ihren Wohnsitz in Köln. Hier starb die stolze Mediceerin als Verbannte in Dürftigkeit (3. Juli 1642), während ihr furchtbarer Gegner von Paris aus der Welt Gesetze vorschrieb.

Das Jahr 1636 sah den Herzog von Orleans bereits wieder an der Spitze einer Verschwörung, zu deren Mitgliedern diesmal der Graf von Soissons, der 3. Sohn des Prinzen Ludwig von Condé, und noch viele Edelleute gehörten. Richelieu sollte in Amiens, wo er mit dem Könige sich aufhielt, um den Krieg gegen Spanien zu leiten, ermordet werden. Alles ging erwünscht. Nach einer Sitzung des Kriegsrates fuhr der König alsbald nach Hause, während der nichts ahnende Kardinal ganz allein mitten unter seinen Feinden zurückblieb. In vertraulichem Gespräche ging er mit den Verschworenen auf und ab, die nur auf das Zeichen zum

Morde warteten, das der Herzog von Orleans geben sollte. Aber dieser gab es nicht, sondern eilte in größter Bestürzung davon. Richelieu bestieg seinen Wagen, ohne eine Ahnung von der Gefahr zu haben, der er wieder wie durch ein Wunder entgangen war.

Ein harter Schlag traf den ehrgeizigen Herzog von Orleans im Jahre 1638 durch die unerwartete Geburt eines Dauphin (Kronprinzen). Die Königin, Anna von Oesterreich, war ungeachtet ihrer 22jährigen Ehe kinderlos geblieben und lebte nicht in Gemeinschaft mit ihrem Gemahl, woran teils seine angeborene Gleichgültigkeit, teils seine Unzufriedenheit mit ihrer zu Spanien hinneigenden Politik schuld war. Nach langer Trennung bemühten sich ihre Freunde, sie dem Könige wieder näher zu bringen, und einige Zeit nachher verbreitete sich die Nachricht, es sei ein Thronerbe geboren*) (5. September 1638). Richelieu war der erste, der dem Könige zu diesem für die Zukunft Frankreichs so entscheidenden Ereignis Glück wünschte. Der Herzog Gaston von Orleans, der bisher als Thronfolger gegolten, hatte nur als solcher, nicht vermöge seiner Persönlichkeit eine Bedeutung und eine so hohe Stellung unter der Adelspartei gehabt. Die Geburt eines Thronerben nahm ihm seinen bisherigen hohen Rang und befreite Richelieu von der Gefährlichkeit dieses Gegners.

Medaille zur Erinnerung an die Geburt Ludwigs XIV.
Kgl. Münzkabinett zu Stuttgart.

Doch hatte der Kardinal auch später noch mit Aufständen und Verschwörungen, die von der Adelspartei ausgingen, zu kämpfen. Gaston hatte sich nach jenem vereitelten Mordplan von Amiens nach Blois, der Graf von Soissons nach Sedan zu dem Herzog von Bouillon begeben. Heinrich von Guise trat ihnen bei. Sedan wurde der Sitz einer **neuen Verschwörung.** Spanien und Oesterreich sagten ihre Hilfe zu. Der kaiserliche General Lamboy zog mit seinen Truppen

*) Der nachherige König Ludwig XIV. Er brachte drei Zähne mit auf die Welt, womit er seinen Ammen so beschwerlich fiel, daß man zuletzt eine Bäuerin zu dem Geschäft nahm, die ihm durch Zuschlagen das Beißen abgewöhnte. Hugo Grotius bezeichnete dies scherzhaft in einem Briefe an Oxenstierna als eine Vorbedeutung künftiger Raubgier.

nach der Maas, die französischen Edelleute stießen zu ihm, und vereinigt fielen sie in der Champagne ein. Auf der Höhe von Marfée kam es am 6. Juli 1641 zu einem Zusammenstoß mit den königlichen Truppen. Als diese schon im Nachteil waren, wurde der Graf von Soissons, beim Eindringen in die feindlichen Reihen, von einem französischen Reiter erschossen. Er war das Haupt der Verschwörung; mit seinem Tode löste sich diese auf. Der Herzog von Guise, über den das Parlament das Todesurteil aussprach, flüchtete sich nach Brüssel; der Herzog von Bouillon bat um Verzeihung und erhielt sie.

Marquis von Cinqmars.
Nach einem alten Kupferstich.

Eine andere Gefahr erhob sich für den Kardinal fast unter seinen Augen. Ein junger Edelmann, Henry d'Effiat, **Marquis von Cinqmars**, genannt le Grand, gehörte seit einigen Jahren zu den intimsten Gesellschaftern des Königs und war diesem durch Richelieu selbst empfohlen worden. Sein flacher Geist schien keine politischen Ränke von ihm fürchten zu lassen, während sein lebhaftes, einschmeichelndes Wesen ihn geschickt machte, dem Könige die Langeweile zu vertreiben. Der letztere fühlte sich durch seine Unterhaltung sehr befriedigt und machte ihn zu seinem Oberstallmeister. Aber damit war der junge Günstling, dessen Ehrgeiz mit der Gunst des Königs stieg, nicht zufrieden. Er verlangte von Richelieu, daß er zum Herzog und Pair ernannt werde, das Kommando über ein Heer und die Hand der Prinzessin Maria, aus dem Hause Gonzaga, erhalte. Von dem Kardinal zurückgewiesen, faßte er Rachegedanken, und da er von Ludwig wußte, daß das gebieterische Auftreten des allmächtigen Ministers auch jenem oft unerträglich schien, so glaubte er, durch eine Verbindung mit einflußreichen Personen den Sturz des Kardinals herbeiführen zu können. Bei der Kränklichkeit des Königs mußte man auf sein baldiges Ende gefaßt sein. Es handelte sich

also darum, wem für diesen Fall die Vormundschaft übertragen würde. Sowohl die bisher zurückgesetzte Königin Anna als auch Gaston machten sich Hoffnung auf die Vormundschaft und Regentschaft, fürchteten aber auch zugleich, Richelieu möchte den König bereden, daß er testamentarisch ihm die Vormundschaft übertrage. Daher mußten beide, Anna und Gaston, den Sturz des Kardinals wünschen. Auch der Herzog von Bouillon wurde für die Verschwörung gewonnen, für die Franz August de Thou, Sohn des berühmten Geschichtschreibers, ein durch Geist und Charakter ausgezeichneter junger Mann, besonders thätig war. Um Geld und Truppen zu bekommen, schickten die Verschworenen Cinqmars' Freund, den Marquis von Fontrailles, nach Madrid. Dieser vermittelte zwischen dem Herzog von Orleans und dem spanischen Minister Olivarez den Abschluß eines Vertrags (13. März 1642), worin Spanien 17000 Mann Hilfstruppen und bedeutende Hilfsgelder zusagte, während der Herzog von Orleans sich verpflichtete, alle Eroberungen Frankreichs an Spanien zurückzugeben. Der Hof und der Kardinal befanden sich damals, um dem Kriege, der mit Spanien in der Nähe von Perpignan geführt wurde, näher zu sein, im südlichen Frankreich. Die Verschworenen glaubten ihres Erfolges sicher zu sein. Man sprach sogar von der Ermordung des Kardinals. Je sicherer sie waren, desto unvorsichtiger wurden sie. Richelieu erhielt Mitteilung von dem Abschluß des spanischen Vertrages und benutzte diese Thatsache zum Sturze seiner Gegner. Er entdeckte die ganze Sache dem König, und so schwach dieser auch war, so hatte er doch so viel Sinn für die Ehre und Größe Frankreichs, daß er das Versprechen der Zurückgabe der Eroberungen als Landesverrat ansah und sich von Richelieu bereden ließ, die Sache einem aus Staatsräten und Parlamentsmitgliedern zusammengesetzten außerordentlichen Gerichts-

Fr. A. de Thou.
Nach einem alten Kupferstich.

hofe zu übertragen. Cinqmars und de Thou wurden verhaftet und, nachdem das Gericht das Todesurteil über sie ausgesprochen hatte, am 12. September 1642 in Lyon enthauptet.

Der Herzog von Bouillon bot für seine Freiheit und sein Leben dem Kardinal seine Herrschaft und Festung Sedan an und erhielt dafür Begnadigung. Der Herzog von Orleans, der nach Savoyen entflohen war, mußte, um auch diesmal Verzeihung zu erlangen, auf alle Rechte und Würden, die ihm vermöge seines Ranges und seiner Geburt zukamen, verzichten.

So hatte auch diese letzte, gefährliche Verschwörung gegen Leben und Stellung des Kardinals dasselbe Schicksal wie alle früheren: sie brachte Verderben über ihre Urheber und diente schließlich nur dazu, die Stellung des Bedrohten noch zu verstärken.

Der tödliche Haß des französischen Hochadels, der sich in diesen Anschlägen entlud, ist begreiflich. Während die Aristokraten bisher alle hohen und einträglichen Beamtenstellen ausschließlich besetzt hatten, bevorzugte Richelieu die Männer aus dem Bürgerstande und stellte z. B. den Gouverneuren in den Provinzen regelmäßig bürgerliche „Intendanten" zur Seite. Ueber allen Beamten aber, bürgerlichen wie adeligen, schwebte der Wille des Ministers wie ein bloßes Schwert; denn nur solche Männer duldete dieser, die keinen eigenen Willen und kein höheres Streben hatten als das, den Willen des Gebieters auszuführen. Zahllose Beamte, namentlich Gouverneure, wurden bestraft, abgesetzt, verbannt, bis alle Stellen mit Werkzeugen seines Willens besetzt waren.

Richelieu war ein Mann von einer wunderbaren Vielseitigkeit und Spannkraft des Geistes. So gründete er 1635 die heute noch bestehende französische Akademie, als obersten Gerichtshof für Richtigkeit und Schönheit der Sprache; er wollte dadurch der französischen Sprache denselben Rang unter den neueren verschaffen, den die griechische unter den alten eingenommen hatte. Er war auch der erste, der die Bedeutung der Presse erkannte; seit 1631 ließ er die erste, regelmäßig erscheinende Zeitung drucken (Gazette de France), für die er selbst Aufsätze schrieb und schreiben ließ, um die öffentliche Meinung in seinem Sinne zu beeinflussen. Er hielt sich ein eigenes Theater; er hatte eine bedeutende Sammlung ausgesuchter Kunstwerke und Bücher. Auch der

französische Handel verdankt ihm einen neuen Aufschwung; er gründete Handelsgesellschaften, erwarb neue Kolonien (Antillen) und vermehrte die Kriegsflotte, um auch zur See den Nachbarstaaten gewachsen zu sein.

Welche Erfolge er in seiner **äußeren Politik** hatte, ist schon bei der deutschen Geschichte ausgeführt worden. Wenn er mit Gustav Adolf und den deutschen Protestanten sich verbündete, so war auch das eine Politik, die von reli-

Das Palais Cardinal (jetzt Palais royal).
Nach Merians Topographia Galliae.

giösen Erwägungen absah. Wohl oder Wehe der deutschen Protestanten war ihm völlig gleichgültig; aber sie waren ihm willkommen als Waffengenossen in dem großen Kampfe gegen das übermächtige Habsburg. Dieses Bündnis hat Frankreich den Länderzuwachs verschafft, den es später im Westfälischen Frieden bekam, hat die österreichische Macht zurückgedrängt und hat mit dazu beigetragen, den deutschen Protestantismus zu retten. So ergibt sich die merkwürdige Thatsache, daß dieser seine Rettung nicht nur dem Schwedenkönig verdankt, sondern auch einem Kardinal der katholischen Kirche und zwar demselben, der das französische Hugenottentum niedergeworfen hat. — Seine rechte Hand in diploma-

tischen Geschäften war ein Kapuziner, Pater Joseph (Leclerc de Tremblay). Dieser Mönch, die „graue Eminenz", besaß eine unfaßbare Macht über den Kardinal und wurde wegen seiner Gewandtheit und Erfindsamkeit in Hilfsmitteln mit Vorliebe zu diplomatischen Sendungen verwendet.

Im Dezember 1642 verriet ein hitziges Fieber, zu dem ein Blutsturz hinzukam, das nahe Ende des Ministers. Sogleich eilte der König zu ihm. Richelieu dankte für diese Ehre und sagte: „Sire, das ist der letzte Abschied, den ich von Ihnen nehme. Ich habe dabei den Trost, daß ich Ihr Königreich auf dem höchsten Punkte des Ruhmes, auf dem es je gestanden, hinterlasse." Er bat darauf noch für seine Verwandten, die er in den höchsten Stellungen untergebracht hatte, empfahl den Kardinal Mazarin, der früher päpstlicher Gesandter am französischen Hofe gewesen und dann in französische Dienste übergetreten war, zu seinem Nachfolger und rühmte die Geschicklichkeit der beiden Staatssekretäre Chavigny und Desnoyers und des Kanzlers Seguier. Als der König weggegangen war, nahm Richelieu noch das Abendmahl; als sein Beichtvater ihn dabei ermahnte, seinen Feinden zu verzeihen, erwiderte er: „Ich habe niemals andere Feinde gehabt, als die des Staates!" Er starb am 4. Dezember 1642 im 58. Lebensjahre.

„Was denn auch Mitwelt und Nachwelt über Richelieu geurteilt haben, zwischen Bewunderung und Haß, Abscheu und Verehrung geteilt, — es war ein Mann, der das Gepräge seines Geistes dem Jahrhundert auf die Stirne drückte. Der bourbonischen Dynastie hat er ihre Weltstellung gegeben. Die Epoche von Spanien war vorüber, die von Frankreich war heraufgeführt" (Ranke).

Der König hörte die Nachricht von Richelieus Tode ziemlich kalt an und sagte mit seinem gewöhnlichen Phlegma: „Da ist ein großer Staatsmann gestorben." Er zog darauf, wie ihm der Sterbende geraten, den Kardinal Mazarin in den Staatsrat und erklärte, daß in der Staatsverwaltung nichts geändert werden sollte. Die Flüchtigen und Verbannten durften wieder nach Frankreich zurückkehren. Als der König im Februar 1643 ernstlich erkrankte, mußte hinsichtlich der Regentschaft eine Entscheidung getroffen werden. Mazarin, der die Grundsätze Richelieus sich angeeignet hatte, riet dem König zur Annahme folgender Bestimmungen: Die Königin sollte den Titel einer Regentin führen; ein Regentschaftsrat

unter dem Vorsitz Mazarins sollte nach den bisherigen Regeln die Staatsgeschäfte leiten und die Königin ohne dessen Zustimmung nichts Wichtiges unternehmen dürfen. In dem Regentschaftsrat sollen außer Mazarin Seguier, Chavigny, Orleans und Condé Sitz und Stimme haben. Diese königliche Verfügung wurde am 19. April 1643 von den Beteiligten unterzeichnet und beschworen und vom Parlament beurkundet. Bald darauf starb Ludwig XIII. (14. Mai 1643). Bei seinen Gebeten mußte der anwesende Marschall Coligny entfernt werden, weil er ein Protestant war. Nachdem er alle Sprüche, die er wußte, selbst hergesagt hatte, sagte er zu dem Bischof von Meaux: „Nun betet doch weiter, hier ist eins meiner Bücher, worin die Sterbegebete verzeichnet sind.“ Nachmittags verließ ihn die Sprache und um zwei Uhr starb er, 42 Jahre alt, nachdem er 33 Jahre König gewesen war.

Anna von Oesterreich, Königin von Frankreich.

Nach einem Gemälde von P. Mignard im Louvre zu Paris.

Königin Anna war nicht zufrieden damit, daß sie nur dem Namen nach Regentin sein sollte und wünschte, daß die herkömmliche Art einer vormundschaftlichen Regierung beibehalten werde. Mit Einwilligung der Prinzen wurde daher festgesetzt, daß die Königin als Vormünderin die unbeschränkte Leitung der Staatsgeschäfte führen und den Vorsitz im Regentschaftsrat haben sollte, dessen sämtliche Mitglieder ihr untergeordnet sein sollten. Diese Anordnung erhielt am 18. Mai 1643 durch Eintrag ins Parlamentsprotokoll Gesetzeskraft.

3. Der Kardinal Mazarin und die Fronde.

(1643—1654.)

Anfangs schien es, als ob Richelieus Politik aufgegeben werden und eine Annäherung an Spanien und Oesterreich

erfolgen sollte; aber trotz ihrer habsburgischen Abstammung fühlte sich Anna als französische Königin und wollte ihrem Sohne, wann er volljährig geworden, die volle, unbeschränkte Königsmacht übergeben. Sie bestätigte daher Mazarin als Vorsitzenden des Geheimenrates und schenkte ihm ihr ganzes Vertrauen. Die Gegner Richelieus, die alle an den Hof zurückgekehrt waren, mußten Frankreich oder wenigstens Paris wieder verlassen.

Der Doppelkrieg gegen das spanische und österreichische Habsburg im Westen und Norden dauerte fort und bald gelang den Franzosen der erste Sieg in offener Feldschlacht wider die Spanier. Bei Rocroy schlug der jugendliche Herzog von Enghien, Sohn des alten Condé, die Spanier aufs Haupt (19. Mai 1643), eroberte Thionville und drang bis in die Nähe von Trier vor. Später gewann er auch noch Dünkirchen und besiegte die Spanier nochmals bei Lens. Die französische Politik zeigte sich überall, in den spanischen Niederlanden, in Spanien, in Italien und zuletzt beim Abschluß des Westfälischen Friedens in Deutschland siegreich. Mazarin benutzte diese militärisch-politischen Erfolge zur Befestigung seiner inneren Politik. Den Herzog von Orleans, den Prinzen von Condé und deren Günstlinge, die alle den Ausländer haßten, suchte er durch einträgliche Aemter und Würden für sich zu gewinnen.

Die Kehrseite dieser imperatorischen Politik war eine große Geldnot. Die fortwährenden Kriege, die willkürliche Ausbeutung des Staatsschatzes, die Ehrengeschenke an vornehme Herren verschlangen ungeheure Summen, die nur durch Erhöhung der alten und durch Einführung **neuer Steuern** aufgebracht werden konnten. Der Finanzminister Emery, ebenfalls ein Italiener, zeigte dabei große Härte. War schon die Steuerlast an sich zu schwer für das Volk, so wurde sie durch die Art der Einbringung noch schwerer, da die Steuern, wie im alten Rom in den Provinzen, an die sogenannten „Partisans" verpachtet waren. Diese Steuerpächter zahlten dem Staate eine Bauschsumme meist im voraus und erhielten dafür das Recht, die Steuern bei den Bürgern einzutreiben; die Wirkung war, daß der Staat zu wenig erhielt und die Bürger zu viel zahlen mußten (oft das Vier- und Fünffache des gesetzlichen Betrages) und die Partisans Millionäre wurden. Die Unzufriedenheit über diese Art der Erhebung war noch größer als die über die Höhe der Steuern. Schon 1644

entstand zu Paris ein Auflauf wegen einer dieser Steuern, die auf alle außerhalb der Ringmauer neuerbauten Häuser gelegt worden war. Das Parlament, bei welchem man den Finanzminister verklagte, nahm die Klage an und erhob ernsthafte Vorstellungen darüber bei der Königin. Dies hatte zur Folge, daß zwei Präsidenten und zwei Räte des Parlaments gefangen genommen und aus Paris fortgeführt wurden. Darauf verkündigte das Parlament einen Stillstand aller seiner gerichtlichen Geschäfte und erhob Beschwerde gegen die Verhaftung. Da die Regierung neue Steuern brauchte, gab sie nach und ließ die Verhafteten frei. Um aber jedem Widerspruch gegen die neuen Steueredikte vorzubeugen, wurde auf den 7. September 1645 ein Lit de Justice (s. Seite 148) anberaumt, bei dem 19 neue Steueredikte eingetragen werden sollten. Die Königin-Mutter begab sich mit ihrem Sohne, dem Prinzen von Condé, dem Herzog von Orleans und vielen anderen Großen dahin, und der siebenjährige König sprach: „Meine Herren, ich bin gekommen, mit Ihnen von meinen Angelegenheiten zu sprechen; mein Kanzler wird Ihnen meine Meinung sagen.“ Der Kanzler legte hierauf die Notwendigkeit der neuen Auflagen sehr beredt dar, worauf die 19 Erlasse vom Parlament eingetragen werden mußten.

Da die Regierung immer neue Steuern forderte und die Zustimmung des Parlaments immer schwerer zu erlangen war, so wurde auf den 15. Januar 1648 ein neues Lit de Justice festgesetzt. In diesem sprach der Generaladvokat Talon folgende Worte zur Königin: „Seit zehn Jahren ist das Land ruiniert, die Bauern liegen auf Stroh, ihr Gerät ist verkauft, und die Unglücklichen müssen von Hafer- und Gerstenbrot leben. Bedenken Sie, Madame, dieses Elend des Volkes; alle Ehre gewonnener Schlachten, aller Ruhm eroberter Landschaften kann diejenigen nicht ernähren, die kein Brot haben und Myrten, Palmen und Lorbeeren nicht zu den ernährenden Pflanzen der Erde zählen können. Ist es nicht eine moralische und politische Täuschung, zu glauben, daß die Edikte, welche den Grundgesetzen der Monarchie widersprechen, welche die souveränen Kammern des Parlaments verwerfen, angenommen und begründet sind, wenn der König sie in seiner Gegenwart vorlesen läßt? Eine so despotische Regierung mag für die Skythen und die Barbaren des Nordens passen; in Frankreich sind wir gewohnt, frei geboren zu werden und als wahre Franzosen zu leben.“ Auf dies hin wurden die neuen Edikte

verworfen, und als die Regierung alle Beschwerden gegen die Finanzverwaltung zurückwies, vereinigte sich das Pariser Parlament mit den übrigen „souveränen Höfen" zu gemeinsamem Widerstande. Man beharrte nicht nur dabei, daß alle nicht eingetragenen Steuererlasse ungültig sein sollten, sondern man forderte auch Beseitigung der von Richelieu eingeführten Aemter und Gerichte, sowie Maßregeln gegen Verhaftung unbequemer Beamten.

Der Regierung war dieser Widerstand, an welchem die ganze höhere Beamtenschaft, unterstützt von der Bürgerschaft der Städte, teilnahm, sehr unbequem. Sie glaubte daher, unter dem Eindruck der Siegesnachricht von Lens den Versuch gewaltsamer Einschüchterung wagen zu dürfen, und ließ am 26. August 1648 den siebzigjährigen Parlamentsrat Broussel und den Präsidenten Blancmesnil, beide sehr wackere Männer und eifrige Verteidiger des Volkes, verhaften. Kaum erhielt die Bürgerschaft von Paris die Nachricht hiervon, so griff sie zu den Waffen, versperrte die Eingänge der Straßen durch Ketten und drohte, alles in Flammen zu setzen, wenn die Gefangenen nicht freigegeben würden. Vergebens suchten die Marschälle de la Meilleraye und l'Hôpital an der Spitze einiger Truppen, das Volk zur Ruhe zu bringen.

Die Königin, erschrocken über den **Aufstand**, floh mit ihren beiden Söhnen (der zweite, Philipp, Herzog von Anjou, später Herzog von Orleans, war am 21. September 1640 geboren) nach Rüeil. Das Parlament, das den Streit nicht zu einem offenen Aufruhr treiben wollte, unterhandelte mit der Regentin und mit Mazarin. So kam die Uebereinkunft vom 24. Oktober zu stande, wonach die beiden Parlamentsräte in Freiheit gesetzt, hinsichtlich der Steuererhebung Zugeständnisse gemacht, Sicherheit der Person gegen willkürliche Verhaftung versprochen und der Finanzminister Emery entlassen wurde. Darauf kehrte der Hof mit Mazarin nach Paris zurück (31. Oktober 1648).

Doch dauerte die Ruhe nicht lange. Die Aufregung war zu groß, und jede Partei dachte nur an Erweiterung ihrer Macht. Die „Importants" (die „Wichtigmacher", junge Herren vom Adel, die vergebens sich bemüht hatten, zu einer höheren Stellung zu kommen), die mißvergnügten Prinzen und ränkesüchtigen Prinzessinnen, die an ihren Rechten festhaltenden Parlamentsräte nebst der ganzen höheren Beamtenschaft und die über den Steuerdruck erbitterte Pariser Bürgerschaft: alle

zusammen vereinigten sich zum Sturze Mazarins, woraus jede Partei die größten Vorteile für sich zu gewinnen hoffte. Es war ein Kampf gegen die Unumschränktheit der Monarchie, vielfach von solchen geführt, die im Falle des Sieges sofort selbst diese Unumschränktheit verkündet und verteidigt hätten. Man bezeichnet diese inneren Kämpfe als **„den Krieg der Fronde"**, da die Höflinge die Männer der Volkspartei „Frondeurs" („Schleuderer", mit Anspielung auf die Spiele der Straßenjungen) nannten. Einer der Hauptwühler war Paul von Gondi, Sproß eines ursprünglich florentinischen Geschlechts, das mit Katharina von Medici eingewandert war, damals Koadjutor seines Oheims, des Erzbischofs von Paris, von 1651 ab Kardinal von Retz, ein Mann voll Geist und Begabung, aber auch voll Leichtsinn und Herrschsucht; um die letztere zu befriedigen, schien ihm kein Mittel unerlaubt. Er war ein geborener Demagog, und da die Königin seine Thätigkeit, die er am 26. August zur Beruhigung des Volkes entfaltete, nicht so hoch schätzte als er selbst, so glaubte er, durch entschiedeneren Widerstand den Hof zur Anerkennung seiner staatsmännischen Begabung zwingen zu können.

Kardinal von Retz.
Nach einem Stich in der Nationalbibliothek zu Paris.

Den Herzog von Enghien, der seit seines Vaters Tode (1646) der große Condé genannt wurde, für seine Sache zu gewinnen gelang ihm nicht. Aber dessen jüngerer Bruder, der Prinz von Conti, und seine Schwester, die Herzogin von Longueville, gingen zur Fronde über. Von der Königin mit Gunstbezeigungen, von Mazarin mit Versprechungen überhäuft, entschied sich Condé für die königliche Partei und war bereit, den Oberbefehl über die königlichen Truppen zur Niederwerfung der Fronde zu übernehmen. Die Gegenpartei wurde täglich herausfordernder; die Straßenaufläufe ließen

auf einen gewaltsamen Ausbruch schließen. — Condé wollte sich der Stadtthore, der Bastille und des Zeughauses bemächtigen und die Straßen der Stadt in ein Schlachtfeld verwandeln. Allein der Hof wollte zuerst sich selbst in Sicherheit bringen und dann die Belagerung der Stadt durch Condé eröffnen lassen. Dieser Entschluß wurde so rasch und heimlich ausgeführt, daß die Abreise des Hofes einer Flucht ähnlich sah (6./7. Januar 1649). Um Mitternacht verließ er die Stadt, und so wenig Anstalten hatte man vorher in St. Germain treffen können, daß die Herzogin von Orleans und ihre Stieftochter, die Prinzessin von Montpensier, aus Mangel an Betten auf dem Stroh schlafen mußten trotz der winterlichen Jahreszeit, ja daß der König selbst und seine Mutter an dem Notwendigsten Mangel litten. Diese schimpfliche Art der Entweichung gab dem Pöbel Stoff zu den zügellosesten Spöttereien, die besonders gegen die Königin und ihr Verhältnis zu Mazarin gerichtet waren. Das Parlament, das vom Hofe Befehl erhalten hatte, gleichfalls Paris zu verlassen, verweigerte den Gehorsam, erklärte Mazarin für einen Feind des Königs und des Staates und zog dessen Güter ein. Zur Verteidigung der Stadt wurde ein Teil der Bürger bewaffnet und Soldaten angeworben. Die Bewegung zog immer weitere Kreise; zu der Bürgerschaft und dem Parlamente gesellte sich nun auch der Adel, der den Absolutismus des Ausländers ebenso grimmig haßte wie jene. Der Prinz von Conti, die Herzoge von Longueville, von Bouillon, von Elbeuf, von Beaufort und andere beteiligten sich an dem Kampf der Fronde gegen das Königtum.

Condé konnte mit den 12000 Mann, die er befehligte, Paris nicht einschließen. Dagegen machte ihn sein Sieg bei Charenton (8. Februar 1649) zum Herrn der Seine. Die Umgegend der Stadt wurde verwüstet und der Verkehr unterbrochen. Uebrigens wurde der Krieg ziemlich lässig betrieben: von der Fronde, weil ihre vielen Häupter, wie gewöhnlich, untereinander uneins waren; von Condé, weil er sich dessen schämte. Er nannte diese Händel nur la guerre aux pots de chambre. Da indessen mehrere Statthalter in den Provinzen sich für die Fronde erklärten und Truppen zu deren Unterstützung sammelten; da ferner der Erzherzog Leopold von Oesterreich, Statthalter in den spanischen Niederlanden, sich erbot, mit 15000 Mann in Frankreich einzudringen; da Turenne selbst die Absicht hatte, das Heer, welches

er in Deutschland befehligte, gegen den Hof zu führen, so hielt dieser es für ratsam, Friedensunterhandlungen einzuleiten. Am 11. März 1649 kam in dem Schlosse Rüeil zwischen der Regierung und den Bevollmächtigten des Parlaments (unter welchen namentlich der Präsident Molé für einen Ausgleich thätig war) und der Munizipalität ein Friede zu stande, wonach eine allgemeine Amnestie zugesagt wurde, Mazarin Minister bleiben sollte und alle seit dem 6. Januar bekannt gemachten Parlamentsbeschlüsse für null und nichtig erklärt wurden. Die Bürgerschaft und ein Teil des Parlaments war mit diesen Friedensbedingungen nicht zufrieden. Vor dem Parlamentshause erhob das Volk einen furchtbaren Lärm. Der Präsident Novion trat heraus, um die Gemüter zu beruhigen. Da packte ihn ein Bürger beim Kleide und rief: „Her mit den Friedensartikeln, daß des Henkers Hand sie verbrenne! An den Galgen mit den Bevollmächtigten, die diesen Frieden unterzeichnet haben!" Andere Stimmen riefen: „Keinen Frieden! Keinen Mazarin! Fort mit allen Mazarinern in die Seine!" Gegen Molé selbst wurde das Messer gezückt. Am folgenden Tage beschloß man, neue Abgeordnete nach St. Germain zu schicken und auf des Kardinals Entfernung zu dringen. Allein zwei üble Nach-

Kardinal Mazarin.
Nach einem Gemälde von P. Mignard, gestochen von F. Poilly.

richten stimmten den Mut der Fronde herab. Turenne, der sich bereits in Marsch gesetzt hatte, war plötzlich von allen seinen Offizieren verlassen worden. Dies war das Werk Mazarins, der zu rechter Zeit eine Summe von 800 000 Livres auf einem geheimen Wege an diese Herren hatte gelangen lassen. Von Rouen hatte der Herzog von Longueville mit 6000 Mann herbeieilen wollen; allein auch von ihm erfuhr man, daß er bereits mit dem Hofe in Unterhandlungen stehe. Da nun vollends einigen Häuptern der Fronde bedeutende Geschenke versprochen wurden, so bequemte sich einer nach dem anderen zur Annahme des Vergleichs, und der innere Krieg war zu Ende, ehe man es selbst recht gewollt hatte.

Trotz des Friedensschlusses verzögerte Mazarin absichtlich die Rückkehr des Hofes, um die Zeit zur Beruhigung der Gemüter mitwirken zu lassen. Der Hof brachte zu dem Ende den Sommer in Compiègne zu. Erst am 18. August 1649 hielt er mit dem Kardinal und dem Prinzen Condé seinen Einzug in Paris. Der König wurde mit Jubel, der Kardinal mit freudigem Zuruf empfangen. Letzterer hatte zu diesem Zwecke unter die Zünfte und das niedere Volk viel Geld verteilen lassen. Die Häupter der Fronde, vor allen der Koadjutor, bezeigten der Königin ihre Hochachtung und Unterwerfung, während sie selbst dem Prinzen Condé öffentlich als ihrem Erretter dankte.

Allein der bloße Dank genügte diesem hochstrebenden Manne nicht; der **große Condé** wollte im Kabinett herrschen und vor allen Dingen von einem Minister nicht länger abhängig sein, den er wegen seiner Herkunft und seiner schleichenden Diplomatie verachten zu dürfen glaubte. Condé war ein Feind bürgerlicher Freiheit und entschiedener Aristokrat, stolz auf seine Abstammung, war er doch der erste Prinz von Geblüt; stolz auf seinen Feldherrnruhm, galt er doch für den ersten Feldherrn seiner Zeit; stolz auf seine Verdienste, denn er hatte ja den Hof gerettet; und stolz auf seine Macht, denn er war Herr von vier großen Provinzen. Im Bewußtsein dieser gewaltigen Stellung wollte er auch in Sachen der Regierung das maßgebende Wort haben, obgleich er von Politik wenig verstand und keine Geschäftsgewandtheit besaß. Gegen Mazarin benahm er sich mit auffallender Anmaßung und zuletzt wurde er auch gegen die Königin hochfahrend. Mazarin riet ihr daher, mit den Führern der Fronde zu unterhandeln und

Condé nebst seinem Anhang verhaften zu lassen. Den Koadjutor wußte die Königin bei einer geheimen Unterredung, die sie mit ihm im Schlosse hatte, auf ihre Seite zu ziehen. Am Abend des 18. Januar 1650 wurden Prinz Condé, sein Bruder Conti und sein Schwager Longueville zu einer Sitzung des Geheimenrats eingeladen. Als sie in den Versammlungssaal eintraten, zeigte man ihnen den Haftbefehl, worauf sogleich die Wache erschien und ein Wagen vorfuhr, der sie unter starker Bedeckung noch in derselben Nacht nach Vincennes brachte.

Das Volk von Paris, das ehemals den Sieger von Rocroy und Lens vergöttert hatte, empfing am anderen Tage die Nachricht mit lautem Jubelgeschrei. Aber in den Provinzen regten sich desto mehr Unzufriedene. Seine Verwandten, besonders die Damen, die Turenne auf ihre Seite brachten, eröffneten, von Spanien unterstützt, den Bürgerkrieg, um die Gefangenen zu befreien und an Mazarin Rache zu nehmen. Aber der kluge Kardinal wurde auch dieses Aufstandes Meister. In Begleitung des jungen Königs und der Königin-Mutter rückte er selbst vor Bordeaux und gewann diese wichtige Stadt durch günstige Versprechungen (1. Oktober 1650). Die Festung Rethel, die von Spaniern und Turenne bereits besetzt war, wurde erobert (13. Dezember 1650), der zum Entsatz herbeieilende Turenne geschlagen.

Die rasche Bewältigung des Aufstandes erhöhte zwar das Ansehen Mazarins, machte ihn aber auch noch unbeliebter, da er noch entschiedener auftrat. Es entstand eine Vereinigung zwischen der alten Fronde (Parlament und Magistratur nebst dem Koadjutor) und der neuen Fronde, wie man die Anhänger des Prinzen Condé nannte. Die Prinzen sollten freigelassen, Mazarin entfernt, Condé an die Spitze der Staatsgeschäfte gestellt und die Mitglieder der alten und neuen Fronde mit hohen Aemtern belohnt werden. Selbst der Herzog von Orleans zog sich als Gegner Mazarins von der Königin zurück. Diesem Sturme fühlte sich Mazarin nicht gewachsen; in der Nacht vom 6. auf den 7. Februar 1651 verließ er heimlich Paris. Er begab sich zuerst nach Havre de Grace, um den Prinzen, die seit November 1650 dort festgehalten waren, selbst ihre Freilassung anzukündigen, und reiste von da nach Köln, wo er in des Kurfürsten Lustschloß Brühl die freundlichste Aufnahme fand. Das Parlament sprach die **Verbannung über Mazarin** aus und belegte sein ganzes

Vermögen mit Beschlag. Die Prinzen kehrten unter dem Jubel des Volkes nach Paris zurück. Die Fronde hatte gesiegt.

Aber so fern er auch von dem Schauplatze seiner Wirksamkeit war, so gegenwärtig blieb doch sein Geist im Staatsrate; denn seine Kreaturen, die Staatssekretäre Le Tellier, Servien und Lionne blieben noch immer um die Königin, und die letztere unternahm nichts von Bedeutung, ohne erst durch geheime Eilboten seinen Rat darüber einholen zu lassen. In Paris herrschte eine ungeheure Verwirrung, da nun die Sonderinteressen mit aller Macht hervorbrachen. Der Adel, der Klerus, das Parlament wollten, jedes für sich, das durchsetzen, was ihnen am meisten Macht verlieh. Ueber die Teilung der Beute gerieten die Parteien in die größte Feindschaft untereinander. Die alte Fronde unter dem Koadjutor, die neue Fronde unter Condé und das Parlament waren drei Parteigruppen, die sich gegenseitig aufs heftigste befehdeten.

Die Königin, von Condés Uebermut am meisten beleidigt, wandte sich aufs neue an den Koadjutor und machte seiner Partei einige Zugeständnisse gegen das Versprechen, daß diese der Rückkehr Mazarins sich nicht widersetzen werde. Dem Prinzen Condé schrieb man die schlimmsten Pläne zu, weshalb er aus Furcht vor einer zweiten Verhaftung sich auf sein Landgut St. Maur zurückzog (6. Juli 1651).

Da aber die Königin fürchtete, Condé möchte einen neuen Bürgerkrieg entzünden, so suchte sie ihn durch einige Zugeständnisse zur Rückkehr an den Hof zu bewegen und entließ die obengenannten drei Staatssekretäre. Auf dies hin kam Condé wieder nach Paris zurück, empörte aber durch seinen Trotz den Hof heftiger als jemals. Einmal fuhr er rasch an dem Könige vorbei, ohne ihn zu grüßen. Wann er durch die Straßen ritt, war sein Gefolge zahlreicher und glänzender als das des Königs, und wann er fuhr, umringten bezahlte Schreier seinen Wagen, die unaufhörlich riefen: „Es leben die Prinzen, aber kein Mazarin!“ Der Koadjutor hatte ein ähnliches Gefolge, das oft aus 400 Personen bestand, worunter viele Edelleute und Geistliche waren. Die Königin klagte den Prinzen, der sie fortwährend durch sein hochmütiges und herrschsüchtiges Benehmen beleidigte, wegen seiner heimlichen Werbungen und Unterhandlungen mit Spanien an. Um sich zu verteidigen, erschien Condé, der den Koadjutor für den Urheber der Anklage hielt, am 19. August mit bewaffnetem

Gefolge in der Sitzung des Parlaments. Feurig, wie er war, griff er seinen Feind mit den heftigsten Worten an. Gondi erwiderte in gleicher Weise, und vergebens bemühte sich der erste Präsident, den Wortwechsel beizulegen. Einige Begleiter des Prinzen vergaßen sich bis zu Schimpfworten, und nun waren in einem Augenblicke alle Degen entblößt. Ein schreckliches Blutvergießen wäre erfolgt, wenn nicht der Marquis von Crenan mit lauter Stimme gerufen hätte: „Ein Schelm, der seinen Degen nicht einsteckt!“ Dies einzige Wort, ausgesprochen von einem tapferen Manne, brachte augenblicklich alle Degen in die Scheiden. Als darauf Condé den Herzog von Rochefoucault aufforderte, alle seine Begleiter aus den anstoßenden Räumen zu entfernen, und dieser beim Zurückkommen dem Koadjutor, der seinen Leuten die gleiche Weisung gab, begegnete, klemmte der Herzog von Rochefoucault den Koadjutor zwischen die Flügelthüren und rief laut: „Stoßt ihn nieder! stoßt ihn nieder!“ Und schon war ihm ein Dolch nahe, als der Parlamentsrat Champlatreux dem Mörder in den Arm fiel und jenen befreite. Der Lärm erhob sich aufs neue; der Herzog von Rochefoucault schalt den Koadjutor einen Verräter; dafür drohte ihm der Herzog von Brissac mit Stockschlägen, worauf der erstere schwur, er wolle ihn mit seinen Sporen zerfleischen. Erhitzt und erbittert ging die Versammlung auseinander. Condé verließ darauf Paris und begab sich nach Montrond.

Ludwig II., Prinz von Condé (der große Condé).
Nach einem alten Kupferstich.

Am 5. September 1651 trat der junge König Ludwig sein vierzehntes Lebensjahr an und erreichte damit zugleich nach der letztwilligen Verfügung seines Vaters das Alter der Mündigkeit. Er erschien daher im Parlamente, erklärte in einer Rede, daß er nun nach den Gesetzen des Staats die Regierung selbst übernehmen wolle, in der Hoffnung, Gott

werde ihn mit den erforderlichen Kräften ausrüsten, damit er als ein frommer und gerechter König herrschen könne. Hierauf legte die Königin die bisher geführte Regentschaft mit wenigen Worten nieder und beugte das Knie vor ihrem Sohne. Dieser hob sie auf und dankte ihr für alle ihre Bemühungen um das Wohl des Staates und um seine Erziehung und bat sie, ihn auch ferner mit ihrem Rate zu unterstützen und an der Spitze des Geheimenrates zu bleiben.

Die **Thronbesteigung Ludwigs** enthob die Regentin der Verpflichtung, die beiden nächsten männlichen Verwandten, den Herzog von Orleans und den Prinzen von Condé, an der Regierung teilnehmen zu lassen. Auch entfernte sie alle Anhänger des Prinzen aus dem Ministerium. Da griff dieser ehrgeizige Herr noch einmal — zum letztenmal — zu den Waffen. Wieder erhoben sich die Provinzen Guyenne, Poitou, Gascogne für ihn; wieder wurde ein Bündnis mit Spanien geschlossen. Aber einer der bisherigen Bundesgenossen ging ihm verloren. Vicomte de Turenne, nächst Condé der bedeutendste Kriegsmann des damaligen Frankreich, und sein Bruder, der Herzog von Bouillon, traten jetzt auf die Seite der Königlichen über. Anfangs hatte Condé einige Erfolge. In der Hauptstadt Bordeaux bemächtigte er sich aller königlichen Einkünfte und bestritt davon seine Werbungen. Bald hatte er ein Heer beisammen, mit dem er die königlichen Truppen erwartete, die gegen Guyenne heranzogen. Der junge König selbst befand sich mit seiner Mutter und dem ganzen Hofe in Poitiers. Da verbreitete sich die Nachricht in Paris, der Kardinal Mazarin sei im Begriff, mit einigen tausend Mann, die er auf eigene Kosten in Deutschland hatte anwerben lassen, nach Frankreich zurückzukehren. Das steigerte noch die Aufregung. Das Pariser Parlament erklärte ihn für einen Hochverräter, setzte einen Preis auf seinen Kopf und beschloß, aus dem Erlös seiner Bibliothek diesen Preis zu bezahlen. Am 30. Januar 1652 traf Mazarin mit seinen Truppen in Poitiers ein. Eine halbe Meile weit waren ihm der König und sein Bruder an der Spitze der Leibwache entgegengeritten und empfingen ihn mit der größten Freundlichkeit. Noch am nämlichen Abend nahm Mazarin seine frühere Stellung im Staatsrat wieder ein.

Mit dem Anbruch des Frühlings begannen die kriegerischen Unternehmungen. Condé, der vom Hofe öffentlich für einen Majestätsverbrecher erklärt worden war, zeigte sich

seines alten Feldherrnruhmes nicht unwürdig. Er überfiel einen Teil der königlichen Truppen bei Bleneau (6. April 1652) und vernichtete ihn fast gänzlich; aber Turenne, der die Hauptarmee befehligte, hielt sich in einer festen Stellung bei Montargis. Da es dem Prinzen Condé zu weiteren Angriffen an der nötigen Truppenzahl fehlte, so ging er von der Loire nach Paris, um dort den Widerstand gegen die Regierung zu leiten. Er hatte das niedere Volk für sich, aber nicht das Parlament, dem weder sein Bund mit Spanien noch der Bürgerkrieg gefiel. Als seine Truppen bei Etampes durch Turenne große Verluste erlitten, eilte er selbst wieder ins Feld, mußte sich aber, da der Herzog von Lothringen, von Mazarin gewonnen, ihn im Stich ließ und mit seinen Truppen abzog, nach der Hauptstadt zurückziehen. Bei Charenton wollte er eine feste Stellung nehmen, wurde aber am 2. Juli 1652 durch die heftigen Angriffe der königlichen Reiterei zum weiteren Rückzug nach der **Vorstadt St. Antoine** im Osten von Paris genötigt. Condé verschanzte sich hier, versperrte die Eingänge in die drei Straßen, welche durch die Vorstadt führten, durch Barrikaden und besetzte die daranstoßenden Häuser mit Musketieren. Die Verteidigung der mittleren Straße übernahm er selbst, in der Straße Charenton (rechts) befehligte der Herzog von Nemours und in der Straße Charonne (links) der Marschall von Tavannes. Turenne, der nur seine Reiterei und einen Teil des Fußvolkes, aber nicht seine Artillerie bei sich hatte, wagte es nicht, den Feind in dieser Lage anzugreifen; aber der König und Mazarin drängten ihn in ihrer Ungeduld zur raschen Entscheidung. Es erhob sich daher in der Vorstadt ein erbitterter Straßenkampf. Dem Prinzen gegenüber stellte sich Turenne auf, rechts und links befehligten die Marquis von Noailles und St. Maigrin. Der letztere überwältigte zuerst die Barrikaden in der Straße Charonne, trieb den Feind nach tapferer Gegenwehr bis an den Platz am Thore von Paris, wurde aber von dem Prinzen, der den Fliehenden zu Hilfe eilte, wieder durch die lange Straße zurückgejagt und verlor selbst in dem heftigen Feuer, das aus den Fenstern auf seine Leute gerichtet wurde, das Leben. Noch hitziger war der Kampf in der Straße Charenton. Hier fochten die Herzoge von Beaufort, Nemours und Rochefoucault gegen die königlichen Truppen mit unbezwinglicher Tapferkeit. Dreimal wurden sie zurückgeschlagen, dreimal

erneuerten sie den Angriff wieder und jagten über Blut und Leichen ihre Gegner wieder über die Barrikade hinaus. Auch in der mittleren Straße, wo Turenne einen Haufen nach dem anderen ins Gefecht führte und das Gedränge am heftigsten war, konnte Condé selbst nach siebenstündigem Kampfe nicht überwältigt werden. Nach einem fürchterlichen Feuer und nach großen Verlusten mußte Turenne sich zurückziehen, um die Ankunft des Generals La Ferté zu erwarten, der mit einer Verstärkung im Anzuge war. Gleich nach seiner Ankunft wurden drei Batterien gegenüber den Straßeneingängen aufgefahren.

Mazarin und der Hof hatten diesem wütenden Gefechte auf der Anhöhe von Charonne, die Pariser von den Mauern, Dächern und Türmen ihrer Stadt zugesehen. Als das Geschütz auf die Truppen Condés gerichtet wurde, schien dieser verloren, und er wäre es auch gewesen, wenn die Pariser, dem Befehle des Königs gehorsam, die Thore verschlossen gehalten hätten. Aber die Herzogin von Montpensier wirkte bei ihrem Vater, Gaston von Orleans, und dem Magistrat den Befehl aus, daß dem Prinzen das Antonsthor geöffnet werden sollte, und befahl dem Kommandanten der Bastille, seine Kanonen auf die königlichen Truppen zu richten. Unter dem Schutze dieses Feuers zog sich Condé in die Stadt zurück; die Thore wurden wieder geschlossen, die Aufständischen waren gerettet und die Hauptstadt in ihrer Gewalt. Condé übernahm das Oberkommando über die Truppen, der Herzog von Orleans wurde Generalstatthalter, der Herzog von Beaufort Gouverneur der Stadt. Unter dem Druck dieser Häupter und des von ihnen beherrschten und bezahlten Pöbels mußten das Parlament und die Stadtbehörde sich fügen. Aber der Terrorismus war ein so unerträglicher, daß alle diejenigen, welche auf Ordnung hielten, nach den früheren Zuständen sich zurücksehnten und mit dem Hofe zu St. Germain Unterhandlungen eröffneten. Um den Abschluß eines Ausgleichs zu erleichtern, begab sich Mazarin zum zweitenmal in die Verbannung nach Reims, später nach Sedan, auch von dort die Staatsgeschäfte leitend. Für alle, die keine Sonderzwecke verfolgten, war mit der Entfernung des Kardinals das Haupthindernis einer Versöhnung mit dem Hofe beseitigt. Die Zahl dieser Versöhnlichen vermehrte sich, als der König allen, die sich unterwerfen würden, Straflosigkeit zusagte. Um das Parlament den feindlichen Ein-

flüssen zu entziehen, befahl der König, daß es sich in Pontoise versammeln sollte, was die meisten Mitglieder thaten. Die Pariser Bürgerschaft, des Krieges und seiner Folgen müde, ließ zuletzt durch eine Abordnung den König bitten, von St. Germain wieder in seine Hauptstadt zurückzukehren.

Da fühlte sich Condé nicht mehr sicher in Paris und zog mit dem Rest seiner Truppen, begleitet von dem Herzog von Lothringen, der sich wieder an ihn angeschlossen hatte, nach der niederländischen Grenze, um sich dort mit dem unter dem Erzherzog Leopold Wilhelm stehenden spanischen Heere zu vereinigen. Am 21. Oktober 1652 hielt der König an der Spitze seiner Garde seinen Einzug in Paris und wurde von seinem Volke mit Jubel empfangen. Die ganze Stadt war wieder so ruhig, als ob nichts vorgefallen wäre. Alle Anhänger des Prinzen erhielten Verzeihung, wenn sie sich unterwarfen; der Herzog von Orleans und seine Tochter aber mußten Paris verlassen und in Blois Aufenthalt nehmen, und der Kardinal Retz (Gondi), der seine demagogische Thätigkeit fortsetzte, wurde festgenommen (18. Dezember) und zuerst nach Vincennes, dann nach Nantes gebracht. Von hier entkam er (1654) und irrte 15 Jahre unter abenteuerlichen Erlebnissen durch alle Länder Europas, bis ihm nach Mazarins Tode Ludwig die Rückkehr nach Frankreich gestattete (1662). Er entsagte seinen Ansprüchen auf das Erzbistum von Paris und lebte unter dem Titel eines Abbé von St. Denis in Zurückgezogenheit, mit den Wissenschaften beschäftigt. Am 24. Oktober 1679 starb er zu Paris.

Die Herzogin Longueville.
Nach einem Gemälde von Anselmus van Hulle.

Seine Entfernung erleichterte **Mazarins Rückkehr.** Dieser hatte an den Grenzen 4000 Mann angeworben und mit ihnen den Spaniern einige von diesen eroberte französische Plätze wieder abgenommen. Der Ruf dieser unerwarteten

Heldenthat ging vor ihm her, und am 3. Februar 1653 erschien er selbst vor den Thoren von Paris. Der junge Monarch fuhr ihm mit vielen Prinzen und Edelleuten entgegen, und da der Kardinal in einiger Entfernung aus dem Wagen stieg, so that Ludwig dasselbe und umarmte ihn bei der Begrüßung. Er nahm ihn darauf zu sich in seinen eigenen Wagen, und das Volk, das ihn von seinem König so geehrt sah, begrüßte ihn mit lauten Jubelrufen.

So hatte das absolute Königtum endgültig über alle seine Feinde gesiegt, und der Mann, dem dieser Sieg wesentlich zu verdanken war, erlebte von nun an nichts als Triumphe. Guyenne, welches die Freunde Condés noch im Aufruhr erhalten hatten, wurde durch Waffengewalt beruhigt; der Krieg mit Spanien, der während der inneren Unruhen nur lässig hatte betrieben werden können, wurde jetzt mit Nachdruck fortgesetzt, und obgleich der große Condé an der Spitze der Vaterlandsfeinde stand, so konnte er doch gegen den vorsichtigen Turenne nichts ausrichten. Mit dem Erzherzog Leopold Wilhelm entzweite er sich, weil dieser ihm nicht den Oberbefehl über das vereinigte Heer überlassen wollte. In Paris vergaß man den Helden bald, da er seine glänzenden Fähigkeiten nur zur Störung der öffentlichen Ruhe angewandt hatte; seine eigenen Geschwister sagten sich von ihm los: die Herzogin von Longueville ging in ein Kloster, und ihr Bruder Conti söhnte sich mit der Hofpartei so vollständig aus, daß er sogar eine Nichte Mazarins heiratete. Nach solchen Schritten konnte es der Hof wohl wagen, dem älteren Bruder (Condé) den Prozeß zu machen. Er wurde vom Parlament als Majestätsverbrecher des Todes schuldig erklärt und aller seiner Würden und Güter entsetzt (24. März 1654).

4. Ludwig XIV. unter Mazarins Leitung.

(1654—1661.)

Nach Niederwerfung der Fronde war **Ludwig** unumschränkter Herr in Frankreich. Mazarin hatte ihm den Weg hierzu gebahnt und die Mittel, dieses Ziel zu erreichen, gezeigt. Sein Wort und Beispiel fiel auf einen sehr günstigen Boden. Der zur Selbstherrlichkeit geneigte König ließ sich von dem Kardinal gern sagen, wieviel ein Regent sich erlauben dürfe, der durch festes Auftreten und durch Unbeugsamkeit seine Unterthanen an den Glauben zu gewöhnen

vermöge, daß sein Wille das höchste Gesetz und sein Vorteil der erste Zweck alles gemeinschaftlichen Strebens sein müsse. Nur das Parlament erlaubte sich manchmal noch einen Widerspruch bei den Steuererlassen. Aber Ludwig behandelte es in unerhörter Weise. Er war 17 Jahre alt, als er einmal auf die Nachricht, das Parlament habe sich eigenmächtig versammelt, um gegen eine vom Hofe bekannt gemachte Verordnung eine Vorstellung abzufassen, plötzlich von Vincennes nach Paris gesprengt kam und, wie er war, in Jagdkleidern, Stiefeln und Sporen, den Hut auf dem Kopfe und die Reitpeitsche in der Hand, in die Ratsversammlung trat, um dieser in den härtesten Ausdrücken ihre Widersetzlichkeit vorzuwerfen. Die alten, meist sehr achtungswerten Männer fühlten sich durch dieses Verfahren tief gekränkt und machten deshalb bescheidene Vorstellungen; allein das Vorgehen wurde nicht entschuldigt, und als bei einer anderen Gelegenheit das Parlament sich nochmals eine Prüfung königlicher Edikte erlauben wollte, wurden einige seiner Mitglieder sofort verbannt. Seitdem hat diese Körperschaft nie wieder einen Versuch gemacht, sich dem Könige gleichzustellen, vielmehr hat sie nur zu oft die Hand zur Ausführung seiner despotischen Pläne geboten. Die absolute Monarchie hatte gesiegt, und Ludwigs Grundsatz: „l'état c'est moi" kam von nun an zur Geltung. Auch Mazarins Anmaßungen fanden jetzt keinen Widerspruch mehr, ungeachtet sie mit seiner Sicherheit zunahmen. Er behandelte die vornehmsten Herren wie seine Diener, ließ sich während des Bartscherens oder Ankleidens, oder während er mit seinen Affen spielte, die Staatsangelegenheiten vortragen und erlaubte niemand mehr, selbst dem Kanzler nicht, in seiner Gegenwart niederzusitzen.

Der **Krieg mit Spanien** dauerte inzwischen noch immer fort. Um Frankreichs Ansehen und Hilfsquellen zu verstärken, suchte Mazarin mit großem Eifer ein Bündnis mit England zu stande zu bringen. Dort war damals in einer blutigen Revolution der Königsthron umgestürzt worden, und ein früherer Landedelmann, Oliver Cromwell, hatte unter dem Titel eines Protektors die oberste Gewalt an sich gerissen. Mit diesem wurden Unterhandlungen angeknüpft. Im März 1657 kam zwischen Frankreich und England der gegen Spanien gerichtete Vertrag zu stande; in diesem mußte Ludwig versprechen, sämtliche Stuarts aus Frankreich auszuweisen, den französischen Reformierten die gewährten Friedensbedingungen

einzuhalten und die Seestadt Dünkirchen an England auszuliefern, wenn sie mit den vereinten französisch-englischen Streitkräften den Spaniern genommen würde. Und so kam es. Das letzte Heer, das Spanien aufbringen konnte, wurde von Turenne und den Engländern bei Dünkirchen vernichtet, dieser Platz und eine Reihe anderer erobert. Jetzt war Spanien zum Frieden geneigt. Nach dem Tode Cromwells (3. September 1658) wurden die Friedensunterhandlungen von Mazarin eröffnet. Sein Ziel war, für Frankreich im Norden und im Süden eine Gebietserweiterung und für die Dynastie Aussicht auf eine große Zukunft zu erhalten. Dazu sollte ihm unter anderm die Vermählung Ludwigs mit der Infantin Maria Theresia, der Tochter des Königs Philipp IV., ein Mittel sein. Ludwig richtete zwar damals die glühendsten Liebesbriefe an Mazarins Nichte, Maria Mancini, und erklärte, er wolle sich mit ihr vermählen. Aber dem Kardinal stand das Staatsinteresse, das die Vermählung Ludwigs mit einer Prinzessin aus einem der ersten Fürstenhäuser Europas forderte, höher als der persönliche Vorteil, den ihm jene Verbindung gebracht hätte; er entfernte seine Nichte von Paris, und Ludwig mußte, wenn auch unter heißen Schmerzen, seine Liebe dem Staatswohl opfern.

Der **Pyrenäische Friede** wurde auf einer kleinen Insel in dem Flusse Bidassoa, der innerhalb der Pyrenäen Frankreich und Spanien scheidet, zwischen Mazarin und dem spanischen Minister, Grafen von Haro, am 7. November 1659 abgeschlossen. Frankreich gewann in diesem Frieden viele Städte und Dörfer in Flandern, Hennegau, Luxemburg und Lothringen, dazu die Grafschaft Roussillon in den Pyrenäen und die Festung Pinerolo in Italien. Die Vermählung Ludwigs mit der Infantin, die eine Mitgift von 500 000 Goldthalern erhalten sollte, wurde beschlossen, aber von Spanien die Bedingung daran geknüpft, daß die Infantin vor ihrer Vermählung auf die Erbfolge in allen der Krone Spanien gehörigen Ländern verzichten müsse. So unangenehm diese Bedingung war, so unterzeichnete er doch, aber mit der Erklärung, daß diese Verzichtleistung ungültig sein solle, wenn die Mitgift nicht pünktlich in drei Terminen ausbezahlt würde — was natürlich nicht geschah. Da Philipps IV. Sohn, der nachherige König Karl II. von Spanien, bei seiner Kränklichkeit weder ein langes Leben noch Nach-

kommenschaft versprach, so wurden schon damals an dessen baldigen Tod große Hoffnungen geknüpft, und Mazarin, dem dieser Punkt ein Beweggrund bei dem Vermählungsplane war, hoffte, daß Ludwig unter allen Umständen ein schönes

Ludwig XIV.
Nach einem alten Kupferstich.

Stück aus der großen spanischen Erbschaft davontragen werde, trotz des Verzichtes; denn die französische Regierung war gewohnt, alles zu versprechen und nichts zu halten.

Andere Punkte des Pyrenäischen Friedens betrafen die Wiedereinsetzung Condés und des Herzogs von Lothringen in ihre Güter und Würden; denn von dieser Bedingung war

Spanien nicht abgegangen. Der letztere mußte mehrere Plätze seines Landes nebst einer mitten hindurchgehenden Heerstraße, eine halbe Meile breit und dreißig Meilen lang, von Metz nach Elsaß, an Frankreich abtreten. Condé kam nach Frankreich zurück und erhielt seine Güter wieder. Zu Aix begrüßte er den jungen König, dankte ihm und bat um Verzeihung. Mit französischer Höflichkeit antwortete ihm Ludwig: „Mein Vetter, nach den großen Diensten, die Sie meiner Krone erwiesen haben, erinnere ich mich eines Uebels nicht mehr, das nur Ihnen selbst geschadet hat."

Am 9. Juni 1660 empfing der junge Monarch die spanische Prinzessin zu St. Jean de Luz, hielt mit ihr einen glänzenden Einzug in Paris und feierte seine Vermählung. Einige Monate früher war der Herzog von Orleans, des Königs Oheim, im 52. Jahre seines Alters gestorben (2. Februar).

Der Pyrenäische Friede war für Mazarin die Krönung seines politischen Gebäudes. Alle seine Gegner waren überwunden und warben um seine Gunst. Selbst der große Condé, der ihn viele Jahre bekriegt hatte, bat ihn um seine Vermittlung bei dem König. Seine beiden Schwestern, die an unbedeutende italienische Edelleute verheiratet waren, sahen ihre Töchter an Mitglieder des höchsten Adels, ja des königlichen Hauses vermählt. Wir haben schon gesehen, daß der Prinz von Conti, Condés Bruder, mit einer der Nichten Mazarins sich vermählte; eine andere Nichte wurde die Gemahlin des Herzogs von Mercoeur, eine dritte, Olympia Mancini, die Gemahlin des Prinzen von Savoyen-Carignan, Grafen von Soissons, deren Sohn „Prinz Eugen, der edle Ritter" war; eine vierte Nichte wurde die Gemahlin des Marquis La Meilleraye. Alle diese neuen Neffen des Kardinals wurden von ihm reichlich mit Würden ausgestattet: Conti wurde zum Gouverneur in Languedoc, Mercoeur in der Provence, Soissons in der Champagne, La Meilleraye in der Bretagne ernannt. Seinem Neffen, dem Marquis Mancini, verschaffte er das Herzogtum Nevers.

Der Kardinal **Mazarin** hatte von seiner Reise in die Pyrenäen einen geschwächten Körper zurückgebracht und ging von dieser Zeit an langsam dem Tode entgegen. Die noch übrige Zeit benutzte er dazu, seine Geschäfte in Ordnung zu bringen und den König in seinen Regierungsgrundsätzen zu befestigen. Er riet ihm, keinen ersten Minister mehr anzu-

nehmen, sondern selbst zu regieren. Den bisherigen Oberaufseher der Finanzen, Marquis von Fouquet, schilderte er ihm als einen eigennützigen und gefährlichen Mann; dagegen empfahl er ihm Colbert als den trefflichsten Kenner des Finanzwesens, und zu Staatsräten die beiden gewandten Sekretäre Le Tellier und Lionne.

Mazarin hinterließ ein ungeheures Vermögen, das er sich teils auf rechtmäßige, teils auf unrechtmäßige Weise erworben hatte, eine sehr wertvolle Bibliothek und viele Kunstwerke. Der Krone vermachte er 18 der schönsten und größten Diamanten, die man noch lange nach ihm die 18 Mazarins genannt hat; der Königin-Mutter einen Ring mit einem großen Diamant und andere Kostbarkeiten, der jungen Königin einen Strauß von 50 Diamanten, und dem Bruder des Königs 31 Smaragde. Dem Papst schenkte er 600000 Livres zur Führung des Türkenkrieges in Kandia, der Prinzessin von Conti 200000 Thaler und ebensoviel der Prinzessin von Modena, dem Herzoge von Vendome und der Gräfin von Soissons. Seiner Schwester setzte er ein Jahrgeld von 18000 Livres aus; seinem Neffen vermachte er 900000 Livres bar, beträchtliche Renten von einigen anderen Gütern, die Hälfte seines Hausgeräts und sein ganzes Vermögen zu Rom, das sich auf mehrere Millionen belief. An Gnadengeldern für Gelehrte und Künstler, desgleichen an Vermächtnissen für Klöster und milde Stiftungen ließ er es nicht fehlen. Das Kollegium der vier Nationen zu Paris ist seine Stiftung; ihm vermachte er seine Bibliothek. Er starb als gläubiger Katholik am 9. März 1661, im 59. Jahre seines Alters. Das ganze Königreich freute sich über seinen Tod. Ludwig selbst, obgleich er seinen ganzen Hof die Trauer, wie um ein fürstliches Haupt, anlegen ließ, war sehr froh, eines Führers entledigt zu sein, dessen er jetzt nicht mehr zu bedürfen glaubte. Mazarin hatte eine Ahnung hiervon: als der Sohn des Ministers Brienne ihn in seiner Krankheit trösten wollte und dabei sagte, es gebe niemand in Frankreich, der seinen Tod wünschte, erwiderte der Kardinal: „Einer wünscht ihn.“ Ganz frei wurde Ludwig indessen erst fünf Jahre später, als auch seine Mutter starb (1666, 64 Jahre alt).

5. Ludwigs XIV. Regierungsanfang.

(1661—1667.)

Am Morgen nach dem Tode Mazarins hielt Ludwig seine erste Staatsratssitzung; in dieser erklärte er: er habe sich entschlossen, in Zukunft keinen Premierminister mehr zu ernennen, sondern selbst die Geschäfte zu leiten; er befehle daher dem Kanzler, nichts zu siegeln, und den Staatssekretären, nichts zu unterzeichnen ohne Ermächtigung von ihm. Diesem Worte folgte die That. Der Generalintendant für die Finanzen, Fouquet, der ein ungeheures Vermögen und einen ungeheuren Einfluß besaß, wurde ahnungslos verhaftet und zu lebenslänglicher Gefangenschaft in der Festung Pinerolo verurteilt. Gleich diese ersten Schritte deuteten auf eine **Persönlichkeit ungewöhnlicher Art.**

Ludwig war 23 Jahre alt, ein schöner Mann von schlanker und doch kräftiger Gestalt, mit dunklen, feurigen Augen. Bei aller Würde und Hoheit war er doch leutselig und gewinnend, darum von Jugend auf der Liebling des Volkes, das in ihm sein eigenes Wesen verkörpert sah. Seine Bildung war wie bei so vielen Fürstenkindern vernachlässigt worden; doch ersetzte er diesen Mangel durch die Geschäftserfahrung, die er sich unter Mazarins Leitung erworben hatte, und durch ein tüchtiges Maß geistiger Begabung. Er verstand es, Menschen und Verhältnisse richtig zu beobachten und zu beurteilen, seine Entschlüsse nur nach umsichtiger Prüfung zu fassen. Macaulay rühmt an ihm vor allem den sicheren Blick, der die Talente erkannte und an den richtigen Platz stellte. Rühmlich war auch sein Fleiß und seine Arbeitsamkeit, die selbst seine Genußsucht in Schranken hielten. Wohl jagte ein Hoffest das andere und Tausende von Menschen waren einzig für das Vergnügen des Herrschers beschäftigt; wohl hat er die schlechte Sitte vieler seiner Vorgänger wieder eingeführt, die im Umgange mit Mätressen Entschädigung für den Zwang der aufgezwungenen Gemahlinnen suchten. Aber trotz dieser Genußsucht und dieser Ausschweifungen hat Ludwig bis in sein hohes Alter alle Pflichten eines Herrschers gewissenhaft erfüllt und die Staatsgeschäfte bis ins einzelnste selbständig geleitet. — Am meisten aber fiel in die Augen seine Willenskraft und Selbstbeherrschung. Ludwig hat sich nie von einer Laune hinreißen lassen, hat nie seine

königliche Würde verletzt. Er war der geborene Herrscher, der mühelos über die andern gebot. Und weil die Menschen sich so willig vor ihm beugten, steigerte sich sein ohnedies schon starkes Herrscherbewußtsein zu maßlosem Stolze, zu einer ungeheuerlichen Selbstvergötterung. Er betrachtete sich als den Sonnenkönig (le roi soleil), der nicht nur mit Freiheit und Leben seiner Unterthanen nach Belieben schalten könne, sondern auch der einzige Eigentümer von ganz Frankreich sei; ja, er betrachtete sich als den Statthalter Gottes auf Erden, der nicht nur blinden Gehorsam, sondern auch eine Art von göttlicher Verehrung beanspruchen könne. Und seine Unterthanen haben ihm beides dargebracht. Sie schwärmten für die Cäsarische Größe dieses Mannes; sie nannten ihn le grand (den Großen) und verglichen ihn mit Alexander. Die bedeutendsten Köpfe Frankreichs und die größten Künstler waren glücklich über das geringste Zeichen königlicher Gunst; sie mochten nicht leben, wenn sie diese Gunst verloren hatten. Und Ludwig gab beides zu schmecken, Gnade und Ungnade; er war freigebig, wo er belohnen, hinreißend, wo er gewinnen wollte; aber er war unerbittlich in seinem Zorne und unversöhnlich in seiner Rachsucht.

Ludwig XIV. als Sonnenkönig.
Kgl. Münzkabinett zu Stuttgart.

Die nächste Folge dieser königlichen Allgewalt war die, daß alle bisher vorhandenen Spaltungen und Parteiungen aufhörten. Der widerspenstige Adel, die anspruchsvolle Geistlichkeit, die begehrlichen Prinzen: sie alle hörten auf, durch sich selbst etwas sein zu wollen. Aber auch auswärtige Völker sollten es erfahren, daß jetzt in Frankreich ein Herr regiere, der keinen anderen neben sich dulde. Wie er von seinen Unterthanen sklavische Unterwürfigkeit verlangte, so beanspruchte er auch den Vorrang vor allen anderen Königen, und für den Vertreter Frankreichs den Vorrang vor den anderen Vertretern. Es war beim Einzuge eines fremden Gesandten in eine Residenz üblich, daß alle anderen Gesandten ihn feierlich einholten und dabei eine bestimmte Rangordnung beobachteten. Seit Karl V. waren die spani-

schen Gesandten als kaiserliche immer die vordersten gewesen. Aber Ludwig war nicht willens, ihnen dieses Vorrecht zuzugestehen. Als daher 1661 bei dem Einzuge eines schwedischen Botschafters in London der französische Gesandte dem spanischen vorfahren wollte, aber von den Dienern des letzteren und dem Londoner Pöbel überwältigt, sein Wagen zertrümmert, seine Pferde getötet und viele seiner Leute verwundet wurden, befahl Ludwig XIV., aufs äußerste erbittert, dem spanischen Gesandten an seinem Hofe, Paris sofort zu verlassen, berief den seinigen aus Madrid zurück und schrieb dem König Philipp IV., seinem Schwiegervater, er werde den Krieg sogleich wieder beginnen, wenn Spanien nicht den Vorrang des französischen Botschafters anerkennen würde. Philipp, der es nicht der Mühe wert hielt, seine Unterthanen um eines solchen Zwistes willen in einen Krieg zu verwickeln, rief seinen Gesandten aus London zurück und schickte 1662 den Grafen Fuentes nach Fontainebleau, der dann (24. März) in Gegenwart des Hofes und aller fremden Gesandten die Erklärung abgab, daß sein Monarch allen seinen Ministern befohlen habe, künftig bei öffentlichen Feierlichkeiten nicht mehr mit dem französischen Gesandten um den Vorrang zu streiten. Diese Erklärung deutete Ludwig so, als ob der König von Spanien der französischen Krone den Vorrang unter allen Umständen eingeräumt hätte, und wandte sich an die übrigen Gesandten mit den Worten: „Ich bitte Sie, Ihren Herren diese Erklärung zu melden, damit sie wissen, daß der spanische König allen seinen Gesandten befohlen hat, den meinigen bei jeder Gelegenheit den Vorrang zu lassen."

Selbst dem **Papste** blieb von seiten des sonst gut katholischen Königs eine Demütigung nicht erspart, als es galt, zu zeigen, daß Frankreich der oberste Rang vor allen anderen Mächten gebühre. Unter dem Pontifikat Alexanders VII. war der Herzog von Crequi französischer Gesandter in Rom, ein Mann, der durch sein hochfahrendes Wesen alle Welt beleidigte und auch bei seinen Leuten solch anmaßendes Benehmen duldete. Zwischen ihnen und der korsischen Leibwache des Papstes kam es deswegen wiederholt zu Zänkereien und Händeln. Bei einem solchen Auftritte (20. August 1662) wurden nicht nur die Franzosen gehörig durchgeprügelt, sondern die Korsen zogen auch vor den Palast des französischen Gesandten und schossen nach seinen Fenstern sowie nach dem

Wagen, in dem die Herzogin eben nach Hause fuhr. Eine solche Beleidigung des französischen Ansehens heischte glänzende Genugthuung, und als der Papst damit zögerte, ließ der allerchristlichste König Avignon und die Grafschaft Venaissin, die damals dem Papste gehörten, besetzen und mit der Krone Frankreich vereinigen. So sehr auch der Papst sich sträubte, in dem Vertrage von Pisa (12. Februar 1663) mußte er alle Bedingungen zugestehen, die Ludwig zu stellen für gut fand. Fabio Chigi, ein Neffe des Papstes, erschien also mit glänzendem Gefolge in Versailles (August 1664), um demütig Abbitte zu thun; die korsische Nation wurde für unfähig erklärt, je wieder im Kirchenstaate zu dienen; ihrer Hauptwache gegenüber wurde eine Schandsäule errichtet. Der Bruder des Papstes, Mario Chigi, mußte sich schriftlich entschuldigen und auf sein Ehrenwort versichern, daß er an dem Frevel gegen die französische Gesandtschaft keinen Anteil habe. Erst nachdem alle diese entehrenden Bedingungen erfüllt waren, erhielt der Papst Avignon und Venaissin zurück. Drei Jahre nachher erlaubte Ludwig, die Schandsäule wieder niederzureißen; aber die Korsen durften seitdem nicht mehr nach Rom kommen.

Was Ludwig in jener ersten Sitzung versprochen hatte, das geschah. Er ernannte keinen Premierminister mehr, sondern führte selbst den Vorsitz in den Sitzungen des Staatsrats und ließ sich von den einzelnen Staatssekretären unmittelbar Vortrag halten. Die wirklich einflußreichen Staatsämter übergab er an Leute von bürgerlichem Stande, die kein anderes Interesse und keinen anderen Ehrgeiz hatten als den, ergebene Diener des Königs zu sein. Nur die Hofämter und Gouverneurstellen, die beide allerdings glänzend bezahlt waren, überließ er dem schwer geschädigten Adel. Zu Ministern beförderte er zunächst die von Mazarin vorgeschlagenen Räte, Le Tellier für den Krieg, Lionne für das Auswärtige.

Der bedeutendste aber unter den neuen Gehilfen, mit denen sich Ludwig umgab, war **Jean Baptiste Colbert**, der mit dem Titel eines „Generalkontrolleurs der Finanzen" Nachfolger Fouquets und bald die „Seele der ganzen Verwaltung" wurde. Dazu befähigte ihn seine unermüdliche Arbeitsamkeit, seine ungewöhnliche Begabung und seine große Uneigennützigkeit. Colbert hatte den kühnen Plan, die Einnahmen des Staates zu erhöhen und doch die Lasten des

Volkes zu vermindern. Bei diesem Streben hielt er sich im wesentlichen an die Lehren des Merkantilsystems, dessen Hauptvertreter er ist. Der Merkantilismus oder Colbertismus bemißt den Wohlstand eines Landes nach dem Vorrat an Edelmetallen und er sucht diesen zu steigern durch Schutz der heimischen Industrie, die der auswärtigen den Rang ablaufen soll, und durch Förderung des Außenhandels, der die heimischen Erzeugnisse ausführen und dafür Geld ins Land bringen soll.

Der geniale Mann begann seine Thätigkeit mit einer strengen Untersuchung des Treibens der Steuerpächter, die ihre Habsucht und Härte jetzt schwer büßen mußten. 70 Millionen Livres Strafgelder (heute ungefähr 420 Millionen Francs) flossen in die Staatskasse, die einen solchen Zuschuß recht wohl brauchen konnte. Dann wurden die Zinsen der Staatsschuld herabgesetzt, die Krongüter, die während Ludwigs Minderjährigkeit verschleudert worden waren, zurückgekauft, die Zahl der verkäuflichen Beamtenstellen vermindert, aber nicht ganz aufgehoben, endlich die Grundsteuer (la taille) um ein Drittel erleichtert, eine Maßregel, die hauptsächlich dem Ackerbau zu statten kam.

Seine Hauptsorge jedoch widmete er dem **Handel und der Industrie**, die infolge dieser Pflege einen solchen Aufschwung nahmen, daß Frankreich wenigstens für einige Jahrzehnte das blühendste Land Europas wurde. Während hohe Schutzzölle die Einfuhr fremder Gewerbeerzeugnisse und die Ausfuhr der eigenen Rohprodukte verhinderten, entstanden auf Colberts Anregung und mit seiner Unterstützung in Frankreich selbst ganz neue Zweige gewerblicher Thätigkeit. Aus Holland berief er Tuchmacher, aus England Strumpfwirker, aus Venedig Glasbläser, so daß Frankreich nicht nur vom Auslande unabhängig, sondern selbst zur Ausfuhr befähigt wurde. Im Jahre 1669 zählte man schon 44 200 Wollweber in Frankreich; Seidenzeuge, Tapeten, Spitzen, Tuch, Leinwand und anderes wurde ausgeführt. Ganz Europa bezog seine Gobelins aus den königlichen Fabriken in Frankreich. — Freilich hatte der Colbertismus auch seine Schattenseiten. Durch die staatlichen Monopole wurde vielen Bürgern die Quelle des Erwerbs abgeschnitten; man gewöhnte sich daran, alle Hilfe vom Staate zu erwarten, und am meisten litt die Landwirtschaft, für die so gut wie nichts geschah. Das Elend auf dem Lande wuchs, und im Jahre

1689 werden die Bauern geschildert „als eine Art menschenscheuer Tiere, schwarz, sonnenverbrannt, die bei Tag den Boden aufwühlen und bei Nacht sich in Löcher zurückziehen, wo sie von Schwarzbrot, Wurzeln und Wasser leben". Aber um die Leiden dieser Armen bekümmerte sich damals noch niemand.

Zur Förderung des Handels wurde das Mittelländische mit dem Atlantischen Meere verbunden durch den Südkanal oder Kanal von Languedoc, dessen Herstellung (1664 bis 1681) 17 Millionen verschlang. Gute Landstraßen und geregelte Postfahrten dienten dem Landverkehr. Dagegen gelangten die Handelsgesellschaften, die Colbert nach dem Beispiel Hollands und Englands gründete, namentlich um den Verkehr mit West- und Ostindien zu beleben, zu keiner Blüte. Der französische Kolonialbesitz wurde weiter ausgedehnt durch Ansiedelungen auf Madagascar und den benachbarten Inseln (Bourbon und Mauritius), den Kleinen Antillen, Ostindien. Die eigentliche Musterkolonie Colberts aber war Kanada. Von den großen Seen aus drangen kühne Franzosen bis an die Mündung des Mississippi vor, wo die Namen St. Louis und Louisiana heute noch an König Ludwig erinnern. Dieses „Neufrankreich" entwickelte sich zwar langsam, war aber für die Zukunft Frankreichs von großer Bedeutung. Von den Engländern kaufte Colbert Dünkirchen wieder für 400000 Pfund Sterling zurück, machte den Hafen dieser Stadt und den von Marseille zu Freihäfen und zog so den levantischen Handel nach diesem, den nordischen nach jenem hin. Den Schutz des überseeischen Handels übernahm die Kriegsflotte, die Colbert so förderte, daß sie die erste der Welt wurde; mit dieser Flotte hat Frankreich ungefähr 25 Jahre lang die Meere beherrscht.

Jean Baptiste Colbert.
Nach einem Gemälde von Claude le Fèvre im Nationalmuseum zu Stockholm.

Die Umgestaltung des **Landheeres** ist das Verdienst der

beiden Le Tellier, vor allem des Sohnes, der zum Marquis von Louvois erhoben wurde und 1666 seinem Vater in der Leitung des Kriegswesens folgte. Dieser beseitigte im wesentlichen die Käuflichkeit der Offiziersstellen und verwandelte diese in Beamtenstellen, deren Inhaber vom Könige ernannt und besoldet, also auch von ihm abhängig waren, wodurch das ganze Offizierscorps streng monarchischen Charakter erhielt; zugleich gab er ihm die fest abgestufte Rangordnung, die lückenlos vom General bis zum Gemeinen reicht. Die Soldaten wurden nicht ausgehoben, sondern geworben, aber vorwiegend aus Landeskindern, wodurch das Heer nationalen Charakter erhielt. In der Bewaffnung wurde die Pike oder Lanze immer mehr durch die Muskete (Gewehr) verdrängt, namentlich seit Einführung des Bajonetts, das man anfangs noch in den Lauf der Gewehre steckte.

Auch für das Festungswesen hat Ludwig den richtigen Mann gefunden; das war Vauban, der berühmteste Ingenieur und Festungsbauer aller Zeiten; er hat 33 Festungen neu erbaut, 300 verbessert, 53 belagert, aber keine verteidigt, nebenbei auch noch 140 Gefechten beigewohnt. Das Kennzeichen des „Vaubanschen Systems" sind die vor- und einspringenden Winkel in Sternform und die Außenforts.

Um den Künsten und Wissenschaften aufzuhelfen, gründete Ludwig 1664 die Akademie der Maler und Bildhauer, die Akademie der Musik und der Inschriften, 1666 eine Akademie der Wissenschaften und 1671 eine solche für Baukunst.

So hat der thatkräftige, scharfblickende Herrscher auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens neue Anregungen gegeben und neue Einrichtungen geschaffen, durch die das Werk Richelieus und Mazarins vollendet wurde. Der Bourbonenstaat wurde ein straffer Einheitsstaat, der durch die Festigkeit seines Gefüges, den Reichtum seiner Hilfsquellen, die Blüte des wirtschaftlichen Lebens und eine eigentümliche geistige Kultur allen anderen Staaten Europas überlegen war.

Diese Kultur blieb nicht auf Frankreich beschränkt; sie hat die ganze Welt erobert, vor allem Deutschland. Französischer Geschmack in Kunst und Litteratur, französische Mode galten jetzt ebenso für mustergültig wie früher die spanischen Sitten; auf allen Gebieten suchte man die französischen Einrichtungen nachzuahmen. Die Fürstenhöfe außerhalb Frankreichs kannten kein höheres Ziel, als ein Versailles im kleinen dar-

zustellen. Sie richteten ihr Heerwesen nach französischem Vorbilde ein, wobei sie meist nicht nur die Sache, sondern auch die französische Benennung herübernahmen; sie bauten ihre Festungen nach Vaubanschem System; sie bedienten sich der französischen Sprache, die an Stelle der lateinischen Welt- und Diplomatensprache wurde.

6. Erster Raubkrieg Ludwigs XIV.

(1667—1668.)

Schon ein Herrscher gewöhnlichen Schlages wäre in Versuchung gekommen, eine Ueberlegenheit, wie sie der Staat Ludwigs besaß, auszunutzen, um als Eroberer aufzutreten und das eigene Gebiet auf Kosten der Nachbarn zu vergrößern. Ludwig vollends, dessen Ehrgeiz keine Grenzen kannte und dessen Absolutismus zugleich auch ein ungeheurer Egoismus war, war von Anfang an entschlossen, seinem Staate die längst angestrebte Vormachtstellung endgültig zu verschaffen und sich selbst zum ersten Monarchen Europas zu machen. Zu diesem Zwecke gedachte er zunächst im Norden und Osten spanische und deutsche Grenzgebiete wegzunehmen. Und wer hätte ihn ernstlich daran hindern sollen? Spanien war trotz seines Umfangs innerlich morsch und schwach; Deutschland ein schwerfälliger, vielköpfiger Staatenbund, unfähig zur thatkräftigen Abwehr. Die linksrheinischen Gebiete galten den Franzosen schon seit 1648 für herrenlose Lande, nach denen man nur die Hände auszustrecken brauche. Deswegen hatte schon Mazarin den kühnen Gedanken fassen können, die Kaiserkrone dem Hause Habsburg zu entreißen und an Frankreich zu bringen. Als nämlich Ferdinand III. am 2. April 1657 starb, suchte Mazarin die Stimmen der deutschen Kurfürsten für seinen eigenen jungen König zu gewinnen, und als sich dies als aussichtslos erwies, betrieb er wenigstens die Wahl des bayrischen Kurfürsten. Aber dieser trat freiwillig zurück und nach 1½jährigem Interregnum wurde (18. Juli 1658) Ferdinands jüngerer Sohn Leopold I. einstimmig gewählt (1658—1705). Wenn nun auch der habsburgische Bewerber durchdrang, so mußte er doch in seiner Wahlkapitulation versprechen, Spanien während des immer noch fortdauernden Krieges mit Frankreich weder in Deutschland noch in Italien irgendwie zu unterstützen, auch nicht durch Gestattung von Truppenmärschen (sogenannter „Assistenzartikel").

Wenige Wochen nach der Kaiserwahl errang die französische Staatskunst einen abermaligen Erfolg durch Stiftung des **ersten Rheinbundes** (15. August 1658), den die drei geistlichen Kurfürsten, der Pfalzgraf von Neuburg und einige andere westdeutsche Fürsten mit Schweden und Frankreich schlossen zur Aufrechterhaltung des Westfälischen Friedens und des Assistenzartikels. Frankreich hoffte, diesen Bund seinen eigenen Zwecken dienstbar zu machen und durch ihn den Westen Deutschlands unter seinen Einfluß zu bringen. Doch hörte der Bund schon 1667 wieder auf, ohne Frankreich die erwarteten Dienste geleistet zu haben.

Das Hauptmittel, durch das Ludwig die macht- und geldlosen Fürsten Deutschlands auf seine Seite zu ziehen suchte, war ein großartiges Bestechungssystem. Die süddeutschen Fürsten, die geistlichen Kurfürsten, viele Bischöfe und Minister bezogen Jahresgelder aus Frankreich; Lobkowitz zum Beispiel, Minister des Kaisers, stand in Ludwigs Solde. Er hatte also unter den deutschen Fürsten eine Vasallenschar, die bereit war, ihm nicht nur Durchmärsche zu gestatten, sondern auch im Notfall gegen Kaiser und Reich zu ihrem Zahlmeister zu halten. Im Vertrauen auf diese Unterstützung konnte er es wagen, mit seinen Eroberungsgedanken gegen Belgien und Holland Ernst zu machen.

Am 17. September 1665 starb Philipp IV., der Schwiegervater Ludwigs XIV. Ihm folgte sein Sohn Karl II. (1665 bis 1700), der 1661 aus zweiter Ehe geboren, von Geburt ab kränklich und schwächlich war. Nun hatte zwar Ludwig in seinem Ehevertrag mit der älteren Schwester Karls auf jedes Anrecht an die spanische Monarchie verzichtet. Da aber die Bedingung dieses Verzichtes, nämlich die ratenweise Abzahlung der Mitgift, nicht eingehalten worden war, so betrachtete Ludwig diesen überhaupt für hinfällig und erhob nun Anspruch auf diejenigen Teile der spanischen Niederlande, in welchen das Devolutionsrecht galt. Dieses war eine in Brabant gültige privatrechtliche (nicht staatsrechtliche!) Bestimmung, wonach das Vatergut ausschließlich den Kindern erster Ehe zufällt, die Kinder zweiter Ehe also vom Erbe ausgeschlossen sind. Mit Berufung hierauf beanspruchte Ludwig diejenigen Teile der Niederlande, in welchen dieses Erbrecht gültig war, obwohl Philipp IV. in seinem Testamente die französischen Bourbonen nochmals von der Erbfolge ausgeschlossen hatte. Danach heißt dieser erste Krieg

auch der **Devolutionskrieg.** Ohne Kriegserklärung ließ er im Mai 1667 Turenne in Flandern einmarschieren und begab sich selbst in dessen Lager. Charleroi, Tournai, Douai, Oudenarde wurden genommen, Lille erst nach längerer Belagerung, während der Prinz Condé die Franche-Comté besetzte (Anfang 1668). Im vollen Gefühl seiner militärischen Ueberlegenheit zog Ludwig in Lille und andern eroberten Plätzen ein und ließ sich bei seiner Rückkehr nach Paris als unüberwindlichen Sieger feiern. Aber die Holländer, deren Regierung damals in den Händen der Aristokratenpartei und ihres Hauptes, des Ratspensionärs Johann de Witt sich befand, fürchteten mit Recht, daß Ludwig, nach der Wegnahme von Belgien, auch ihr Land angreifen werde. Sie schlossen deshalb mit den Engländern, gegen deren unter Monk und dem Prinzen Ruprecht stehende Flotte sie unter ihren trefflichen Admiralen Ruyter, Everthen und Tromp ruhmvoll (besonders in der großen Seeschlacht in der Themse am 11. bis 15. Juni 1666 und im Juni 1667) gekämpft hatten, am 31. Juli 1667 den Frieden zu Breda, wonach für beide Völker der vor dem Kriege gültige Besitzstand hergestellt wurde. Einige Monate nachher wurde zwischen Holland und England, denen sich auch Schweden anschloß, die Tripelallianz abgeschlossen (23. Januar 1668), in welcher sie sich verpflichteten, zuerst als Vermittler zwischen Frankreich und Spanien aufzutreten und, falls ihre friedliche Dazwischenkunft bei Ludwig fruchtlos sein sollte, im Verein mit Spanien durch Waffengewalt Frankreich zur Annahme der Bedingungen zu zwingen. Einer solch mächtigen Koalition gegenüber mußte Ludwig nachgeben und verstand sich zur Unterzeichnung des Friedens von Aachen (2. Mai 1668).

Diesem Vertrag zufolge gab Ludwig die Franche-Comté an Spanien zurück, behielt aber alle seine Eroberungen in den spanischen Niederlanden, die Städte Charleroi, Douai, Tournai, Courtrai, Lille und Oudenarde mit allen dazu gehörigen Aemtern. Ludwig ließ diese Grenzstädte durch Vauban in starke Festungen verwandeln und so die Nordgrenze Frankreichs durch einen Festungsgürtel gegen künftige Angriffe schützen.

7. Zweiter Raubkrieg Ludwigs XIV.

(1672—1678.)

Ludwig konnte den Holländern nicht verzeihen, daß sie durch ihre Einmischung, im Bunde mit England und Schweden, ihn in seinem Siegeslaufe aufgehalten und an der Eroberung ganz Belgiens verhindert hatten. Dafür sollten sie um so schwerer büßen, als auch noch andere Gegensätze zwischen Frankreich und Holland bestanden; jenes war katholisch, dieses protestantisch; jenes eine absolut regierte Monarchie, dieses ein Freistaat; jenes von schutzzöllnerischen Anschauungen beherrscht, dieses von freihändlerischen. Jenes war die Zufluchtsstätte aller unzufriedenen Franzosen, die von Holland aus auch ihre Flugschriften gegen Ludwig und sein Regiment auf den Markt warfen. Dem König stellten seine Minister vor, wie weit größer sein Ruhm und Frankreichs Gewinn sein würde, wenn man statt der spanischen Niederlande die Generalstaaten von Holland erobern könnte. Diese seien nicht nur der Sammelplatz aller Reichtümer der beiden Indien, sondern auch der Markt von ganz Europa, und wenn man die Holländer mit allen ihren auswärtigen Besitzungen zu Unterthanen hätte, könnte man der ganzen übrigen Welt Gesetze vorschreiben. Ja, wenn Frankreich im Besitz von Holland wäre, wäre es ein Leichtes, die zwischen Frankreich und Holland liegenden spanischen Niederlande zu umklammern, und gegen Osten die Grenze des Reichs bis an den Rhein auszudehnen. Solchen Aussichten konnte Ludwig nicht widerstehen. Die Eroberung Hollands wurde beschlossen.

Unter allen deutschen Fürsten war nur einer, der die von Frankreich drohende Gefahr klar erkannte, mit seinen Truppen ins Feld rückte und auch den schwachen Kaiser Leopold nach sich zog, Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der „große Kurfürst" genannt. Abgesehen von seiner Verwandtschaft mit dem Hause Oranien und der Gemeinsamkeit des Bekenntnisses, entschied bei ihm die Erwägung, daß es die Pflicht jedes deutschen Fürsten sei, die Franzosen zu verhindern, daß sie durch Eroberung Hollands den Schlüssel zum Eingang ins deutsche Reich in ihre Hände bekämen, und daß er für seine cleveschen Besitzungen unter allen Umständen an der holländischen Republik einen besseren Nachbar habe als an dem übermütigen und länderfüchtigen König Ludwig. Dieser

hatte also keinen Erfolg, als er den Versuch machte, den Kurfürsten durch allerlei Zugeständnisse zur Neutralität zu bewegen. Glücklicher war die französische Staatskunst an anderen Höfen. Ihre Hauptaufgabe, die Sprengung der Tripel-

Der große Kurfürst.

Nach einem Gemälde von W. Camphausen. (Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

allianz und die Vereinzelung Hollands, gelang ihr fast mühelos. Denn zwischen England und Holland bestanden auf dem Gebiete der Handelspolitik und des Seewesens Gegensätze, die durch die Allianz nur verhüllt, nicht beseitigt worden waren. Außerdem herrschte über England der verächtliche

Karl II., der für sein liederliches Leben Geld in Menge brauchte. Als ihm dieses in der Höhe von drei Millionen Livres zugesagt war, verpflichtete er sich seinerseits in dem geheimen Vertrage von Dower (Juni 1670) nicht nur, Ludwig in seinem Angriff auf Holland und Spanien mit Schiffen und Truppen zu unterstützen, sondern auch England zum Katholizismus zurückzuführen. Auch der andere Genosse der Tripelallianz, Schweden, erwies sich empfänglich für französisches Gold. Im April 1672 versprach die bestochene schwedische Regierung, jeden deutschen Reichsfürsten, der Holland unterstütze, mit 16000 Mann anzugreifen. Daß einige deutsche Fürsten jederzeit bereit waren, dem Feinde des Vaterlandes Helfersdienste zu leisten, ist schon gesagt worden. Der Kurfürst Max Heinrich von Köln und der Bischof von Münster, Christoph Bernhard von Galen, versprachen bewaffnete Hilfe; andere gestatteten wenigstens den Durchmarsch französischer Truppen durch ihr Gebiet oder verpflichteten sich zur Neutralität (Bayern und Pfalz-Neuburg). Der Kaiser, der einen Aufstand der Ungarn zu bekämpfen hatte und in der ketzerischen Republik Holland ohnedies eine Gefahr für die Monarchien sah, schloß ebenfalls einen Neutralitätsvertrag (November 1671).

Louvois, französischer Kriegsminister.
Nach einem alten Kupferstich.

Schon seit August 1670, ehe seine Rüstungen und Unterhandlungen beendigt waren, ließ Ludwig, um keinen unzuverlässigen Fürsten in seinem Rücken zu lassen, unbekümmert um Kaiser und Reich, durch den Herzog von Crequi Lothringen besetzen. Dies geschah so plötzlich, daß Herzog Karl IV. sich kaum durch die Flucht der Gefangenschaft entzog. Am 7. April 1672 erfolgte die französische und fast gleichzeitig die englische Kriegserklärung an Holland. Am 5. Mai erschien der König mit seinem Bruder, umringt von den Garden

Der Große Kurfürst fährt über das Kurische Haff.

Nach einem Gemälde von W. Simmler.

und von dem Kern des französischen Adels, an der Spitze von drei Heeren (etwa 110 000 Mann) an der holländischen Grenze. Von Köln und Münster aus setzten sich 20 000 Deutsche in Marsch. Der Kriegsminister Louvois war zugegen; Condé und Turenne führten die Heere, Vauban sollte die Belagerungsanstalten leiten, und ein anderer trefflicher Artillerist, Martinet, führte die ersten Pontons, seine Erfindung, dem Heere nach, das, gleichfalls auf seinen Vorschlag, zum Teil mit Bajonettgewehren versehen worden war. Furcht und Schrecken ging vor diesen Kriegern her, sie selbst aber jauchzten, und ihr König führte einen Geschichtschreiber (Pelisson) mit sich als Augenzeugen seiner bevorstehenden Heldenthaten.

Die Holländer hatten dieser furchtbaren Macht, die von drei Seiten her in ihr Land einfiel, nichts entgegenzustellen als eine ansehnliche Flotte unter dem Befehl des größten Seehelden seiner Zeit, des Admirals Ruyter, schlecht verwahrte Festungen und ein kleines Heer ohne einen erprobten Anführer. Da der 22jährige Prinz **Wilhelm III. von Oranien** den Mut und die Klugheit seiner Ahnen geerbt zu haben schien, so übertrug man ihm den Oberbefehl trotz seiner Jugend und seiner Kränklichkeit und trotz des Einspruches der mißtrauischen Republikaner, die sich bemühten, sein Kommando auf alle Art und Weise zu beschränken.

Marschall Vauban.
Nach einem alten Kupferstich.

Beim ersten Vorstoß der französischen Heere wurden einige kleine holländische Städte rasch weggenommen. Am 12. Juni

setzte der König am Zollhause (Tolhuis) ohne Schwierigkeit über den Rhein, eine herzlich unbedeutende Kriegsthat, die aber von dem französischen Dichter Boileau überschwenglich gepriesen wurde, und war im Begriffe, in das Herz des Landes einzudringen. Prinz Wilhelm mußte sich zurückziehen; die Städte Arnheim, Nimwegen, Utrecht kamen in die Gewalt des Feindes. Französische Dragoner streiften schon bis Muyden in der Nähe von Amsterdam. „Holland in Not", so scholl es durch das ganze Land. Condé riet, unaufhaltsam nach Amsterdam vorzudringen. Geschah dies, so war Holland verloren. Aber Louvois und Turenne hielten es für sicherer, zuerst die Festungen einzunehmen und Besatzungen hineinzulegen. Ludwig stimmte ihnen bei, kehrte im August nach Versailles zurück und ließ sich dort als Sieger feiern. Durch diese Zögerung wurde Holland gerettet.

Admiral Ruyter.
Nach einem Gemälde von Ferd. Bol in der Kgl. Gemäldegalerie zu Haag.

Die republikanische Regierung eröffnete in dieser Not Friedensunterhandlungen mit Ludwig und war zu bedeutenden Geldopfern und Gebietsabtretungen bereit. Aber Ludwig wollte nur dann Frieden schließen, wenn die Generalstaaten ganz Geldern mit Nimwegen abtreten, den Katholiken freie Religionsübung und Zutritt zu allen Aemtern gewähren und die Eingangszölle für französische Waren abschaffen würden. Während trotz dieser schmählichen Bedingungen die Unterhandlungen noch fortdauerten, erfolgte eine Katastrophe, welche der politischen Lage eine andere Wendung gab.

Die Partei des Prinzen Wilhelm von Oranien und alle andern Gegner der von dem Ratspensionär **Johann de Witt** geleiteten Aristokratenherrschaft benutzten die schlimme Lage des Vaterlandes zum Sturze der Regierung, die alle Verteidigungsanstalten vernachlässigt habe und die Hauptschuld des Unglücks trage. Dem Ratspensionär wurde vorgeworfen, er sei mit Frankreich einverstanden und wolle lieber die Herrschaft der Franzosen als die des Oraniers. Eine Ver-

schwörung sollte seinem Leben ein Ende machen; er wurde verwundet, der Attentäter ergriffen und hingerichtet. In Holland und Seeland ertrotzte das Volk vom Rat die Aufhebung des „Ewigen Edikts", das bestimmte, daß die Würde eines Statthalters und die des obersten Befehlshabers nie mehr in einer einzigen Person vereinigt werden sollten, und die Ernennung des Prinzen von Oranien zum Statthalter und Oberbefehlshaber des Heeres und der Flotte. Cornelius de Witt, der Bruder des Ratspensionärs, wurde auf die Erklärung eines schlechten Menschen hin, daß jener ihn zur Ermordung des Prinzen habe dingen wollen, verhaftet und in einem Gefängnis im Haag gefangen gehalten. Als sein Bruder ihn dort besuchte, drang das aufgestachelte niedere Volk in das Gefängnis ein, riß in wildem Hasse die beiden Brüder, Johann und Cornelius, auf die Straße und ermordete sie in der schändlichsten Weise (20. August 1672).

Johann de Witt.
Nach einem Gemälde von M. J. Miereveld im Rijksmuseum zu Amsterdam.

Nach der Ermordung der Witts war von einem Vergleich mit Frankreich keine Rede mehr. Wilhelm III. von Oranien, ausgezeichnet als Feldherr und als Staatsmann, ein unbeugsamer Charakter und voll Haß gegen die despotische Regierung Ludwigs, war fest entschlossen, die religiöse und politische Freiheit und die ganze Macht Hollands aufrechtzuhalten, und verstand es, das Volk zur Anspannung seiner äußersten Kräfte zu begeistern und seinen Soldaten Heldenmut und Vaterlandsliebe einzuflößen.

Die Natur selbst schien Hollands Anstrengungen zu unterstützen. Nachdem die Holländer schon im Juni 1672 durch Oeffnung der Schleusen das Land unter Wasser gesetzt hatten, traten heftige Regen nach langer Trockenheit ein. Die Kanäle wurden angefüllt, das ganze Land überflutet, ein Vordringen der französischen Heere unmöglich gemacht. Am nämlichen

Tage, da eine englische Flotte mit Hilfe der Flut bei Terel landen wollte (23. Juli 1672), dauerte die Ebbe statt sechs zwölf Stunden, und darauf folgte ein heftiger Sturm, der die Flotte weit in die hohe See trieb, wodurch der Admiral Ruyter, der schon im Juni der englisch-französischen Flotte in der Southwoldbai eine unentschiedene Seeschlacht geliefert hatte, Zeit gewann, sich der Küste zu nähern und sie gegen einen zweiten Angriff zu decken. Im Dezember (1672) setzte der eintretende Frost die Provinz Holland, die bisher durch die geöffneten Schleusen geschützt gewesen war, auf einige Tage in große Gefahr; denn der Marschall von Luxemburg hatte einen Teil seiner Armee mit Schlittschuhen versehen und wollte auf der Eisfläche, welche die ganze Gegend bedeckte, Leiden und Haag überfallen. Aber ein plötzlich eintretendes Tauwetter zwang ihn, auf halbem Wege wieder umzukehren, worauf er im Zorn über das Mißlingen seines Planes seinen Soldaten erlaubte, einige reiche Dörfer auszuplündern.

Es war unmöglich, daß in dem zwischen Frankreich und Holland ausgebrochenen Kampfe die andern Staaten unthätig zusahen. Deutschland mußte für seine Rheingebiete, Spanien für seine Niederlande fürchten, und in England, dessen Flotte gegen die holländischen Admirale nichts auszurichten vermochte, wurde das Volk des unnatürlichen Bundes bald überdrüssig und nötigte den König zum Abschluß eines Friedensvertrags mit den Generalstaaten (Vertrag von Westminster, Januar 1674). So erweiterte sich der Kampf allmählich zu einem **europäischen Kriege**, in dem Frankreich eine der Zahl nach starke Koalition gegenüberstand, der aber zur wahren Stärke die Einigkeit fehlte. Doch wurden die Holländer durch das Eingreifen der andern Staaten ziemlich entlastet, da von nun an nicht mehr Holland allein, sondern auch das Gebiet am Mittel- und Oberrhein, die spanischen Niederlande und die Franche-Comté Kriegsschauplätze waren.

Zuerst schloß der Kurfürst von Brandenburg einen Bund mit Holland und unterstützte seinen Neffen, den Prinzen von Oranien, durch sein bewaffnetes Eingreifen. Mit 26000 Mann erschien er im September am Rheine und bewog auch den Kaiser, den General Montecuculi mit einem österreichischen Heere eine Verteidigungsstellung am Rhein einnehmen zu lassen. Aber der Feldzug von 1673 brachte keinen Erfolg, da die Oesterreicher die Weisung hatten, sich in kein Gefecht einzulassen.

Aus Unmut hierüber und um seine von den Franzosen besetzten cleveschen Besitzungen zurückzuerhalten, schloß der Kurfürst am 6. Juni 1673 in Vossem (zwischen Löwen und Brüssel) einen Neutralitätsvertrag mit Frankreich, kraft dessen er seine cleveschen Besitzungen zurückbekam; doch behielt er sich den Wiedereintritt in den Krieg vor für den Fall, daß der Reichskrieg beschlossen würde. Dieser Fall trat bald ein. Als Spanien mit Holland einen Vertrag zu gegenseitiger Unterstützung abschloß, trat auch der Kaiser dem Bunde gegen Frankreich bei, und das deutsche Reich, dessen rheinisches Gebiet von den Franzosen verwüstet wurde, erklärte 1674 den Reichskrieg; Köln und Münster mußten von dem französischen Bündnis zurücktreten. Ludwig ließ die zehn elsässischen Reichsstädte, über welche ihm im Westfälischen Frieden die Landvogtei zugesprochen war, besetzen, die Pfalz durch den Marschall Turenne mit Feuer und Schwert verwüsten, und als der Kurfürst von Brandenburg, der sich aufs neue mit den Holländern und deren Alliierten gegen Frankreich verbündet hatte, am Oberrhein erschien und mit den Kaiserlichen im Elsaß einrückte, erlitten die verbündeten Heere, die getrennt vorgingen, große Verluste und mußten sich über den Rhein zurückziehen. Die Schlacht bei Senef, die der Prinz von Oranien am 11. August 1674 dem Prinzen Condé lieferte, fiel unentschieden aus.

Marschall von Luxemburg.

Nach einer Handzeichnung aus einem Vorlagebuch der Akademie der bildenden Künste zu Paris.

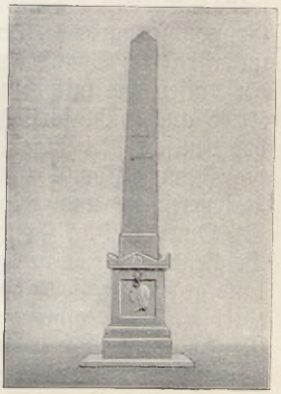
Der Kurfürst bezog die Winterquartiere am Oberrhein.

Dort erhielt er die Nachricht, daß die Schweden 16000 Mann stark unter Feldmarschall Wrangel in Brandenburg eingefallen seien (Dezember 1674). Dem Vertrag von 1672 gemäß hatte Ludwig das durch jährliche Subsidiengelder erkaufte Schweden aufgefordert, seinen hartnäckigsten Gegner durch einen Einfall in Brandenburg vom Rheine abzuziehen. Nachdem der Kurfürst von einer diplomatischen Reise nach dem Haag zurückgekehrt war, führte er sein Heer in die Winterquartiere nach Franken, verstärkte es durch neue Werbungen und brach am 16. Mai 1675 mit seinen Truppen nach dem Norden auf. In Eilmärschen zog er über Thüringen nach Magdeburg, nahm am 15. Juni das von den Schweden besetzte Rathenow und griff mit 5600 Reitern und 13 Geschützen das schwedische Heer, das aus 7000 Fußgängern und 4000 Reitern nebst 38 Geschützen bestand, am 28. Juni bei **Fehrbellin** an. Hier kam es zu einem heißen Kampfe. Der Kurfürst selbst stürzte sich wiederholt ins Getümmel; sein Stallmeister Froben wurde neben ihm von einer Geschützkugel getroffen. Doch brachte der Tag dem Kurfürsten einen glänzenden Sieg; sieben Tage nach der Schlacht stand kein Schwede mehr auf brandenburgischem Boden. Dieser Sieg über die schwedischen Truppen, die seit den Tagen Gustav Adolfs am meisten gefürchtet waren, begründete den Waffenruhm des brandenburgischen Heeres, und auf der kriegerischen Tüchtigkeit beruht in erster Linie auch die Größe Preußens. Mit Recht verkündet darum die Inschrift auf dem Denkmal, das am 28. Juni 1875 inmitten des Schlachtfelds eingeweiht wurde: „Hier legten die braven Brandenburger den Grund zur preußischen Größe." Im Volksliede wurde der Kurfürst von da an als „der Große" gefeiert. Die Schweden zogen sich nach Mecklenburg und Pommern zurück; der Kurfürst, ent-

Marschall Turenne.
Nach einem Porträt von Ph. de Champagne, gestochen von Nanteuil.

schlossen, das im Westfälischen Frieden ihm vorenthaltene Vorpommern mit den Waffen zu gewinnen, ihnen nach. Dänemark, der Herzog von Braunschweig und der Bischof von Münster schlossen einen Bund mit ihm, um die Schweden aus allen ihren deutschen Besitzungen zu vertreiben; sogar das deutsche Reich erklärte den Krieg an Schweden und ein kaiserliches Hilfscorps zog heran, allerdings weniger, um den Kurfürsten zu unterstützen, als um ihn zu überwachen. Dieser eroberte die Insel Wollin, die Städte Swinemünde und Wolgast (1675), in den folgenden Jahren Stettin, Rügen, Stralsund und Greifswalde (1678). So hatte er in einem glänzenden Kriegszug ganz Pommern in Besitz genommen. Um den Kurfürsten noch länger vom Rheine fern zu halten, schlug Ludwig den Schweden einen Einfall in das Herzogtum Preußen, von Livland aus, vor. Der Kurfürst zog ihnen entgegen, führte seine Truppen auf Schlitten über das Frische und das Kurische Haff und trieb die Feinde bis nach Riga zurück.

Inzwischen hatte Turenne den Rhein überschritten und den Breisgau verwüstet. Montecuculi, dem es endlich gelungen war, den Kaiser zur Entlassung des bestochenen Ministers Lobkowitz zu bewegen, stieß auf ihn bei Sasbach, in der Nähe von Offenburg (27. Juli 1675). Gleich zu Beginn des Gefechts wurde Turenne bei Besichtigung des Geländes durch eine Kanonenkugel niedergestreckt. Sein Heer wurde geschlagen und eilte über den Rhein zurück. An Turennes Stelle übernahm Condé den Oberbefehl über die Rheinarmee, konnte aber die Ueberschreitung des Rheins durch die kaiserlichen Truppen nicht hindern, nahm bald darauf seinen Abschied und starb 1686 auf seinem Landgut Chantilly. Marschall Crequi schlug an der Mosel und Saar die Angriffe des Herzogs Karl V. von Lothringen zurück, ging über den Rhein und eroberte die österreichische Stadt Freiburg im Breisgau (November 1677).



Der Turenne-Denkstein in Sasbach bei Achern (Baden).

Die günstigen Stellungen am Rhein wurden in den

nächsten Kriegsjahren von den Franzosen behauptet. In den spanischen Niederlanden wurden unter den Augen des Königs 1677 die Städte Valenciennes, Cambrai und St. Omer erobert und bei letzterer Stadt der Prinz von Oranien geschlagen. Zur See erfocht der französische Admiral Du Quesne über die holländisch-spanische Flotte 1676 die Schlachten bei den Liparischen Inseln und bei Messina; Hollands größter Seeheld, de Ruyter, fiel in der letzteren.

Schon seit dem Jahre 1676 fanden in Nimwegen Unterhandlungen statt; denn die Verbündeten insgesamt waren kriegsmüde, am meisten die erschöpften Niederländer. Doch auch die Finanzen Frankreichs forderten eine baldige Beendigung des langjährigen Krieges. Als Ludwig vollends hörte, daß der Prinz von Oranien sich am 15. November 1677 mit Maria, der Tochter des Herzogs von York, König Karls II. Bruder, vermählt habe, und daß das englische Parlament aus Furcht, Ludwig möchte ganz Belgien erobern, den König zum Abschluß eines Bundes mit Holland drängte, eröffnete er Unterhandlungen mit den Generalstaaten. Diese schlossen (10. August 1678) zunächst allein, unbekümmert um ihre Bundesgenossen, in **Nimwegen Frieden** mit Frankreich, wonach Ludwig ihnen alle Eroberungen zurückgab. Auf dieser Grundlage wurde auch mit den andern kriegführenden Staaten unterhandelt; Spanien unterzeichnete am 17. September 1678, der Kaiser, der mit dem kleinen Rest der Bundesgenossen den Krieg auch nicht fortsetzen wollte, erst am 5. Februar 1679, der deutsche Reichstag am 23. März 1679. Spanien mußte die Franche-Comté und in den Niederlanden die zwischen Valenciennes und Maubeuge liegenden festen Orte nebst St. Omer (16 an Zahl) an Frankreich abtreten und dadurch Belgiens südliche Grenze ziemlich schutzlos machen. Deutschland gegenüber stellte Ludwig hohe Forderungen. Der Herzog Karl V. von Lothringen sollte Frankreich die festen Städte Nancy und Longwy und eine breite Heerstraße durch das ganze Land einräumen; jener zog es daher vor, sein Land vorerst unter französischer Herrschaft zu lassen (bis 1697). Kaiser Leopold mußte für das zurückgegebene Philippsburg die wichtige Stadt Freiburg an Frankreich abtreten. Am schlimmsten ging es dem Kurfürsten von Brandenburg. Ludwig verlangte, daß ganz Vorpommern an Schweden zurückgegeben werden müsse. Leopold, auf die wachsende Größe Brandenburgs eifersüchtig, sah diese deutschen Gebietsteile lieber in

der Gewalt eines auswärtigen Staates und früheren Gegners als in der des Brandenburgers und stimmte der Forderung Ludwigs bei. Als der Kurfürst sich weigerte, das eroberte Land zurückzugeben, rückten die Franzosen in Cleve und Mark ein, verwüsteten das Land und drohten mit der Besetzung Magdeburgs. Von allen seinen Verbündeten verlassen, finanziell erschöpft und außer stande, den Krieg allein mit Frankreich zu führen, mußte der Kurfürst im **Frieden von St. Germain** (29. Juni 1679) die Nimweger Bedingungen annehmen und das eroberte Vorpommern an Schweden zurückgeben. „Möge aus meinen Gebeinen ein Rächer erstehen!" soll er ausgerufen haben, als er zähneknirschend diesen Vertrag unterzeichnete. Der Groll über seine früheren Bundesgenossen, deren Treulosigkeit ihn in diese Lage gebracht hatte, trieb den kerndeutschen Fürsten in die Arme Ludwigs. Noch in demselben Jahre (Oktober 1679) schlossen die beiden die geheime „engere Allianz", die auch den großen Kurfürsten von Ludwig abhängig machte. Sie wurde in den nächsten Jahren wiederholt erneuert (1681, 82, 84) und zu einem förmlichen Bündnis erweitert.

Die kläglichen Zustände Deutschlands und die bisherigen Erfolge machten es Ludwig wahrscheinlich, daß weitere Gewaltthaten keine schlimmen Folgen für ihn haben würden. Durch die neuerrichteten sogenannten **Reunionskammern** in Metz, Besançon und Breisach ließ er untersuchen, welche Gebiete ehemalige „Dependenzen" (das heißt lehensabhängige Landesteile) der seit dem Westfälischen Frieden an Frankreich abgetretenen Bezirke, Städte oder Bistümer seien; die Beamten, die mit dieser Untersuchung beauftragt waren, machten gründliche Arbeit; sie griffen bis auf die Zeit der Merowinger Pippine zurück und sprachen Ludwig das Recht zu, gegen 600 Städte, Dörfer und Höfe zu besetzen. Das geschah. An allen diesen Orten erschienen französische Truppen und Beamte, ersetzten die alten Wappen durch die französischen und erzwangen die Huldigung. Der Regensburger Reichstag machte gegen dieses Gewaltverfahren einige Vorstellungen, und Ludwig willigte ein, auf dem nach Frankfurt berufenen Kongreß die Sache untersuchen zu lassen. Aber dieser Kongreß stritt sich zuvörderst um Aeußerlichkeiten herum, ob die Gesandten der Kurfürsten den Titel „Excellenz" führen, bei offiziellen Gastmälern rot ausgeschlagene Stühle und Fußteppiche, goldene Messer und Gabeln und Edelknaben als Diener haben

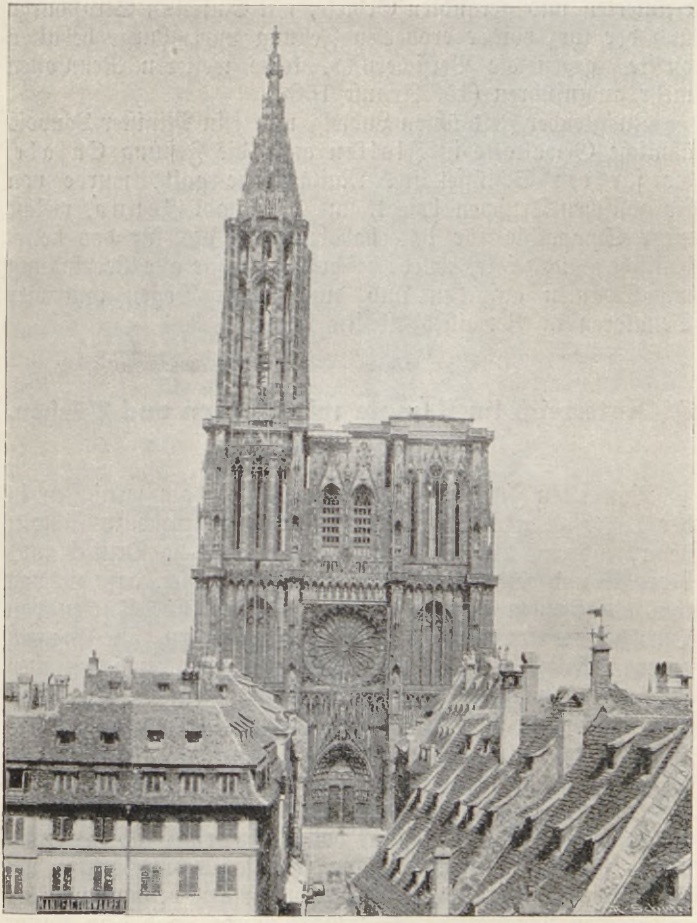
sollten, während die fürstlichen Gesandten nur grüne Stühle ohne Fußteppiche, silberne Messer und Gabeln und Lakaien als Diener bekommen sollten; ob bei den Beratungen, wie bisher, die lateinische oder, wie die französischen Bevollmächtigten verlangten, die französische Sprache angewandt werden solle. Inzwischen that Ludwig einen neuen Gewaltschritt, der Deutschland aufs empfindlichste traf. Er ließ die freie deutsche Reichsstadt **Straßburg,** wo eine in französischem Solde stehende Partei und vor allen der Bischof Egon von Fürstenberg seine Pläne unterstützten, durch eine von

Straßburg.
Nach Merian, Topographia Germaniae.

General Montclar befehligte Heeresabteilung plötzlich umzingeln; Kriegsminister Louvois, welcher ins Lager eilte, zwang die verratenen und von aller Welt verlassenen Bürger am 30. September 1681 zur Uebergabe, ließ sie entwaffnen, knieend dem König den Unterthaneneid leisten, das herrliche Münster dem aus Zabern herbeigerufenen Bischof zur Wiedereinrichtung des katholischen Gottesdienstes übergeben und das Zeughaus leeren. Am 23. Oktober hielt Ludwig, von seinen Höflingen „der Große" genannt, seinen Einzug in die Stadt. Am Hauptthor des Münsters soll ihn (nach) einer freilich nicht glaubwürdigen Erzählung) der Bischof Egon von Fürstenberg, einer der „Egonisten", mit den Worten begrüßt haben: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren; denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen."

Es hatte anfangs den Anschein, als ob gegen diese un-

erhörten Gewaltstreiche, durch welche die meisten Fürsten Europas sich bedroht fühlten, ein europäischer Bund sich bilden werde; aber kein Staat fühlte sich stark genug zu einem großen



Das Straßburger Münster.

Kriege, und als auf dem Regensburger Reichstage die Kriegsfrage verhandelt wurde, erklärte der Kurfürst von Brandenburg, der im letzten Kriege mit dem Kaiser und dem Reichsheer so schlimme Erfahrungen gemacht hatte, Aussichten auf

eine glückliche Kriegführung seien vor dem Nimweger Frieden dagewesen, jetzt seien keine mehr vorhanden. Daher wurde zwischen dem deutschen Reich und Frankreich ein zwanzigjähriger Waffenstillstand geschlossen, wonach letzteres alle reunierten und geraubten Gebiete, mit Einschluß Straßburgs und der kurz vorher eroberten Festung Luxemburg, behalten durfte, gegen die Versicherung, keine weiteren Reunionen mehr auszuführen (15. August 1684).

Zu gleicher Zeit übten Ludwig und sein Minister Louvois ähnliche Gewaltakte in Italien aus: die Festung Casale, die für den Schlüssel ins Mailändische galt, wurde von französischen Truppen besetzt, und die Stadt Genua, welche mehr Sympathie für das habsburgische als für das bourbonische Haus zeigte, wurde beschossen, mußte alle Verbindung mit Spanien aufgeben und durch ihren Dogen und vier Senatoren in Versailles Abbitte thun.

8. Oesterreich im Kampfe mit Ungarn und Türken.

(1663—1699.)

Von allen Fürsten war Kaiser Leopold am wenigsten in der Lage, einen ernsthaften Krieg mit Frankreich zu führen; denn während Ludwig die westlichen Gebiete Deutschlands bedrohte und beraubte, sorgte er zugleich dafür, daß die von ihm aufgehetzten und unterstützten Ungarn und Türken von Osten her die österreichische Monarchie bedrängten. Die Ungarn, deren religiöse und politische Freiheiten von der jesuitischen Regierung zu Wien mißachtet wurden, erregten Aufstände. Die Türken machten 1663 einen Einfall in Ungarn und besetzten einen großen Teil des Landes. Der kaiserliche Feldherr Montecuculi schlug sie am 1. August 1664 bei dem Cistercienserkloster St. Gotthard an der Raab, worauf der zwanzigjährige Waffenstillstand von Vasvar geschlossen wurde. Diese günstige Lage benutzte die österreichische Regierung, um die Freiheiten Ungarns zu vernichten. Eine Verschwörung der mächtigsten Magnaten, die entdeckt wurde, gab dem Kaiser Gelegenheit, Ungarn als eroberte Provinz zu behandeln. Die Verfassung sollte gestürzt, der Protestantismus unterdrückt werden, die Krone erblich und unumschränkt sein. Viele protestantische Prediger sollen als Ruderknechte auf die neapolitanischen Galeeren verkauft worden sein. Da brach die Wut

des ungarischen Aufstandes in ihrer vollen Kraft aus. Graf Emerich Tököli stellte sich an die Spitze und drängte, von Ludwig XIV. unterstützt, die österreichischen Truppen aus Ungarn. Die Pforte, die ihn als Fürsten von Ungarn anerkannte, rüstete sich zum Kriege. Auf dem Oedenburger Reichstag 1681 machte die Regierung von Ungarn zwar bedeutende Zugeständnisse, aber niemand hatte Vertrauen zu ihr. Da schickte im Frühjahr 1683 der Sultan Mohammed IV., von Ludwig und von den aufständischen Ungarn dazu aufgefordert, seinen Großwesir Kara Mustapha über die Donau. Ohne einen nennenswerten Widerstand zu finden, zog dieser mit etwa 200000 Mann gegen Wien und lagerte sich im Juli vor dessen Mauern. Kaiser Leopold war mit seinem Hofe nach Linz geflohen und hatte die Verteidigung seiner Hauptstadt dem Grafen Rüdiger von Starhemberg überlassen, der mit etwa 12000 Mann, unterstützt durch die tapfere Bürgerschaft, zwei Monate lang den entschlossensten Widerstand leistete und alle Stürme der Feinde zurückschlug. Ein Entsatzheer, teils aus Reichstruppen, teils aus Polen bestehend, die von ihrem König Johann Sobieski befehligt wurden, kam noch zur rechten Zeit. Die Kurfürsten von Bayern und von Sachsen führten das Reichsheer; der Herzog Karl von Lothringen befehligte die österreichischen Regimenter; unter ihnen diente der neunzehnjährige Prinz Eugen von Savoyen. Am 12. September wurde am **Kahlenberge** vor den Mauern Wiens die Entscheidungsschlacht geschlagen und das türkische Heer nach sechsstündigem Kampfe vollständig besiegt. Eine unermeßliche Lagerbeute fiel den Siegern in die Hände, zum Beispiel so viel Kaffee, daß seitdem dieser Trank sich in Wien und in Deutschland einbürgerte. — Dieser herrliche Sieg bezeichnet den Wendepunkt im Verhältnis der Osmanen

Kaiser Leopold I.
Nach einem Gemälde in den Uffizien zu Florenz.

zum Abendland. Der letzte große Angriff war zurückgewiesen; jetzt ging die christliche Welt zum Angriffe über; Oesterreich konnte die Wiedereroberung Ungarns beginnen. Karl von Lothringen und Sobieski verfolgten die Türken nach Ungarn, erfochten neue Siege und eroberten Gran (Oktober 1683). Kaiser Leopold kam nach dem Entsatze Wiens sofort wieder in seine Hauptstadt zurück und zeigte durch die Art und Weise, wie er seine Retter behandelte, die ganze Kleinlichkeit seiner Seele. Dem evangelischen Kurfürsten von Sachsen trat er mit solcher Kälte entgegen, daß dieser sofort in die Heimat zurückkehrte; dem König Sobieski gab er durch Entfaltung der steifsten Etikette zu verstehen, daß er nur ein Wahlkönig sei und kein Erbreich habe. Der geschlagene Kara Mustapha wurde auf Befehl des Sultans in Belgrad enthauptet.

Ernst Rüdiger, Graf von Starhemberg.
Nach einem alten Kupferstich.

In den nächsten Jahren errangen die kaiserlichen Heere noch weitere Erfolge: die feste Stadt Neuhäusel wurde erstürmt, Tököli nach Siebenbürgen zurückgedrängt, Ofen im Sturm genommen (2. September 1686), nachdem es 145 Jahre unter türkischer Herrschaft gestanden hatte. Diese Lage benutzte die österreichische Regierung, um die zwei ihr verhaßtesten Punkte der ungarischen Verfassung aufzuheben. Nachdem in dem Blutgericht zu Eperies, an dessen Spitze der jesuitisch gesinnte General Caraffa stand, die angesehensten Mitglieder des aufständischen Adels, darunter viele Protestanten, ein ähnliches Schicksal erlitten hatten, wie der böhmische Adel 1621, und dadurch das Volk seiner Führer beraubt und eingeschüchtert war (1687), mußte der Reichstag von Preßburg in die Abschaffung des Wahlkönigtums und die Aufhebung des dem Adel zustehenden Rechts, verfassungswidrigen Verordnungen der Regierung mit Gewalt sich widersetzen zu dürfen, willigen. Ungarn war von

da an kein Wahlreich mehr und die Krone erblich im habsburgischen Mannsstamm. Die in der Verfassung verbürgte Religionsfreiheit wurde zwar nicht aufgehoben, aber die Jesuiten sorgten dafür, daß die Uebertritte zum Katholizismus in Ungarn immer zahlreicher wurden.

Der von dem Herzog Karl V. von Lothringen und dem Markgrafen Ludwig von Baden am 12. August 1687 bei Mohacz über die Türken erfochtene Sieg hatte die Eroberung von Essek, die Unterwerfung Slavoniens und Kroatiens und den Abschluß des Vertrags von Hermannstadt (9. Mai 1688) zur Folge, in welchem der bisherige Vasallenfürst von Siebenbürgen, Apafy, und der dortige Landtag ihre Verbindung mit der Türkei aufgaben und sich unter den Schutz des Königs von Ungarn stellten, wogegen Leopold die politischen und religiösen Freiheiten des Landes bestätigte. Die kaiserlichen Feldherren Ludwig von Baden und Eugen von Savoyen drangen an der unteren Donau weiter vor, eroberten im September 1688 Belgrad, und Markgraf Ludwig rückte in Serbien ein, schlug die Türken und eroberte Nissa und Widdin. Aber der tüchtige Großwesir Köprili, welcher, nach dem Sturze Mohammeds IV., unter dem Sultan Suleiman in das türkische Staatswesen mehr Ordnung und kriegerischen Geist brachte, marschierte 1690 in Serbien ein, nahm alle festen Plätze, auch Belgrad, setzte nach Semlin über und rückte gegen Peterwardein vor. Seinem Weitermarsch stellte sich Ludwig von Baden trotz der Minderzahl seines Heeres entgegen und erfocht am 19. August 1691 bei Szalankemen einen vollständigen Sieg über die Türken, von denen etwa 24000, darunter Köprili selbst, fielen. Eine Folge dieses Sieges war der Abschluß des Vertrags vom 4. Dezember 1691, wonach das Haus Habsburg die Fürsten-

Herzog Karl von Lothringen.
Nach einem Gemälde in der Galerie zu Versailles.

würde in Siebenbürgen erblich erhielt. Doch behaupteten sich die Türken in Belgrad, machten in den nächsten Jahren wiederholte Einfälle in Ungarn und blieben in einigen Treffen Sieger. Im Jahre 1697 drang sogar Sultan Mustapha II. mit 100000 Mann in Ungarn ein, was zur Folge hatte, daß auch die ungarischen Rebellen sich sofort wieder erhoben. Jetzt aber erfolgte von österreichischer Seite ein folgenschwerer Wechsel im Oberbefehl. Prinz Eugen, der schon 1693 zum Feldmarschall ernannt worden war, kehrte auf den Schauplatz seiner früheren Waffenthaten zurück; der erste Feldherr des Jahrhunderts erhielt ein selbständiges Oberkommando.

Prinz Eugen war am 18. Oktober 1663 zu Paris geboren. Sein Vater war der Graf Eugen Moritz von Savoyen-Carignan, zugleich Graf von Soissons, der am französischen Hofe als Prinz von Geblüt galt. Seine Mutter war Olympia Mancini, eine Nichte des Kardinals Mazarin. Der Vater starb schon 1673; die Mutter überwarf sich mit Louvois, betrat, um sich die Gunst des Königs zu erhalten, verbotene Wege und mußte schließlich 1680 nach Brüssel fliehen. Die Kinder blieben unter der Aufsicht ihrer Großmutter in Paris, hatten aber unter dem Hasse, der ihre Mutter verfolgte, schwer zu leiden. Drei ältere Brüder Eugens suchten Dienste in Savoyen und Italien; er selbst, den Begabung und Neigung zum Soldaten bestimmten, sollte nach dem Willen Ludwigs Geistlicher werden. Er mußte schon als Knabe geistliches Gewand tragen und wurde am Hofe zu Versailles „le petit abbé“ oder „l'abbé de Savoie“ genannt. Damit war Eugen gar nicht einverstanden; dem Kriegsdienste galt seine ganze

Ludwig Wilhelm, Markgraf von Baden.
Nach einem alten Kupferstich.

Sehnsucht, und alle diejenigen Fächer, die auf den Beruf eines Offiziers vorbereiten, besonders Mathematik, trieb er mit dem größten Eifer. Mehrmals bat er den Kriegsminister um eine Anstellung im Heere. Aber dieser, der den Haß gegen Eugens Mutter nicht überwinden konnte, wies ihn barsch zurück. Zuletzt wandte er sich unmittelbar an den König mit der Bitte um Verleihung einer Offiziersstelle; auch dieser erwiderte ihm höhnisch, er solle nur beim geistlichen Stande bleiben. Da entschloß sich der Prinz, das Beispiel des Connetable von Bourbon nachzuahmen, das Land seiner Geburt zu verlassen und zu Haus Habsburg überzugehen, wo ein älterer Bruder von ihm bereits in Diensten stand. Beim Ueberschreiten der französischen Grenze soll er das Gelübde gethan haben, den Boden Frankreichs nicht anders wieder zu betreten, als mit den Waffen in der Hand. — Ludwig war in diesem Falle von seiner sonstigen Menschenkenntnis völlig im Stiche gelassen. Ruhig ließ er den Mann zu seinen Feinden gehen, der später den Franzosen die allerschwersten Niederlagen beibringen sollte.

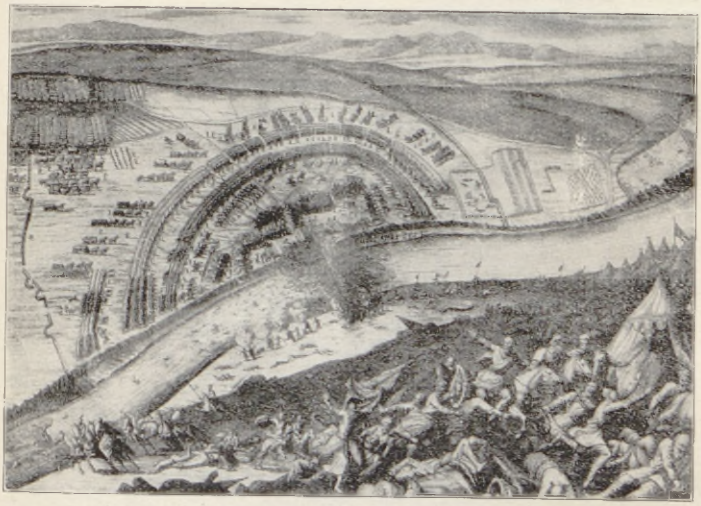
Großwesir Kara Mustapha.
Nach einem alten Kupferstich.

Je unfreundlicher Eugen in Paris entlassen worden war, desto freundlicher wurde er in Wien aufgenommen (1683). Kara Mustapha rückte eben mit seinen 200000 Türken gegen die österreichische Hauptstadt heran; da war jeder tapfere Degen willkommen. Eugen erhielt seine Bestallung als Offizier und wurde der Reiterei des Markgrafen Ludwig von Baden zugeteilt, die in Ungarn beim Heere des Prinzen Karl von Lothringen stand. Aber die 35000 Mann konnten den ungeheuren Schwarm nicht aufhalten; sie mußten auf Wien zurückweichen. Bei dem Gefechte am 7. Juli, wo sein Bruder tödlich verwundet wurde, kam er zum erstenmal ins Feuer und zeigte gegenüber dem furchtbaren Anprall der

türkischen Reiter die Unerschrockenheit eines alten Soldaten. Am 14. September, als Karl von Lothringen, nach seiner Vereinigung mit den Truppen des polnischen Königs Sobieski und dem Reichsheere, zum Entsatze Wiens anrückte, nahm er ruhmvollen Anteil an der Schlacht, in der die Türken nach Ungarn zurückgeschlagen wurden. Er war einer der ersten, der mit seinen Dragonern durch die türkischen Scharen sich einen Weg bahnte und beim Schottenthor eintraf. So hervorragend war seine Tapferkeit, daß noch vor Ende des Jahres 1683 der Kaiser ihm das Dragonerregiment „Kufstein" verlieh. An der Spitze dieses Regiments zeichnete er sich in der Schlacht bei Gran 1685 so sehr aus, daß Markgraf Ludwig von Baden bei der Rückkehr nach Wien ihn dem Kaiser mit den Worten vorstellte: „Dieser junge Savoyarde wird mit der Zeit alle diejenigen erreichen, welche die Welt jetzt als große Feldherren kennt." Er wurde zum General-Feldwachtmeister, zwei Jahre darauf zum Feldmarschall-Leutnant ernannt, machte 1686 die Erstürmung Ofens mit, drang in der Schlacht bei Mohacz 1687 mit seinen Dragonern, die er absitzen ließ, in das verschanzte Lager der Türken ein und war 1688 bei der Erstürmung Belgrads, wo er und der Kurfürst Max Emanuel zuerst in die Bresche eindrangen und beide schwer verwundet wurden. In dem Koalitionskrieg, der 1689 gegen Frankreich eröffnet wurde, kämpfte er zuerst am Rhein, dann in Italien, konnte aber hier wenig Lorbeeren pflücken, da der Herzog Viktor Amadeus von Savoyen, unter dessen Oberkommando er stand, den Krieg saumselig führte und zuletzt mit Frankreich unterhandelte und die kriegführenden Mächte zur Anerkennung der Neutralität Italiens bewog.

Im Jahre 1697 vertauschte er den westlichen Kriegsschauplatz wieder mit dem östlichen, zu einer Zeit, da es um die Sache Habsburgs übel stand. Das österreichische Heer, das bei Essek lagerte, war auf 30000 Mann herabgeschmolzen, da verschiedene Abteilungen nach Siebenbürgen und anderen bedrohten Punkten entsandt worden waren. Und selbst diese kleine Schar befand sich in einer traurigen Verfassung. „In dem Heere, schrieb Eugen mit fast naiver Wendung an den Kaiser, gibt es zwar sehr viele Krankheiten, dafür aber sehr wenig Geld. Alle Regimenter waren in Soldrückstand, die Kassen leer, die Soldaten in Hunger und Entblößung. Die Verpflegung war äußerst ungenügend, Brot war für

zwei Wochen, Fourage für wenige Tage vorhanden, alle Märsche von den Flüssen hinweg in das Binnenland schienen durch die Unmöglichkeit der Ernährung verboten. Bei dieser Lage waren die Truppen in höchst niedergeschlagener Stimmung. Als Eugen im Lager bei Essek ankam, der kleine häßliche Mann im schlichten braunen Rocke mit gewöhnlichen Messingknöpfen, meinten die Soldaten: Der Kapuziner wird den Türken auch nicht viele Haare ausraufen. Bald aber



Flucht der Türken bei Zenta.
Nach Merian, Theatrum Europaeum.

wurden sie inne, welch eine Fülle des Lebens nach allen Seiten von diesem Kapuziner ausging. Ohne einen Augenblick zu verlieren, ergriff Eugen mit sicherer Hand die Führung. Etwas Geld brachte er mit sich; mit unsäglicher Mühe setzte er leidliche Organisierung der Zufuhr durch; der Soldat fand sich erfrischt und den Feldherrn voran bei jeder nötigen Entbehrung und Strapaze.

Indes eilten Eugens Befehle nach Kroatien, dem oberen Ungarn, Siebenbürgen, um alle detachierten Truppen aufs schleunigste zum Hauptheere heranzuziehen. Die Provinzen mochten sehen, wie sie sich für den Augenblick deckten; das Wichtigste war, alle verfügbare Kraft an der entscheidenden Stelle zu vereinen, hier den feindlichen Herrscher zu schlagen

und damit das Schicksal des gesamten Kriegsschauplatzes zu bestimmen" (Sybel).

Am 11. September 1697 nachmittags traf er den Feind bei **Zenta**, wie dieser eben eine über die Theiß geschlagene Brücke passierte, um in der Richtung nach Siebenbürgen zu marschieren. Sofort griff er an, schickte eine starke Abteilung unter Guido Starhemberg über eine Untiefe der Theiß dem Feinde in den Rücken, und während in der Front auf beiden Seiten aufs heftigste gekämpft wurde, erscholl in den Reihen der Türken der Ruf, die Brücke sei genommen, der Rückzug sei abgeschnitten, alles sei verloren. Nun entstand eine unbeschreibliche Verwirrung, und die Kaiserlichen richteten ein furchtbares Blutbad an. Erst der Einbruch der Nacht machte dem Kampfe ein Ende. 20000 Türken lagen tot auf dem Schlachtfelde, 10000 wurden in die Theiß gesprengt, kaum 2000 entkamen nach dem jenseitigen Ufer. Die Kaiserlichen hatten nur etwa 400 Tote und 1600 Verwundete. Das feindliche Lager mit seinen reichen Schätzen und Vorräten, mit einer Menge von Feldzeichen und Waffen und mit der ganzen Kriegskasse fiel den Siegern in die Hände. Es war der glänzendste Türkensieg des 17. Jahrhunderts. Zwei Tage nach der Schlacht erhielt Eugen von Wien aus ein kaiserliches Schreiben mit der Aufforderung, sobald als möglich eine Schlacht zu liefern; Eugen konnte zurückmelden, der Feind sei bereits geschlagen; Offiziere und Soldaten hätten mehr als ihre Schuldigkeit gethan.

Auf diese Niederlage hin eröffnete der Sultan Friedensunterhandlungen, die am 26. Januar 1699 zum Frieden von **Karlowitz** führten. Die Pforte trat ganz Siebenbürgen, sowie alles Land zwischen Donau und Theiß an Oesterreich ab; sie überließ auch den größten Teil von Slavonien und Kroatien dem Kaiser; sie selbst behielt nur noch das Banat von Temesvar. Die Republik Venedig, die zur See und in Dalmatien die österreichischen Waffen unterstützt hatte, bekam Morea. Tököli, der sich in die Türkei geflüchtet hatte, erhielt von dem Sultan den Titel eines Fürsten von Widdin samt einigen Gütern und einem Jahresgehalte. Er starb 1704 auf einem Landgute bei Nikomedia.

Als der Türkenbezwinger nach solchen Waffenthaten in Wien einritt, wurde er vom Volke mit dem größten Jubel empfangen. Der Kaiser schenkte ihm einen reich mit Edelsteinen besetzten Degen und ließ eine Denkmünze auf den

Sieg von Zenta prägen. Eugen war aber nicht nur groß als Feldherr, sondern auch als Heeresorganisator. Während bisher in Oesterreich jede einzelne Waffengattung, ja jedes einzelne Regiment seine besonderen, vom Regimentsinhaber erlassenen Dienstvorschriften hatte, arbeitete Eugen mit allem

Standbild Prinz Eugens von Savoyen auf dem äußeren Burgplatz zu Wien.

Eifer an einer planmäßigen, einheitlichen Ordnung für das gesamte österreichische Heer. Dem verderblichen Verkauf der Offiziersstellen, den die Regimentsinhaber trieben, suchte er durch strenge Erlasse zu steuern.

Mit dem Frieden von Karlowitz begann für die Türkei

der Prozeß der Auflösung und Zerbröckelung. Das Reich, vor dem einst halb Europa gezittert hatte, war zum Angriffe unfähig geworden und in die Verteidigungsstellung gedrängt. Die österreichische Monarchie dagegen hatte weite Gebiete erobert, die Krone von Ungarn und Siebenbürgen erblich an sich gebracht, und dies zu einer Zeit, da auch im Westen der Krieg gegen Frankreich tobte. Dieser Doppelkampf gegen West und Ost zwang Oesterreich, alle seine Kräfte zu entfalten. Aber er bewirkte auch, daß der Staat der deutschen Habsburger zum Range einer europäischen Großmacht emporstieg. Diese großen Erfolge verdankt er in erster Linie dem Manne, den Ludwig XIV. zu einem Geistlichen hatte machen wollen. Als Ludwig später seinen Irrtum erkannte, da ließ er kein Mittel unversucht, um das „Aebtchen" wieder auf seine Seite zu ziehen. Aber Eugen erwiderte den Abgesandten des Sonnenkönigs, der österreichische Marschallstab sei so viel wert als der französische, und blieb.

9. Dritter Raubkrieg Ludwigs XIV.

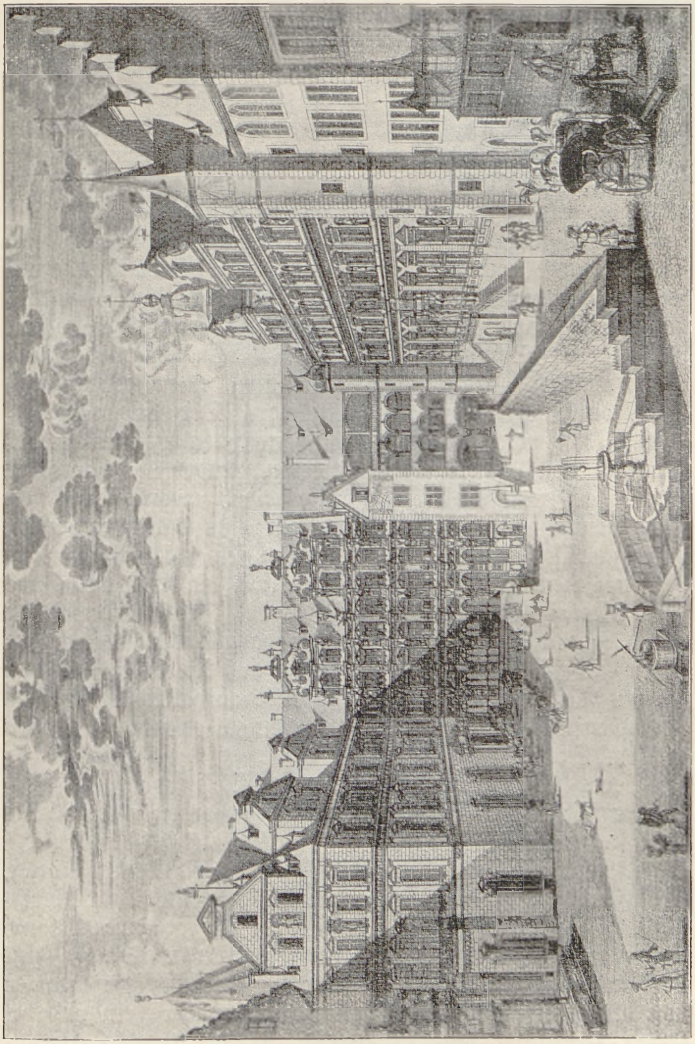
(1688—1697.)

Inzwischen war ein neuer Krieg mit Frankreich ausgebrochen. Es lag klar am Tage, daß Ludwig trotz aller Friedensverträge und Zusicherungen immer neue Gewaltthaten plante und sämtliche Staaten Europas in eine Abhängigkeit von der französischen Krone zu bringen beabsichtigte.

Auch der große Kurfürst ertrug es nicht für die Dauer, Bundesgenosse eines solchen Gewaltherrschers zu sein. Als Ludwig das Edikt von Nantes aufhob (1685), da zog er sich von dem unnatürlichen Bündnisse zurück, das er nach St. Germain geschlossen hatte und suchte Wiederannäherung an die protestantischen Mächte (Holland und Schweden) und an den Kaiser, mit dem er 1686 sogar ein geheimes Defensivbündnis schloß. Man konnte also für den neuen Kriegssturm, der heraufzog, auf die Bundesgenossenschaft des waffenstarken Brandenburg rechnen. Dieser neue Krieg wurde durch mehrere **Gründe** veranlaßt.

Mai 1685 war Karl, der letzte Kurfürst aus der Pfalz-Simmernschen Linie, gestorben; Kurwürde und Land gingen über an Philipp Wilhelm von der katholischen Linie Pfalz-Neuburg. Sofort erhob nun Ludwig im Namen seiner

Schwägerin Elisabeth Charlotte, der Schwester des verstorbenen Kurfürsten, Anspruch auf den ganzen Allodial-



Der Schloßhof zu Heidelberg im Jahre 1683.
Nach einer Radierung von Johann Ulrich Kraus.

besitz der Simmernschen Linie (Allod = Eigenbesitz im Gegensatz gegen Lehen). Daß die Elisabeth Charlotte bei ihrer Ver-

mählung mit Ludwigs Bruder, dem Herzog von Orleans, feierlich Verzicht geleistet hatte, daß diese gut deutsch gesinnte, edle Frau Nächte hindurch weinte über die Rechtsverletzung ihres Schwagers, das bekümmerte diesen ebensowenig als seinerzeit der Verzicht seiner eigenen Frau auf das spanische Erbe. Diese neue Anmaßung erregte in ganz Deutschland allgemeine Erbitterung und führte zum Abschluß der Augsburger Allianz (Juli 1686), in der sich Schweden, Spanien (für ihre deutschen Besitzungen) und die vornehmsten deutschen Reichsfürsten in seltener Eintracht zur Aufrechterhaltung der bestehenden Verträge verbanden; es war also ein Verteidigungsbündnis. Die Spannung, die dadurch entstand, wurde noch verschärft durch den Kölner Bistumsstreit. Als nämlich der erzbischöfliche Stuhl durch den Tod des Max Heinrich erledigt war, wählte zwar die bestochene Mehrheit des Domkapitels (13 von 24 Stimmen) den Günstling Ludwigs, Wilhelm von Fürstenberg, einen „Egoisten", der schon Bischof von Straßburg war. Der Papst aber ernannte den von der Minderheit erwählten Prinzen Joseph Clemens von Bayern, den jüngeren Bruder des bayrischen Kurfürsten, zum Erzbischof (Mitte 1688), worauf auch die Kurfürsten ihn anerkannten. Es war nicht daran zu denken, daß Ludwig eine solche Durchquerung seiner Absichten ruhig hingenommen hätte, zumal da auch noch ein dritter Umstand ihm kriegerische Gedanken nahe legte. Die Türken, seine geheimen Bundesgenossen, erlitten damals durch die kaiserlichen und Reichstruppen Niederlage auf Niederlage. Wenn Ludwig den Siegeslauf seiner Feinde aufhalten und seinen Freunden Luft machen wollte, so mußte er zu den Waffen greifen.

Bevor das französische Kriegsmanifest vom 24. September 1688 in Deutschland bekannt geworden war, rückten schon zwei Heere in der Kurpfalz ein, besetzten Kaiserslautern, Alzei, Neustadt, Oppenheim, die Reichsstädte Worms, Speier, Mainz und zwangen Mannheim und Frankenthal zur Uebergabe. Der Dauphin, welcher sich bei dieser Armee befand, nahm während des Winters im Heidelberger Schloß seine Wohnung. Die Generale Montclar und Melac drangen von der Pfalz in das Herzogtum Württemberg ein und besetzten Heilbronn und Tübingen. Melac brandschatzte die Reichsstadt Eßlingen und zog am 24. Dezember vor Schorndorf. Die Regierung in Stuttgart hatte die Uebergabe dieser

Festung befohlen, um dafür die Schonung der Hauptstadt zu erlangen. Aber in Schorndorf dachte man anders. Die „Schorndorfer Weiber", geführt von der Bürgermeisterin Walch, bedrohten die Abgesandten der Regierung, sobald sie vom Rathause herunter kämen. Inzwischen verteidigte der Kommandant Krummhaar mit 300 Bürgern und Bauern die Stadt so wacker, daß Melac unverrichteter Dinge wieder abziehen mußte. Als Montclar schon auf dem Marsch über den Schwarzwald war, kehrte er, da bewaffnete Bauern ihm einige mit Beute beladene Wagen wegnahmen, um und nahm durch Erstürmung und Ausplünderung Stuttgarts Rache. Der Anmarsch des Markgrafen Ludwig von Baden veranlaßte die beiden Generale zum Rückzug.

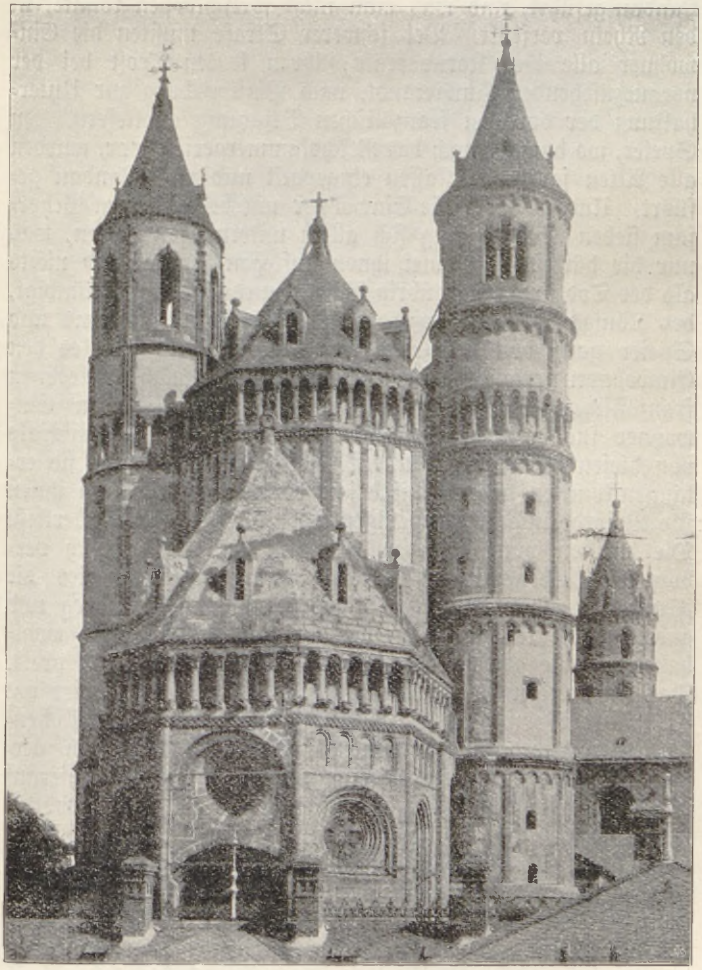
Die Antwort auf diesen räuberischen Einfall war die Kriegserklärung des deutschen Reiches (24. Februar 1689). Gleichzeitig aber erfolgte in England jener Thronwechsel, der den zähesten und gefährlichsten Widersacher Ludwigs, Wilhelm III. von Oranien, auf den englischen Thron brachte. Alle Feinde Ludwigs jubelten; denn dies war der härteste Schlag, der dem französischen Herrscher widerfahren konnte. Schon im Mai 1689 schlossen England und Holland mit dem Kaiser ein Schutz- und Trutzbündnis; damit war der große, gegen Frankreich gerichtete Bund fertig.

Melac, im Hintergrunde das brennende Heidelberg.
Nach einem Gemälde von Schmitt in der Kunst- und Altertümersammlung zu Heidelberg.

Ludwig hatte fast ganz Europa in Waffen sich gegenüber. Um nun seinen Feinden das Eindringen in Frankreich zu erschweren, gab er den berüchtigten Befehl, „de brüler le Palatinat". Durch **Verwüstung der Pfalz** sollte an der Ostgrenze Frankreichs eine Wüste geschaffen werden, welche einem feindlichen Heere keinen Stützpunkt bot und keinen Proviant lieferte.

Schon im Januar 1689 schickte der General Melac von Heidelberg aus seine Reiter in verschiedenen Haufen nach den Ortschaften Rohrbach, Laimen, Nußloch, Wiesloch, Kirchheim, Bruchhausen, Eppenheim, Neckarhausen und anderen, deren Einwohner den ganzen Winter hindurch die geforderten harten Brandschatzungen, Getreide- und Futterlieferungen pünktlich herbeigeschafft hatten, und ließ sie plündern und in Brand stecken. Das erschrockene, wehrlose Volk, das händeringend auf den Knieen um Gnade flehte, wurde ausgezogen, im Winter halb nackt über die öden Felder gejagt und viele niedergemacht. In Heidelberg wurde das kurfürstliche Schloß und Zeughaus ausgeplündert und nebst der Neckarbrücke und einem Teil der Stadtmauer in die Luft gesprengt, auch die Stadt selbst an mehreren Orten in Brand gesteckt (2. März). In Mannheim, wo man gleichfalls den ganzen Winter hindurch die Franzosen aufs beste verpflegt hatte und ihnen in allem zu Willen gewesen war, mußten die Bürger selbst die Festungswerke abtragen und öffentliche und Privathäuser durch Minen in die Luft sprengen helfen, und weil dies alles nicht rasch genug ging, so wurde der Rest der halb verschütteten Stadt niedergebrannt (5. März). Das nämliche Schicksal traf die schönen Städte Offenburg, Kreuznach, Ladenburg, Oppenheim, Gernsheim, Wachenheim, Bretten, Bruchsal, Frankenthal, Alzei, Rochsheim, Pforzheim, Baden, Rastadt, Kuppenheim, Stollhofen und viele kleinere Städte und Dörfer, die alle dem Erdboden gleich gemacht und deren Einwohner an den Bettelstab gebracht wurden, nachdem die Soldaten viehische Greuel an ihnen verübt hatten. Nicht einmal die Flucht an einen andern Ort wurde ihnen gestattet, außer wenn sie in das französische Gebiet wandern wollten. Das härteste Schicksal erfuhren die alten Reichsstädte Speier und Worms. Beide hatten sich im vorigen Herbst auf die Bedingungen ergeben, daß Rat und Bürgerschaft in ihren Geschäften und Rechten unangetastet bleiben und nur einige hundert Mann auf französische Kosten als Besatzung inner-

halb der Mauern bleiben sollten. Der General Duras und der Dauphin selbst hatten den Bürgern diese Zusage auf



Der Dom zu Worms.

das heiligste bekräftigt, aber nur, um sie desto sicherer zu betrügen. Die Zahl der eingelegten Truppen wurde bis auf das Sechsfache erhöht, und an Vergütung der Unterhaltungs-

kosten wurde nicht gedacht. Im Februar mußten sie, wie die Mannheimer, ihre eigenen Festungswerke zerstören helfen. Hierauf wurden die Zeughäuser erbrochen, alles Geschütz nach Landau geführt, und was man nicht fortschleppen konnte, in den Rhein versenkt. Bei schwerer Strafe mußten die Einwohner alle ihre Kornvorräte, ihren letzten Trost bei der vorauszusehenden Hungersnot, nach Philippsburg zur Unterhaltung der dortigen französischen Besatzung ausliefern. In Speier, wo damals noch das Reichskammergericht war, wurden alle Akten samt den Kassen eingepackt und nach Landau geführt. Und nachdem die Einwohner mit beispiellosem Gehorsam sieben Monate lang sich allem unterworfen hatten, was nur die härteste Tyrannei ihnen auflegen konnte, und nichts als der Tod ihnen noch übrig schien, wurde ihnen angekündigt, des Königs Interesse erfordere es, die Städte Worms und Speier ganz von der Erde zu vertilgen; doch solle es den Einwohnern erlaubt sein, sich nach den zunächst gelegenen französischen Städten zu retten. Die verzweifelnden Einwohner suchten wenigstens eine Milderung ihres Schicksals von diesen Unmenschen zu erflehen; aber alles, was sie erlangen konnten, waren einige hundert Wagen, die man ihnen zur Beförderung ihrer wenigen noch übrigen Habe überließ. Die meisten von ihnen wurden mit den bisher noch verborgenen Lebensmitteln beladen. Kaum merkten dies die Franzosen, so nahmen sie ihnen auch noch diese weg und gaben so die Unglücklichen, die vor einem Jahre noch wohlhabende Leute gewesen waren, dem schrecklichsten Elend preis. Darauf wurden beide Städte in Brand gesteckt (Speier am 31. Mai, Worms am 5. Juni 1689) und in einen Aschenhaufen verwandelt. In Worms blieb nur der Dom verschont. Sechs Wochen hintereinander beschäftigten sich hierauf die Mordbrenner mit Durchsuchung der Keller und Gewölbe, worin sie noch manche Beute fanden. Damit aber die Bürger nicht selbst in ähnlicher Absicht dahin zurückkehren möchten, wurden überall Wachen ausgestellt. Sogar die Gräber wurden erbrochen und die Toten ihres Schmucks beraubt. In dem niedergebrannten Dom zu Speier fanden die Franzosen in der Gruft der alten Kaiser unter manchen Kostbarkeiten auch zwei silberne Särge, öffneten sie, streuten die Gebeine lachend auf dem Boden umher und schafften die Särge nebst den darin gefundenen Kostbarkeiten fort. Als der junge Herzog von Crequi, auf dessen Befehl diese Greuel geschahen, von

einigen menschlicheren Offizieren gefragt wurde, was denn die Wormser und die übrigen friedlichen Bürger verbrochen hätten, daß man sie auf solche Weise mißhandle, erwiderte er: „Der König will's," und wies ein Verzeichnis von 1200 Städten und Dörfern vor, die alle noch verbrannt werden müßten. Und auf die Frage, was das für ein neuer Kriegsgebrauch sei, äußerte er, dieses Volk bestehe aus Ketzern, deren Ausrottung ebenso gerecht sei als die Bemühungen des Kaisers, den mohammedanischen Glauben mit Feuer und Schwert zu vertilgen.

Die oberländischen Kreise, die Kurfürsten von Bayern und von Sachsen und der neue Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg, der seinem Vater, dem großen Kurfürsten am 27. April 1688 in der Regierung gefolgt war, unterstützten den Kaiser, dessen Heer von dem tapfern Herzog Karl V. von Lothringen befehligt wurde. Doch kamen ihre Heere erst spät an den Rhein und konnten in dem Feldzuge von 1689 nichts weiter ausrichten, als daß sie die Franzosen aus Bonn, Mainz, Kaiserswerth und einigen andern Städten vertrieben. Bevor der folgende Feldzug eröffnet wurde, starb Herzog Karl (18. April 1690), worauf, jedoch erst 1693, der Markgraf Ludwig von Baden, der treffliche Schüler Karls von Lothringen, der im Türkenkriege seine Schule gemacht hatte, den Oberbefehl übernahm. Doch konnte er bei den geringen Streitkräften, die ihm zu Gebot standen, am Rhein nichts weiter ausrichten, als daß er die Franzosen von weiterem Vordringen abhielt.

Inzwischen gingen die Franzosen 1692 wieder über den Rhein, verbrannten im Herzogtum Württemberg die Städte Knittlingen, Calw und Zavelstein und das Kloster Hirsau und plünderten viele andere Orte gänzlich aus. Im folgenden Jahre (1693) machten sie unter Anführung des Dauphin einen neuen Einfall und verbrannten die Städte Marbach, Beilstein, Backnang, Winnenden, Vaihingen. Ein hartes Los traf am 18. Mai 1693 die **Stadt Heidelberg.** Sie war inzwischen wieder befestigt worden und hatte eine Besatzung, die nebst den Bürgern zu kräftigem Widerstand entschlossen war. Aber der ehrlose kaiserliche Kommandant Heidersdorf übergab Stadt und Schloß fast ohne Gegenwehr den Franzosen, und diese holten nun nach, was sie 1689 unterlassen hatten. Nach der Darstellung des Historikers Häusser (in seiner „Geschichte der rheinischen Pfalz") zogen fünf Regimenter

plündernd durch die Stadt. „Das Morden der Bürger, das Schänden der Frauen, die ausgedachten Qualen der Greise und Kinder wurden von den Flammen beleuchtet, womit die Kämpfer des ‚allerchristlichsten' Königs die unglückliche Stadt zum zweitenmal heimgesucht hatten. Was noch übrig blieb, trieb man in die Heiliggeistkirche; als diese gefüllt war wie ein Pferch, und man am Altar mit den Hilflosen schreckliche Mißhandlung getrieben hatte, wurde auch die Kirche angezündet. An dem Heulen der Eingesperrten, über deren Köpfen die Glocken schmolzen, der Turm einzustürzen drohte, weideten sich die Mordbrenner; erst als der äußerste Moment der Lebensgefahr gekommen war, ließ man die Armen heraus, um sie in einer anderen Kirche weiteren Qualen preiszugeben. Die Stadt stand indessen in vollen Flammen, die meisten Kirchen wurden verbrannt oder stark beschädigt; von öffentlichen und Privathäusern sind nur wenige vom Feuer verschont geblieben. Die Thore des Schlosses und die meisten Befestigungen wurden gesprengt, die dortigen Gebäude verbrannt." Die Gebeine der Kurfürsten wurden von den Franzosen, die nach Schätzen wühlten, aus den Särgen herausgerissen. Diese Mordbrennerei ließ Ludwig in Paris durch ein Tedeum feiern. Auch ließ er eine Münze schlagen, auf deren einer Seite das Bild des verbrannten Heidelberg war mit der gotteslästerlichen Inschrift: Rex dixit et factum est (der König sprach's und es geschah). Seine Schwägerin, die kerndeutsche Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans, schrieb hierüber: „Wenn ich Heidelberg, Mannheim oder Schwetzingen wiedersehen sollte, glaube ich, daß ich es nicht würde aushalten können und vor Thränen vergehen müßte; denn wie alles Unglück dort geschehen, bin ich länger als sechs Monate gewesen, daß, sobald ich die Augen zugethan, um zu schlafen, habe ich die Städte in Brand gesehen, bin mit Schrecken aufgefahren und länger als eine Stunde geweint, daß ich geschluchzt habe."

Doch war das Rheingebiet nicht der einzige Schauplatz in diesem Kriege; es wurde zu gleicher Zeit auch in den Niederlanden, in Spanien, in Italien und zur See gekämpft. In den Niederlanden siegte der Marschall von Luxemburg am 1. Juli 1690 bei Fleurus über den Fürsten von Waldeck, der ein aus Holländern, Spaniern und Deutschen bestehendes Heer befehligte, am 3. August 1692 bei Steenkerken über die Truppen Wilhelms von Oranien und am

29. Juli 1693 bei Neerwinden noch einmal über den Oranier. Aber nach dem Tode Louvois' (16. Juli 1691) und des Marschalls von Luxemburg (4. Januar 1695) errangen die Franzosen, die unter dem unfähigen Marschall Villeroi standen, in den Niederlanden keine entscheidenden Erfolge mehr, und es gelang dem König Wilhelm III., die Festung Namur wieder in seine Gewalt zu bringen. In Spanien eroberte der Marschall von Noailles Gerona und andere Städte und der General Vendome sogar die wichtige Seestadt Barcelona. In Italien war der Herzog Viktor Amadeus II. von Piemont der Koalition beigetreten (1690) und sein Feldherr, Karl von Schomberg, in die Dauphinee eingedrungen. Aber der tüchtige französische General Catinat schlug ihn am 18. August 1690 bei der Abtei Staffarda, besetzte den größten Teil von Savoyen und gewann am 4. Oktober 1693 bei Marsaglia einen zweiten Sieg über die Truppen des Herzogs. Dieser schloß nun im August 1696 mit Ludwig den Vertrag zu Turin, worin er die sein Land beständig bedrohenden Festungen Casale und Pinerolo erhielt. Die Vermählung seiner Tochter mit Ludwigs Enkel, dem Herzog von Bourgogne, sollte den neuen Bund befestigen. Zur See errang der französische Admiral Tourville am 11. Juli 1690 den Sieg bei Dieppe über die holländisch-englische Flotte, erlitt aber 1692 eine Niederlage bei La Hogue.

Die geringen Erfolge in den letzten Jahren des Krieges, die Erschöpfung der Staatskasse und der Wunsch, bis zur Erledigung des spanischen Thrones neue Kräfte zu sammeln, erregten in Ludwig das Verlangen nach einem Friedensschluß. Wiederum unterhandelte er zuerst mit Holland, England, Spanien und erst, nachdem er mit diesen einig geworden war, mit Deutschland, das dann vor die Frage gestellt war, ob es in die gestellten Bedingungen einwilligen oder allein den Krieg fortführen wolle. So wurde in **Ryswyk**, einem Dorfe zwischen Haag und Delft, am 20. September 1697 der Friede zwischen Frankreich, den Seemächten und Spanien, am 30. Oktober der Friede zwischen Frankreich und dem Kaiser und den Reichsständen unterzeichnet. Von seinen Verbündeten verlassen, mußte Deutschland Straßburg und die elsässischen Reunionen als anerkannten Besitz in den Händen Frankreichs lassen; dagegen gab Ludwig alle übrigen Reunionen, ferner die rechtsrheinischen Städte Frei-

burg, Breisach und Philippsburg zurück und verzichtete auf die beanspruchten pfälzischen Gebiete; endlich mußte Deutschland noch die sogenannte „Ryswyker Klausel" sich aufdrängen lassen, wonach die katholische Religion in allen früher protestantischen Ortschaften, in welchen sie von den Franzosen während des Krieges eingeführt worden war, beibehalten werden sollte. Herzog Leopold von Lothringen, Sohn des Herzogs Karl V., erhielt das seinem Vater weggenommene Land wieder zurück und vermählte sich bald darauf mit einer Nichte Ludwigs, der Tochter der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans. An Spanien gab Ludwig alle Eroberungen zurück, außer einigen Orten in Belgien und der Insel St. Domingo; Holland erhielt einen günstigen Handelsvertrag; Wilhelm von Oranien wurde von Ludwig, wenn auch unter Widerstreben, als König von England anerkannt. Der Ryswyker Friede, der bereits ein Zurückweichen der französischen Macht und des französischen Einflusses zeigt, war übrigens nur ein Waffenstillstand. Die Frage der spanischen Erbfolge wurde mit jedem Jahre brennender und stellte einen Krieg von der allergrößten Ausdehnung in Aussicht.

10. Die Aufhebung des Edikts von Nantes.

(1685.)

Der Kardinal Richelieu, der frei von religiöser Leidenschaft war, hatte den Hugenotten nur ihre Sicherheitsplätze zerstört, weil es ihm politisch unstatthaft schien, einen abgesonderten Staat im Staate zu dulden; aber nachdem er sie ihrer Macht beraubt hatte, ließ er sie ungestört ihres Glaubens leben. Ludwig XIV., der von jesuitischen Geistlichen in strenger Rechtgläubigkeit erzogen und von der Idee seiner königlichen Allmacht erfüllt war, fand eine Beschimpfung seiner Person darin, daß eine Minderheit von Unterthanen diejenige Konfession, der er anhing, für eine falsche, die ihrige für die allein wahre hielt, und glaubte, daß zu einer starken Monarchie nicht bloß die staatliche, sondern auch die kirchliche Einheit gehöre. Er war also von Anfang an den Reformierten nicht gewogen, wenngleich er noch nicht an die Anwendung von Gewalt dachte. Dann kamen aber die Einflüsterungen seines Beichtvaters La Chaise, eines Jesuiten, und der Frau von Maintenon, die ihm die Bekehrung der Hugenotten

als ein Gott wohlgefälliges Werk bezeichneten, durch dessen Ausführung er sich von Gott Verzeihung für seine früheren Sünden, besonders für seine eheliche Untreue verschaffen könnte. Der Hof und der Klerus, vor allen Bischof Bossuet von Meaux, wandten alles an, um durch Ueberredung, Gewalt oder Bestechung, wozu Ludwig bereitwillig die größten Summen hergab, die Hugenotten zur katholischen Religion zurückzuführen. Es wurden ihnen ihre besonderen politischen Rechte genommen, die Abhaltung ihres Gottesdienstes beschränkt, alle Aemter und Würden ihnen verschlossen, der Uebertritt Minderjähriger (allmählich bis zu sieben Jahren herab) für gültig erklärt, Kinder den Eltern entrissen und katholisch erzogen, der Rücktritt eines Neubekehrten mit den härtesten Strafen belegt. Was man ersinnen konnte, um den Neugläubigen das Leben unerträglich zu machen, das geschah. Als trotzdem Tausende von Hugenotten, und zwar gerade der wohlhabende Bürgerstand, ihrem Glauben treu blieben, begannen auf Louvois' Betreiben die **Dragonaden** und zwar zuerst in der Provinz Poitou-Marillac. Denjenigen Familien nämlich, die den Uebertritt standhaft verweigerten, wurden Dragoner ins Quartier gegeben, zehn bis zwanzig auf das Haus, um die Bekehrung zu beschleunigen. Diese „gestiefelten Bekehrer" wirtschafteten mit den Gütern und Weibern ihrer Quartierherren wie mit ihren eigenen. Was der stille Fleiß einer redlichen, arbeitsamen Familie in vielen Jahren mühsam erworben und sorgsam erspart hatte, das verzehrten jetzt gefühllose Soldaten hohnlachend in wenigen Wochen, und unschuldige Männer und Frauen sahen sich den schändlichsten Mißhandlungen preisgegeben. Die reformierten Prediger wurden ins Gefängnis geworfen, Greise unter Flüchen und Drohungen von den Soldaten an die Altäre geschleppt, um das Abendmahl nach katholischer Weise zu empfangen. Da von den Verfolgten Tausende ins Ausland entflohen, so wurde die Auswanderung mit den strengsten Strafen belegt und an alle Häfen und Grenzstädte strenge Befehle erlassen, alle Personen, die Frankreich verlassen wollten und keine Zeugnisse von ihren Bischöfen hätten, anzuhalten und als Staatsverbrecher zu behandeln.

Die Dragonaden dehnte man jetzt über alle protestantischen Landschaften aus, und sie thaten die gewünschte Wirkung. In der Dauphinee traten in 14 Tagen 30000 über; die Stadt Nimes war in 3 Tagen, Montpellier in 24 Stunden bekehrt.

Zuletzt sagte man Ludwig, die Zahl der Ketzer im Lande sei bereits eine so geringe, daß nun das Edikt von Nantes ganz überflüssig geworden sei. Am 25. Oktober 1685 erfolgte die **Aufhebung des Edikts von Nantes**, und dieser Erlaß wurde von allen Parlamenten willig registriert. Es hieß darin, das Edikt von Nantes sei nur in der Absicht gegeben worden, um an der Vereinigung der beiden Religionsparteien desto eifriger arbeiten zu können; dies sei auch mit so gutem Erfolg geschehen, daß es nun jenes Edikts gar nicht mehr bedürfe. Der noch übrige unbedeutende Haufe der Reformierten sei als eine Anzahl unruhiger Köpfe zu betrachten, die mit Ernst zum Gehorsam gebracht werden müßten. Es sei ihnen demnach jede religiöse Zusammenkunft, auch der Privatgottesdienst untersagt, bei Strafe der Einziehung ihrer Güter und Personen. Jeder Reformierte, der auswanderte, solle zu den Galeeren verdammt werden.

Dieses Edikt wurde von seiner Bekanntmachung an aufs härteste vollzogen. Jetzt fingen die Dragonaden erst recht an, und die unterirdischen Gefängnisse füllten sich mit Unglücklichen, die nichts weiter verbrochen hatten, als daß sie nicht in die katholische Kirche gehen wollten. Die Verzweiflung der Verfolgten erreichte den höchsten Grad. Aber die Gewalt auf der einen Seite erzeugte die List auf der anderen, und wie sorgfältig auch Louvois die Grenzen besetzen mochte, so entkamen doch mehr als 500 000 Hugenotten ins Ausland und trugen ihr Vermögen und ihre Geschicklichkeit in die benachbarten Länder. Da die meisten von ihnen arbeitsame und redliche Handwerker waren, so nahmen die protestantischen Fürsten sie mit Freuden auf, und bald nach ihrer Auswanderung sah man in England und Deutschland französische Zeuge, Spitzen, Hüte und Strümpfe verfertigen, die man bisher aus Frankreich hatte beziehen müssen. Eine ganze Vorstadt von London wurde mit französischen Seidenarbeitern bevölkert. Der Prinz von Oranien und der Herzog von Savoyen errichteten ganze Regimenter von französischen Flüchtlingen; der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg nahm 20 000 als Kolonisten in seine Mark auf und erteilte ihnen mancherlei Vorrechte; die Zahl der Einwohner Genfs verdoppelte sich durch diese Einwanderung.

Bis in die einsamen Thäler der **Cevennen** erstreckte sich die jesuitische Verfolgungswut. Abkömmlinge der Waldenser und Hugenotten lebten dort friedlich zusammen und freuten

sich ihrer stillen Hausandacht. Ihr Glaubenseifer wurde durch die Verfolgungen bis zur Schwärmerei aufgestachelt, so daß sie gegen ihre Verfolger einen Kampf auf Leben und Tod eröffneten. Jean Cavalier, früher ein Schäferjunge, wurde zugleich ihr Prophet und ihr General und führte die Camisarden, wie man diese Bewohner der Cevennen wegen ihrer leinenen Kittel nannte, trotz ihrer schlechten Bewaffnung einige Jahre lang mit dem glücklichsten Erfolg gegen die königlichen Truppen. Seine Scharen wüteten gegen die Schlösser, Kirchen und Dörfer der Katholiken ebenso wie diese gegen das Eigentum der Hugenotten. Gegen 100000 Menschen sollen in diesem Bürgerkriege umgekommen sein. Marschall Villars suchte durch Unterhandlung mit einzelnen Führern ihre Macht zu schwächen, doch nahm der Krieg in den Cevennen erst dann ein Ende, als dem Rest der Camisarden freier Abzug gestattet wurde. Cavalier trat in englische Dienste, wurde Oberst eines Hugenottenregiments, zeichnete sich im spanischen Erbfolgekrieg in der Schlacht bei Almanza (1707) aus, wurde Gouverneur der Insel Jersey und starb dort 1740.

Die französische Industrie erhielt durch diese Verfolgung und Auswanderung einen harten Stoß; die wohlhabenden Landschaften des Südens waren auf Jahrzehnte vernichtet. Heuchelei und äußere Kirchlichkeit nahmen in der französischen Kirche zu, begünstigt von den die Kirche beherrschenden Jesuiten. Denn diese, die vor allem nach Macht und Einfluß strebten und sich auch an Geldgeschäften beteiligten, nahmen es mit der Sünde ziemlich leicht. Dagegen erhob sich Cornelius **Jansen** aus Holland (1585—1638), Professor der Theologie in Löwen, und stellte in seinem Buche über „Augustinus" die strenge Lehre dieses Kirchenvaters auf, wonach nur derjenige Christ, der durch Glauben und durch Befolgung der göttlichen Gebote sich der Gnade Gottes würdig erzeige, die ewige Seligkeit erlangen könne. Das Frauenkloster Port-Royal in Paris wurde der Hauptsitz des Jansenismus, und berühmte Gelehrte, wie Arnauld und Pascal, bildeten diese Lehre wissenschaftlich aus. Papst Innocenz X. verdammte fünf Sätze des Jansenschen Buches als Calvinische Ketzerei, worauf Arnauld und seine Freunde erwiderten, daß diese Sätze, in dem vom Papst angegebenen Sinne, gar nicht in Jansens Buch ständen. Da die Jansenisten nicht, wie die Hugenotten, eine besondere Kirche bildeten, vielmehr an der katholischen Hierarchie, an den alten Dogmen und den Klöstern

festhielten, andererseits die päpstliche Kurie in ihren Gegenschriften die Uebermacht des Papsttums über die weltliche Macht stärker betonte, als Ludwig ertragen konnte, so war dieser den Jansenisten nicht so sehr abgeneigt, und unter seiner Vermittlung kam am 28. September 1668 der Kirchenfriede zustande, worin jene fünf Sätze zwar als verdammenswert, aber nicht als die Sätze Jansens bezeichnet waren. Als aber Pater Quesnel in seinem mit moralischen Betrachtungen ausgestatteten Neuen Testament den Jansenismus unter dem Volk zu verbreiten suchte, setzten die Jesuiten bei Ludwig das Verbot des Buches, die Aufhebung des Klosters Port-Royal und die Niederreißung desselben, beim Papst Clemens XI. 1713 den Erlaß einer das Quesnelsche Buch verdammenden Bulle durch, worauf Ludwig dem Parlament die Eintragung der Bulle in die Reichsgesetze befahl.

Da Ludwig sein königliches Recht auf die Einkünfte der Bistümer immer mehr ausdehnen, das Asylrecht des französischen Gesandten in Rom aufrecht erhalten wollte und die Freiheiten der gallikanischen Kirche gegenüber den Uebergriffen der päpstlichen Kurie verteidigte, so kam er mit dieser in Streit. Das von ihm 1681 nach Paris einberufene Nationalkonzil, das aus Prälaten aller französischen Provinzen bestand, sprach sich im März 1682 für Annahme der vier vorgelegten Artikel aus, für die Unabhängigkeit der weltlichen Macht von der geistlichen, für die Superiorität der Konzilien über das Papsttum, für die Notwendigkeit der Beistimmung der Kirche in allen geistlichen Fragen, für die Beobachtung der Reichsgesetze in allen weltlichen Fragen. Diese „gallikanische Deklaration", die durch ein besonderes Edikt des Königs Gesetzeskraft erhielt, wurde vom Papst Innocenz XI. verworfen und allen Bischöfen, die auf Grund der Deklaration vom König ernannt worden waren, die Investitur verweigert. Die Geistlichkeit, die Ludwig sein Vorgehen gegen die Hugenotten nicht vergaß, hielt aber treu zu ihm und wahrte den nationalen Standpunkt. Da aber auch Innocenz XII. (1691 bis 1700) in dieser Machtfrage nicht nachgab und der Hof ein Schisma in der gallikanischen Kirche zu vermeiden suchte, so ließ Ludwig die Unterwerfung des Klerus unter die päpstliche Autorität zu, nahm aber jene vier Artikel nicht zurück, beanspruchte nach wie vor unbeschränkte Gewalt über die französischen Bischöfe und ließ sich nicht zu dem Glauben an die Unfehlbarkeit des Papstes bewegen.

11. Françoise d'Aubigné, Frau von Maintenon.

(Geb. 1635, gest. 1719.)

Ludwigs Gemahlin Maria Theresia war eine stille, aufrichtig fromme Frau; aber die Gabe, den lebhaften, feurigen Geist ihres Gemahls zu fesseln, war ihr versagt. Was nun Ludwig bei seiner rechtmäßigen Gemahlin nicht fand, Geist mit Anmut gepaart, das suchte und fand er bei anderen Frauen. Die erste seiner Maitressen war die sanfte Louise de la Vallière, die aber bald (von 1667 an) der lebhaften Frau von Montespan weichen mußte. Beide Frauen besaßen das Herz des Königs, aber keinen Einfluß auf seine Entschlüsse. Dagegen gewann diesen in stärkstem Maße Françoise d'Aubigné, spätere Frau von Maintenon. Geboren 1635 als Tochter reformierter Eltern, verlor sie mit 10 Jahren ihren Vater, ließ sich nach langem Widerstreben durch Verwandte zum Katholizismus bekehren und wurde dann Gesellschaftsdame bei einer reichen, stolzen Frau. Hier lernte sie die Kunst, in andere Menschen sich zu schicken, scheinbar ganz in dem Willen eines anderen aufzugehen, dabei aber eigene Pläne zu verfolgen. Hier sah sie auch den alten, verkrüppelten und häßlichen, aber geistvollen Satirendichter Scarron, und als er ihr seine Hand antrug, nahm sie diese an, da sie der Dienstbarkeit überdrüssig war und nach einer selbständigen Stellung sich sehnte (1652). Kamen früher die feinen Köpfe von Paris in das Haus Scarrons, um seine satirischen Aussprüche zu bewundern, so galten nun ihre Besuche zugleich der schönen, geistreichen Frau.

Marquise von Montespan, Françoise Athénais de Rochechouart.
Nach einem Gemälde im Louvre zu Paris.

Nach Scarrons Tode (1660) lebte sie als Witwe in be-

scheidenen Verhältnissen, bis sie in Berührung mit dem Hofe kam. Als nämlich die Marquise von Montespan dem Könige einen Sohn gebar, den sie heimlich erziehen lassen wollte (1671), wurde die Witwe Scarron als eine vorzüglich kluge, zuverlässige und verschwiegene Person zu diesem Geschäft ausersehen. Sie verwaltete es zur großen Zufriedenheit des Königs, so daß ihr einige Jahre nachher auch die Erziehung eines zweiten Sohnes der königlichen Geliebten anvertraut wurde. Als der König später diese Kinder öffentlich anerkannte und sie an den Hof kommen ließ, erschien auch ihre Erzieherin daselbst und flößte durch ihr ruhiges und würdevolles Betragen, ihre feine Bildung und ihr sicheres Urteil dem Könige eine nie empfundene Hochachtung vor weiblicher Tugend ein. Er las einige von ihren Briefen und fand sie vortrefflich; er unterhielt sich oft mit ihr, und seine Achtung für sie wuchs immer mehr. Um diese Zeit war er der schon 13 Jahre unterhaltenen Marquise von Montespan überdrüssig geworden und entbrannte für das schöne und stolze Fräulein von Fontanges, eine der Hofdamen seiner Schwägerin. Jene, die mit dem Stolze einer Favoritsultanin auch die Eifersucht einer solchen verband, war ganz von Rachegefühlen erfüllt. In dieser bedenklichen Lage wandte sich Ludwig an den Pater La Chaise und an die Witwe Scarron, die sich zwischen beide stellten, den König beruhigten und die Maitresse zum Schweigen brachten. Die zur Herzogin erhobene Fontanges fand 1681 einen schnellen Tod. Frau von Montespan wurde immer seltener und nie mehr allein bei Hof empfangen und zog sich zuletzt ganz zurück. Ludwig gab ihr eine monatliche Pension von 1000 Louisdor.

Solange die Königin lebte, ermahnte die Witwe Scarron, nunmehrige Frau von Maintenon (1675 von der Herrschaft Maintenon, welche Ludwig ihr gekauft hatte), den König beständig, sich seiner Gemahlin, der er fast ganz entfremdet war, wieder zu nähern, und beobachtete gegen ihn eine wohlberechnete Zurückhaltung und Sittsamkeit. Nach dem Tode der Königin Maria Theresia (30. Juli 1683) beschloß Ludwig, der ohne weibliche Unterhaltung und Leitung nicht mehr leben konnte, die Frau von Maintenon, die seit der Vermählung des Dauphin zur Ehrendame an dessen Hofhaltung ernannt war, zu heiraten (1684). Louvois war außer sich vor Schrecken, als er diesen Vorsatz vom König selbst erfuhr. „Ist's möglich," rief er, „der größte König

auf der Erde will sich so entehren, die Witwe Scarron zu heiraten?" Er warf sich ihm zu Füßen und beschwor ihn, von seinem Vorsatz abzustehen. Der König antwortete: „Sind Sie närrisch? Stehen Sie auf!" Am anderen Morgen glaubte der Minister an der verlegenen und finsteren Miene der Frau von Maintenon zu sehen, daß der König die Schwachheit gehabt habe, ihr das Vorgefallene zu erzählen. Alles, was er erlangen konnte, war, daß der König diese Verbindung nicht bekanntmachte. Die Trauung wurde ganz in der Stille von dem Erzbischof von Paris in der Schloßkapelle zu Versailles in Gegenwart des Paters La Chaise, des Gouverneurs von Versailles, eines Kammerherrn und des ersten Kammerdieners vollzogen. Die Sache blieb kein Geheimnis. Jedermann wußte, daß Frau von Maintenon die Gemahlin Ludwigs war, und in ihren Gemächern wurde sie auch als solche behandelt, in Gegenwart von Fremden nur als Hofdame, als Marquise von Maintenon vorgestellt. Der König brachte die Nachmittage meist bei ihr zu und blieb bis gegen Mitternacht bei ihr. Oft arbeitete er auch in ihrer Gegenwart mit seinen Ministern, während sie las oder sich mit weiblichen Arbeiten beschäftigte, und fragte sie, zu Louvois' Entsetzen, um ihre Meinung. Ihrem Ehrgeize war nichts kränkender, als daß sie die öffentliche Bekanntmachung der Ehe nicht erlangen konnte. Weit entfernt, sich glücklich zu fühlen, warnte sie junge Mädchen, sich ja nicht von dem Schimmer der Pracht täuschen zu lassen, und vertrauteren Freundinnen gestand sie es offen, daß es keine größere Pein gebe, als täglich einen Menschen unterhalten zu müssen, der für eine bessere Unterhaltung keinen Sinn habe.

Françoise d'Aubigné, Frau von Maintenon.
Nach einem Gemälde von P. Mignard, gestochen von E. Fiequet.

Gleich nach dem Tode des Königs verließ sie den Hof

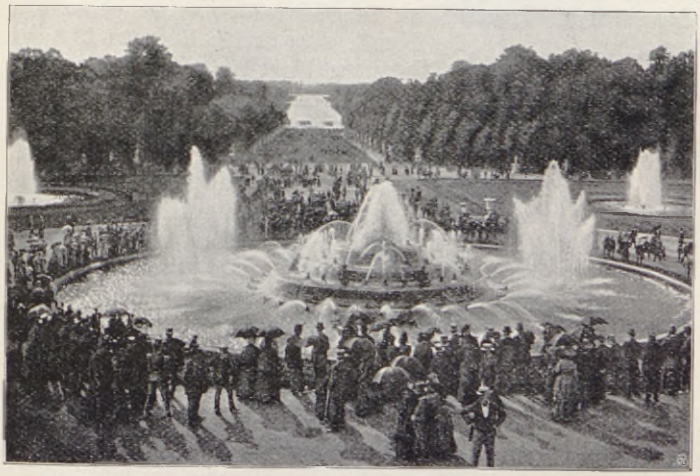
und zog sich nach St. Cyr zurück, wo sie eine Erziehungsanstalt für 300 Töchter armer Edelleute gestiftet hatte. Dort starb sie am 15. April 1719. Die von Leopold von Ranke und W. L. Holland herausgegebenen Briefe der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans geben eine treffliche Charakteristik des Lebens am Hofe Ludwigs XIV. und besonders des Verhältnisses, in welchem die Frau von Maintenon zu Ludwig und zu den königlichen Prinzen und Prinzessinnen stand, denen sie befehlen zu dürfen glaubte.

12. Französische Kultur unter Ludwig XIV.

Wie man auch Ludwig XIV. als Menschen beurteilen mag, so gaben doch die Früchte seiner Regierung Zeugnis davon, daß er als Herrscher keine gewöhnliche Erscheinung war. Da er mit einem glühenden Gefühl für den Ruhm geboren war, so konnten selbst seine Ausschweifungen ihn nie so sehr einschläfern, daß er auch nur einen Augenblick seine Würde und die Ehre seiner Nation vernachlässigt hätte. Und da sich in allen seinen Handlungen und Reden der einzige Zweck, sich als den größten Monarchen der Erde geehrt zu wissen, so bestimmt aussprach; da er jeden, der ihm dazu behilflich werden wollte, aufmunterte und großmütig belohnte, so konnte es nicht fehlen, daß dieser Geist der Ruhmsucht das ganze Volk ergriff, welches damals anfing, sich als die „große" Nation zu fühlen. Daher macht das Zeitalter Ludwigs XIV., als die Blütezeit der französischen Kultur, Epoche in der Geschichte dieses Volkes, wie das des Augustus in der römischen, und in der That hat die französische Nation zu keiner Zeit so viel hervorragende Männer gehabt als in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts.

In **Versailles**, wo Ludwig seit 1682 fast ständig residierte, hatte er sich einen Fürstensitz erbaut, der seinesgleichen nicht hatte. 36000 Menschen und 6000 Pferde sollen gleichzeitig nur mit den Erdarbeiten für Garten und Park beschäftigt gewesen sein. Die Gesamtbausumme hat man nach den Baurechnungen neuerdings auf 116 Millionen Livres = 500 Millionen Francs festgestellt, ungerechnet die Frondienste der Bauern. Das Schloß allein hatte Raum für 10000 Personen. Der Stil dieser Gebäude ist prächtig, großartig, aber streng monarchisch, alles in steife Formeln

eingezwängt. Das Schloß selbst mit seinen langen Linien, seinen zahllosen Fenstern, seinen weiten Höfen war „eine kolossale steinerne Verkörperung des Königtums". Der Garten von Versailles mit seinen langen, geradlinigen Gängen, deren Bäume mit der Schere zugeschnitten waren, mit seinen Grotten, Springbrunnen, Wasserkünsten, Marmorstandbildern schien den Zeitgenossen ein Wunderwerk zu sein. Wie das Schloß, eine Schöpfung des Schloßbaumeisters Hardouin-Mansard,



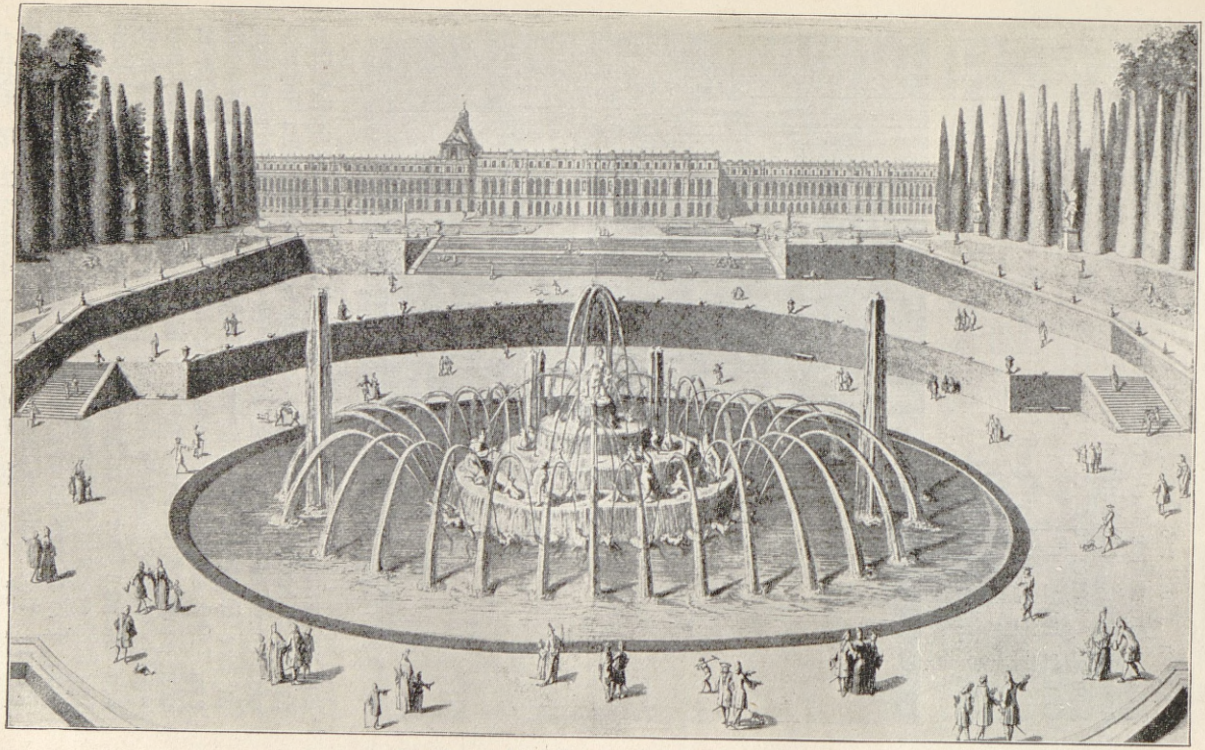
Die Wasserwerke von Versailles.

Vorbild aller fürstlichen Schlösser jener Zeit wurde, so wurde der Park, eine Schöpfung des Gartenkünstlers Le Notre, das Vorbild für alle fürstlichen Parkanlagen. Aller Glanz von Schloß und Park vereinigte sich zu einem Bilde von überwältigender Gesamtwirkung in dem weltberühmten Spiegelsaale (galerie des glaces), wo die Dekorationskunst des Zeitalters ihre höchste Wirkung erreichte. Die Deckengemälde, von Lebruns Meisterhand entworfen und heute noch in glühender Farbenharmonie prangend, verkündigen die Großthaten des Sonnenkönigs; ihm huldigen nicht nur die besiegten Nachbarländer, sondern auch alle Götter des Olymp. 17 große Bogenfenster gewähren den schönsten Ausblick auf den Park; ihnen gegenüber stehen ebensoviele mächtige Spiegel venetianischer Arbeit, die damals einen unermeßlichen Wert darstellten. Und gerade in diesem Prunksaale wurde am

18. Januar 1871 vor einer glänzenden Versammlung deutscher Fürsten und Staatsmänner die Wiederaufrichtung des deutschen Reiches verkündet; gerade hier erscholl das erste Hoch auf „Seine Majestät den deutschen Kaiser Wilhelm I."; gerade an diesen Raum, der eine einzige große Verherrlichung des Sonnenkönigs ist, knüpft sich die stolzeste Erinnerung der neuen deutschen Geschichte.

In steife, prunkvolle Formen war aber nicht nur die Kunst, sondern auch das **Leben an diesem Hofe** gezwängt. Die strengste Etikette, die der König selbst am genauesten beobachtete, regelte jede Stunde vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Das Hofzeremoniell bestimmte, welche Prinzen, Hofbeamte, Minister, Offiziere, Priester, Leibärzte, Kammerherren, Pagen, Diener zugegen sein mußten, wann der König geweckt wurde, wann er sich wusch, wann er den Schlafrock anzog u. s. w. Die größte Ehre war es, dem Könige das Hemd reichen zu dürfen; sie wurde jeweils dem höchststehenden Prinzen oder Beamten zu teil. 1200 Diener, 80 Pagen, 12 Leibärzte, 40 Kammerherren, alle in kostbare, goldgestickte Gewänder gekleidet und seit 1675 auch mit der majestätischen Lockenperücke geschmückt, bemühten sich um die Person des Monarchen; 1000 Pferde standen in den Marställen. Kein Wunder, wenn dieses Hofleben alljährlich die Summe von 220 Millionen Francs verschlang.

Schon Richelieu hatte glänzende Hoffeste gegeben, so wie er auch der erste gewesen war, der regelmäßige Schauspiele dabei eingeführt hatte. Mazarin hatte noch mehr Abwechslung in die Hoffeste gebracht durch die italienische Oper, die er einführte und zu der er zuerst die Sänger aus Italien kommen ließ. Aber das alles waren Kleinigkeiten gegen die unermeßliche Pracht, die Ludwig XIV. auf seine Feste verwandte. Man hat große Kupferstichwerke, in denen die verschiedenen Dekorationen, Sänger- und Tänzergruppen, Karussellpartien, Wasserkünste, Beleuchtungen und allegorischen Pantomimen, die bei einzelnen solcher Feste vorkamen, abgebildet und mit langen Beschreibungen versehen sind. In allen spielt der König die Hauptrolle, bald die eines Helden, bald die eines Gottes, und alles ist nur darauf berechnet, seine Größe, seine Weisheit, seine Unwiderstehlichkeit zu rühmen. Nie ist einem Könige unsinniger geschmeichelt worden als ihm, aber auch wenigen sinnreicher, denn selbst die ersten Dichter nahmen teil an der allgemeinen Vergötterung Ludwigs. Unter den

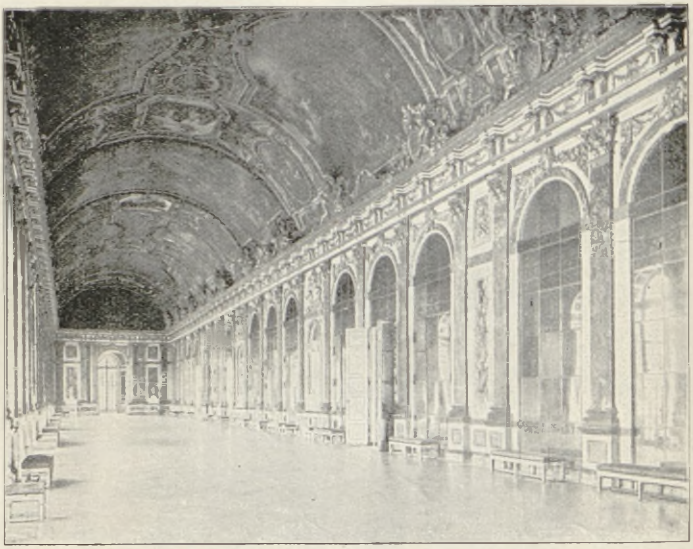


Ansicht von Versailles zur Zeit Ludwigs XIV.

Nach dem französischen Werke: Les plans etc. de la ville et château de Versailles.

Werken Molières findet sich eine ziemliche Anzahl für solche Feste verfertigter Gelegenheitsstücke, und Racine dichtete als achtzehnjähriger Jüngling eine Ode auf die Vermählung des Königs, durch die er den Grund zu seinem nachmaligen Glücke legte.

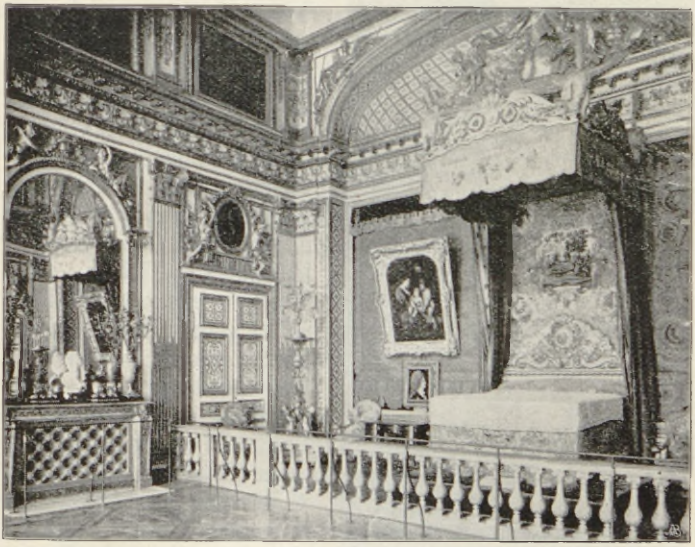
Einst hörte der noch sehr junge Ludwig gesprächsweise von dem Herzog von St. Aignan, der Kardinal Richelieu habe einigen auswärtigen Gelehrten, welche Lobreden auf



Die Spiegelgalerie des Schlosses zu Versailles.

ihn verfertigt hätten, Geschenke zugesandt. Dies gefiel ihm ungemein und er beschloß, es nachzuahmen, aber in umgekehrter Ordnung. Erst wollte er die Geschenke verteilen, in der sicheren Ueberzeugung, daß sich die Lobreden dann von selbst einstellen würden. Zu diesem Zwecke verlangte er von seinen Ministern eine Liste der größten Gelehrten, und Lionne mußte deshalb ins Ausland schreiben und sich nach den Namen der berühmtesten Männer erkundigen. Man brachte gegen 60 Namen zusammen, unter denen auch ein paar Professoren aus Altdorf und Helmstädt gewesen sein sollen. Alle diese Männer waren verwundert, mit höflichen Briefen von dem Minister Colbert überrascht zu werden,

worin sie ersucht wurden, zu erlauben, daß der König von Frankreich ihr Wohlthäter werden dürfe, da er nicht das Glück habe, ihr Oberherr zu sein. Viele dieser Geschenke waren so ansehnlich, daß die Empfänger sich Häuser davon erbauen konnten. Andere erhielten jährliche Pensionen. Dieser goldene Regen hatte die erwünschten Folgen. Die Gelehrten konnten nicht Worte genug finden, diesen außerordentlichen Kenner und Beschützer der Wissenschaft würdig zu loben, und



Schlafzimmer Ludwigs XIV. im Schlosse zu Versailles.

in zwölf verschiedenen Städten Italiens erschollen jährlich an seinem Geburtstage pomphafte Lobreden, die ihm, sobald sie gedruckt waren, sauber gebunden nach Versailles geschickt wurden.

Auch das **geistige Leben in Frankreich** hatte streng monarchischen Charakter. Die größten Persönlichkeiten der Blütezeit sonnten sich in dem Glanze, der von dem König ausstrahlte; auch die glänzendsten Schriftsteller waren seine Diener wie Colbert oder Louvois und verherrlichten wetteifernd den Ruhm des Einzigen.

Die prosaische Litteratur erhielt eine Bereicherung durch die zu jener Zeit immer zahlreicher erscheinenden

Zeitungen, die teils das politische, teils das kirchliche Gebiet behandelten, wozu der Streit der Jansenisten mit den Jesuiten reichen Stoff darbot. Die bedeutendste Streitschrift gegen die Jesuiten waren die vermöge ihres trefflichen Stils vielgelesenen Lettres provinciales des Jansenisten Pascal. Als Historiker, Philosoph und Kritiker war ausgezeichnet Peter Bayle (1647—1706), der zur Zeit der Hugenottenverfolgungen Frankreich verließ und in Holland Schutz suchte. Bossuet, Bischof von Meaux (1627—1704), war einer der ersten Kanzelredner und Hugenottenverfolger und übte am Hofe Ludwigs einen schlimmen Einfluß aus. Neben seinen geistlichen Reden und Streitschriften schrieb er auch, zunächst für den Dauphin, eine Weltgeschichte und veranstaltete Klassikerausgaben in usum Delphini. Mezeray und der calvinistische D'Aubigné schrieben eine Geschichte Frankreichs; Vertot und St. Real hatten es in ihren Geschichtswerken im Sinne des Romans auf Erregung von starken Eindrücken abgesehen. Unter der zahlreichen Memoirenlitteratur sind zu erwähnen die Denkwürdigkeiten des Ministers Sully, die jedoch persönlicher Verherrlichung dienen und zu diesem Zwecke selbst Fälschungen begehen, die des Kardinals von Retz und die berühmten, umfangreichen des Herzogs von St. Simon (1675—1755). Frau von Sévigné (1626—1696) entwickelte in einer Reihe von Briefen große Anmut und Feinheit in der Darstellung der Tagesbegebenheiten und der sozialen und litterarischen Bildung jener Zeit.

Peter Corneille.
Nach einem Gemälde von F. Stere, gestochen von L. Coffin.

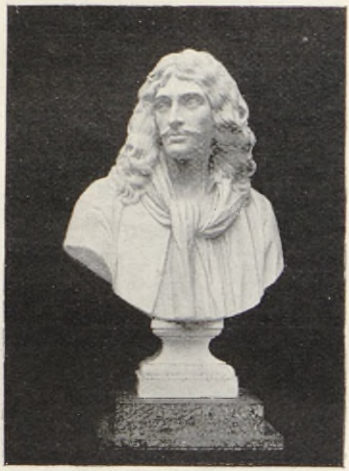
Bildeten die Prosaisten und Kanzelredner Geist und Sprache der Pariser aus, so gaben die zu gleicher Zeit blühenden **Dichter** der Phantasie einen bisher ungekannten Schwung. Als Schöpfer der französischen dramatischen Poesie ist Peter Corneille aus Rouen (1606—1684) anzusehen, dessen

Hauptwirksamkeit freilich in die Zeit vor Ludwig fällt. Unter seinen 33 Dramen sind am bekanntesten die „Horatier", „Cinna" und der „Cid", mit dem er zuerst die neuen Bahnen einschlug und den ersten glänzenden Erfolg errang. Indem er die dramatischen Lehren des Aristoteles zu verwirklichen suchte, lehnte er sich bewußt an das Vorbild des antiken Dramas an. Er entnahm also seine Stoffe mit Vorliebe dem klassischen Altertum; er hielt fest an der Einheit des Orts (kein Scenenwechsel innerhalb des Stücks!), der Zeit (längster Zeitraum 24 Stunden!), und der Handlung (keine Unterbrechung durch entbehrliche Nebenhandlungen und Einschaltungen!); er beschränkte die Zahl der Personen auf das Notwendigste und ließ sie in dem sechsfüßigen jambischen Alexandriner reden. So schuf er das idealisierende französische Renaissancedrama, das die innere Unwahrheit und Unwirklichkeit nur zum Teil vergessen macht durch die Straffheit des dramatischen Baus und die Schönheit der Form. Durch Gottsched wurde dieses klassische Drama der Franzosen auch für die deutsche Litteratur vorbildlich. Als Muster einer eleganten Darstellung galten die Dramen **Jean Racines** (1639—1699), der, während Corneille sich der Aufmerksamkeit des Hofes nicht sonderlich erfreute, die Gunst des Hofes und des Volkes in gleich hohem Grade genoß, so daß er als der eigentliche „Repräsentant der dramatischen Poesie in dem Zeitalter Ludwigs XIV." bezeichnet wird. Zu seinen berühmtesten Dramen gehören: „Britannicus", „Berenice", „Mithridates", „Iphigenia", „Phädra", „Esther" und „Athalie"; sie zeichnen sich vor denen Corneilles durch tiefere Behandlung der seelischen Vorgänge aus.

Jean Racine.
Nach einem alten Kupferstich.

Eine besondere Erwähnung neben den Tragikern verdient **Molière**, der Vater der neueren Komödie (1622—1673).

Er hieß eigentlich Johann Baptist Poquelin und war der Sohn eines königlichen Kammerdieners und Tapeziers, der ihn gleichfalls dieses Handwerk erlernen lassen wollte. Aber der alte Großvater mütterlicherseits, ein großer Liebhaber des Schauspiels, hatte ihn kaum einigemal mit sich in das Hotel de Bourgone genommen, wo damals theatralische Vorstellungen gegeben wurden, als sich in dem Kopfe des Knaben eine ganz neue Welt aufthat und der Aufenthalt in seines Vaters Hause ihm verleidet war. Der Vater, damit nicht zufrieden, schmollte mit dem Großvater darüber und fragte ihn, ob er etwa gar noch einen Komödianten aus dem Jungen machen wolle. „Warum nicht?“ antwortete der Alte. „Wollte Gott, es könnte ein Bellerose aus ihm werden.“ (So hieß der berühmteste Schauspieler jener Zeit.) Diese Worte machten einen tiefen Eindruck auf den anwesenden Knaben, der bald darauf seinem Vater freimütig erklärte, daß er zum Gewerbe eines Tapeziers gar keine Lust habe, und mit Thränen bat, ihn studieren zu lassen. Auf vieles Zureden des Großvaters wurde endlich diese Bitte erfüllt und der junge Poquelin in das Jesuitenkollegium von Clermont geschickt, wo er alte Sprachen, Philosophie und Rechtswissenschaften studierte und mit vielen begabten jungen Leuten Bekanntschaft machte. Nach vollendeten Studien, als er eben im Begriffe stand, Rechtsanwalt zu werden, begab sich der Hof nach Narbonne (1641), und Molière machte in Begleitung seines Vaters diese Reise mit. Zur Unterhaltung des Hofes sollten dort Schauspiele aufgeführt werden, und hierbei zeigte sich niemand geschäftiger als der junge Poquelin, in welchem die früh gefaßte Neigung jetzt mit doppelter Stärke erwachte. Er brachte Leben und Ordnung in diese Aufführungen und zeichnete sich in mehreren Lustspielen auf der Bühne durch



Molière.
Nach einer Büste im Landesgewerbemuseum zu Stuttgart.

Figur, Anstand und komisches Talent vor allen übrigen aus. Das Trauerspiel liebte er nicht; auch hatte seine Stimme zu heroischen Rollen nicht Klang und Würde genug, wiewohl sein ganzes übriges Wesen wiederum so ernst und edel war, daß man den ersten Komiker Frankreichs nicht in ihm gesucht hätte.

Nach Paris zurückgekehrt, trat er 1643 einer Bühnengesellschaft bei, die sich eben damals bildete, und zog von 1646 ab mit dieser 12 Jahre lang von Stadt zu Stadt. Weil es damals an französischen Lustspielen noch sehr fehlte, machte er italienische und spanische Stücke für seine Bühne zurecht, verfaßte aber auch eigene Stücke. So reifte sich sein Talent immer mehr aus, und von 1663 ab war er auf der Höhe seines dichterischen Schaffens, die durch die Lustspiele „Der Tartuffe", „Der Misanthrop", „Der Geizige" bezeichnet wird. Durch diese und andere Stücke wurde der Schauspieler Poquelin der Schöpfer der Sitten- und Charakterkomödie, der größte aller französischen Lustspieldichter. Weil aber der Beruf des Schauspielers damals nicht für ehrenvoll galt, vertauschte er mit Rücksicht auf seine Familie nach der Gewohnheit fast aller damaligen Schauspieler seinen Familiennamen mit dem erdichteten Namen Molière, der heute der Weltlitteratur angehört. 1658 wurde dieser „Molière" auch der Ehre gewürdigt, vor dem Könige selbst im Louvre spielen zu dürfen. Im August 1665 nahm ihn der König sogar in seine Dienste und gab ihm 1000 Livres jährlichen Gehalt. Seine Stücke brachten ihm aber so viel ein, daß er im ganzen seine jährliche Einnahme wohl zu 30000 Livres anschlagen konnte. Es gereicht ihm indessen zum Ruhme, daß er weder auf die äußeren Güter einen hohen Wert legte, noch sie auf eine unwürdige Art verpraßte,

La Fontaine.
Nach einem alten Kupferstich.

und es stimmt sehr schön zusammen, daß der trefflichste Maler der verderbten Sitten seiner Zeit in seinem eigenen Leben das Bild des nüchternsten, rechtlichsten und ordnungsliebendsten Mannes darstellte.

Nach Molière verdienen noch zwei Dichter genannt zu werden, die sich in der witzigen, leichten und naiven Gattung ausgezeichnet haben, Boileau (1636—1711) und La Fontaine (1621 bis 1695). Der erste ist als Satiren-, der zweite als Fabeldichter berühmt. Der epischen Dichtung gehört der damals in Frankreich aufkommende Roman an, der als historischer Roman teils das Altertum, teils die Zeitgeschichte behandelte. Der schon genannte Scarron zeichnete sich im komischen Romane, Lesage durch seine Bearbeitung der spanischen Romane, besonders der „Geschichte des Gil Blas von Santillana" aus, während Fénélon, Erzbischof von Cambrai und Erzieher der königlichen Enkel (1651—1715), in seinem Buch „Die Abenteuer Telemachs" einen politisch-moralischen Roman schrieb, in welchem er dem künftigen Thronerben das Ideal eines pflichttreuen Regenten vor Augen stellte. Da dieses Ideal einen scharfen Gegensatz zur Regierung des Königs bildete, so verbot Ludwig den bereits begonnenen Druck des Buches und entzog dem Erzbischof seine Gnade. Erst nach dessen Tod wurde das Buch vollständig gedruckt und fand eine Verbreitung wie kaum ein anderes.

Fénélon.
Nach einem alten Kupferstich.

Auch die übrigen Künste hatten in Frankreich unter Ludwig XIV. ihr goldenes Zeitalter. Nikolaus Poussin (1594—1665), der meist in Rom lebte, hat der klassizistischen Richtung auf dem Gebiete der Malerei zum Siege verholfen und gilt bis heute für einen der bedeutendsten französischen Maler. Neben ihm waren am meisten gefeiert Claude

Lorrain (1600—1682), der Vollender der „heroischen Landschaft", Charles Lebrun (1619—1690), der eigentliche Hofmaler Ludwigs und Hauptvertreter der akademischen Malerei; er verdankt seine Bedeutung weniger seinen Tafelbildern, die uns heute ziemlich kalt lassen, als vielmehr seinen prachtvollen Dekorationsbildern in der Spiegelgalerie und den Zeichnungen für die von ihm geleitete Gobelinfabrik.

Das Kunstgewerbe, das durch die vielen Schloßbauten in Versailles, Marly, Trianon mächtig angeregt wurde, trug dasselbe monarchische Gepräge wie das gesamte Kunstleben. Auch die Medailleure und Steinschneider, die Dekorateure und Baumaler wetteiferten, den Ruhm ihres Königs mit ihrem eigenen zu verewigen.

Keine Kunst war zu jenen Zeiten mehr in ihrer Kindheit als die Musik. Von Konzerten wußte man in ganz Frankreich noch nichts, außer am Hofe, wo 24 Violinen die ganze königliche Kapelle ausmachten. Ein damals sehr beliebter Komponist Namens Lully übernahm, in Gemeinschaft mit dem damals bedeutendsten Operndichter Quinault, die Académie royale de musique, das erste französische Opernhaus, in dem die französische Oper ihre Ausbildung fand.

II. Englische Geschichte

1. Jakob I.

(1603—1625.)

Jakob, Sohn der Königin Maria Stuart von Schottland und des Henry Darnley, geboren zu Edinburg am 19. Juni 1566, wurde nach der Abdankung seiner Mutter als Jakob VI. zum König von Schottland gekrönt (24. Juli 1567). Nachdem zuerst sein Oheim, Graf Murray, dann Graf Lennox die Regentschaft geführt hatten, übernahm er 1576 im Alter von 10 Jahren selbst die Regierung, war aber beständig der Spielball der Parteien. Sein Plan, seine gefangene Mutter mit Hilfe Frankreichs zu befreien, scheiterte an dem Wider-

stand der protestantischen Lords, worauf er mit der Königin Elisabeth von England unterhandelte und sogar nach der Hinrichtung seiner Mutter den Verkehr mit Elisabeth nicht abbrach, sondern durch die Aussicht auf die Thronfolge in England und durch ein Jahrgeld von 5000 Pf. St. sich bestimmen ließ, mit Elisabeth ein Bündnis gegen Spanien einzugehen (Vertrag von Berwick 1586). Nach Elisabeths Tode 1603 wurde er als der nächste männliche Erbe des Königs Heinrich VII. auf den Thron von England berufen, den er als Jakob I. bestieg. So trat an die Stelle der Tudors das Haus der Stuart. Weil er über England und Schottland zugleich regierte, nahm er 1604 als erster den Titel „König von Großbritannien" an (das heißt der ganzen Insel). Da er mehr theologische Gelehrsamkeit als Klugheit und Staatskunst besaß, so war er seiner großen Aufgabe nicht gewachsen, zumal in einer Zeit, wo die religiösen Gegensätze noch in ihrer ganzen Schärfe bestanden. Er hatte eine übermäßige Vorstellung von seiner königlichen Würde und mußte dadurch teils mit den kirchlichen Parteien, teils mit dem Parlament in Konflikt kommen.

Jakob I.
Nach einem alten Kupferstich.

Jakob war Sohn einer katholischen Mutter, aber protestantisch erzogen und mit einer Protestantin vermählt (einer dänischen Prinzessin). Trotzdem waren dem despotischen Manne die schottischen Presbyterianer und Puritaner tief verhaßt; denn nach ihren demokratischen Grundsätzen hatte ja der König nichts voraus vor dem niedrigsten Gemeindegliede. Weniger gefährlich erschien ihm der Katholizismus, an dem er eigentlich nur das auszusetzen hatte, „daß er den Papst an den Platz stellte, der allein dem Könige gebührte". Die Katholiken glaubten also im Hinblicke auf seine katholische Mutter und auf die Versprechungen, die er vor seiner Thron-

besteigung gemacht hatte, unbeschränkte Duldung hoffen zu dürfen. Darin täuschten sie sich. Er gewährte einige Erleichterungen, aber an den Gesetzen selbst änderte er nichts;

To the right honorable
the Lord Montegle

my lord wt of the conc i brawe ... To some of your frends
i have a care of your preservacion therfor I wowld
advise you as you tender your life to depart some
especiall to ship of your assurance at this parliament
for god and mans cause conveyed to prisoners wch cause
of his mynd I thinke not slightly of his advertisement
but rather wowld self into your contry where you
may especially in ... for how wch shall be no
appearance of any stirr i saye they shall receive exemplare
blowe this parliament and yet they shall not escape who
hurts them this connsels not to be confirmed because
it must do you good and can do you no harme for the
daungre is passed as soon as you shade hurt the lieger
and i hope god inclyne your hartes to wch good
use of it. To whose holy protection i commend you

Faksimile des Briefes an Lord Mounteagle. (Nach Knight, History of England.)

ja er erhob von ihnen die unter der Königin Elisabeth festgesetzten Strafgelder und ließ katholische Priester, die den Supremateid verweigerten, ins Gefängnis werfen. Infolgedessen beschlossen einige Katholiken, im Einvernehmen mit

Jesuiten (1605) durch einen Gewaltakt eine Aenderung des Regierungssystems herbeizuführen. Daraus entstand die sogenannte **Pulververschwörung**, deren Zweck war, bei Eröffnung des Parlaments den König, die Minister und sämtliche Mitglieder des Ober- und Unterhauses auf einmal in die Luft zu sprengen und dann die katholische Religion zur herrschenden zu machen.

Der zur Ausführung des Planes bestimmte Tag war der 5. November. Zehn Tage vorher empfing Lord Mounteagle, ein katholisches Parlamentsmitglied, einen Brief von unbekannter Hand, ungefähr folgenden Inhalts: „Mylord, aus Liebe für Sie bin ich für Ihre Erhaltung besorgt. Ich rate Ihnen, wenn Sie Ihr Leben lieben, erscheinen Sie nicht bei diesem Parlament! Gott und Menschen haben sich vereinigt, die Bosheit dieser Zeit zu strafen. Verachten Sie diese Warnung nicht; ich sage Ihnen, dieses Parlament wird einen schrecklichen Streich empfangen und doch nicht sehen, woher er kommt. Die Gefahr wird so geschwind vorüber sein, als Sie diesen Brief verbrennen."

Der Lord übergab den Brief, den ihm sein Schwager, Franz Tresham, anonym geschrieben hatte, dem Staatssekretär, und dieser legte ihn dem Könige vor. Jakob schloß aus den letzten Worten desselben auf eine Pulvermine und ließ in der Morgenfrühe vor der Eröffnung die Keller des Parlamentshauses untersuchen, in welchen man 36 Tonnen Pulver fand. Zugleich wurde ein ehemaliger Offizier, Namens Fawkes, mit Lunte und Feuerzeug dabei ergriffen, der aus Religionsschwärmerei sein eigenes Leben für die Vernichtung der Ketzer hatte preisgeben wollen. Dieser gestand sein Vorhaben ein, ließ sich aber auch nicht durch die schrecklichsten Folterqualen zur Nennung der Mitverschworenen bewegen. Diese waren bereits nach Wales entflohen, um dort einen Aufstand zu erregen, wurden aber verfolgt und kamen teils im Kampf mit der bewaffneten Macht, teils als Gefangene mit Fawkes auf dem Schafott um.

Die nächste Folge dieser Verschwörung war, daß die Strafgesetze gegen die Katholiken verschärft wurden und ihnen ein neuer „Eid der Treue" auferlegt wurde, in dem sie versprechen mußten, „durch keine Gebote oder Exkommunikationen des päpstlichen Stuhles zur Untreue gegen den König sich verführen zu lassen". Wer diesen Eid nicht leistete, verlor seine Güter und wurde lebenslänglich ins Gefängnis

gesperrt; einige katholische Priester wurden sogar wegen ihrer Weigerung hingerichtet.

War das Parlament in dieser Sache einig mit dem König, so war es in der **auswärtigen Politik** durchaus nicht mit ihm einverstanden. Es verlangte, daß der König seinen Schwiegersohn, Friedrich V., Pfalzgrafen und König von Böhmen, und damit zugleich die Sache des Protestantismus in Deutschland unterstützen solle. Statt dessen überließ er diesen seinem Schicksal und unterhandelte mehrere Jahre lang mit Spanien über die Vermählung seines Sohnes Karl mit einer spanischen Prinzessin. Der Plan scheiterte an einem Streit zwischen dem englischen Minister Herzog von Buckingham, der selbst mit dem Prinzen nach Madrid gereist war, und dem spanischen Minister, Grafen Olivarez, worauf Karl sich mit der französischen Prinzessin Henriette, Schwester Ludwigs XIII., verlobte (1624). Ihr und ihrer katholischen Umgebung wurde freie Religionsübung zugesagt und der französischen Regierung versprochen, daß die englischen Katholiken nicht mehr mit Geldstrafen belegt und in ihrer Hausandacht nicht mehr gehindert werden sollten. Dem Pfalzgrafen wurde Unterstützung gewährt.

Henriette, Königin von England.
Nach einem Gemälde von A. van Dyck im Windsor Castle zu London.
(Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie., Dornach i. Els., Paris und New York.)

Die beständigen Geldverlegenheiten des Königs, der gewohnt war, an seine Günstlinge und für andere Zwecke viel Geld zu verschleudern, verursachten zuletzt einen ernsten Streit zwischen ihm und dem Parlament. Als der König, ohne das Parlament zu fragen, das sogenannte „Pfund- und Tonnengeld", das heißt Hafenzölle auf die ein- und auszuführenden Waren, erhöhte, erklärte dies das Parlament für eine Beeinträchtigung seiner Rechte. Der

König löste das Parlament auf und ließ einige Redner verhaften, was einen neuen Sturm veranlaßte. Schließlich regierte der König 7 Jahre lang (1614—1621) überhaupt ohne Parlament als unumschränkter Herrscher. Als er dann 1621 unter dem Eindruck der böhmischen Reaktion ein neues Parlament einberief, verlangte dieses eine kräftige Unterstützung der Protestanten in Deutschland, sprach sein Mißfallen über die geplante Vermählung des Thronfolgers mit einer spanischen Prinzessin aus und fand es tadelnswert, daß Parlamentsmitglieder wegen ihrer Reden verhaftet wurden. Der König sah hierin eine Verletzung seiner Prärogative und erließ ein Schreiben an das Unterhaus, worin er diesem einen Verweis gab wegen seiner Einmischung in Dinge, die weit über dessen Begriffsvermögen und Befugnisse hinausgingen, und ihre vermeintlichen Rechte für Privilegien erklärte, die sie nur seiner und seiner Vorfahren Gnade zu verdanken hätten. Darauf erwiderten die Mitglieder des Unterhauses in einem am 18. Dezember 1621 zu Protokoll gegebenen Protest, die Freiheiten des Parlaments, Steuerbewilligung, Gesetzgebung, Redefreiheit seien das unzweifelhafte Geburtsrecht und Erbteil der Unterthanen von England, und sie hätten auch das Recht, in schwierigen und dringenden Geschäften, welche die Wohlfahrt des Reiches betreffen, einen Rat zu geben und Beschwerden zu erheben. Sobald Jakob von diesem Proteste hörte, kam er nach London, ließ sich das Protokollbuch bringen, riß mit eigener Hand das verhaßte Blatt heraus, löste das Parlament auf und schickte mehrere Parlamentsmitglieder ins Gefängnis. Mitten unter diesen Kämpfen für und gegen die Volksrechte starb Jakob am 27. März 1625, zu einer Zeit, da die Erbitterung über die innere und äußere Politik des Königs einen bedenklichen Grad erreicht hatte. Ein Herrscher von ungewöhnlicher Kraft und Klugheit war nötig, um einen Zusammenprall zwischen Volk und Krone zu verhüten.

2. Karl I.

(1625—1649.)

Karl I. (geboren 19. November 1600) war im Gegensatz zu seinem körperlich häßlichen und geistig beschränkten Vater ein Mann von stattlicher Erscheinung und ritterlichem Wesen, sittlich rein, gewandt in Wort und Schrift, auch ein

Freund von Kunst und Wissenschaft. Aber neben diesen guten Eigenschaften besaß er den Stolz und Starrsinn aller Stuarts, und daran ist er zu Grunde gegangen.

Der **Kampf gegen das Parlament**, den er von seinem Vater als Erbe überkommen hatte, nahm unter ihm sofort gefährliche Formen an. Während nämlich der gebildete Mittelstand im Gefühl seiner wachsenden Bedeutung und in Anknüpfung an die Ueberlieferungen der englischen Geschichte thätigen Anteil an der Regierung begehrte, strebte Karl nach politischem und religiösem Absolutismus. Er verfolgte die Presbyterianer und Puritaner, behandelte die Katholiken möglichst mild und begünstigte die bischöfliche Kirche nach dem Stuartschen Grundsatz: „Kein Bischof, kein König!" Daß er den Günstling seines Vaters, den Herzog von Buckingham, den das ganze Volk haßte, weil er bei sehr geringer Geschicklichkeit die höchsten Würden an sich gerissen hatte und die vornehmsten Männer mit einem unerträglichen Hochmut behandelte, unter seine Ratgeber aufnahm, machte von Anfang an die Stellung des Königs schwieriger. Was aber alles Vertrauen und alle Liebe der Engländer zu ihrem neuen Herrscher abschnitt, war seine Vermählung mit der katholischen Henriette Maria, Heinrichs IV. von Frankreich Tochter (1625). Mit ihr glaubten die protestantischen Engländer die Zeiten der katholischen Maria zurückkehren zu sehen, und weil Buckingham in Paris

König Karl I. von England.
Nach einem Gemälde von A. van Dyck.

diese Ehe geschlossen hatte, so schob man ihm auch alle Verantwortung hierfür zu.

Der König hatte von seinem Vater auch einen Krieg mit Spanien geerbt, und seine Schwester, die Gemahlin des vertriebenen Pfalzgrafen in Deutschland, verlangte seine Hilfe. Er mußte sich daher vom Parlament Gelder und Steuern bewilligen lassen. Aber letzteres, das diese Gelegenheit zur Aufrechthaltung und Erweiterung seiner Rechte ergreifen wollte, genehmigte das Pfund- und Tonnengeld, die Hafenzölle für ein- und ausgehende Waren nicht, wie gewöhnlich, für die ganze Regierungszeit des Königs, sondern nur für ein Jahr und die Subsidiengelder in sehr beschränktem Maße, worauf es vom König aufgelöst wurde. Das Unternehmen gegen Cadiz (1625) scheiterte an der kläglichen Leitung der Flotte durch den unfähigen Buckingham.

Das neugewählte **(zweite) Parlament** von 1626 verlangte, daß die von ihm bewilligten Gelder nach seinen Beschlüssen verwendet und daß ihm hierüber Rechenschaft abgelegt werden solle, und erhob gegen Buckingham die Anklage wegen Hochverrat. Darauf ließ der König den Wortführer der Kläger, John Eliot, in den Tower werfen und das Parlament zum zweitenmal auflösen (15. Juni 1626). Buckingham, der vielgehaßte, blieb Günstling und Berater des Königs; das Pfund- und Tonnengeld wurde ohne parlamentarische Bewilligung erhoben und den Predigern befohlen, sie sollten ihren Zuhörern die Lehre von der unumschränkten Gewalt der Könige von den Kanzeln herab einschärfen. Um eine Zwangsanleihe einzutreiben, legte man denen, die ihren Beitrag verweigerten, Soldaten ins Haus; viele wurden ins Gefängnis geworfen. Der mit Frankreich begonnene Krieg, welcher die Unterstützung von Rochelle zum Zwecke hatte, entsprach zwar mehr dem Wunsche des Volkes, und Buckingham, der sich so an Richelieu rächen wollte, hoffte die Nation dadurch für sich gewinnen zu können. Allein das Unternehmen mißglückte. Eine Flotte von 100 Schiffen sollte 7000 Mann auf der Insel Rhe aussetzen, wurde zurückgeschlagen und mußte unverrichteter Sache wieder nach London zurückkehren (1627).

Um neue Steuern erheben zu können, mußte ein neues **(das dritte) Parlament** berufen werden (1628). Dieses war entschlossen, die Rechte des Volkes aufs äußerste zu verteidigen. Das Unterhaus faßte seine Forderungen und Beschwerden in der „Bitte um Recht" (petition of right) zusammen, wo-

nach niemand ohne Angabe des Grundes verhaftet, niemand zu einer Steuer oder einer anderen Leistung, die nicht vom Parlament genehmigt worden war, gezwungen werden sollte. Da der König zögerte, die Bill zu bestätigen, so beabsichtigte das Unterhaus, den Herzog von Buckingham wegen Verfassungsverletzung in Anklagestand zu versetzen. Um die Gefahr von dem Herzog abzuwenden, entschloß sich Karl zur Nachgiebigkeit, begab sich ins Oberhaus und erklärte die Petition für ein Reichsgesetz, indem er die in solchen Fällen üblichen Worte aussprach: „Es geschehe Recht, wie gewünscht wird!“ (7. Juni 1628).

Herzog von Buckingham.
Nach einem Gemälde von Johann Mierevelt.

So groß auch die Freude des Volkes hierüber war, so war doch damit ein dauernder Friede nicht hergestellt. Das Unterhaus richtete an den König eine Bitte um Absetzung Buckinghams und beschwerte sich über gesetzwidrige Erhebung der Zölle. Aber der König erwiderte, das Pfund- und Tonnengeld gehöre der Krone, und vertagte das Parlament (20. Juni 1628).

Die Subsidien, die das Parlament nach Bestätigung der „Bitte um Recht“ genehmigt hatte, verwandte Buckingham auf die Ausrüstung einer neuen Flotte, mit der er den noch immer vor Rochelle liegenden Kardinal Richelieu abermals angreifen wollte. Er begab sich zu diesem Zwecke nach Portsmouth, um die Abfahrt der Flotte selbst zu betreiben. Mitten in einer glänzenden Gesellschaft durchbohrte ihn ein Offizier, Namens Felton, mit einem Messer, so daß der Herzog unmittelbar darauf starb (23. August 1628). Der Mörder hätte in dem Tumult entkommen können; aber er blieb ruhig stehen und rief: „Ich bin der Mann, der es gethan hat!“ und ließ sich willig ins Gefängnis und von da zum Tode führen. Die Ursache des Attentats war die Ueberzeugung des Mörders, daß der Minister ein Feind der Freiheit und der Religion

des englischen Volkes sei, und daß es Pflicht sei, für die Rettung des Vaterlandes sein Leben zu opfern. Buckinghams Unternehmung nach Rochelle wurde darauf von Lord Lindesey, gleichfalls ohne Ruhm, ausgeführt, was den Unwillen der Nation noch steigerte.

Im Anfang des folgenden Jahres (1629) berief Karl, durch Geldnot gezwungen, das vertagte Parlament wieder nach London. Das Unterhaus, das über den Ausgang des französischen Krieges, über die Begünstigung der Katholiken und über die eigenmächtige Erhebung der Steuern erbittert war, erklärte am 2. März 1629 jeden für einen Landesverräter, der es versuche, eine mit dem Protestantismus nicht übereinstimmende Lehre einzuführen, und die Erhebung von Steuern und Zöllen ohne Bewilligung des Parlaments vollziehe oder anrate, ja auch nur solche bezahle. Auf dies hin wurde auch das dritte Parlament aufgelöst (10. März 1629) und sieben Mitglieder ins Gefängnis gebracht und zu schweren Geldstrafen verurteilt.

Thomas Wentworth, der erste Graf von Strafford.
Nach einem Gemälde von A. van Dyck.

Damit war der Bruch zwischen Königtum und Unterhaus vollzogen. Elf Jahre lang (1629 bis 1640) regierte **Karl als absoluter Herrscher** ohne Parlament. Die erste Wirkung dieses Bruches war die, daß England sich von der festländischen Politik zurückziehen mußte, um ganz den inneren Kämpfen zu leben. 1629 schloß man also Frieden mit Spanien, 1630 mit Frankreich; in jenem gab man den Schwager des Königs, Friedrich V. von der Pfalz, seinem Schicksal preis, in diesem die Hugenotten.

An des ermordeten Ministers Stelle trat (1630) Thomas Wentworth, ein kluger und entschlossener Mann, der früher der Opposition des Unterhauses angehört hatte und schon von Buckingham für die Sache des Königs gewonnen

und in den königlichen Rat aufgenommen worden war. Vom König zum Lordstatthalter von Irland und zum Grafen von Strafford ernannt, war er bestrebt, dem Königtum volle Unumschränktheit zu verschaffen, aber diese zum Besten des Volkes anzuwenden. In kirchlichen Dingen war der Bischof Laud von London, ein heftiger Gegner der Presbyterianer und Puritaner und eifriger Verfechter der Episkopalkirche, der Ratgeber des Königs. Seiner Meinung nach war der damalige Gottesdienst zu sehr des Sinnlichen entkleidet; er entwarf daher eine neue Ordnung des Gottesdienstes, vermöge deren eine Menge längst abgeschaffter Gebräuche wieder eingeführt und durch neue, prachtvolle vermehrt werden sollte. Dem Könige gefiel dies ungemein, weil dadurch der herrschende Kultus dem katholischen wieder genähert wurde, was ihm besonders um seiner Gemahlin willen lieb war. Aber eben aus diesem Grunde loderten alle presbyterianischen Gemüter in hellen Flammen auf, sobald die Neuerung kund wurde. Alle Kirchenvorsteher wurden vereidigt, jeden Prediger anzuzeigen, der die neuen Zeremonien nicht mitmachen würde. Die Puritaner wurden strenge verfolgt, und ein Advokat Prynne, der in einer Schrift die Neuerungen des Bischofs scharf getadelt hatte, wurde von der Sternkammer, einem vom König abhängigen außerordentlichen Gerichtshofe, verurteilt, 5000 Pfund Strafe zu bezahlen, öffentlich am Schandpfahl zu stehen, beide Ohren zu verlieren und zeitlebens im Gefängnis zu schmachten.

Das dritte Werkzeug der Tyrannis war der Finanzminister **Weston**, dem die saure Aufgabe zufiel, die Geldmittel für den königlichen Absolutismus zu schaffen. Weston zeigte dabei viel Geschick und eine große Erfindungsgabe. Um Einkünfte zu erhalten, erteilte er reichen Kaufleuten gegen starke Abgaben Monopole für verschiedene Dinge, wie Leder, Salz u. s. w., worunter das Volk schwer litt. Alle Geldstrafen wurden übermäßig erhöht. Ein gewisser Morley mußte 10000 Pfund bezahlen, weil er einen von des Königs Leuten in dem Schlosse Whitehall geschlagen hatte. Ein anderer, Namens Allison, wurde zu einer Strafe von 1000 Pfund verdammt, außerdem noch durchgepeitscht, mußte in drei verschiedenen Städten am Schandpfahl stehen und zeitlebens im Gefängnis sitzen, bloß weil er ein verleumderisches Gerücht über den Erzbischof von York ausgebreitet hatte. Der Bischof von Lincoln, Williams, war wegen seiner Widersetzlichkeit gegen die neue Liturgie

von der Sternkammer um 10 000 Pfund gestraft worden. Die Beamten, die seine Habe in Beschlag nahmen, fanden einen Brief von einem Schulmeister, in dem über die kirchlichen Neuerungen gespottet und Laud (seit 1633 Erzbischof) ein „kleiner großer Mann" genannt wurde. Dafür wurde der Bischof als einer, der ehrenrührige Briefe über einen hohen Beamten empfangen und es nicht angezeigt habe, zu einer neuen Geldstrafe von 8000 Pfund verurteilt, und der Schulmeister sollte 5000 Pfund bezahlen und beide Ohren verlieren, die an einen vor seiner Schule errichteten Schandpfahl genagelt werden sollten. Zum Glück entkam der letztere. Viele wackere Männer, selbst viele Edelleute, wanderten damals nach Nordamerika aus, um dem politischen und kirchlichen Drucke zu entgehen.

Der König mußte nun darauf bedacht sein, sich eine Einnahmequelle zu sichern, die ihn von den Steuerbewilligungen des Parlaments dauernd unabhängig machte. Auch hierzu fand sich ein Mittel. Zur Zeit der Däneneinfälle im 10. Jahrhundert war es üblich gewesen, daß den Küstenbewohnern die Stellung von Schiffen zur Abwehr der Gefahr auferlegt wurde, und zur Zeit der Armada hatte man diese Einrichtung wieder aufgefrischt, freilich ohne Genehmigung des Parlaments. Mit Berufung hierauf ließ sich Karl 1635 durch ein parteiisches Gericht das Recht zusprechen, von allen Engländern das „Schiffsgeld" als Ersatz der früheren Schiffe erheben zu dürfen, da England in Gefahr sei. Selbstverständlich stieß die Eintreibung des Schiffsgeldes auf Widerstand. Ein wohlhabender Gutsbesitzer, John Hampden, ein Parlamentsglied und ein ruhiger, entschlossener Charakter, weigerte sich die 20 Schillinge zu bezahlen und verlangte eine gerichtliche Entscheidung. Er verlor zwar den Prozeß, den er deshalb anstrengte, aber er bewirkte auch, daß das ganze Volk für ihn Partei nahm und daß das Schiffsgeld immer häufiger verweigert wurde.

Alle diese Aeußerungen der königlichen Allgewalt vermochten das besonnene englische Volk nicht zu Aufständen fortzureißen. Diese begannen erst, als Karl seine politisch-kirchlichen Grundsätze auch auf sein zweites Königreich, **Schottland**, auszudehnen suchte. Die englische Staatskirche hatte durch Laud eine halbkatholische Ordnung des Gottesdienstes und der Kirchenverfassung erhalten, die dazu bestimmt war, den demokratischen Geist der presbyterianischen Kirche zu ver-

nichten und eine Hierarchie zu begründen, die vom Königtum abhängig wäre. Nach dem Muster dieser anglikanischen Kirche gedachte nun Karl allmählich auch die schottische Kirche umzugestalten, und im Jahre 1636 befahl er zunächst die Einführung der englischen Liturgie. Am 23. Juli 1637 sollte in der Kathedrale zu Edinburg zum erstenmal der Gottesdienst nach der neuen Ordnung abgehalten werden. Der Dechant erschien im weißen Chorhemd und schlug das Buch auf. Aber ehe er noch den Mund aufthat, schrie die versammelte Menge, besonders die Weiber: „Ein Papst! ein Papst! ein Antichrist! steinigt ihn!“ und der Lärm wurde so arg, daß der Dechant sich schnell zurückziehen mußte. Darauf trat der Bischof an seine Stelle, um die Gemüter zu besänftigen; allein mit Schemeln und Fußbänken warf man nach ihm, und als er nachher mit den Londoner Abgesandten nach Hause gehen wollte, mußte er sich mit Lebensgefahr durch den wütenden Haufen drängen. Noch einige Tage nachher waren alle diejenigen, die Anteil an der verhaßten Neuerung hatten, selbst in ihren Häusern den Mißhandlungen des Pöbels ausgesetzt. Ein zweiter Versuch, der am 18. Oktober gemacht wurde, lief nicht besser ab. Ueberall wurden Bittschriften gegen die Einführung der Liturgie unterzeichnet und nach London gesandt. Da der König auf die schottischen Bittschriften nicht einging, so bildeten sich vier Ausschüsse (Tafeln), bestehend aus dem höchsten Adel, aus den geringeren Gutsbesitzern, aus der Geistlichkeit und aus dem Bürgerstande. Diese versammelten sich in Edinburg und erneuerten den alten **Covenant** (Bund, 28. Februar 1638), in dem sie gelobten, ihrer väterlichen Religion treu zu bleiben und sich jeder Neuerung einmütig zu widersetzen. Jedermann wurde eingeladen, diese Schrift zu unterzeichnen, und kaum war der Aufruf dazu ergangen,

William Laud, Erzbischof von Canterbury.

als Tausende Tag für Tag hinzuströmten, um ihre Vaterlandsliebe und ihren Glaubenseifer zu bewähren.

Um den Streitfall friedlich beizulegen, schickte der König einen vornehmen schottischen Edelmann, James Hamilton, nach Edinburg und ließ durch diesen die Einberufung eines Parlaments versprechen, aber auch Aufhebung des Covenants verlangen. Das letztere verweigerten die Schotten, eröffneten am 21. November 1638 die Generalsynode in Glasgow, hoben durch ihre Beschlüsse die ganze bischöfliche Verfassung, die hohe Kommission und die neue Liturgie auf und erklärten die Generalsynode für eine in allen kirchlichen Dingen unbeschränkte Behörde. Die Frage, ob sie dazu befugt seien, beantworteten die presbyterianischen Geistlichen durch die Gegenfrage: Welche Macht ist ehrwürdiger, die geistliche oder weltliche? Wer ist größer: Christus oder der König? Auch an einem angesehenen Haupte fehlte es den Schotten nicht. Der Graf von Argyle war im ganzen Lande ebenso beliebt, als der König verhaßt war, und seine Einsicht und Willenskraft machten ihn zu einem trefflichen Volksführer. Er sah weit richtiger als der König, worauf es in diesem Streite hauptsächlich ankommen werde. Ein Heer von tüchtigen Schotten wurde aufgeboten, die Schlösser und Burgen an der Grenze wurden mit Vorräten versehen und stärker befestigt, und so groß war die allgemeine Begeisterung, daß selbst Weiber und Kinder Holz und Steine herbeitrugen. Viele Offiziere, die in Deutschland unter Mansfeld, Wallenstein und Gustav Adolf ihre Schule gemacht hatten, übernahmen die Einübung der neugeworbenen Truppen. Der tüchtigste und erfahrenste von ihnen war Lesley, der im schwedischen Heere in Deutschland mitgefochten hatte und nun an die Spitze seiner Landsleute trat. Die allgemeine Begeisterung wurde noch erhöht durch die Reden der Frau Michelson und anderer, die sich göttlicher Eingebungen rühmten. In ihren Verzückungen sprach jene vor Tausenden anbetender Zuhörer von dem Covenant und dem Heiland, den sie nicht anders als den covenantischen Jesus nannte.

Auf Straffords und Lauds Rat beschloß der König, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Er ließ Truppen anwerben und stellte sich selbst an ihre Spitze (29. Mai 1639). Bei Berwick standen sich die Heere der Schotten und des Königs gegenüber (Juni 1639); doch kam es nicht zum Kampfe, sondern zu einem Vergleich, wonach beide Teile ihre Truppen

entlassen und die neue Generalsynode und das nächstens einzuberufende Parlament die obwaltenden Streitigkeiten entscheiden sollten.

Aber von einer Aussöhnung war so wenig die Rede, daß sich im Gegenteil die Gegensätze immer mehr verschärften. In der Meinung, daß die Stimmung in England dem König günstiger geworden sei, und daß die Verbindung des Covenants mit Richelieu als eine nationale Schmach beurteilt werde, berief Karl nach elfjähriger Unterbrechung wieder das englische Parlament (23. April 1640). Aber dieses ging auf sein Verlangen, daß zuerst die für den Krieg gegen das aufrührerische Schottland erforderlichen Gelder bewilligt werden sollten, nicht ein, sondern erklärte, daß sie diese nicht eher genehmigen würden, bis die Regierung im Verein mit dem Parlament die alten Mißbräuche abschaffen und zweckmäßige Reformen einführen würde. Der König nahm diese Bedingung nicht an und löste schon am 5. Mai 1640 das Parlament auf. Tumulte an allen Enden der Hauptstadt verkündigten die allgemeine Gärung. In einer Nacht wurde der Palast des Erzbischofs Laud von etwa 500 Aufrührern bestürmt, und gegen 2000 andere drangen in die St. Paulskirche ein, als die „hohe Kommission" daselbst Gericht hielt, warfen alle Bänke um und riefen laut: „Keine Bischöfe! keine hohe Kommission!"

Vom Parlament verlassen, sah sich der König in der schimpflichen Notwendigkeit, vom Adel und von der Geistlichkeit Geld zu borgen, um den „zweiten Bischofskrieg" gegen die Schotten zu eröffnen. Es wurden 19000 Fußsoldaten und 2000 Reiter angeworben. Aber die Schotten waren rascher an der englischen Grenze als der König. Bei Newburn an der Tyne stieß ihr von Lesley befehligtes Heer von 20000 Mann auf die königlichen Truppen (etwa 4500 Mann) und schlug sie zurück (28. August 1640). Hierauf nahmen die Schotten die englische Stadt Newcastle und bemächtigten sich der dortigen Vorräte. Von hier aus sandten sie Botschaften an den König und baten um einen friedlichen Vergleich.

Noch im Lager erhielt der König Bittschriften von der Stadt London und dem niederen Adel (Gentry), worin er um Einberufung des Parlaments ersucht wurde. Er berief zunächst das Oberhaus zusammen, um dessen Meinung zu hören (7. September). Viele der Lords erklärten die Be-

schwerden des englischen Volkes für begründet und sahen keine Rettung für den Staat und das Königtum, als in der Berufung des Parlaments. Aus Furcht, daß die Engländer das Beispiel der Schotten nachahmen möchten und daß auch in England das Parlament eigenmächtig sich versammeln möchte, entschloß sich Karl, auf den 3. November 1640 ein neues Parlament einzuberufen.

Das Auftreten dieses sogenannten **„langen Parlaments"** entsprach den Befürchtungen. Ankläger auf Ankläger traten auf und in der heftigsten Sprache wurden die alten Beschwerden vorgebracht. Zuerst wurde der Graf Strafford, Karls bedeutendster, aber auch verhaßtester Ratgeber, als Feind des Vaterlandes angeklagt, ja sogar, als er ins Haus der Lords eintreten wollte, verhaftet und in den Tower gebracht. Das nämliche Schicksal hatte kurz darauf des Königs zweiter Ratgeber, der Erzbischof Laud. Dem Siegelbewahrer und dem Staatssekretär war ein Gleiches zugedacht, aber beide retteten sich nach Frankreich. So war in wenigen Tagen des Königs Staatsrat aufgelöst, kein Geld zum Krieg gegen die Schotten bewilligt, ohne daß er selbst ein Wort dagegen hätte einwenden dürfen. Aber dabei blieb es nicht. Durch einen neuen Beschluß des Parlaments wurden alle diejenigen für Verbrecher erklärt, die zum Besten des Königs Truppen geworben und Schiff- und Tonnengeld eingefordert hatten. Alle in den letzten Jahren erlassenen Beschlüsse der Sternkammer und der hohen Kommission wurden für nichtig erklärt; alle Mitglieder des Parlaments, die ein Monopol vom König erkauft hatten, aus dem Unterhause ausgestoßen. Durch die letztere Maßregel verlor der König seine einzigen Anhänger in dieser Versammlung. Prynne und andere Gefangene wurden vom Volk gewaltsam in Freiheit gesetzt und unter Jubel durch die Straßen geführt.

Das Unterhaus erlaubte sich die nämlichen ungesetzlichen Eingriffe in die königliche Gewalt, wie sie vorher der König in die verfassungsmäßigen Rechte des Volkes und des Parlaments gethan hatte. Um die Schotten, deren Entfernung aus dem englischen Gebiet der König verlangte, für sich zu gewinnen, behandelte das Parlament sie als Verbündete, beherbergte ihre Truppen in den von ihnen eingenommenen nordenglischen Grenzplätzen, zahlte ihnen sogar 300000 Pfund und erklärte sie öffentlich für brave Unterthanen des Königs. Die Mehrheit im Parlamente bestand damals bereits aus

Presbyterianern. Die Stadt London reichte sogar eine von mehr als 15000 Personen unterzeichnete Bittschrift um eine Kirchenverbesserung in presbyterianischem Sinne ein, und ehe noch darauf geantwortet war, fand man schon eine Menge Bilder, Altäre und Kruzifixe vom Pöbel zerschlagen.

Karl, von allen Freunden verlassen, sah kein anderes Mittel, die Oppositionspartei mit sich zu versöhnen, als wenn

Lord Strafford empfängt vor seiner Hinrichtung den Segen des gefangenen Erzbischofs Laud von Canterbury.

Nach P. Delaroche.

er sich mit denen vereinigte, die zu bekämpfen er zu schwach war. Er bildete ein neues Ministerium aus Mitgliedern der Volkspartei und gab seine Einwilligung zu dem Gesetze, daß künftig Pfund- und Tonnengeld nur mit Bewilligung des Parlaments erhoben und daß das Parlament wenigstens alle drei Jahre versammelt werden solle.

Er hatte durch seine Nachgiebigkeit besonders seinen Minister **Strafford** zu retten gehofft, der noch immer im Tower saß und dessen **Prozeß** nun ernstlich vorgenommen wurde; aber diese Hoffnung erwies sich als vergeblich. Nach-

dem Strafford mehrere Tage lang sich im Oberhaus verteidigt und die Beschuldigungen des Hochverrats widerlegt hatte, wurde vom Unterhause erklärt, der Versuch, die Gesetze umzustoßen, sei als Hochverrat zu betrachten, und auf dies hin das Todesurteil über ihn ausgesprochen, welchem das eingeschüchterte Oberhaus beistimmte. Karl war schwach genug, seinen treuesten Diener dem Volkshaß preiszugeben, und unterzeichnete das Todesurteil. Mit Würde und Entschlossenheit ging Strafford zum Blutgerüste. Nachdem er von seinem Bruder und seinen Freunden, die ihn auf diesem letzten Gange begleiteten, Abschied genommen und ihnen die herzlichsten Grüße an seine abwesenden Lieben aufgetragen hatte, sagte er ruhig: „Nun ist es bald vorüber. Ein Hieb wird mein Weib zur Witwe, meine geliebten Kinder zu Waisen machen, und alle Guten, die mich bisher geliebt, von mir trennen. Gott sei mit ihnen allen! Ihm danke ich, daß er mir diese Ruhe im Tode gewährt, und daß ich mein Haupt ebenso kummerlos auf diesen Block legen kann, als ich es jeden Abend auf mein Ruhekissen legte.“ Am 12. Mai 1641 fiel das Haupt des erst 49jährigen Mannes. Seine Hinrichtung bedeutete einen glänzenden Sieg des Unterhauses, eine schwere Niederlage des Königtums. Das Opfer war vor Karl vergeblich gebracht worden.

Durch diese Erfolge kühner gemacht, griff das Unterhaus noch weitere Vorrechte der königlichen Gewalt an. Eine Bill ging durch, wonach das Parlament ohne seine eigene Zustimmung weder aufgelöst noch vertagt werden konnte, und eine zweite, wonach die dem Volke so verhaßten außerordentlichen Gerichtshöfe, die „Sternkammer“ und die „hohe Kommission,“ auf ewig abgeschafft sein sollten, und der König unterschrieb auch diese Verfügung.

Da Karl ein Kronrecht nach dem anderen durch das Parlament aufgehoben und alle Staatsgewalt in dessen Händen sah, so beschloß er, nach Schottland zu reisen, durch Zugeständnisse die Schotten zu gewinnen und mit ihrer Hilfe den Widerstand der Engländer zu bewältigen. Allein der Geist des Mißtrauens und der Empörung waltete in beiden Königreichen gleich stark, und die Engländer thaten ihr möglichstes, die Schotten noch mehr aufzuwiegeln. Da die königlichen Truppen von dem letzten Zuge her noch in den nördlichen Provinzen beisammen lagen und auf Bezahlung warteten, so brachte das Parlament die nötige Summe zu-

sammen und ordnete die Auflösung des Heeres an, damit der König, welcher in demselben viele Anhänger hatte, diese bei seiner Durchreise nicht mehr fände. Auch drängte sich ein Ausschuß von Mitgliedern des Unterhauses hinzu, ihn zu begleiten, und ließ ihn nicht aus den Augen. Am 14. August 1641 kam er in Edinburg an. Er fand hier ein ebenso stürmisches Parlament wie in London. Anklagen und Rechtsforderungen drängten einander. Die Puritaner betäubten seine Ohren mit fanatischem Geschrei. Man haßte ihn als einen Ketzer. Als er aber die Beschlüsse der Generalsynode von Glasgow und des Parlaments von 1640 anerkannte, die Einsetzung von Bischöfen zurücknahm, mit den Führern des Covenants freundlich verkehrte und den presbyterianischen Gottesdienst besuchte, schien Karl seinen Zweck zu erreichen. Da brachte ihn der Aufstand der katholischen Irländer um alle seine Erfolge. Vergebens that er freundlich und gütig, man verachtete seine Geschenke und seine Schmeicheleien als Eingebungen der Notwendigkeit. Selbst daß er sich überwand, puritanische Kirchen zu besuchen, gereichte ihm nur zum Schimpfe; denn eben hier ergriffen die geistlichen Eiferer die Gelegenheit, ihn durch zügellose Reden öffentlich zu kränken.

In **Irland** hatte Graf Tyrone, der schon unter der Regierung der Königin Elisabeth die Waffen zur Befreiung seines Landes ergriffen hatte, sich noch einmal erhoben (1607), war aber mit seinem Unternehmen gescheitert. Jakob I. suchte die Macht der irischen Häuptlinge, von denen eine große Anzahl sich der Empörung angeschlossen hatte, dadurch zu brechen, daß er ihnen ihre Güter nahm. Er verlangte von jedem derselben, daß er durch die Vorweisung eines Lehensbriefes sich über die Rechtmäßigkeit seines Besitzes ausweise. Konnte die Urkunde nicht beigebracht werden, oder hatte sie auch nur einen Formfehler, so wurde des Häuptlings Gut zu Gunsten der Krone eingezogen. Gegen 800000 Morgen, teils in Ulster, teils zwischen Dublin und Waterford gelegen, kamen auf diese Weise in den Besitz des Königs, der sie an englische Spekulanten und an Schotten verkaufte. Die protestantischen Fremdlinge, die sich auf den irischen Gütern niederließen, wurden von den Irländern mit grollendem Herzen aufgenommen. Der Eifer, der sich in England und Schottland gegen den Katholizismus kundgab, erregte auch den Glaubenseifer in Irland. Es bildete sich eine

Verschwörung, die den Zweck hatte, die Fremden aus Irland hinauszujagen, die Insel von England zu trennen, eine eigene Regierung, ein eigenes Parlament einzusetzen und die katholische Religion zur ausschließlichen Religion Irlands zu machen. Am 23. Oktober 1641 fand eine Art sizilianischer Vesper in Irland statt. Gegen 5000, nach anderen Angaben gegen 20000, protestantische Engländer wurden ermordet, eine noch größere Zahl zur Flucht aus Irland genötigt. Doch erkannten die Irländer die Autorität des Königs an; nur wollten sie ihre religiösen und politischen Freiheiten wiedererringen. Die Puritaner benutzten dies, um den König eines geheimen Einverständnisses mit den katholischen Irländern zu beschuldigen und ihn durch solche Gerüchte in England und Schottland noch verhaßter zu machen.

Ohne seiner Sache eine bessere Wendung verschafft zu haben, kehrte Karl nach London zurück (25. November 1641). Aber auch hier fand er wenig erfreuliche Verhältnisse. Im Parlament hatte Pym, der bedeutendste Kopf der Mehrheitspartei, eine Untersuchung aller Beschwerden gegen den König aus alter und neuer Zeit angeregt. Das Ergebnis war die **„Große Remonstranz"** (Vorstellung), die in 200 Punkten alle Anklagen gegen den absoluten Herrscher zusammenstellte und die Forderung erhob, die Bischöfe sollen ihre weltlichen Aemter und Würden, also auch ihre Parlamentssitze verlieren, und alle hohen Staatsämter sollen nur unter Mitwirkung des Parlaments besetzt werden. Eine lange, hitzige Redeschlacht entbrannte um diesen Antrag; aber am 22. November 1641 zur Mitternachtsstunde wurde er mit elf Stimmen Mehrheit angenommen. Wieder war das Königtum unterlegen. Bald darauf kam es zum offenen Bruch zwischen den zwei hadernden Gewalten. Da die Bischöfe, die ihren Sitz im Oberhaus hatten, von dem Pöbelhaufen sich bedroht sahen, so erklärten sie (27. Dezember), daß sie der Gewalt weichen, aber alle Beschlüsse, die während ihrer Abwesenheit vom Parlament gefaßt würden, als null und nichtig bezeichnen müßten. Das meist presbyterianische Unterhaus ergriff diese Gelegenheit mit Freuden, alle diese Bischöfe des Hochverrats anzuklagen, von allen Versammlungen auszuschließen und in den Tower zu werfen.

Fast zur Verzweiflung gebracht, ließ sich der König, nach so vielen vergeblichen Versuchen der Nachgiebigkeit, von der Königin und dem Lord Digby zu einem unbesonnenen

Schritte verleiten. Er ließ im Oberhause am 3. Januar 1642 durch den Kronanwalt den Lord Kimbolton und fünf Mitglieder des Unterhauses als Hochverräter anklagen und im Unterhause die Auslieferung der fünf Mitglieder verlangen. Als diese rundweg verweigert wurde, da geschah etwas Unglaubliches. Der König von England erschien selbst, von einigen hundert Bewaffneten begleitet, im Unterhause, um die Angeklagten zu verhaften. Allein diese waren gewarnt worden und in die City (Altstadt) geflüchtet. „Ich sehe, die Vögel sind bereits ausgeflogen, aber ich werde sie zu finden

Schloß Whitehall.
Nach Knight, History of England.

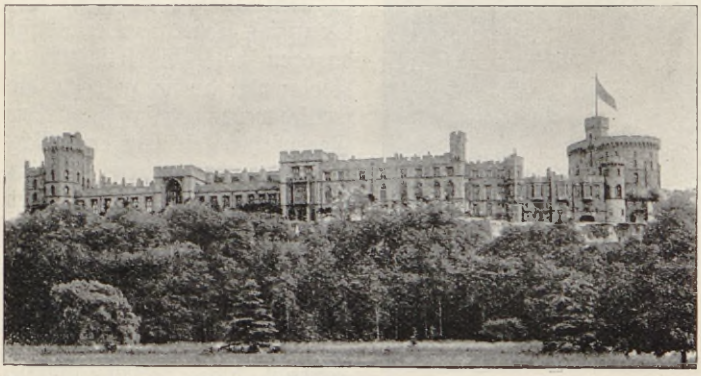
wissen," sagte Karl und suchte sie auch in der City, jedoch vergeblich. Auch hier schallte es ihm überall entgegen: „Privilegium! Parlament!" Wieder einige Tage später wurden die fünf Angeklagten von einigen tausend Bewaffneten im Triumphe nach dem Parlamentshaus zurückgeführt; Parlament und City beschlossen, bewaffnete Mannschaft aufzustellen und den Oberbefehl einem Volksmanne zu übertragen. Während hier ein hauptsächlich aus Puritanern bestehendes Parlamentsheer aufgeboten wurde, sammelten sich um die Person des bedrohten Königs viele Landedelleute und Offiziere. Man hatte nun zwei feindliche Heerlager; der **Bürgerkrieg** begann.

Der König fühlte sich im Schloß Whitehall nicht mehr sicher und begab sich daher mit seiner Familie und dem Hofe

nach Hamptoncourt und von da nach Windsor. Er ließ sich in Unterhandlungen mit dem Parlament ein, bestätigte auch dessen Beschluß über die Entfernung der Bischöfe aus dem Oberhause, lehnte aber die Forderung ab, daß die Aufstellung eines Heeres, die Verfügung über dieses und die Ernennung des Befehlshabers nur mit Zustimmung des Parlaments erfolgen dürfe. Darauf reiste die Königin mit den Kindern nach Holland, um dort Hilfstruppen zu werben, während der König seine Residenz nach York verlegte, um mit seinen zahlreichen Anhängern im Norden den Süden des Landes sich zu unterwerfen. Der König war gegenüber dem revolutionären Parlament, das alle Regierungsgewalt an sich riß, zum Krieg gezwungen, aber er war in einer ungünstigeren Lage, da es ihm an Geld fehlte, während das Parlament alle Steuern einnahm und viele Privatbeiträge erhielt. Die Londoner Bürger schickten ihr Silbergeschirr, die Weiber ihre Schmucksachen in die Münze. Alles junge Volk von London ließ sich zum Dienst einschreiben; an einem einzigen Tage meldeten sich über 4000 Mann. Auswärtige Mächte konnten sich des Königs nicht annehmen, da die meisten in den dreißigjährigen Krieg verwickelt waren. Neue Unterhandlungen, die im Mai 1642 zwischen den Gemäßigten beider Parteien stattfanden, führten zu keinem Ergebnis, da das Parlament in den dem König vorgelegten 19 Propositionen das Recht der Ernennung und Absetzung der höheren Staatsbeamten und Befehlshaber und sogar bei der Erziehung und Vermählung der königlichen Kinder das Recht der Zustimmung beanspruchte.

Auf seiten des Königs standen im allgemeinen der Norden und Westen des Reiches, sowie der Feudaladel mit seinem Anhange; auf seiten des Parlaments der Süden und Osten, die Städte, allen voran London, sowie die Flotte. Die königliche Regierung hatte ihren Sitz in York, dann in Oxford, wo sogar ein königstreues Parlament eröffnet werden konnte; die Parlamentsregierung in Westminster. Die Anhänger des Königs hießen „Kavaliere", die des Parlaments „Rundköpfe" (von dem Haarschnitt mancher Puritaner). Das königliche Heer stand unter dem Oberbefehl des Grafen Lindsay und hatte einen tüchtigen Reiterführer an dem Prinzen Ruprecht von der Pfalz, dem Neffen des Königs; den Oberbefehl über das parlamentarische Heer führte Graf Essex, unter dem Hampden, Fairfax und Cromwell

als Heerführer dienten; die militärische Ueberlegenheit war anfangs auf seiten des Königs, dessen Heer aus geübten Truppen bestand. Bei Worcester erfocht Ruprecht seinen ersten Sieg, bald darauf einen zweiten bei Edgehill (23. Oktober 1642). Hier fiel Lindsay; der Marquis von Newcastle übernahm den Oberbefehl. In einem Ueberfall bei Brentford (10. November), wenige Meilen von der Hauptstadt entfernt, wurde das Parlamentsheer aufs neue geschlagen. Karl nahm während des Winters sein Hauptquartier in Oxford, wo die Königin mit ihren wenigen angeworbenen



Schloß Windsor.

Truppen nach vielen Gefahren zu ihm stieß (Februar 1643). Die neu angeknüpften Unterhandlungen zerschlugen sich abermals, da beide Teile auf ihren Forderungen bestanden. Der Feldzug des folgenden Jahrs (1643) schien noch günstiger für ihn auszufallen. Nachdem die Streitkräfte des Parlaments wieder mehrere Niederlagen erlitten hatten (bei Stratton und Wykomb), nahm Prinz Ruprecht die zweite Stadt des Königreichs, Bristol, mit großen Vorräten weg (Juli 1643). Der König schickte sich an, Gloceſter zu belagern. Die Schlacht bei Newbury (20. September) blieb unentschieden. Der König zog sich hierauf nach Oxford in das Winterquartier zurück und berief dorthin ein eigenes Parlament, bei welchem 83 Lords und 175 Mitglieder des Unterhauses am 22. Januar 1644 sich einfanden. Aber der Mangel an Geld machte dennoch die Lage des Königs schwierig. Seine nicht bezahlten Soldaten murrten, und die Bürger und Bauern,

denen sie zur Last fielen, klagten noch lauter. Das Londoner Parlament half sich durch eine Steuer auf Bier, Wein, Korn u. dgl., wovon man vorher in England nichts gewußt hatte, und das begeisterte Volk, das den König wegen weit geringerer Forderungen so heftig angeklagt hatte, zahlte sie mit Freuden.

Bisher hatten die **Schotten** noch keinen Anteil an dem Kriege genommen; jetzt aber schlossen sie mit dem Londoner Parlament einen Bund und in der Januarkälte 1644 überschritten 20000 Schotten den Grenzfluß Tweed. Der König dagegen hatte die irländischen Regimenter an sich gezogen, die freilich wegen des konfessionellen Gegensatzes kein sehr erwünschter Zuwachs waren. Prinz Ruprecht lieferte im Sommer 1644 zwar einige glückliche Gefechte, verlor aber am 2. Juli, als er gegen den Rat des Marquis von Newcastle das englisch-schottische Heer unter Fairfax und Lesley angriff, die blutige Schlacht bei Marstonmoor. Schon war der rechte Flügel und das Zentrum des Parlamentsheeres in die Flucht geschlagen, als Oliver Cromwell mit seinen puritanischen Regimentern unaufhaltsam eingriff und die Schlacht entschied. 10000 Royalisten lagen auf dem Schlachtfeld. Karl mußte sich nach einem zweiten Treffen bei Newbury (27. Oktober) mit großen Verlusten nach Oxford zurückziehen.

Prinz Ruprecht von der Pfalz.
Nach einem Kupferstich in der Kunst- und Altertümersammlung zu Heidelberg.

Eine wichtige Entscheidung war gefallen. Der Mann, der sie herbeigeführt hatte, ist eine der merkwürdigsten Persönlichkeiten der Weltgeschichte, der größte Mann der englischen Geschichte.

Oliver Cromwell ist väterlicherseits verwandt mit dem gewaltigen Minister Heinrichs VIII., Thomas Cromwell. Er war geboren am 25. April 1599 in Hundington als Sproß einer nicht eben reichen, aber tüchtigen Familie, in der puri-

tanische Frömmigkeit und Sittenstrenge herrschten. Mit 17 Jahren bezog er die Universität Cambridge, wurde aber schon nach einem Jahre durch den Tod seines Vaters zurückberufen; doch fand er noch Zeit, in London bei einem Advokaten in die Lehre zu gehen. Im Jahre 1620 verheiratete er sich mit Elisabeth Bouchier, einer Kaufmannstochter aus London, und zog sich dann aufs Land zurück, wo er eifrig die Versammlungen der Puritaner besuchte und sich immer mehr in ihre herb-religiöse Gedankenwelt vertiefte. Durch seine Frömmigkeit und praktische Tüchtigkeit erwarb er sich so sehr das Vertrauen seiner Mitbürger, daß er 1638 ins Unterhaus gewählt wurde. Hier war er Gegner der herrschenden Regierung, wurde aber von niemand besonders beachtet. Während der absoluten Regierung Karls lebte er als Landedelmann meist in Ely bei Cambridge, das er auch im „kurzen" und „langen" Parlament vertrat. Auch hier schloß er sich der Opposition an, kam aber neben Männern wie Hampden und Pym nicht auf. Seine äußere Erscheinung war plump, seine Kleidung nachlässig, seine Stimme unangenehm. Er sprach selten, dann aber mit der Kraft und dem Feuer eines alttestamentlichen Propheten. Doch war die Parlamentsrede überhaupt nicht sein Feld. Für ihn war die große Stunde erst gekommen, als der Krieg begann. Beim Ausbruch desselben befehligte er als Hauptmann eine Kompanie, und schon die ersten, dem Parlamentsheere ungünstigen Schlachten zeigten ihm, woran es diesem fehle. Wollte man das königliche Heer überwinden, so mußte man dem Begriffe der Ritterehre eine andere ebenbürtige sittliche Macht entgegenstellen. Das konnte für Cromwell nur die religiöse Ueberzeugung sein, wie sie den **Independenten** eignete. Mit diesem Namen bezeichnet man eine religiöse

Oliver Cromwell.
Nach einem Gemälde von Robert Walker in der Eremitage zu St. Petersburg.

Partei, die wie der Presbyterianismus auf dem Boden des Puritanismus erwachsen war, aber sich in scharfen Gegensatz zu jenem stellte. Während die Presbyterianer eine Staatskirche nach schottischem Muster anstrebten, die alle religiöse Gewalt in die Hände einer Synode legte und persönliche wie Gemeindefreiheit fast gänzlich aufhob, lehnten die Independenten jede Form des kirchlichen Zwanges ab, den einer Synode ebenso wie den eines Bischofs; jede kirchliche Gemeinschaft sollte das Recht haben, unabhängig von allen anderen ihr religiöses Leben in Glauben, Gottesdienst, Kirchenzucht auszugestalten. Während also die Presbyterianer von Duldsamkeit nichts wissen wollten, betrachteten die Independenten die Gewährung von geistiger Freiheit in Gedanken, Wort und Schrift, auf politischem wie auf religiösem Gebiete für heilige Pflicht. Der Independent Milton hat in seinen „Areopagitica" auch die Freiheit der Presse gegen die „presbyterianischen Dunkelmänner" verteidigt. Dieses vollgerüttelte Maß politischer und religiöser Freiheit aber, das die Independenten anstrebten, konnten sie niemals von einem Monarchen, sondern nur von einer Republik erwarten; folgerichtig waren sie also in politischer Beziehung Republikaner.

Die independentistische Richtung hatte nun auch im Heere mächtig um sich gegriffen, und ihr Haupt war Cromwell. Aus den Freisassen, Pächtern und Pächtersöhnen seiner Heimat hatte er sich eine Schar glaubensstarker Independenten ausgewählt, die über das theologische Gezänk der Presbyterianer lächelten und ganz erfüllt waren von der feurigen Begeisterung eines siegesgewissen Glaubens. Mit dieser Reiterschar hatte er den Sieg von Marstonmoor entschieden. Sie wurde jetzt das Vorbild, nach dem das ganze Parlamentsheer umgestaltet wurde. Nach langen Kämpfen erzwangen die Independenten im Unterhaus und Oberhaus die „Selbstentäußerungsbill" (Februar 1645), nach der künftig kein Mitglied des Parlaments irgend ein politisches oder militärisches Amt begleiten dürfe. Damit waren alle presbyterianischen Offiziere ausgeschlossen; der Graf von Essex und Manchester, überhaupt die sämtlichen Peers mußten ihre Stellen niederlegen. Der Oberbefehl kam an Sir Thomas Fairfax, der kein Parlamentsmitglied war. Cromwell gab seine Stelle auf. Allein Fairfax erklärte im Unterhause, Cromwell sei ihm unentbehrlich; nur mit seinen gottbegeisterten Kriegern könne er den Sieg gewinnen. So wurde

durch einen besonderen Beschluß dem „großen Independenten" die Fortführung seines Oberbefehls zunächst auf 40 Tage gestattet. Cromwell konnte also das ganze Heer nach seinem Sinne erneuern.

Die Krieger, die jetzt auf den Plan traten, sind die **„Eisenseiten"** (ironsides) oder „gottseligen Dragoner", wie die Gegner sie spottend nannten, ein Heer, wie man es seit den Zeiten der Araberkämpfe nicht mehr gesehen hatte. Die Offiziere, die nur nach dem Grade der religiösen Ergriffenheit ausgewählt wurden, waren auch Prediger und Seelsorger, welche die Feierstunden mit Bibellesen und erbaulichen Gesprächen ausfüllten. Unter den Soldaten gab es kein Spiel, kein Gelage, kein Fluchen, kein Schwören, keinen rohen Scherz, kein Plündern, wohl aber straffe Zucht, pünktlichen Gehorsam, strenge Sittlichkeit, brennenden Glaubenseifer. Denn jeder war überzeugt, daß er dazu berufen und auserkoren sei, das Reich Gottes auszubreiten. Mit Psalmengesang und Gebet bereiteten sie sich zur Schlacht, mit ruhigem Lächeln zogen sie in den Kampf; wußten sie ja doch, daß jede neue Schlacht auch einen neuen gewissen Sieg bringen werde. „Ihr vermöget alles durch den, der euch mächtig macht, Christus" — schrieb Cromwell an einen Obersten, dessen Sohn gefallen war, und seinen Kriegern gegenüber sprach er es offen aus, wer nicht im stande sei, den König im Kampfgetümmel ebenso ruhig niederzuschießen wie jeden andern Feind, der solle nicht unter ihm dienen.

Lord Fairfax.

Ein solches Heer unter einem solchen Feldherrn war unbesiegbar. Damit schien das Schicksal des Königs besiegelt. Aber ein Neues lag in dem Gegensatze zwischen dem independentistischen Heere und dem presbyterianischen Parlamente; das letztere mußte, so wie die Verhältnisse lagen, eine Verständigung mit dem Könige suchen. Die Unterhand-

lungen, die Anfang 1645 geführt wurden, blieben ebenso erfolglos wie die früheren. Um dieselbe Zeit nahm man den Prozeß des noch im Tower sitzenden Erzbischofs Laud wieder auf und sprach über ihn, wie vor vier Jahren über seinen Freund Strafford, das Todesurteil aus. Auch er machte den letzten Gang mit Würde und Fassung. „Niemand", sagte er auf dem Schafotte (12. Januar 1645), „kann eifriger begehren, mich aus der Welt zu schaffen, als ich hinauszugehen wünsche."

Seitdem Fairfax und Cromwell den Oberbefehl über das Parlamentsheer hatten und alle höheren Stellen in den Händen von Independenten waren, verloren die Royalisten einen Platz nach dem anderen, und als am 14. Juni 1645 bei Naseby das königliche Heer unter dem Prinzen Ruprecht von Fairfax und Cromwell geschlagen wurde, mußte der König nach Wales fliehen und seinen ältesten Prinzen nach Frankreich schicken, wohin die Königin bereits vorausgegangen war. Er selbst, zu einem härteren Schicksal aufgespart, blieb und machte noch einige Versuche, seinen Thron zu retten. Er sandte Friedensbotschaften nach London, auf die er keine Antwort mehr erhielt; denn Geheimbriefe von ihm waren bei Naseby in die Hände der Independenten gefallen und hatten diesen verraten, daß er die irischen Rebellen und ausländische Fürsten um ihre Hilfe gebeten hatte, während er doch gleichzeitig mit dem Parlamente heuchlerische Friedensunterhandlungen pflog. Die in England noch zerstreuten königlichen Truppen wurden von den Parlamentstruppen aufgesucht und vernichtet, und Karl sah sich genötigt, in Oxford eine Zuflucht zu suchen.

In dieser äußersten Not faßte der König, als Fairfax und Cromwell zur Belagerung Oxfords heranzogen, einen verzweifelten Entschluß. In der Hoffnung, bei seinen schottischen Landsleuten noch Anhänglichkeit an seine Person und an das Königtum zu finden, verließ er am 27. April 1646, als Diener verkleidet, mit seinem Kaplan und einem Vertrauten nachts Oxford und kam am 5. Mai im Lager der Schotten vor Newark an. Aber die von fanatischen presbyterianischen Geistlichen aufgereizten Schotten hatten kein Mitgefühl mehr für ihren Stuartschen König. Man wies ihm Newcastle als Aufenthaltsort an, gab ihm eine Ehrenwache, behandelte ihn aber thatsächlich als Gefangenen. Zu den Predigten, denen er beiwohnen mußte, wurden solche Texte gewählt, die ihn

kränken mußten. Einer dieser fanatischen Geistlichen forderte, nachdem er im Eingang von gottlosen Regenten heftig gesprochen, die Gemeinde auf, ein Lied zu singen, welches mit den Worten anfing: „Was rühmst du noch, Tyrann, dich deiner Frevelthaten?“ Darauf stand der König von seinem Sitze auf und kündigte mit lauter Stimme einen anderen Psalm an, dessen Anfangsworte lauteten: „Hab' Mitleid, Herr, ich bitte dich, sie wollen mich verschlingen.“ Er hatte die Freude, zu sehen wie die gerührte Gemeinde wirklich dieses Lied vorzog.

Neue Unterhandlungen mit den schottischen Covenanters und den englischen Presbyterianern wurden eingeleitet. Man versprach, ihn wieder als König anzuerkennen, wenn er den Covenant unterschreibe, das Episkopalsystem aufgebe, den presbyterianischen Glauben und Kultus als den allein richtigen anerkenne und den Oberbefehl über die Land- und Seemacht auf zwanzig Jahre dem Parlament überlasse. Da Karl auf diese Bedingungen nicht einging, so kamen die Schotten mit dem englischen Parlament, das ihnen 400 000 Pfund schuldig war, dahin überein, daß sie, wenn jenes ihnen diese Summe sofort auszahle, den König den Engländern ausliefern wollten. Wohl manche schämten sich dieses schmachvollen Verrates, aber die Mehrheit führte den Beschluß aus.

Am 3. Februar 1647 verließ die schottische Garnison Newcastle; englische Truppen rückten ein und brachten den König nach dem Landsitze Holmby in der Grafschaft Northampton in engen Gewahrsam. Der Bürgerkrieg war nun nach vierjähriger Dauer beendigt, alle königlichen Truppen zerstreut oder aufgerieben, nur das Parlamentsheer blieb noch unter den Waffen. Aber eben jetzt trat auch der Gegensatz zwischen dem independentistischen Heere und dem presbyterianischen Parlamente in seiner ganzen Schärfe hervor und dem letzteren, das bisher mit dem Könige so rücksichtslos verfahren war, schlug die Stunde der Wiedervergeltung.

Die Armee hatte große Summen rückständigen Soldes zu fordern, die das Parlament, trotz der unerhörten Steuern, mit denen es bereits das Volk belastet hatte, nicht sofort auftreiben konnte. Um die Armee für das Parlament unschädlich zu machen, beschloß dieses, 12 000 Mann nach Irland zu schicken und den größten Teil der übrigen zu verabschieden. Aber die Offiziere richteten eine Bittschrift an das Parlament, in der sie den rückständigen Sold für das gesamte Heer ver-

langten und dem Parlamente das Recht absprachen, sie nach Irland zu schicken. Da dieses die Unterzeichner der Bittschrift für Verräter erklärte, so beschlossen Offiziere und Mannschaft, den Befehlen des Parlaments keine Folge zu leisten. Cromwell war heimlich die Seele des Aufruhrs, auch dem Parlamente verdächtig, und sollte verhaftet werden. Aber er entging der Gefahr, indem er sofort ins Lager eilte, dort alles für seine Plane gewann und nun durch einen Gewaltstreich die oberste Autorität an die Armee brachte.

Der Kornett Joyce entführte auf Cromwells Befehl mit einer Abteilung Reiter den König aus Holmby und brachte ihn nach Hamptoncourt in die Gewalt Cromwells und der Armee (3 Juni). Jetzt fühlte sich diese in der Lage, an das Parlament Befehle zu erlassen; sie verlangte die Ausschließung von elf Mitgliedern des Unterhauses, die sich am feindseligsten gegen sie gezeigt hatten. Da die Armee gegen London anmarschierte, gab das Parlament nach. Dies benutzten die Royalisten und die Presbyterianer, um das Volk aufzureizen, das nun einen Aufruhr machte, in das Parlamentsgebäude eindrang und die Zurücknahme der den Independenten günstigen Beschlüsse erzwang. Viele Mitglieder, meist Independenten, flüchteten sich vor dem Pöbelhaufen in das Lager, was Fairfax und Cromwell die erwünschte Veranlassung gab, als Beschützer des Parlaments aufzutreten und zum Zweck der Zurückführung der geflohenen Parlamentsmitglieder in London einzumarschieren (6. August). Die Partei der Independenten war jetzt Herrin der Lage; sie gebot im Heere, im Parlamente und in der Hauptstadt.

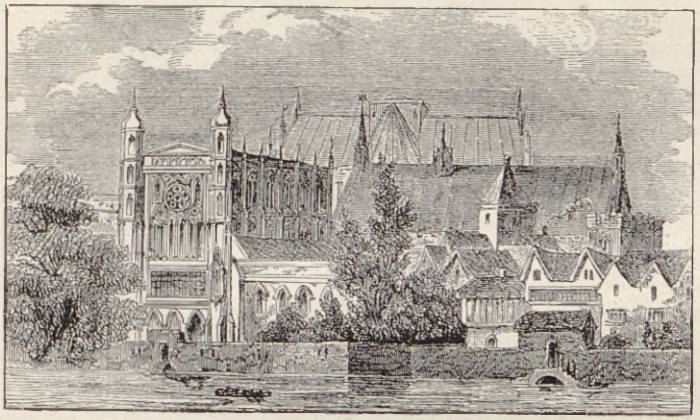
Während nun die Führer der Partei mit Parlament und König öffentlich und heimlich unterhandelten, begann es in der „Heergemeinde" selbst zu gären. Neben den Independenten trat eine noch radikalere Partei auf, die nicht nur republikanische Verfassung, vollständige Trennung der Kirche vom Staate, sondern auch weitgehende soziale Reformen anstrebte. Bereits fingen einzelne an, den Gehorsam zu verweigern. Cromwell, dessen Macht auf der Armee und ihrer Zucht beruhte, sah sofort das Gefährliche dieser Grundsätze ein, ließ einige Widerspenstige durch das Kriegsgericht verurteilen und einen davon vor den Augen seiner Kameraden erschießen. Das wirkte. Während dieser Unruhen hatte der König, wahrscheinlich unter stillschweigender Zustimmung Cromwells, Mittel und Wege gefunden, um in der Nacht des 11. November nach

Copyright Hildesheimer, London.

König Karl I. von England auf dem Weg zum Schafott.

Nach einer Originalzeichnung von E. Crofts.

der Insel Wight zu entfliehen, wo er von dem Kommandanten, Oberst Hammond, mit höchsten Ehren behandelt wurde und auch Freiheit genug besaß, um mit den Parteien, mit den Schotten und dem Auslande zu verhandeln. Die Truppen aber blieben voller Argwohn; sie wollten keine Verhandlungen mit dem „Blutmanne", sondern Absetzung und Tod, und zwar Tod durch öffentliche Hinrichtung, nicht durch Meuchelmord. Der Beschluß des Parlaments sollte der ungeheuren That den Stempel der Rechtmäßigkeit aufdrücken. Der König stehe ja, so schloß man, wie der geringste Unterthan unter



Das Parlamentshaus von der Flußseite.
Nach Knight, History of England.

dem Gesetze, und wenn er seine Pflichten verletzt habe, so müsse er nach dem Gesetze gerichtet werden; gottlos wäre es, sein Heil noch länger von einem abgöttischen Monarchen zu erwarten, dessen Herz Gott verhärtet habe.

Noch einmal leuchtete dem unglücklichen Stuart ein Hoffnungsschimmer; er kam von den Schotten, die immer mehr erkannten, daß ihnen die Ereignisse über den Kopf gewachsen seien. Sie schlossen nämlich mit ihrem angestammten Herrscher einen Vertrag und bald (April 1648) erschienen 20000 Mann unter Hamilton in Nordengland, während gleichzeitig auch in Irland und in Wales die Freunde des Königtums ihr Haupt wieder erhoben und mit den Schotten gemeinsame Sache machten. Die Lage der Independenten war bedenklich. Aber Cromwells Willenskraft überwand auch

dieses Hindernis. „Der König ist falsch und hinterlistig", sprach er im Parlament, und zog mit seinen kampfgeübten Scharen wieder zu Felde gegen die Freunde des Königs. Während Fairfax den royalistischen Aufstand in England dämpfte, schlug Cromwell in dreitägigen Kämpfen bei Preston (17.—19. August 1648) die Schotten vernichtend aufs Haupt, überschritt die Grenze und zog am 4. Oktober in Edinburg ein, von den Führern des Covenants mit Begeisterung empfangen. Die Independenten sahen in dem neuen Siege auch ein neues Gottesurteil wider den König; den Presbyterianern aber wurde immer bänger vor diesem Heere. Noch einmal unterhandelte also eine Kommission des Parlaments persönlich mit Karl auf der Insel Wight, und die Bedingungen, die er jetzt unter der Wirkung von Preston stellte, wurden vom Unterhaus als geeignete Grundlage zum Friedensschluß erklärt. Aber Cromwell dachte anders. Durch einen seiner Obersten ließ er den König nach dem sicheren Felsenschlosse Hurstcastle bringen (30. November 1648), wenige Tage bevor er selbst mit neuem Lorbeer geschmückt in der Hauptstadt einzog und in Whitehall Wohnung nahm. Und nun führte er seine Schläge mit furchtbarer Sicherheit.

Am 6. Dezember 1648 vollzog Cromwell jenen Staatsstreich, den man „Prydes Reinigung" nennt. Oberst Pryde besetzte das Parlamentsgebäude mit Bewaffneten und stellte sich selbst an den Eingang mit einer Liste, in der die presbyterianischen Mitglieder verzeichnet waren. Mehr als 40 wurden verhaftet, die übrigen zum Austritt gezwungen. Was noch übrig blieb, das **„Rumpfparlament"** (etwa 80 Independenten), beugte sich willenlos vor den Führern des Heeres. „England war der Militärherrschaft verfallen, der König verloren." Am 22. Dezember wurde in dem gereinigten Unterhause beantragt, „Karl Stuart, dermalen König von England" wegen Hochverrats anzuklagen, da er die alten Freiheiten umzustürzen gesucht und den Bürgerkrieg entzündet habe. Am 1. Januar 1649 genehmigte das Unterhaus die Anklage und setzte einen außerordentlichen Gerichtshof von 150 Richtern ein. Als das Oberhaus, das noch volle 16 Mitglieder zählte, den Beschluß verwarf, erklärte das Unterhaus, sein Wille allein mache das Gesetz aus, denn die Urquelle aller rechtmäßigen Gewalt sei beim Volke und sie seien die alleinigen Vertreter desselben. Cromwell aber sagte, er sehe jetzt aus der Uebereinstimmung aller Gottbegnadigten, daß

diese außerordentliche Begebenheit auf Gottes Zulassung geschehe und daß Gott den König verworfen habe.

Während diese Vorgänge alle Gemüter beschäftigten, verlangte ein begeistertes Weib aus Herfordshire Gehör vor dem militärischen Rat, sprach viel von den ihr zu teil gewordenen

Prozeß Karls I.
Nach Knight, History of England.

Offenbarungen und versicherte, daß der eingeschlagene Weg nach Gottes eigenem Zeugnis der richtige sei. Dies tröstete und beruhigte viele, die bis dahin noch gezweifelt hatten. Der König wurde von Hurstcastle abgeholt und nach Windsor, bald darauf nach St. James gebracht, wo seine Wächter ihm

bereits die königlichen Ehrenbezeigungen nicht mehr erwiesen. Der Gerichtshof, bei dem sich von den 150 Richtern etwa 70 einfanden, wurde am 20. Januar 1649 eröffnet. Es waren lauter Independenten, darunter Cromwell und Fairfax. Letzterer war nicht erschienen. John Bradshaw, ein hervorragender Rechtsgelehrter und untadeliger Charakter, hatte den Vorsitz. Man führte den König vor. Die Soldaten, die ihn zum Gericht führten, mußten auf Anstiften ihrer Offiziere laut schreien: Gerechtigkeit! Gerechtigkeit! „Arme Wichte!" sagte Karl, „für ein wenig Geld würden sie ebenso mit ihren jetzigen Anführern verfahren!" Es gab unter ihnen einige, die ihm sogar ins Gesicht spuckten. Er erinnerte sich des Erlösers, der ebendasselbe hatte dulden müssen, und ertrug es schweigend. Nur einer war unter den Soldaten, der von Mitleid ergriffen ausrief: „Gott segne Eure Majestät!" Aber ein barbarischer Offizier, der dazu kam, gab ihm einen Hieb über den Kopf, daß er niederstürzte. Mit sanfter Stimme sagte der König: „Mich dünkt, die Strafe war zu hart für das Vergehen." Die Galerien waren mit Zuhörern angefüllt. Als Bradshaw die Namen der Richter laut vorlas und auch den des Generals Fairfax nannte, rief eine Stimme aus dem Zuschauerhaufen: „Der ist zu klug, um hier zu sein." Und als die ersten Worte der Anklage vorgelesen wurden: „Im Namen des ganzen englischen Volks —", rief die nämliche Stimme: „Nicht der zehnte Teil desselben!" Der wachhabende Offizier befahl, Feuer zu geben nach der Stelle, woher die Stimme komme, und da zeigte es sich, daß der kühne Sprecher kein anderer war als die Gemahlin Fairfax', die auf der Galerie saß.

Das **Rechtsverfahren** wurde mit größter Feierlichkeit durchgeführt. Dreimal erschien der König selbst vor seinen Richtern und niemals war sein Auftreten königlicher und würdevoller als jetzt, da er seinen Todfeinden Auge in Auge gegenüberstand. Er bestritt die Zuständigkeit des Gerichtes überhaupt und berief sich auf das göttliche Recht des Königtums gegenüber der angemaßten Volkssouveränetät. Man verhörte darauf einige Zeugen, die beschworen, daß der König in mehreren Gefechten kommandiert habe. Am 27. Januar 1649 wurde Karl als Tyrann, Verräter, Mörder und öffentlicher Feind des englischen Volkes zum Tode verurteilt. Das Volk rührte sich nicht; das Ungeheure der Begebenheit und die Furcht vor den bewaffneten Gewalthabern hielt jedes Gemüt erstarrt

und jede Zunge gefesselt. Aber wie sich in Zeiten schwerer Verhängnisse im Gegensatz zu der wilden Leidenschaft auch die schönsten Züge der menschlichen Natur kundthun, so sah man auch in diesen traurigen Tagen manche rührende Erscheinung. Vier ehemalige königliche Räte, der Herzog von Richmond, der Marquis von Hertford und die Grafen von Southampton und Lindsay stellten sich persönlich vor Gericht und sagten aus, sie allein seien als Ratgeber des unschuldig verurteilten Königs an allen den Schritten schuld, die man ihm jetzt zum Verbrechen angerechnet habe, und nach dem Gesetze dafür verantwortlich, daher solle man statt des Königs *sie* strafen. Aber sie wurden abgewiesen.

Nachdem das Urteil gefällt war, gestattete man dem Könige nur noch drei Tage bis zu seiner **Vollstreckung.** Man erlaubte ihm, seine beiden jüngsten Kinder, die zwölfjährige Prinzessin Elisabeth und den um vier Jahre jüngeren Herzog von Gloceſter, die in England geblieben waren, noch einmal zu sehen. Er nahm von ihnen den rührendsten Abschied. Am Morgen des Todestages (30. Januar 1649) stand der König früh auf, legte seine kostbarste Kleidung an und ließ sich von dem Bischof von London, Dr. Juxon, zum Schafott begleiten, das unmittelbar am Schlosse Whitehall errichtet war. Die ganze Straße war mit Menschen dicht bedeckt; von einem Fenster, dem Schlosse gegenüber, sah Cromwell dem Schauspiel ruhig zu. Karl wollte das Volk anreden, aber die Soldaten hielten es in weiter Entfernung von dem Blutgerüste. So waren seine letzten Worte nur seiner nächsten Umgebung vernehmlich. Er erklärte sich für unschuldig und verzieh allen seinen Feinden. Zuletzt tröstete ihn Juxon mit der Aussicht auf ein künftiges schöneres Leben. „Ich weiß es," erwiderte der König, „ich gehe von einer vergänglichen Krone zu einer unvergänglichen über, dorthin, wo kein Kummer wohnt." Hierauf kniete er nieder und legte sein Haupt auf den Block. Ein Scharfrichter mit einer Maske schlug es mit einem Hiebe herunter, worauf ein anderer, gleichfalls verlarvt, es bei den Haaren ergriff und es mit den Worten dem Volke zeigte: „Dies ist der Kopf eines Verräters!" Cromwell sagte ruhig zu den Umstehenden: „Nun ist die Religion gerettet und die Freiheit von Tausenden gegründet. Die Grundpfeiler der englischen Republik sind befestigt. Laßt uns jetzt unser Leben daran wagen, den Staat blühend zu machen und die Ruhe von außen zu erhalten."

Die Tausende aber, die das Gerüst umstanden, brachen beim Anblick des königlichen Hauptes in einen gräßlichen Schrei aus, in dem sich die verschiedensten Empfindungen vereinigten. „Ein Neues, Unerhörtes, Furchtbares war geschehen; in voller Oeffentlichkeit, im Angesicht von Himmel und Erde war hier ein Todesurteil vollstreckt worden, das Unterthanen über ihren König gefällt hatten."

3. Die Republik.

(1649—1653.)

Die Hinrichtung Karls war nicht nur ein Verbrechen, sondern auch ein schwerer Mißgriff; die Königsmörder haben damals den Mann, dessen ganzes Leben ein fortgesetzter Angriff auf die Freiheiten Englands gewesen war, zum Märtyrer für diese Freiheiten gemacht. Von diesem Tage an begann jene Gegenströmung zu Gunsten der Monarchie und des gestürzten Hauses, die nicht mehr aufhörte, bis der Thron in seiner alten Würde wieder aufgerichtet und das Herrscherhaus zurückgeführt war. Zunächst freilich siegte die Revolution auf der ganzen Linie. Am 7. Februar 1649 wurde das Königtum in England für ewige Zeiten als abgeschafft erklärt, das Oberhaus als unnütz und gefährlich aufgehoben, das auf 80 Mitglieder zusammengeschmolzene Unterhaus auf 150 vermehrt und als Parlament von England mit der obersten Macht ausgestattet, die ausübende Regierungsgewalt samt dem Oberbefehl über Heer und Flotte einem Staatsrat von 20 Mitgliedern übertragen, in dem Bradshaw Präsident, der Dichter Milton einer der Sekretäre war, ein neues großes Reichssiegel verfertigt, mit der Umschrift: „Im ersten Jahre der durch Gottes Segen hergestellten Freiheit, 1648", drei Männer vom höchsten Adel hingerichtet, des Königs Bildsäule umgestürzt, und das Fußgestell mit der Inschrift versehen: Exiit tyrannus, regum ultimus. Jeder Engländer, der über 17 Jahre alt war, mußte der neuen Regierung „ohne König und Oberhaus" den Eid der Treue leisten. Ein oberster Gerichtshof hatte alle Staatsverbrechen abzuurteilen und verfuhr gegen Royalisten und Leveller mit der nämlichen Strenge wie früher die Sternkammer gegen die Parlamentsopposition.

So war denn England eine Republik geworden, obwohl die ungeheure Mehrheit des englischen Volkes dem Königtum

anhing und obwohl die überlieferten Formen des politischen Lebens der neuen Staatsform keinen Rückhalt boten. Die verwitwete Königin lebte mit ihren Kindern in ihrer Vaterstadt Paris, wurde aber, obwohl sie Heinrichs IV. Tochter war, von Mazarin während der Unruhen der Fronde so sehr vernachlässigt, daß sie zur Winterszeit zuweilen aus Mangel an Holz selbst am Tage mit ihrer Tochter sich im Bette erwärmen mußte. Ihr ältester Prinz, Karl II., hielt sich bald in Holland, bald in Frankreich, bald auf der Insel Jersey auf, arm und verlassen, doch nicht ohne Hoffnung, zurückzukehren und seines Vaters Thron wieder zu besteigen. Dazu veranlaßten ihn besonders die Schotten und Irländer. Jene, voll Erbitterung über die neuen Machthaber in London, die Mörder ihres Königs, traten in Unterhandlungen mit dem Thronbewerber und versprachen, ihn als ihren König anzuerkennen, wenn er den Covenant unterzeichne und zur presbyterianischen Kirche übertrete. Während der Prinz zögerte, diese Bedingungen anzunehmen, erhob sich für ihn der royalistische Schotte, **Marquis von Montrose**, in der Hoffnung, er könne auch ohne presbyterianischen Beistand dem Prinzen von Wales den Weg zum Throne bahnen. Mit deutschen und dänischen Söldnern landete er auf den Orkney-Inseln, bewog einen Teil der dortigen Fischer zur Teilnahme an seinem Unternehmen und betrat mit seinem kleinen Haufen den schottischen Boden. Aber sein abenteuerliches Unternehmen scheiterte. Graf Argyle, das Haupt des Covenants, trat ihm entgegen, und die Truppen Leslеys gewannen einen leichten Sieg über die kleine Schar. Montrose selbst irrte mehrere Tage in der Tracht eines hochländischen

James Graham, Marquis von Montrose.

Bauern umher, bis er erkannt und durch einen Henker auf einem Karren nach Edinburg gebracht wurde. Das Urteil über den Friedensbrecher war grausam. Er sollte an einen 30 Fuß hohen Galgen hinaufgezogen werden, sein Körper daselbst drei Stunden hängen bleiben, dann abgenommen und in sechs Stücke zerhauen werden. Der Kopf sollte in Edinburg an einen Pfahl, Arme und Beine an die Hauptthore der vier größten Städte des Landes genagelt, der Rumpf verbrannt werden. Mit Würde hörte er die Verlesung dieses Urteils an und versicherte, daß er es bedaure, nicht so viel Arme und Beine zu haben, als Städte und Dörfer im Königreiche seien, damit jeder brave Schotte empört würde über die Verblendung solcher Richter, die jeden wahren Freund des Vaterlandes unter dem Deckmantel der Religion vernichteten. Der ehrgeizige, kampflustige Edelmann, dessen Schicksale die romantische Dichtung verherrlicht hat, erlitt den Tod mit der Standhaftigkeit, die eines solchen Charakters würdig war (21. Mai 1650).

Nun sah der Prinz wohl ein, daß ihm, wenn er die Königskrone erringen wolle, nichts anderes übrig bleibe, als sich den Schotten auf jede Bedingung in die Arme zu werfen. Er bewilligte daher alles, was sie verlangten und erschien, von einer Gesandtschaft hierzu aufgefordert, mit holländischen Schiffen, die ihm sein Schwager, der Statthalter Wilhelm von Holland geliehen hatte, am 24. Juni an der schottischen Küste. Noch an Bord des Schiffes, das ihn trug, mußte er den Covenant unterschreiben. Er wurde in Edinburg aufs ehrenvollste empfangen, hatte aber von der Zudringlichkeit der presbyterianischen Geistlichen, die in seiner Gegenwart in langen Predigten von den Sünden und den Frevelthaten seines Hauses sprachen, viel zu leiden.

Gleichzeitig aber war die junge Republik auch von einem **irischen Aufstande** bedroht. Hier hatte noch vor Beseitigung des Königtums der Statthalter, Graf Ormond, Verhandlungen mit den aufständischen Katholiken angeknüpft und einen Vertrag mit ihnen geschlossen (Januar 1649), um so die Insel dem Königtum zu erhalten. Kaum aber traf die Nachricht von dem Königsmorde ein, so erhoben sich allerorten die Königstreuen und riefen den ältesten Sohn des Hingerichteten als Karl II. zu ihrem König aus; in kurzer Zeit war ganz Irland, mit Ausnahme von Dublin und einigen anderen Städten, in der Gewalt des Aufstandes.

Angesichts dieser Doppelgefahr, die die junge Republik von Schottland und Irland her bedrohte, übertrug der Staatsrat den Oberbefehl mit unbeschränkter Vollmacht an Cromwell. Mit 15000 seiner Veteranen landete dieser an der irischen Küste und rückte vor die Stadt Drogheda, die von 30000 Königstreuen verteidigt wurde. Als die Aufforderung zur Uebergabe abgewiesen wurde, nahm Cromwell die Stadt im Sturme und gebot, alle Feinde mit der Schärfe des Schwertes zu schlagen. Das geschah; es wurden nicht nur die 30000 Mann Besatzung, sondern auch alle Einwohner, Weiber und Kinder getötet, die sich in die katholische Kirche geflüchtet hatten (11. September 1649). „Ich glaube," schrieb er darauf an das Parlament, „daß dieses gerechte Urteil Gottes weiteres Blutvergießen verhindern wird." Bei der Einnahme von Werford (11. Oktober) wiederholten sich die Scenen von Drogheda. Da merkten die Iren, mit was für einem Gegner sie es zu thun hatten; die übrigen Plätze ergaben sich; Ormonds Truppen gingen zu Cromwell über. Im Mai 1650 konnte er die Insel verlassen, um sich gegen die Schotten zu wenden. Sein Schwiegersohn, Ireton, und andere Führer vollendeten sein Werk. Im Sommer 1652 war der Aufstand der katholischen Irländer völlig niedergeschlagen, die Insel eine eroberte, rechtlose Provinz. Der neu eingesetzte Gerichtshof wütete noch lange mit Hinrichtungen, Verbannungen und Gütereinziehungen. Nachdem schon während des Krieges alle Gefangenen als Sklaven nach Westindien geschickt worden waren, wurden jetzt über 20000 Menschen, darunter Weiber und Kinder, ebendahin gebracht. Wer eine hervorragende Rolle bei dem Aufstand gespielt hatte, verlor seinen ganzen Grundbesitz; wer die Waffen gegen das Parlament geführt, verlor zwei Drittteile; wer nicht für dieses gekämpft, ein Dritteil. Das eingezogene Land wurde an die Parlamentssoldaten oder an englisch-protestantische Ansiedler verteilt oder ein Eigentum der Krone. Alle geborenen Irländer sollten in das frühere Königreich Connaught, den unfruchtbarsten und ödesten Teil des Landes, verpflanzt werden und dessen Grenze nicht mehr überschreiten. Kein Irländer durfte Waffen führen oder besitzen; die Ausübung des katholischen Kultus wurde streng verboten; die katholischen Priester erhielten den Befehl, binnen 20 Tagen Irland zu verlassen; kein Katholik durfte mehr irgend ein Amt bekleiden; katholische Kinder wurden von den

Behörden ergriffen und nach England zur Erziehung geschickt. Diese barbarischen Befehle und Anordnungen, die von der englischen Republik im Namen der Freiheit erlassen wurden, schufen die Ruhe des Kirchhofes, erregten aber auch einen unversöhnlichen Haß gegen England.

Cromwell hatte sich inzwischen im Auftrage des Parlaments gegen den zweiten Feind der Republik, gegen die **Schotten**, gewandt, in deren Mitte „Karl II." selbst erschienen war. Das Heer, das Karl um sich hatte, erließ eine öffentliche Erklärung, „daß es in der Furcht Gottes und mit einem Herzen voll Liebe und Mitleid in den Kampf ziehe." Cromwell aber schrieb an die Schotten: „Ich bitte euch, leset das 28. Kapitel im Jesaja vom 5.—15. Verse!" Die schottische Armee, etwa 32000 Mann, unter Lesley, hatte eine sehr vorteilhafte Stellung auf den Höhen zwischen Edinburg und Dunbar, so daß Cromwell es nicht wagte, sie anzugreifen. Da Lesley auch eine offene Schlacht vermied, so mußte Cromwell, dessen Heer durch Mangel an Lebensmitteln und durch Krankheit viele Verluste hatte, den Rückzug nach Dunbar antreten. Aber auf Andrängen der Geistlichen, die dem lustigen Lagerleben ein rasches Ende machen wollten und befürchteten, Cromwell möchte ihnen entrinnen, stieg Lesley schließlich doch mit seinen Truppen in die Ebene hinab, um Cromwell anzugreifen. Als dieser ihre Bewegung sah, soll er freudig ausgerufen haben: „Sie kommen herab! Der Herr hat sie in unsere Hände gegeben." Sofort rückte er gegen sie vor und gewann in der kurzen Spanne einer Morgenstunde bei Dunbar den glänzendsten Sieg (3. September 1650). 3000 Tote bedeckten das Schlachtfeld, 10000 wurden zu Gefangenen gemacht; Gepäck, Geschütz und Munition waren eine Beute des Siegers. Die schottischen Geistlichen suchten den Grund dieses Unglücks in dem Mißfallen Gottes an dem sündhaften Treiben der Soldaten und ihrer Führer.

Nach der Schlacht bei Dunbar zog Cromwell in Leith und Edinburg ein, während Karl, der immer mehr Anhänger fand, am 1. Januar 1651 in Scone gekrönt wurde. Ein neues Heer sammelte sich unter Karl bei Stirling. Mit diesem begann er ein gewagtes Unternehmen. Er überschritt mit 11000 Mann bei Carlisle die englische Grenze und rief alle Anhänger des Königtums auf, zu seinen Fahnen zu stoßen. Aber nur wenige kamen zu ihm in sein Hauptquartier nach Worcester. Cromwell, der ihm nachgeeilt war, lieferte ihm

am 3. September 1651, am Jahrestag seines Sieges bei Dunbar, bei Worcester eine Schlacht und besiegte ihn vollständig. Dieser Schlag vernichtete die ganze schottische Armee und alle Hoffnungen des Stuart, der nur mit großer Mühe und auf eine wunderbare Art sein Leben rettete.

Am Abend des unglücklichen Tages entfloh der Prinz mit 50 oder 60 seiner Anhänger aus Worcester, legte mit ihnen, ohne anzuhalten, mehr als fünf deutsche Meilen in einem Zuge zurück, trennte sich dann in der Nacht plötzlich mit dem Grafen von Derby von dem großen Haufen und eilte, auf Derbys Rat, seitwärts nach der Grenze von Staffordshire, nach einem abgelegenen Hof, den ein redlicher Pächter Namens Penderel, ein Katholik, mit seinen vier gleich wackeren Brüdern bewohnte. Diesen treuen Männern vertraute er sich an, und willig beherbergten sie ihn wie einen Verwandten mehrere Wochen lang. Sie gaben ihm eine Bauernkleidung und nahmen ihn des Morgens mit, wenn sie in den benachbarten Wald gingen, um Holz zu hauen oder Reisig zu sammeln. Nachts lag er mit ihnen auf dem Stroh, und ihre grobe Kost war auch seine Nahrung. Fast täglich streiften Cromwellsche Reiter umher, die den Flüchtling suchten, jedem den Tod drohend, der ihn verheimlichen würde, und demjenigen 1000 Pfund Sterling versprechend, der ihn ausliefern würde. Zuletzt schien die Gefahr so groß, daß er, auf den Rat des royalistischen Obersten Carnleß, mit diesem auf eine Eiche kletterte, in deren dichtem Laube sie über 24 Stunden verborgen saßen, während mehrere Soldatenhaufen dicht unter dem Baume vorübergingen. Dieser Baum ist noch lange nachher unter dem Namen der „Königseiche" von den Einwohnern jener Gegend verehrt worden.

Ein treuer Freund, Lord Wilmot, der sich gleichfalls dort verborgen hielt, riet dem König, nach dem Städtchen Bentley zu gehen, wo ein Oberst Lane wohnte, ein eifriger Royalist, von dessen Treue alles Gute zu erwarten war. Er machte sich auf, und Wilmot nebst den fünf Penderel begleiteten ihn. Mit wunden Fußsohlen (denn er war des langen Gehens in plumpen Bauernstiefeln nicht gewohnt) kam der Flüchtling in Bentley an und fand in dem Obersten den Mann, den er erwartet hatte. Hier entließ er die treuen Brüder mit innigem Danke. Um seinen Gast nach der Küste zu bringen, entwarf Lane den Plan zu einer Reise nach der Gegend von Bristol, wo eine nahe Verwandte von ihm,

Mistreß Norton, wohnte. Um diese zu besuchen, verschaffte er sich einen Paß für sich, seine Schwester und einen Bedienten. Den letzteren stellte der König vor, und Wilmot zog auf seinem Pferde, gleichfalls verkleidet, mit einem Falken auf der Hand und mehrere Hunde zur Seite, als ein reisender Jäger nach, der sich zufällig angeschlossen habe. Im Nortonschen Hause wurde das Geheimnis über die Person des Gastes bewahrt; Fräulein Lane führte ihn als ihren Bedienten ein, der unterwegs ein Fieber bekommen habe und für den sie deshalb um eine abgelegene Kammer bat. Aber ein Aufwärter erkannte ihn und warf sich vor ihm nieder. Der erschrockene Karl hob ihn geschwind auf und beschwor ihn um Gottes willen, ihn nicht zu verraten. Leider hörte man hier, daß in Bristol kein einziges Schiff segelfertig liege. Man mußte also auf einen anderen Weg denken und die Wanderung in dem unsicheren Lande von neuem beginnen. Zunächst begab sich der Prinz nach Trent in Dorsetshire, zu einem Oberst Windham, gleichfalls einem bekannten Anhänger der Königspartei, der den verfolgten Gast mit derselben Treue wie die vorigen Freunde verbarg, und das Geheimnis allen seinen Leuten mitteilte, die sich bemühten, ihm ihre Liebe und Anhänglichkeit zu bezeigen. Die alte Mutter des Obersten zerfloß in Freudenthränen beim Anblick des verkleideten Königs und beteuerte, daß sie jetzt gern ihre drei im Kriege für seinen Vater umgekommenen Söhne verschmerzen wolle, da sie das Glück habe, ein Werkzeug zu seiner Erhaltung zu werden.

19 Tage blieb der König in Windhams Hause verborgen, während man in London vergebens nachforschte, ob er lebe oder tot sei. Lange sah man sich umsonst nach einem Schiffe um. Endlich wurde im Hafen von Shoreham (in Sussex) ein Schiff entdeckt, das nach Frankreich fahren wollte. Auch die Reise dahin, auf welcher oft die Verkleidung gewechselt werden mußte, war nicht ohne Gefahren. So entdeckte ein Schmied, daß die Hufeisen seines Pferdes schottische Arbeit waren, während doch der Prinz vorgab, sie seien in England gemacht, und mit genauer Not entrann er dieser Gefahr. Es ist in der That bewundernswürdig, wie er 41 Tage lang unter so vielen tausend Spähern in diesem feindlichen Lande unentdeckt bleiben konnte, da doch mindestens 45 Personen ihn erkannt haben, ohne den ausgesetzten Preis sich verdienen zu wollen. Am 17. Oktober kam er glücklich in der Normandie an.

4. Schiffahrtsakte, Parlamentsreinigung, Barebone-Parlament.

(1652—1653.)

Cromwell hatte bei seinem Abzug aus Schottland den General Monk als Befehlshaber zurückgelassen. Dieser durchzog das Land bis zum Hochgebirge und zwang die Schotten zur Unterwerfung. Sie mußten in die Vereinigung des Landes mit der englischen Republik willigen, aber die Krongüter und die Güter der Royalisten wurden eingezogen. So hatte Cromwell die Ruhe in den drei Reichen wiederhergestellt oder vielmehr Schottland und Irland dem englischen Parlament unterworfen; denn beide wurden dem Namen nach mit England zu einer Republik vereinigt, der Sache nach aber wie eroberte Provinzen behandelt. Als der Sieggekrönte nach London zurückkehrte, war er der vergötterte Held des englischen Volkes, der erste Mann im Staate, dem nichts unerreichbar schien. Es wird immer ein großartiges Schauspiel bleiben, wie der Mann, der bisher nur Glaubensheld und Feldherr gewesen war, nun auch als ein Staatsmann ersten Ranges sich enthüllte. Das englische Reich, das jetzt zwar geeinigt war, aber unter den furchtbaren Erschütterungen der letzten Jahrzehnte noch zuckte, hat er sofort in die große europäische Politik hineingeführt und hat den Kampf um den Protestantismus verbunden mit dem Kampfe um die Meeresherrschaft. Wenn England zu dieser gelangen wollte, so mußte es die meerbeherrschenden Holländer erst verdrängen. Der Statthalter von Holland, Wilhelm II. von Oranien, war Schwiegersohn des hingerichteten Karls I. und begünstigte als solcher die Stuarts; auch nach seinem Tode (6. November 1650) fanden Karl II. und seine Anhänger in Holland Schutz und Zuflucht. Entscheidend aber waren nicht diese verwandtschaftlichen Beziehungen, sondern der längst vorhandene handelspolitische Gegensatz. Dieser führte zur sogenannten **„Navigationsakte"** (9. Oktober 1651), die dem holländischen Zwischenhandel einen tödlichen Schlag versetzte; sie bestimmte nämlich, daß alle seefahrenden Nationen nur noch Erzeugnisse des eigenen Landes in England einführen durften; der ganze außereuropäische Handel sollte also in englischen Häfen nur noch durch englische Schiffe vermittelt werden. Da die Holländer vergebens eine Zurücknahme der Schiffahrtsakte zu erwirken suchten, so kam es zu Feindseligkeiten zur See, und im Mai

1652 brach der offene Krieg zwischen beiden Völkern aus. Die holländischen Admirale Tromp und de Ruyter, Evertsen und de Witt gewannen anfangs große Seesiege und verwüsteten die Ufer der Themse; aber die Engländer arbeiteten mit Macht an der Verstärkung ihres Marinewesens; bald errang ihr Admiral Blake mehrere Vorteile über die holländische Flotte; in der dreitägigen Schlacht auf der Höhe von Scheveningen (8.—10. August 1652) wurde Tromp getötet. An des verwundeten Blake Stelle trat Monk, der neue Siege erfocht. Nach einem Verlust von mehr als 1000 Schiffen sahen sich die Holländer, deren Handel schwer darniederlag, genötigt, einen nachteiligen Frieden zu unterzeichnen (15. April 1654). Holland mußte die Navigationsakte anerkennen, alle Stuarts aus dem Lande weisen und sich verpflichten, dem minderjährigen Prinzen Wilhelm von Oranien, Enkel Karls I., weder die Statthalterwürde noch den Oberbefehl zu übertragen. Auch der Krieg mit Spanien hatte einen für die Engländer günstigen Ausgang. Die Stadt Dünkirchen und die Insel Jamaika fielen in ihre Gewalt; an der Mündung des Tajo nahm Blake im Herbst 1656 die aus Amerika zurückkehrende spanische Silberflotte weg und errang am 20. April 1657 einen zweiten Sieg bei Santa Cruz. Im Mittelländischen Meere wurden die Korsaren von Nordafrika durch starke Zuchtmittel zum Abschluß von Verträgen gezwungen. Die Seemacht Englands stand noch nie so hoch wie unter Cromwell. Das Rumpfparlament, durch diese Erfolge ermutigt, wollte die Seemacht verstärken, die Landmacht beschränken, um dadurch der Uebermacht Cromwells und der Armee ein Ende zu machen, und plante eine Vermehrung seiner Mitglieder durch Aufnahme ausgestoßener Presbyterianer und ein neues Wahlgesetz. Diesen Plänen kam Cromwell, im Einverständnis mit seinen Offizieren, durch **Auflösung des Parlaments** zuvor. Als er am 20. April 1653 mit seinen Anhängern hierüber Beratung hielt, meldete ihm ein Oberst, daß das Parlament eben über das neue Wahlgesetz verhandle. Da sprang Cromwell auf, nahm einige seiner vertrauteren Offiziere mit sich, befahl 300 Soldaten, ihm zu folgen, und eilte nach Westminsterhall. Nachdem er die Thüren, Treppen und Vorzimmer des Gebäudes mit seinen Soldaten besetzt hatte, trat er in seiner gewöhnlichen Kleidung, den Hut auf dem Kopfe, in den Saal, setzte sich an seinen gewöhnlichen Platz und hörte eine Zeitlang den

Verhandlungen zu. Dann sagte er seinem Nachbar, dem Oberst Harrison, ins Ohr: „Jetzt ist es Zeit.“ „Herr,“ erwiderte dieser leise, „es ist ein gefährliches Unternehmen, ich bitte Euch, es ernstlich zu überlegen, ehe Ihr Hand anlegt.“ „Wohlgesprochen!“ entgegnete der General und saß wieder eine Viertelstunde still. Als endlich die Versammlung zur Abstimmung schreiten wollte, sagte er zu Harrison: „Jetzt ist es Zeit, ich muß es thun,“ und plötzlich sprang er auf und überhäufte die Mitglieder mit den heftigsten Vorwürfen über ihre selbstsüchtige Haltung, ihre Vernachlässigung des Landheeres und ihre herrschsüchtigen Pläne. Hierauf stampfte er heftig mit dem Fuße, worauf ein Offizier mit 20 Soldaten eintrat. Dieser Anblick erhöhte seinen Mut. „Schämt euch,“ fuhr er die Parlamentsglieder an, „und packt euch fort! Macht ehrlicheren Leuten Platz, die ihr Amt getreuer verwalten! Ihr seid nicht länger ein Parlament. Ich sage euch, ihr seid nicht länger ein Parlament. Der Herr ist mit euch fertig, er hat andere Werkzeuge erkoren, sein Werk zu betreiben.“ Hier unterbrach ihn ein gewisser Sir Harry Vane, der sich über dieses formlose Benehmen beschweren wollte; aber Cromwell rief ihm zu: „O, Sir Harry Vane! Sir Harry Vane! Der Herr befreie mich von Sir Harry Vane!“ Hierauf nahm er den einen beim Rock und sagte zu ihm: „Du bist ein Hurer!“ zu einem andern: „Du bist ein Ehebrecher!“ zu einem dritten: „Du bist ein Säufer!“ zu einem vierten: „Du bist ein Wucherer! Was sollen wir mit diesem Gesindel? Fort damit, ihr selbst habt mich gezwungen, so zu verfahren. Ich habe den Herrn Tag und Nacht angerufen, daß er mich lieber hinwegnehmen als mir eine solche Arbeit auflegen möchte.“ Indem er noch die letzten Worte sprach, waren die Soldaten schon in voller Arbeit, einen nach dem anderen zur Thür hinauszuführen. Cromwell blieb bis zu-

Admiral Blake.

letzt, und als der Saal leer war, ließ er die Thüren verschließen und ging ruhig nach seiner Wohnung im Palast Whitehall zurück. Nachmittags ging er mit einigen Offizieren in den Staatsrat und erklärte auch diesen für aufgelöst, da das Parlament aufgelöst sei. Der Präsident Bradshaw erwiderte ihm: „Ihr irrt Euch, Sir, wenn Ihr glaubt, das Parlament sei aufgelöst. Keine Macht unter dem Himmel kann es auflösen, außer die Mitglieder selbst."

So war in wenigen Augenblicken die ganze gesetzgebende Gewalt in England vernichtet. König, Oberhaus und Unterhaus waren von Cromwell und seiner Armee beseitigt, Cromwell vereinigte alle Gewalt in seiner Person. Doch wollte er die parlamentarischen Formen zum Schein noch aufrechthalten. Ein Staatsrat von 13 Mitgliedern, dessen Präsident Cromwell war, ließ in den Grafschaften und Städten Listen von lauter sogenannten „Heiligen" ausfertigen; das waren puritanische Vertrauensmänner, die im Rufe ganz besonderer Frömmigkeit standen; aus ihnen wählte Cromwell selbst ungefähr 155 Mitglieder aus, darunter auch 6 aus Wales, 6 aus Irland, 4 aus Schottland, so daß dieses merkwürdigste aller Parlamente auch die erste gesamtbritische Vertretung war. Am 4. Juli 1653 trat das **„Parlament der Heiligen"** zusammen. Die meisten Mitglieder waren von niederem Stande, ohne Vermögen und Kenntnisse. Ihre Zusammenkünfte glichen mehr Erbauungsstunden als Staatsversammlungen; denn mit langen Gebeten fingen sie die Sitzungen an und endigten sie; man hörte nichts als Anspielungen und Sprüche aus dem Alten Testament, alle politischen Verhältnisse wurden vom biblischen Gesichtspunkte aus betrachtet, z. B. die Holländer als sündige Mammonsdiener, die Geistlichen als durch weltliche Weisheit verblendete Baalspriester; die Independenten wollten ja keinen geistlichen Stand und kein Gesetz, außer dem mosaischen, anerkennen; sie verachteten auch alle weltliche Gelehrsamkeit. Sie wollten als Wiedergeborene betrachtet sein und gaben sich die seltsamsten Vornamen, die teils dem Alten Testament entlehnt waren, wie: Habakuk, Hesekiel, Josua, Zerubabel, teils eine religiöse Aufforderung enthielten. Einer unterschrieb sich: „Machfriede Heaton", ein anderer: „TötedieSünde Pimple", ein dritter: „Stehefestinderhöhe Stringer", ein vierter: „Weinenicht Billing", ein fünfter: „Kämpfedengutenkampfdesglaubens White" u. dgl. Nach dem zum Sprecher erwählten Londoner

Lederhändler Barebone, der den Vornamen „Preisegott" annahm, wurde die Versammlung das „Barebone-Parlament" genannt. Dessen Bruder nannte sich: „Wenn Christus nicht für uns gestorben wäre, wir wären ewig verdammt Barebone", ein etwas langer Name, den man allgemein in den kürzeren „Verdammter Barebone" umwandelte.

Man hat dieses „Parlament der Heiligen" über die Maßen viel verspottet; solcher Spott ist wohlfeil. Das Parlament ist herausgewachsen aus dem Geiste einer Zeit, in welcher der religiöse Gedanke eine unermeßliche Stärke besaß. Und bei aller Gottseligkeit hatten seine Mitglieder nicht nur praktischen Verstand, sondern in vielen Dingen auch ganz moderne Gedanken. Sie trafen Einleitung zu einem neuen, einfachen Gesetzbuch; sie führten die Zivilehe ein; sie beschränkten den Zweikampf und behandelten ihn bei tödlichem Ausgang als Mord; sie wollten die kirchlichen Patronatsrechte beseitigen, die Geistlichen durch die Gemeinde wählen lassen, den Zehnten aufheben: Neuerungen, die alle Besitzverhältnisse umzustoßen und eine soziale Revolution zu entfachen drohten. Sparsam, wie sie waren, wollten sie auch den Bestand des Landheeres und der Seetruppen vermindern. Das letztere genügte, um Cromwell zu dem Entschluß zu bringen, auch dieses Parlament aufzulösen. Er besprach sich heimlich mit denjenigen Mitgliedern, die zu seinen Anhängern gehörten, und veranlaßte diese, am 12. Dezember 1653 eine Stunde früher in die Sitzung zu kommen und den Beschluß zu fassen, daß das Parlament überflüssig sei, und daß man daher die Herrschaft wieder in die Hände desjenigen zurückgeben müsse, von dem man sie empfangen habe. Sobald dieser Beschluß gefaßt war, eilten sie zu Cromwell nach Whitehall, um ihm denselben feierlich zu überbringen. Unterdessen aber hatten sich auch die übrigen Parlamentsmitglieder eingefunden und protestierten sofort gegen das Vorgehen der Minderzahl. Allein sie wurden auf eine ähnliche Art unterbrochen wie das Rumpfparlament acht Monate vorher. Oberst White erschien mit einer Abteilung Soldaten und fragte sie, was sie hier machten. „Wir suchen den Herrn," antwortete einer. „Dann müßt ihr anderswohin gehen," versetzte der Oberst, „denn, wie ich gewiß weiß, ist er seit mehreren Jahren schon nicht mehr hier gewesen." Und damit trieb er sie zum Hause hinaus.

Nach der Auflösung des „kurzen" Parlaments lag wieder

alle Regierung in den Händen des Heeres, und es hing von Cromwell und seinen Offizieren ab, was sie daraus machen wollten. General Lambert, der von allen Generalen ihm am nächsten stand, legte dem Staatsrat einen **Verfassungsentwurf** vor (13. Dezember 1653). Nach diesem sollte für die drei vereinigten Reiche ein Parlament von 400 Mitgliedern nach dem allgemeinen Wahlrecht gewählt werden, mit dem Rechte, die Gesetze zu beraten und zu beschließen, die Steuern zu bewilligen und zu der Besetzung der höheren Staatsämter ihre Zustimmung zu erteilen; die ausübende Gewalt sollte ein auf Lebenszeit ernannter Lord-Protektor haben in Verbindung mit einem Staatsrat; jener sollte die freie Verfügung über die Land- und Seemacht besitzen und über Krieg und Frieden entscheiden; von dieser höchsten Würde sollte das Haus Stuart ausgeschlossen sein. Diesen Entwurf genehmigte der Staatsrat, und Cromwell nahm die ihm übertragene Protektorwürde mit dem Titel „Hoheit" und mit Whitehall als Wohnung an. Ihm wurde ein Staatsrat beigesellt; alle drei Jahre sollte er ein Parlament zusammenberufen, und nach seinem Tode sollte der Staatsrat seinen Nachfolger bestimmen dürfen. Eine stehende Armee von 20000 Fußsoldaten und 10000 Reitern sollte die neue Verfassung schützen und aus den öffentlichen Einkünften ein Fonds zur ununterbrochenen Besoldung derselben gebildet werden. In das neue Parlament sollten Schottland und Irland je 30 Mitglieder wählen. Die feierliche Uebernahme der Lord-Protektorswürde und die Eidesleistung auf die neue Verfassung von seiten Cromwells erfolgte am 16. Dezember 1653 in Westminsterhall. — So war der einstige Landedelmann im Alter von 54 Jahren Präsident der englischen Republik geworden, aber Präsident mit fast königlicher Machtvollkommenheit.

5. Cromwells Protektorat.

(1653—1658.)

Nie ist England berühmter und allen Nachbarn furchtbarer gewesen als in den fünf Jahren, da Cromwell an der Spitze des Staates stand. Auswärtige Monarchen bewarben sich um seine Freundschaft und sandten ihm Glückwünsche zu. Mit Schweden schloß er einen Freundschaftsvertrag, der seine Spitze gegen das katholische Habsburg richtete. Der Seekrieg

mit Holland endigte ebenso ehrenvoll, als er geführt worden war; Frankreich schloß ein Bündnis mit ihm; Savoyen mußte auf seine Vorstellungen die Waldenser-Verfolgung aufgeben und Religionsfreiheit gewähren; die Uebermacht des verhaßten Spaniens war gebrochen und Englands Fahne trat gebietend auf allen Meeren auf. Aber im Innern fehlte noch immer viel, daß Cromwells Autorität über alle Anfechtung erhaben gewesen wäre. Dies erfuhr er am schmerzlichsten, als er am 3. September 1654 sein erstes Parlament zusammenberief. Die Mitglieder desselben hatten keine Lust, mit der ihnen angewiesenen Rolle sich zu begnügen; sie beanspruchten vielmehr für sich die oberste Gewalt, die Entscheidung über Armee und Flotte und verlangten, daß das Protektorat ihnen untergeordnet sein sollte. Nur mit Mühe und unter Beiziehung von Militärmacht konnte er 300 Mitglieder zur Anerkennung seiner wesentlichsten Rechte vermögen, und zuletzt mußte er die Versammlung, die an der Volkssouveränität festhielt, wieder auflösen (22. Januar 1655). Er hatte die Royalisten und die demokratischen Republikaner gegen sich; von den ersteren gingen mehrere Verschwörungen gegen sein Leben und mehrere Aufstände aus, die er mit eiserner Faust niederschlug. Von den royalistischen Aufrührern wurden mehrere Haufen nach Barbados zur Arbeit in den Zuckerplantagen geschickt.

Den Kirchen und Sekten gegenüber übte er eine Duldsamkeit, wie sie bis dahin in keinem Lande gewährt worden war, verlangte aber von ihnen Gehorsam gegen die bürgerliche Obrigkeit und Vermeidung jeder öffentlichen Aufreizung und Unruhe; nur die Katholiken blieben unter den alten Strafgesetzen, und den Mitgliedern der Episkopalkirche wurde nur Privatgottesdienst gestattet.

Die großen Ausgaben für den spanischen Krieg machten die Einberufung eines neuen Parlaments nötig. Da die Wahlen sehr oppositionell ausfielen, so ließ Cromwell durch den Staatsrat mehr als hundert ausschließen und durch Soldaten vom Eintritt in den Parlamentssaal abhalten. Infolgedessen wurde von dem am 17. September 1656 eröffneten Parlament die Stellung des Protektors nicht angefochten, wenn auch eine Verbesserung der Verfassung gewünscht wurde. Cromwell und seine Anhänger wollten eine Reform in anderem Sinne, hauptsächlich beunruhigt durch die Umtriebe Karls II., der mit Hilfe des Auslands und der

Katholiken und Royalisten den väterlichen Thron wieder zu gewinnen hoffte. Sie fürchteten für diesen Fall einen völligen Umsturz der bestehenden politischen und kirchlichen Verhältnisse. Um dieser Gefahr vorzubeugen, sollte die Nachfolge dadurch sicher gestellt werden, daß der Protektor das Recht erhielt, seinen Nachfolger selbst zu ernennen. Das Parlament kam diesen Wünschen entgegen und beschloß am 25. März 1657, den Protektor zu bitten, er möchte den Titel und die Würde eines Königs der drei vereinigten Reiche annehmen. Als eine Abordnung ihm diesen Beschluß überbrachte, bat er sich Bedenkzeit aus „um Gott und sein eigenes Herz um Rat zu fragen." Napoleon hat später in ähnlicher Lage ohne Bedenken zugegriffen; nicht so Oliver Cromwell. „Ich will die Mauern von Jericho nicht wieder aufbauen", sagte er und lehnte die Krone ab, deren Glanz den frommen Puritaner nicht reizte. Cromwell wußte, daß er sich durch Annahme der Königskrone nicht nur die Republikaner entfremdet hätte, sondern vor allem das Heer und seine Führer, die doch die unentbehrlichen Stützen seiner Macht waren. Er begnügte sich also mit einer Reform der Verfassung, wodurch er das Recht, seinen Nachfolger selbst zu wählen, erhielt und alle Befugnisse eines Monarchen hatte, nur den Titel nicht.

Als er aber auf die Formen der alten Verfassung zurückgriff und ein neues Oberhaus einführte, in das er, da die alten Adelsgeschlechter den Beitritt verweigerten, Leute aus seiner Verwandtschaft, Rechtsgelehrte und Offiziere, aufnehmen mußte, sprach das Unterhaus, das seine Gewalt nicht mit einem anderen Hause teilen wollte, sich entschieden dagegen aus, selbst alte Freunde mißbilligten diesen Schritt. Erbittert hierüber löste er am 4. Februar 1658 auch dieses Parlament auf, 14 Tage nach seiner Eröffnung.

Die Popularität Cromwells schwand immer mehr. Nicht einmal seine eigene Partei, die Independenten, blieb ihm treu. Während die Royalisten, die Katholiken, die Radikalen ihn haßten und Mordpläne gegen ihn schmiedeten, war er vielen Mitgliedern seiner Partei ein Gegenstand des Neides. Auch die eigene, innere Ruhe und Festigkeit verließ ihn mehr und mehr. Ihn quälte der Gedanke, daß er den Sieg des Glaubens und das Wohl des Vaterlandes schlechterdings nicht anders als durch Zwang und Gewalt zu sichern vermochte.

Der Zwiespalt drang bis in die eigene Familie ein.

Seine Lieblingstochter, Lady Elisabeth Claypole, aus deren Gesprächen er oft Beruhigung in angstvollen Stunden geschöpft hatte, starb in Melancholie, voll düsterer Ahnungen, nachdem sie kurze Zeit zuvor die Freisprechung des Doktors Hewet, eines Geistlichen der Episkopalkirche, den sie schätzte, und der in ein royalistisches Komplott verwickelt war, vergebens zu erbitten gesucht hatte. Von dieser Zeit an stand Cromwell in trauriger Einsamkeit da und sah nichts als Feinde um sich her, die sein Leben bedrohten. Er trug einen Panzer unter der Kleidung und that keinen Schritt, ohne von starken Wachen begleitet zu sein. Seine Reisen machte er mit der größten Schnelligkeit. Nie kehrte er auf demselben Wege, den er gekommen war, zurück; nie sagte er es vorher, wann und wohin er gehen wolle. Seine Zimmer hatten sämtlich verborgene Ausgänge; sein Schlafgemach wechselte er häufig und besetzte die Thüren mit sicheren, königlich bezahlten Wachen.

Diesen fortwährenden geistigen Aufregungen mußte seine körperliche Kraft allmählich erliegen. Am 17. August 1658 befiel ihn ein Fieber, das besorgniserregend auftrat. Am 2. September fragte er seinen Kaplan Starry: „Ist es möglich, aus der Gnade zu fallen?“ Auf dessen Antwort: „Es ist nicht möglich,“ rief er aus: „Nun, so bin ich sicher, denn ich weiß gewiß, daß ich einmal in der Gnade gewesen bin.“ Seine Kraft war erschöpft. Er verschied im 59. Lebensjahre, am 3. September 1658, dem Jahrestage seiner Siege bei Dunbar und Worcester, seinem „Glückstage“, wie er ihn nannte. Sein Körper wurde in der Westminsterabtei unter den Gräbern der Könige beigesetzt.

Der Mann, der die weltgeschichtliche Stellung Englands begründet hat, der als Schirmherr des Protestantismus den endgültigen Sturz der spanisch-habsburgischen Uebermacht herbeiführen half, ist, wie Ranke sagt, von der nächsten Nachwelt als ein moralisches Ungeheuer verdammt, von der späteren Zeit als einer der größten Männer des menschlichen Geschlechts gefeiert worden. Namentlich das Zeitalter der Aufklärung, unfähig, religiöse Charaktere zu verstehen, sah in ihm einen Heuchler, der fromme Worte im Munde führte, um seine ehrgeizigen Zwecke zu erreichen. Und doch war Cromwell frei von gewöhnlichem Ehrgeize und niederer Herrschsucht. Die Macht, die er erstrebte und erhielt, war ihm nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum Zwecke. Er brauchte sie, um seine

religiösen und nationalen Gedanken zu verwirklichen, um jene Theokratie aufzubauen, die seinem Puritanismus als einzig rechtmäßiges Königtum vorschwebte. Denn wahre, aufrichtige Frömmigkeit war die Grundlage all seines Denkens. Fortwährendes Lesen in der Heiligen Schrift hatte in ihm auch die Gewohnheit erzeugt, immer in der Sprache der Bibel zu reden. Seine Frömmigkeit hinderte ihn freilich nicht an klugen Berechnungen, an absichtlichen Zweideutigkeiten, am Wechsel der Ziele, je nach Lage der Umstände. In Cromwell findet man „überhaupt eine Vereinigung schein-

Denkmünze auf den Tod Oliver Cromwells.
Königl. Münzkabinett zu Berlin.

bar widersprechender Eigenschaften, eine Vereinigung, wie sie eben das englische Volk im ganzen charakterisiert. Die Engländer sind ein Volk, das auf Weltherrschaft ausgeht, aber diese Herrschaft in den Dienst des Fortschritts, der Sittlichkeit und Gerechtigkeit stellt. Diese Doppelnatur zeigt auch Cromwell; er ist der größte, weil der typischste Engländer. Und wie das englische Volk ganz entgegengesetzt beurteilt wird, indem fremde Völker an ihm nur das materielle Streben nach Macht und Reichtum sehen, während es sich selbst als Träger der Kultur erscheint, so hat auch Cromwell die widersprechendste Beurteilung erfahren." (Gardiner.)

6. Richard Cromwell.

(1659—1660.)

Cromwell hinterließ zwei Söhne, Richard und Heinrich, und drei Töchter. Von jenen hatte keiner des Vaters Geist

und Kraft geerbt. Trotzdem wurde der ältere von beiden, **Richard**, dem Wunsche des großen **Cromwell** gemäß, der ihn als seinen Nachfolger bezeichnet hatte, vom Staatsrate zum „Protektor" erklärt. Er hatte Rechtswissenschaft studiert, mit vergnügungssüchtigen Kavalieren gelebt und war von seinem Vater zum Lord und Mitglied des Oberhauses ernannt worden. Aber weder sein Verstand noch sein Wille waren einer so schweren Aufgabe gewachsen. Die obersten Offiziere zauderten, ihn als Protektor anzuerkennen, und vollends, ihm als einem Nichtmilitär die Verfügung über das Heer zu überlassen. Daher berief Richard ein neues Parlament, in welches auch die kleinen „Burgflecken", die das Wahlrecht eine Zeit lang verloren hatten, wieder ihre Vertreter senden durften. Dieses am 27. Januar 1659 eröffnete Parlament erkannte zwar Richard als Protektor an, nicht aber die Cromwellsche Verfassung, und gestand dem allgemein verhaßten Oberhaus kein Einspracherecht gegen die Beschlüsse des Unterhauses zu. Letzteres wollte die Entscheidung über den Oberbefehl weder dem Protektor noch dem Heere allein überlassen.

Auf dies hin erklärten die Offiziere dem Protektor, daß entweder er das Parlament aufzulösen habe, oder dieses von der Armee aufgelöst werde. Am 22. April unterzeichnete Richard die Auflösung. Darauf wurde auf 7. Mai das „lange" Parlament wieder einberufen, das 1648 von Cromwell gereinigt und am 20. April 1653 aufgelöst worden war. Aber von der einst so stolzen Versammlung erschienen anfangs nur noch 42 Mitglieder, teils Presbyterianer, teils Independenten. Diese erklärten sich für die höchste Staatsgewalt, übertrugen die ausführende Gewalt einem Sicherheitsausschuß und einem neuen Staatsrat und sprachen sich für eine Regierungsform „ohne Herrschaft eines einzelnen, ohne Königtum und ohne Oberhaus" aus. Die Offiziere waren damit einverstanden und übertrugen den Oberbefehl über die Landmacht dem General Fleetwood. So war Richard Cromwell von Parlament und Heer gleichermaßen verlassen. Ohne Widerstand zu versuchen, dankte er gleichmütig ab (25. Mai 1659), nachdem ihm Bezahlung seiner Schulden und ein Jahrgehalt zugesichert war. In tiefster Zurückgezogenheit lebte er noch 53 Jahre (gestorben 1712), ohne jemals wieder eine öffentliche Rolle spielen zu wollen. Auch sein Bruder Heinrich, Statthalter von Irland, der dort die

Stuartsche Fahne aufgepflanzt hatte, mußte sich unterwerfen und in das Privatleben zurückziehen.

Alle Gewalt lag nun im Parlament und im Heere, von welchen jeder Teil die Herrschaft über den anderen beanspruchte. Der Beschluß der Offiziere, das Parlament nicht als die der Armee übergeordnete Gewalt anzusehen, wie jenes verlangte, hatte zur Folge, daß das Parlament den General Lambert und einige andere höhere Offiziere ihrer Stellen enthob. Darauf antwortete Lambert damit, daß er am 13. Oktober 1659 das Rumpfparlament zum zweitenmale gewaltsam auflöste. Lambert und Fleetwood, die nun die Gewalt in Händen hatten, setzten einen Sicherheitsausschuß ein, der nach Auflösung des Parlaments und des Staatsrats unumschränkt regierte und eine neue republikanische Verfassung ausarbeiten sollte. Da gab **General Monk,** Befehlshaber der in Schottland aufgestellten englischen Truppen, der verworrenen Sache die entscheidende Wendung. Er erklärte sich gegen die Londoner Militärherrschaft und für die Wiederherstellung der alten Gesetze und Freiheiten des Landes und begann seinen Vormarsch nach London. Seine Erklärungen fanden bei der Bürgerschaft und bei einem großen Teile der Armee und der Marine vollen Beifall, da jedermann der Anarchie überdrüssig war und nach geordneten Zuständen sich sehnte, selbst um den Preis der Wiederherstellung des Königtums. Das vielgeplagte Rumpfparlament wurde, auf Andrängen des Heeres, von seinem ehemaligen Sprecher noch einmal einberufen (26. Dezember 1659), die Aussöhnung zwischen Parlament und Heer hergestellt, der Staatsrat wieder eingesetzt, General Lambert, den fast alle seine Soldaten verließen, verhaftet und in den Tower gebracht. Man fühlte, daß die Republik bereits in den letzten Zuckungen lag.

Inzwischen hatte General Monk, angeblich um die Freiheiten des Parlaments zu schützen, die Grenze überschritten und den General Fairfax, der jetzt schon Karl II. zum König ausrufen wollte, vorderhand davon abgehalten. Auf die Einladung des Parlaments hielt er am 6. Februar 1660 mit 5000 Mann seinen Einzug in London und nahm in Westminster sein Quartier. Der Sprecher führte ihn ins Parlament und dankte ihm für seine dem Vaterlande geleisteten Dienste. Monk antwortete, er sei überall angegangen worden, sich der Not des Landes zu erbarmen, und deshalb sei er gekommen; aber er habe das Vertrauen, daß das

Parlament selbst dieses wichtige Geschäft auf sich nehmen werde. Er wurde zum Generalleutnant der Republik und zum Mitglied des Staatsrats ernannt, leistete aber den von ihm geforderten, gegen die Zurückberufung der Stuarts gerichteten Eid nicht. Den von dem Parlament ihm erteilten Auftrag, den Aufstand der Londoner Bürgerschaft, die ein vollständiges und freies Parlament verlangten, zu unterdrücken, führte er zwar aus; als aber das Parlament den Londoner Stadtrat auflöste und den General samt der Armee unter eine militärische Kommission stellen wollte, erklärte er, die Armee sei zur Herstellung der nationalen Freiheit gekommen, und deshalb sollten die erledigten Sitze im Parlament durch Einberufung der 1648 ausgeschlossenen Unterhausmitglieder ergänzt und dann neue Wahlen ausgeschrieben werden. Als das Parlament auf der Einsetzung der parlamentarischen Militärkommission beharrte, trat Monk auf Seite der Bürgerschaft und berief den Stadtrat wieder zusammen (9. Februar).

General Monk.
Nach einem Gemälde in den Uffizien zu Florenz.

Dieser Schritt verwandelte auf der Stelle den allgemeinen Unwillen der Londoner Bürger gegen Monk in den ausgelassensten Jubel. Illuminationen und Freudenfeuer verkündigten auf allen Gassen die neu auflebende Hoffnung. Die Glocken wurden geläutet und die Soldaten mit gebratenen Hintervierteln bewirtet (10. Februar).

Das Parlament mußte die Einberufungsschreiben erlassen, und unter dem Schutze der Armee nahmen die vor 12 Jahren ausgeschlossenen Mitglieder am 21. Februar ihre Sitze wieder ein. Es waren meist Presbyterianer, die mit den gemäßigten Mitgliedern des Rumpfparlaments sich verbanden und dadurch die Mehrheit bildeten. Die eifrigsten

Republikaner traten infolgedessen aus. Das wieder zusammenberufene „lange" Parlament ernannte den General Monk zum Oberbefehlshaber sämtlicher Landtruppen und zum Vorsitzenden des neuen Staatsrats. Monk hatte bei seiner großen Vorsicht bisher von der Wiederherstellung des Königtums noch nichts gesprochen; aber der Londoner Stadtrat äußerte sich offen darüber, und an anderen Orten wurde Karl II. bereits ausgerufen. Das Parlament schaffte den Eid auf die Verfassung „ohne König und Lords" ab und löste sich am 16. März 1660 auf, nachdem es am 3. November 1640 zuerst sich versammelt hatte.

Die **Zurückberufung Karls II.** war nun so gut wie sicher. Es fragte sich nur, welche Bedingungen ihm auferlegt würden. Die Presbyterianer der alten Parlamentsopposition wollten die Macht der Krone möglichst beschränken und dem Parlament die Verfügung über die Militärgewalt und die Besetzung der obersten Aemter überlassen. Dagegen verlangten der Staatsrat und die Bürgerschaft, man solle Karl zur Rückkehr nach England und zum Antritt seines königlichen Amtes einladen und zugleich bitten, er möchte Straffreiheit und Gewissensfreiheit gewähren, den Verkauf der eingezogenen Güter genehmigen und die Auszahlung der Soldrückstände an das Heer zusichern. Hiervon benachrichtigte Monk den König durch Absendung John Granvilles nach Brüssel, wo Karl damals verweilte. Solch günstige Bedingungen hätte sich dort niemand gedacht. Inzwischen war der republikanische Aufstand, an dessen Spitze der aus dem Tower befreite Lambert stand, von den Truppen Monks niedergeschlagen und Lambert wieder in den Tower gebracht. Die Parlamentswahlen vollzogen sich unter großer Rührigkeit der Parteien, und am 25. April versammelte sich das neu gewählte Unterhaus, neben dem sich die Lords auf eigene Faust als Oberhaus konstituierten. In der Sitzung vom 1. Mai trat der Präsident des Staatsrats ein und zeigte der Versammlung an, daß Sir John Granville mit Briefen von Sr. Majestät dem Könige Karl II. draußen stehe und um Einlaß bitte. Die Erlaubnis wurde sofort erteilt, Granville eingeführt und das Schreiben vorgelesen. In der Urkunde, welche in Breda ausgestellt worden war, genehmigte Karl die drei ersten Bedingungen unter Vorbehalt der Zustimmung des künftigen Parlaments, die vierte unbedingt. Darauf beschlossen beide Häuser, Karl einzuladen, nach England zu

kommen und die ihm gebührende Krone zu empfangen. Zu diesem Zwecke übersandte man dem König ein Geschenk von 50000, dem Herzog von York 10000 und dem Herzog von Glocester 5000 Pfund Sterling. Das königliche Wappen wurde wiederhergestellt, der Name Karls II. in das Kirchengebet aufgenommen. Eine Abordnung beider Häuser wurde nach Breda abgeschickt.

Admiral Montague war mit der englischen Flotte in der Bai von Scheveningen zur Aufnahme des Königs bereit. Hier stieg der König mit seinen Brüdern unter dem Hurra der Matrosen ein, während Montague sogleich ehrerbietig das Kommando über die Flotte dem Herzog von York als künftigem Lord-Großadmiral übergab. In Dover landete der König am 25. Mai 1660 und wurde vom General Monk an der Spitze seiner Offiziere empfangen. Am 29. Mai, seinem 30. Geburtstage, hielt Karl II. seinen Einzug in der schön geschmückten Hauptstadt unter dem Jubel des Volkes. „Wo sind denn meine Feinde?" rief der König. „Es muß meine eigene Schuld gewesen sein, daß ich nicht früher gekommen bin; heute habe ich wenigstens niemand getroffen, der nicht beteuert hätte, daß meine Herstellung stets sein Wunsch gewesen sei." In Westminster leistete ihm das Parlament den Eid der Treue, worauf er versprach, die Privilegien der beiden Häuser zu achten. Monk wurde von Karl zum Herzog von Albemarle erhoben, mit Gütern überhäuft und in den Staatsrat aufgenommen.

7. Karl II.

(1660—1685.)

Der neue König besaß einige gute Eigenschaften, die ihn in den „Flitterwochen" seiner Regierung volkstümlich machten; er war gutmütig, leutselig, ein Freund der Künste und Wissenschaften. Aber mit diesen Tugenden verband sich bei ihm Leichtsinn, Charakterlosigkeit und unmäßige Neigung zu sinnlichen Vergnügen. An seinem Hofe herrschte die nämliche Mätressenwirtschaft wie in Versailles am Hofe Ludwigs XIV. Dies brachte ihn, obgleich das Parlament ihm reichliche Einkünfte bewilligte, in fortwährende Geldverlegenheiten, zu deren Abwendung er Mittel anwandte, die er schon als Privatmann, jedenfalls als König sich hätte versagen sollen. An Arbeitsamkeit, an Interesse für das Wohl

des Staates, an Sinn für eine ruhmvolle Regierung fehlte es ihm durchaus. Englands Ehre und Ansehen gab er in der leichtfertigsten Weise preis.

Karl kam mit allen Fehlern der Stuarts auf den Thron, mit der Vorliebe für den Absolutismus und den Papismus. Auch hier war der französische Ludwig sein Vorbild. Unbeschränkte Herrschaft und kirchliche Einheit waren seine politisch-kirchlichen Ideale; aber sie ließen sich in England weit weniger als in Frankreich verwirklichen. Er hatte Straffreiheit und Gewissensfreiheit zugesagt und hielt keines der beiden Versprechen. Von jener wurden alle diejenigen ausgeschlossen, die bei der Verurteilung Karls I. mitgewirkt hatten, und ein besonderer Gerichtshof errichtet, der alle „Königsmörder" zum Tode verurteilte. Zehn von ihnen, darunter Cromwells Freund Harrison, wurden hingerichtet, die anderen in den Tower gebracht; einigen gelang es, zu fliehen. Die Leichname Cromwells, Iretons und Bradshaws wurden ausgegraben und an den Galgen gehängt.

Nicht besser stand es mit der Achtung vor der Gewissensfreiheit. Getreu dem Stuartschen Grundsatz: „Kein Bischof, kein König!" führte Karl sofort die **Episkopalkirche** wieder ein und gab ihr alle Rechte und Pfründen zurück. Durch die Erneuerung der Uniformitätsakte (1662) wurde allen Staats- und Kirchendienern die Verpflichtung auferlegt, das Abendmahl nach dem anglikanischen Ritus zu nehmen und die unter der Regierung der Königin Elisabeth 1571 von dem Parlament genehmigten 39 Artikel zu beschwören. Die Folge dieses Glaubenszwanges war, daß gegen 2000 presbyterianische oder puritanische Geistliche ihrer Stellen beraubt und mit ihren Familien dem Elend preisgegeben wurden. Da mehrere davon in ihren bisherigen Pfarrorten heimliche Andachtsstunden hielten, so wurden durch die Konventikelakte alle religiösen Zusammenkünfte, bei denen mehr als fünf Personen anwesend waren, mit Strafen bedroht. Dieses unduldsame Verfahren wurde auch auf Schottland ausgedehnt, wo doch der Puritanismus und der Presbyterianismus so tiefe Wurzeln geschlagen hatten. Auch hier sollte die Episkopalkirche als die allein gültige eingeführt werden. Den Gemäßigten wurden zwar unter dem Namen „Indulgenz" (1672) einige Zugeständnisse gemacht. Aber viele Schotten wollten nichts von Gnade wissen, hielten an den Satzungen ihres Covenants fest, ließen sich von Haus und Hof vertreiben

und setzten der Gewalt der Behörden ihre eigene entgegen. Die Verfolgungen im schottischen Hochland standen den gegen die französischen Hugenotten ausgeübten Gewaltthaten an Grausamkeit nicht nach.

Während so Karl auf der einen Seite den Presbyterianismus zu unterdrücken suchte, wollte er andererseits durch das Toleranzedikt, das er ohne Befragung des Parlaments erließ, den Katholiken möglichste Schonung angedeihen lassen. Das Volk und das Parlament sahen in diesem Edikt den ersten Schritt zum Katholizismus und setzten es durch, daß der König diese Verordnung zurücknahm und die vom Parlament beschlossene Probe- oder Prüfungsakte (**Testakte**) unterzeichnete (1673 gültig bis 1829). Nach dieser durfte niemand ein öffentliches Amt, sei es im Zivil oder im Militär, bekleiden, niemand in das Parlament oder in den Staatsrat gewählt werden, der sich nicht zur anglikanischen Kirche bekannte und nicht den Suprematseid leistete, wodurch der König als das alleinige Oberhaupt der anglikanischen Kirche bezeichnet wurde. In folgerichtiger Anwendung dieses Gesetzes verlangte das Unterhaus die Ausschließung des Herzogs von York von der Thronfolge. Denn dieser, des Königs Bruder und bei dessen Kinderlosigkeit der nächste Thronfolger, war nebst seiner ersten Gemahlin Anna, einer Tochter des Ministers Graf Clarendon, zur katholischen Kirche übergetreten und hatte sich 1673 in zweiter Ehe mit der katholischen Prinzessin von Modena, Maria von Este, vermählt. Von seinen beiden Töchtern erster Ehe, die beide protestantisch blieben, war Maria mit dem Statthalter Wilhelm III. von Oranien vermählt, Anna mit dem dänischen Prinzen Georg. Nach Genehmigung der Testakte hatte Jakob, Herzog von York,

Karl II., König von England.

sofort seine Stelle als Großadmiral niedergelegt. Um die Aufmerksamkeit von ihm abzulenken, schickte ihn Karl 1679 nach Brüssel; doch kam er 1681 nach Auflösung des Parlaments nach England zurück, wurde von Karl trotz der Testakte in den Staatsrat aufgenommen und nahm bei der Gleichgültigkeit des Königs den lebhaftesten Anteil an der Regierung. Die vom Unterhaus 1680 angenommene Bill, wonach er von der Thronfolge ausgeschlossen werden sollte, wurde vom Oberhaus verworfen.

Von den zwei anderen Bedingungen, die Karl vor seiner Thronbesteigung angenommen hatte, erfüllte er wohl die letzte, die sich auf die Bezahlung des rückständigen Soldes an die Armee bezog; diese selbst aber, die noch viele republikanische und puritanische Bestandteile in sich schloß, wurde aufgelöst und nur zwei Regimenter als Garden im Dienst behalten. Die eingezogenen Güter aber wurden der Krone, der Kirche, dem Adel u. s. w. zurückgegeben, ohne daß den Käufern ein Ersatz gegeben worden wäre.

Karl vermählte sich 1662 mit der Prinzessin Katharina von Portugal, die ihm eine reiche Mitgift mitbrachte. Das Parlament bewilligte ihm das Tonnen- und Pfundgeld für seine ganze Regierungszeit und die neu eingeführte Accise, was eine jährliche Einnahme von 1200000 Pfund Sterling ausmachte. Trotz dieser reichen Einkünfte verkaufte er an Frankreich die von Cromwell erworbene Hafenstadt Dünkirchen um 5 Millionen Livres (1664). Die Ruhmlosigkeit des 1665 mit den Holländern begonnenen Krieges, in welchem de Ruyter die Themse hinauffuhr, Kriegsschiffe verbrannte, die Hauptstadt selbst ernstlich bedrohte und durch Wegnahme von Gütern den Engländern große Verluste beibrachte, kümmerte ihn nicht. Der Friede von Breda machte, wie wir gesehen haben, diesem Kriege ein Ende. Der Minister Clarendon, der acht Jahre lang dem König seine Ratschläge gegeben hatte, mußte zuletzt dem allgemeinen Unwillen weichen, wurde in Ungnade entlassen und flüchtete sich vor dem drohenden Hochverratsprozeß nach Frankreich (1667). An seine Stelle trat das **Cabal-Ministerium**, das seinen Namen von den Anfangsbuchstaben seiner Mitglieder (Clifford, Arlington, Buckingham, Ashley, Lauderdale) hatte und die Herstellung des Absolutismus und des Katholizismus sich zum Ziele setzte. Zwar schloß Karl im Mai 1668 mit Schweden und Holland die Tripelallianz und nötigte dadurch den König

Ludwig XIV. zum Frieden von Aachen. Aber bald darauf ließ er sich, obgleich Parlament und Volk sich offen dagegen aussprachen, von Ludwig zu einer Allianz mit Frankreich und damit zu einer Politik bewegen, die den Interessen des englischen Volkes widersprach und einem Verrate nahe kam. In dem geheimen Vertrage von Dover (1. Juni 1670) verpflichtete sich Karl gegen 3 Millionen Livres jährlich, Holland zu Wasser und zu Land zu bekriegen, sein Land zum Katholizismus zurückzuführen und selbst katholisch zu werden. Auch über die Verteilung der zu erobernden Gebiete wurden bereits Bestimmungen getroffen. Aber es kam anders als Karl und seine Vertrauten erwartet hatten. Der Krieg verschlang große Summen Geldes, ohne die gehofften Eroberungen zu bringen, und war bald so unpopulär, daß Karl auf Drängen des Parlaments unter Vermittelung Spaniens mit Holland den Frieden von Westminster schließen (Februar 1674) und das Cabal-Ministerium entlassen mußte, worauf Graf Danby an die Spitze eines neuen Ministeriums trat. Doch erhielt er immer noch die französischen Jahrgelder gegen die Verpflichtung, nicht den anderen Mächten beizutreten. Aber nachdem seine Nichte Maria sich mit dem Statthalter Wilhelm III. von Oranien verlobt hatte (1677), ließ sich der König dazu bewegen, daß er das Bündnis mit Frankreich vollständig löste, mit Holland am 10. Januar 1678 einen Allianzvertrag abschloß und im Parlament die Erklärung gab, er werde die Herstellung des Friedens selbst mit Waffengewalt durchzusetzen sich bemühen, worauf vom Parlament reichliche Gelder bewilligt und englische Truppen nach den Niederlanden übergesetzt wurden.

Das Gerücht von einem katholischen Anschlag gegen das Leben des Königs benutzte Graf Shaftesbury (der frühere Minister Ashley), der zur Opposition übergegangen war, zur Durchsetzung der Forderung, daß alle Katholiken vom Hof und aus der Hauptstadt entfernt und aus beiden Häusern ausgeschlossen werden sollten. Das ganze Land war auf einmal wieder von einer gegen den Papismus gerichteten Strömung erfaßt, wodurch auch die **Thronfolgefrage** wieder auf die Tagesordnung gesetzt wurde. Karl mußte nachgeben, das „lange Parlament der Restauration", das 18 Jahre lang (1661—79) beisammen gewesen war, auflösen und den Minister Danby entlassen. An die Spitze des neuen Ministeriums trat nun William Temple; der Vorsitz

in dem erweiterten Staatsrat wurde dem Grafen Shaftesbury übertragen. Diese neue Regierung, größtenteils aus Oppositionsmitgliedern zusammengesetzt, vereinbarte mit dem Parlament (1679) die berühmte Habeaskorpusakte, wodurch die persönliche Freiheit der Engländer gesichert und bestimmt wurde, daß ohne einen schriftlichen Befehl der Behörde niemand verhaftet werden dürfe und daß jeder Gefangene binnen drei Tagen vor den ordentlichen Richter gestellt werden müsse. Als aber das Unterhaus die Ausschließung des Herzogs von York von der Thronfolge erzwingen wollte, wurde es aufgelöst (27. Mai 1675), worauf die freisinnigen Mitglieder des Ministeriums und des Staatsrats (Shaftesbury, Russel, Cavendish, Essex) sich genötigt sahen, ihre Entlassung zu nehmen. Das am 27. Oktober 1680 eröffnete neue Parlament bemächtigte sich gleichfalls der Thronfolgefrage: das Unterhaus nahm die Ausschließungsbill an, das Oberhaus verwarf sie. Dadurch wurde die Aufregung gesteigert. Die papistischen Verschwörungsprozesse wurden wieder aufgegriffen, Thomas Howard und Viscount Stafford, obgleich ihre Schuld nicht bewiesen war, verurteilt und hingerichtet. Die Spannung zwischen der Krone und dem Unterhaus drohte so stark zu werden wie in den vierziger Jahren. Die Geldbewilligungen wurden bereits an sehr beschränkende Bedingungen geknüpft; Karl suchte diesen Folgerungen dadurch zu entgehen, daß er im Januar 1681 wieder ein Bündnis mit Ludwig XIV. abschloß, der ihm jährlich zwei Millionen Livres zu zahlen versprach, wogegen Karl den Widerstand des Parlaments brechen sollte. Das Parlament wurde vertagt und bald darauf aufgelöst, das neue nach Oxford berufen, weil London es mit der Opposition hielt, aber bereits nach acht Tagen wieder aufgelöst (29. März 1681).

Um jene Zeit bildeten sich die zwei großen politischen Parteien der **Whigs und der Tories**, die so viele Jahrzehnte lang zwei feindliche Heerlager bildeten und abwechselnd Volk und Parlament beherrschten. Sie standen sich gegenüber wie Liberale und Konservative. Die Whigs, deren hervorragendste Vertreter Shaftesbury, Russel, Sidney und andere waren, gingen von der Ansicht aus, daß die Staatsverfassung nichts anderes sei als ein zwischen Krone und Volk abgeschlossener Vertrag und daß, wenn die Krone ihn verletze, das Volk das Recht des thätigen Widerstandes habe, dabei sich aber nur gesetzmäßiger Mittel bedienen solle. Die Tories

dagegen, deren geistiger Mittelpunkt die streng konservative Universität Oxford war, hielten an dem göttlichen Ursprung des Königtums fest und verlangten vom Volke unbedingten, im Notfalle auch leidenden Gehorsam gegen den König und seine Regierung. Demgemäß behaupteten jene die Gesetzmäßigkeit der Ausschlußbill, während diese sie bekämpften. Um diese Bill entbrannte nun ein heftiger Kampf zwischen dem Unterhaus, in dem die Whigs, und dem Oberhaus, in dem die Tories überwogen. Karl löste noch zwei Parlamente auf (im ganzen fünf) und regierte zuletzt wie sein Vater überhaupt ohne ein solches. Er konnte dies, weil die französischen Jahrgelder ihn finanziell vom Parlamente unabhängig machten. Die Whigs gaben sich die größte Mühe, den Bruder des Königs durch einen anderen Thronfolger zu ersetzen. Sie versuchten es mit dem Herzog von Monmouth, einem natürlichen Sohne des Königs; sie wiesen auf Wilhelm von Oranien hin; sie sprachen von Wiederherstellung der Republik und des Protektorats. Aber alle ihre Anstrengungen blieben erfolglos. Ihr Führer Shaftesbury gab schließlich die Sache verloren und floh nach Holland, wo er bald darauf starb. Die Verschwörung einiger alten Cromwellianer, die den König und seinen Bruder bei der Rückkehr von der Jagd an dem einsam gelegenen „Roggenhause" überfallen und aufheben wollten, wurde entdeckt, die Schuldigen hingerichtet; sogar Lord Russel und Sidney, die mit Unrecht darein verwickelt wurden, starben als Hochverräter auf dem Schaffot (1683 „Roggenhausverschwörung"). Aber trotz dieser Gewaltthaten und trotz des parteiischen Regimentes blieb das englische Volk ruhig. Man war der Revolution und Republik satt geworden und freute sich über den Aufschwung des Handels. So konnte Karl bis an sein Lebensende als unumschränkter Herrscher regieren und ungestört seinen Lüsten leben. Auf seinem Sterbelager zeigte er sich als den, der er innerlich längst gewesen war. Sein Bruder brachte ihm einen schottischen Mönch, der ihm die Beichte abnahm und das Abendmahl und die letzte Oelung reichte. Er starb am 16. Februar 1685.

8. Jakob II.

(1685—1688.)

Der Herzog von York bestieg als Jakob II. den Thron, ohne irgend welchen Widerstand zu finden. Das erste Par-

lament bewilligte ihm alle Einnahmen, die sein Bruder gehabt hatte, auf Lebenszeit. Aber während er, der wegen seines katholischen Glaubens mit so großem Mißtrauen beobachtet wurde, in allen politischen und kirchlichen Dingen die äußerste Vorsicht hätte anwenden sollen, zeigte er von Anfang an einen überspannten und einseitigen Eifer für den Katholizismus; desgleichen war er von dem Starrsinn und Dünkel der Stuarts erfüllt. So stürzte er sich unaufhaltsam ins Verderben. Aus seinen Handlungen ging hervor, daß er es darauf angelegt hatte, die beiden Heiligtümer, um derenwillen die Nation bisher Blut und Vermögen aufgeopfert hatte, die religiöse und bürgerliche Freiheit, von Grund aus zu vernichten. Er schickte Gesandte an den Papst, besuchte im Angesicht des Volks die Messe, machte bekannt, sein Vorgänger sei in der katholischen Religion gestorben, und that dies alles mit einer Zuversicht, als wüßte er nichts von der Geschichte seines Vaters, als hätte er nicht selbst als Flüchtling in fremden Landen herumirren müssen. Selbst der Papst Innocenz XI. und König Ludwig XIV. fanden für gut, ihm Mäßigung anzuraten.

Wenige Wochen nach Jakobs Thronbesteigung erhoben sich **Aufstände in Schottland und England.** Dort war es der Graf Argyle, der die Fahne der Empörung schwang, hier der Herzog von Monmouth. Jener landete am 2. Mai 1685 mit etwa 300 Emigranten im südlichen Schottland, fand aber wenig Anhang, wurde ergriffen und am 30. Juni in Edinburg enthauptet. Monmouth landete mit ungefähr 80 Emigranten am 11. Juni an der Küste von Dorsetshire und erließ eine Proklamation gegen Jakob als den Tyrannen, Mörder und Usurpator. Er hatte bald 5000 Bewaffnete um sich, zog mit diesen in Taunton ein und ließ sich dort am 20. Juni als König ausrufen. Aber in dem Treffen bei Sedgemoor (6. Juli), dem letzten, das überhaupt auf englischem Boden geschlagen wurde, erlitt er von den königlichen Truppen unter Feversham eine Niederlage, wurde auf der Flucht gefangen und nach London gebracht. Vor Jakob geführt, bat er fußfällig um sein Leben. Aber dieser war unerbittlich und ließ den Sohn seines Bruders durch das Beil enthaupten. Darauf folgten die Blutgerichte gegen alle Teilnehmer an dem Aufstand, wobei der Oberrichter Jeffreys, der spätere Lordkanzler, durch seine Unmenschlichkeit sich hervorthat. Ueber 300 Personen

wurden hingerichtet, mehr als 800 nach Westindien gebracht, wo sie zu Sklavenarbeiten gezwungen wurden.

Die rasche Unterdrückung dieser Verschwörung erhöhte die Zuversicht des Königs. Er versammelte am 9. November 1685 das Parlament und erklärte, daß er im Heere viele Katholiken als Offiziere angestellt habe und sie als solche beibehalten werde, um für den Fall einer neuen Empörung erprobte Leute zu haben. Da dies im Widerspruch mit der Testakte stand, so verlangten die beiden Häuser die Entlassung der katholischen Offiziere. Darauf antwortete der König am 20. November mit der Vertagung des Parlaments.

Jakob II.
Nach einem Gemälde in der Kunst- und Altertümersammlung zu Heidelberg.

Die 50000 Hugenotten, die nach der Aufhebung des Edikts von Nantes aus Frankreich nach England flohen, nahm er zwar auf und wies ihnen Wohnplätze an, zugleich aber nahm er auch Jesuiten und andere Ordensbrüder auf, ließ sie in London und anderen Städten Schulen errichten, drängte den Universitäten katholische Lehrer auf, begünstigte die Uebertritte zum **Katholizismus** durch Verleihung einträglicher Pfründen, stellte immer mehr Katholiken in allen Zweigen der Staatsverwaltung an, ernannte seinen Beichtvater, den Jesuitenpater Petre, zum Mitglied des Staatsrats und empfing einen päpstlichen Nuntius in feierlicher Audienz. Als er aber durch eine Versammlung von Rechtsgelehrten sich das Recht zusprechen ließ, von jedem Reichsgesetz, also auch von der Testakte, in gewissen Fällen zu dispensieren, die verhaßte „hohe Kommission" wieder einrichtete, um widerspenstige Geistliche zu maßregeln, in Schottland und England die Indulgenzerklärung verkündigen ließ (April 1687), wodurch der Testeid, der Suprematseid, alle Beschränkungen gegen die „Nonkonformisten" aufgehoben, volle Gewissensfreiheit verkündet und sieben Bischöfe, welche dieses Edikt von den

Kanzeln zu verlesen sich weigerten, in den Tower geschickt wurden, da sah man, daß der unduldsame König nur deshalb Duldung gewährte, weil er dem Katholizismus freie Bahn schaffen wollte. In den beiden Königreichen entstand eine Aufregung wie zu den Zeiten des Erzbischofs Laud, während in Irland die Katholiken ihre nationalen Rechte wiedererringen zu können hofften.

Solange das englische Volk die Aussicht hatte, daß der Stuartsche Stamm mit Jakob, der keine männlichen Nachkommen hatte, aussterbe, ertrug es die verhaßte Regierung mit Geduld; glaubte es ja sicher zu sein, daß nach des Königs Tode seine protestantische Tochter, die Prinzessin Maria von Oranien, ihm folgen werde. Aber die Nachricht, daß ein Prinz von Wales geboren sei (10. Juni 1688), vereitelte diese Hoffnung. Bald verbreitete sich das Gerücht, der neugeborene Prinz sei unterschoben zu dem Zweck, daß die Regierung nicht in protestantische Hände komme. Viele whiggistische Lords entfernten sich heimlich und gingen nach Holland; von anderen erhielt der Prinz von Oranien schriftliche Aufforderungen, sich des gedrückten Volkes anzunehmen; eher wollte man alles dulden als diesen Thronfolger. Da richteten sich alle Blicke nach dem Haag, der Residenz des Oraniers, der bereits öffentlich, in einer besonderen Erklärung, die Aufhebung der Testakte und eben damit das ganze Regierungssystem seines Schwiegervaters mißbilligt hatte.

Wilhelm III., den wir als großen Feldherrn und Staatsmann kennen, stand längst in geheimem Verkehr mit den mißvergnügten Whigs und hielt die damalige Lage für günstig zu einer militärischen Einmischung, die nicht bloß mit dem Sturze des Stuartschen Systems, sondern mit dem der Stuarts selbst endigen mußte. Unter dem Scheine, als gelte es Frankreich, seinem beständigen Gegner, rüstete er eine ansehnliche Flotte aus und schloß mit vielen deutschen Reichsfürsten das oben erwähnte Augsburger Bündnis. Ludwig XIV. selbst wurde eine Zeitlang getäuscht; als er endlich die wahren Absichten Wilhelms entdeckte, beeilte er sich, Jakob von der nahen Gefahr zu unterrichten und ihm ein Schutzbündnis anzubieten. Denn eine Verbindung Englands und Hollands unter dem Oranier mußte dem französischen Könige für seine weiteren Eroberungspläne höchst störend vorkommen. Jakob, der eine solche Absicht seinem Schwiegersohne Wilhelm nicht zutraute, sah in den Warnungen der

Franzosen nur die boshafte Absicht, ihn in einen Bruch mit den Holländern zu verwickeln, und lehnte alle Anträge ab.

Aber am 23. September 1688 erhielt er durch einen Brief seines Gesandten aus dem Haag die sichere Nachricht von dem Landungsplane seines Schwiegersohnes. Vor Entsetzen fiel ihm das Blatt aus der Hand. Nun erst sah er, vor welchem Abgrund er stand. In der Angst nahm er in einer öffentlichen Erklärung alle Verordnungen, die den Haß des Volkes so sehr erregt hatten, zurück; nur dem Dispensationsrecht, das der Kern seiner rückschrittlichen Maßregeln war, wollte er nicht entsagen. Zu gleicher Zeit wurde die Armee verstärkt und das Kommando dem General Feversham übergeben, während Lord Dartmouth mit der Flotte die Landung Wilhelms verhindern sollte.

Wilhelm, der sich mit 14000 Mann in Helvoetsluys einschiffte, fuhr ohne Anfechtung durch den Kanal und landete am 15. November 1688 an der Küste von Devonshire in der Bucht von Torbay. An dem Hauptmast seines Schiffes waren die englischen Farben angebracht mit der Inschrift: „Für die protestantische Religion und ein freies Parlament.“ Er marschierte sogleich gegen Exeter, fand aber dort nicht den erwarteten Empfang, weil in diesen Gegenden, dem Schauplatz des Monmouthschen Aufruhrs und der königlichen Greuel, die Furcht vor des Königs Rache noch lähmend wirkte. Ein Aufruf, der dem Heere vorausging, machte den besten Eindruck.

General Feversham.
Nach einem alten Kupferstich.

In diesem waren alle Beschwerden der Nation gegen Jakob II. aufgezählt, und Wilhelm III. kündigte sich nur als einen Anwalt derselben an, der gekommen sei, ein freies Parlament zu berufen, für die Freiheit und Sicherheit des Volkes zu sorgen und die rechtmäßige Geburt des sogenannten Prinzen von Wales zu untersuchen. Denn, hieß es, obgleich der

König vor kurzem seine gesetzwidrigen Erlasse selbst zurückgenommen habe, so sei doch dieser plötzlichen Umwandlung nicht zu trauen, vielmehr müßten die Rechte des Volkes auf eine nachdrücklichere Art und für immer festgestellt werden. Die auswärtigen, gegen Frankreich verbündeten Mächte sahen in Wilhelm den Retter des Festlandes und begünstigten sein Unternehmen.

Der König hatte sich indessen mit dem Heere nach Salisbury begeben. Aber der massenhafte Abfall der Offiziere und Mannschaft machte ihn so kleinmütig, daß er nach London zurückeilte und Gesandte mit Vergleichsvorschlägen an den Prinzen schickte. Dieser ließ sich auf nichts ein, sondern setzte seinen Marsch nach London fort. Eine Stadt nach der anderen öffnete ihm freiwillig ihre Thore, und viele der vornehmsten Lords vergrößerten sein Gefolge. Die meisten Befehlshaber erklärten sich für den Prinzen. Jakob, vom Volk und Heer verlassen, von übertriebenen Gerüchten geängstigt, nur von furchtsamen Katholiken umringt, die ihren Untergang vor Augen sahen, wenn sie ihren Feinden in die Hände fielen, ließ sich von diesen bereden, mit ihnen nach Frankreich zu entfliehen. Er sandte die Königin und den kleinen Prinzen voraus und verschwand selbst bald nachher, in der Nacht des 12. Dezember, aus Whitehall.

Der Londoner Pöbel ließ nun seinen Gefühlen freien Lauf und drang in die Häuser und Kapellen der Katholischen ein. Pater Petre war bereits entflohen, als man nach ihm suchte; Jeffreys wurde festgenommen und in den Tower gebracht. Das königliche Heer wurde von Lord Feversham aufgelöst und entlassen. Es gab keine Zivil- und keine Militärgewalt mehr. Um den schlimmsten Unruhen vorzubeugen, traten die vornehmsten Bischöfe und Peers mit dem Londoner Stadtrat zusammen und hielten mit Hilfe der Londoner Stadtmiliz das Volk im Zaume. Endlich kam der Prinz mit seinen Holländern vor der Hauptstadt an und nahm seinen Aufenthalt im Schloß Windsor. Aber sehr zur ungelegenen Zeit erschien auch der entflohene Jakob wieder, den herumstreifende Fischersleute an der Küste ergriffen, ausgeplündert und nach Feversham geführt hatten. Dort wurde er wiedererkannt und nach London zurückgebracht. Ratlos, was er thun sollte, erhielt er nachts von Wilhelm den Befehl, Whitehall, das von den holländischen Soldaten besetzt war, zu verlassen. Man gestattete ihm, sich nach Rochester

zu begeben, wohin er unter Bedeckung gebracht wurde. Von da fuhr er, von niemand gehindert, am 23. September mit seinem natürlichen Sohne, dem Herzog von Berwick, und einigen Dienern ab, landete nach einer stürmischen Fahrt von zwei Tagen an der französischen Küste und eilte in das Schloß St.-Germain-en-Laye, wo Ludwig XIV. ihn er-

Wilhelm III. von Oranien, König von England, und Maria II., Königin von England.
Nach einem alten Kupferstich.

wartete und ihm und seiner Familie eine prachtvoll ausgestattete Zufluchtsstätte bereitet hatte. Er gab ihm einen glänzenden Hofstaat und monatlich 150 000 Livres. Die französischen Hofleute betrachteten mit Verwunderung den Flüchtling, der, wie sie sagten, drei Königreiche für eine Messe hingegeben hatte, während ihr gefeierter König Heinrich IV. für eine Messe Frankreichs Krone erworben hatte.

Nach der Abreise des Königs aus London (am 18. De-

zember) hielt Wilhelm auf die Einladung der Gemeindebehörden seinen **Einzug in London** und nahm in St. James seine Wohnung. Die oberste Gewalt lag in seinen Händen; doch hielt er sich streng an die verfassungsmäßigen Formen. Eine Versammlung von Mitgliedern des früheren Parlaments und des Londoner Gemeinderats, die am 26. Dezember zusammenkam, übertrug dem Prinzen vorläufig die Regierungsgewalt und ersuchte ihn, die Wahlen zu einer Konvention (das heißt zu einem Parlament, dem die gesetzliche Autorität eines Königs fehlte) auszuschreiben. Durch freiwillige Beiträge kam binnen vier Tagen zur Bestreitung der Staatsausgaben eine Anleihe von 100000 Pfund Sterling zusammen; die katholischen Offiziere und überhaupt alle zweifelhaften Elemente wurden aus dem Landheer und der Marine entfernt. Die neugewählte und am 1. Februar 1689 zusammentretende Konvention, Unterhaus und Oberhaus, sprach in einer Adresse dem Prinzen Wilhelm ihren Dank für seine Verdienste um die Befreiung Englands von Papsttum und Knechtschaft aus, erklärte den Thron für erledigt und verständigte sich nach langen Debatten dahin, daß die katholische Linie der Stuarts von der Regierung ausgeschlossen, der Prinz und die Prinzessin von Oranien, Wilhelm und Maria, König und Königin von Großbritannien und Irland sein sollten, in der Weise, daß auf allen königlichen Erlassen der Name des Königs und der Königin stehen, die Regierungsgewalt aber Wilhelm allein bis zu seinem Tode ausüben sollte; für den Fall, daß ihre Ehe kinderlos bleiben sollte, wurde bestimmt, daß der Thron auf Marias Schwester, die Prinzessin Anna, und deren Nachkommen übergehen solle. Die Königskrönung fand am 11. April 1689 in Westminster statt.

Durch die Vergangenheit gewarnt, setzte die Konvention, welche durch den vom König bestätigten Beschluß der beiden Häuser zum Parlament erhoben wurde, in der **„Bill of Rights"** (Erklärung der Rechte) die Hauptgrundsätze des neuen Verfassungslebens fest, und König und Königin bestätigten die Bill (13. Februar). Darin war ausgesprochen, daß dem König kein Dispensationsrecht zustehe, daß ohne Bewilligung des Parlaments keine Steuern erhoben und kein stehendes Heer aufgestellt werden dürfe, daß das Parlament regelmäßig einberufen werde, die Minister für ihre Regierungshandlungen dem Parlament verantwortlich seien und daß dabei die Krone kein Begnadigungsrecht haben solle. An

der Testakte und an der kirchlichen Uniformitätsakte wurde festgehalten und alle Geistlichen und Staatsbeamten, die den Treu- und Suprematseid nicht leisteten (viele wollten den Supremat des calvinistischen Königs nicht anerkennen), abgesetzt. Die „hohe Kommission" wurde aufgelöst. Wilhelm suchte in England dem ausschließlichen Episkopalsystem im Sinne der Duldsamkeit ebenso entgegenzutreten, wie in Schottland, wo letzteres wieder abgeschafft wurde, dem starren Presbyterianertum. Auch in Schottland war eine Konvention zusammengetreten, die Rechtsforderungen aufstellte, diese dem König vorlegte und dem Königspaar die schottische Königskrone übertrug, nachdem es die Forderungen bestätigt hatte.

Während in England und Schottland Friede und Ruhe wiederkehrten und der Uebergang der Krone von dem Hause Stuart auf das Haupt des Oraniers ohne große Störungen sich vollzog, mußten in **Irland** die Waffen über die Thronfolge entscheiden. Dort stand ein Stuartsches Heer unter dem Statthalter Herzog von Tyrconnel, größtenteils von katholischen Offizieren befehligt. Der Herzog erkannte Wilhelm nicht als König an und verfolgte seine Anhänger als Aufrührer. Aufs neue entbrannte der heftigste Kampf zwischen den Kelten und Angelsachsen, den Katholiken und Reformierten in Irland. Letztere waren in einer üblen Lage, da ihre Gegner in der Mehrzahl waren. Tyrconnel forderte in einer Botschaft den vertriebenen König auf, nach Irland zu kommen, um an der Spitze der dortigen Armee die verlorene Krone von England wiederzuerobern. Ludwig gab ihm bereitwillig Schiffe, Mannschaften und Geld, um einen neuen Bürgerkrieg in England zu erregen und dadurch den Oranier und die Holländer von der Teilnahme an dem eben damals ausbrechenden Pfalz-Simmernschen Krieg abzuhalten. Er gab aber dem Stuart bei dessen Abfahrt den Rat, der königlichen Sache nicht dadurch zu schaden, daß er durch katholischen Uebereifer die protestantischen Royalisten von sich stoße, und meinte, das Beste, was er ihm wünschen könne, sei, ihn nie wiederzusehen. Jakob II. landete in Irland, das irische Parlament versammelte sich am 20. Mai 1689 in Dublin und erklärte, ihn als seinen rechtmäßigen König anerkennen zu wollen unter der Bedingung, daß Jakob mit der Befreiung Irlands von der englischen Oberherrschaft und mit der Einziehung aller Güter der für Aufrührer erklärten Anhänger Wilhelms III. einverstanden sei. Die von der nationalen

Partei entworfene Proskriptionsliste zählte mehr als 2500 Namen auf, englische Bischöfe und reiche Grundbesitzer; sie alle sollten ihr Vermögen und ihre Güter, die einst im Besitze der Irländer gewesen waren, verlieren. Jakob willigte ein, und nun stießen über 30000 irische Freiwillige zu ihm. Mit Ausnahme weniger Städte war die ganze Insel in der Gewalt Jakobs. Das von König Wilhelm abgeschickte Heer, nur 6000 Mann unter Marschall Schomberg, konnte gegen die Ueberzahl nichts ausrichten. Da eilte Wilhelm mit stärkerer Heeresmacht selbst herbei, vereinigte sich mit Schomberg und schlug am 11. Juli 1690 am **Boynefluß** seinen Schwiegervater Jakob in einer entscheidenden Schlacht. Jakob floh wieder nach Frankreich; Tyrconnel rettete Mannschaft und Kriegsvorräte nach Limerick; Ludwig XIV. rief seine Truppen nach Frankreich zurück. Nichts stand den Engländern im Wege, sich aufs neue die ganze Insel zu unterwerfen. Im Oktober 1691 ergab sich der letzte feste Platz, Limerick. Mehr als 18000 Irländer gingen in freiwillige Verbannung; das englische Parlament verfügte, um Uebel auf Uebel zu häufen, die Konfiskation einer Million Morgen Landes und die Verteilung desselben unter Protestanten. Die Cromwellschen Dekrete wurden wieder in Kraft gesetzt, alle Katholiken mundtot gemacht, später sogar das Stimmrecht bei den Wahlen in das irische Parlament ihnen entzogen. Ein solches Verfahren, das an die Raubzüge der Römer und an die Zeiten der Völkerwanderung erinnert, mußte schlimme Früchte tragen. Das jahrhundertelang geknechtete Volk der Iren, das sich in seinem nationalen, politischen und religiösen Bewußtsein so empfindlich getroffen fühlte, das an den Bettelstab gebracht war und englische Lords von seinem Raub sich bereichern sah, konnte nie zur Ruhe kommen. Es war vom Schicksal darauf angewiesen, gegen seine Bedrücker einen fortwährenden kleinen Krieg zu führen und jede auswärtige Verwickelung, in die England geriet, als das Morgenrot seiner Freiheit und seiner Unabhängigkeit zu begrüßen. Zweimal noch versuchten die Stuarts, unter den späteren Königen von England, mit Hilfe einiger Unzufriedenen sich des englischen Thrones zu bemächtigen, aber sowohl Jakob III. als dessen Sohn, Karl Eduard, bekamen die Abneigung des englischen Volkes gegen ihr Haus zu schmecken. Letzterer landete mit französischer Hilfe in Schottland, fand dort einigen Anhang, fiel in England ein,

wurde aber am 27. April 1746 bei Culloden geschlagen und konnte sich nur mit Mühe retten, seine Anhänger wurden hart bestraft. Die Zeit der Stuarts war unwiederbringlich vorüber.

Durch die Revolution von 1688, die der politischen und religiösen Freiheit Englands freie Bahn schuf, wurde dessen Machtstellung bedeutend verstärkt. Durch sein staatsmännisches Auftreten hatte Wilhelm die Freiheiten Englands und Schottlands gerettet, durch seine Kriegskunst Irland zur eroberten Provinz gemacht. Den Plan einer Vereinigung der Parlamente von England und Schottland betrieb er aufs eifrigste, erlebte aber seine Ausführung nicht mehr.

Für Ludwig, der jetzt seinen gefährlichsten Gegner an der Spitze von England und Schottland sah, war dieser Ausgang der Revolution höchst ungünstig, was sich schon im Simmernschen Kriege, noch mehr aber im spanischen Erbfolgekriege zeigte, dessen Beginn Wilhelm zwar kaum noch erlebte, für den er aber ein starkes Bündnis gegen Frankreich schuf.

Wir wissen schon aus der französischen Geschichte, daß Wilhelm fast das ganze Jahrzehnt hindurch mit Frankreich zu kämpfen hatte. Er brachte daher gewöhnlich die Sommermonate bei dem Heere in Holland und nur die Winterzeit in London zu. Die englische Flotte gewann in diesen Feldzügen manchen rühmlichen Sieg. Im Innern des Landes wuchs bei völliger Freiheit und Sicherheit der Wohlstand ungemein; Gewerbe und Handel gelangten zu hoher Blüte; die berühmte Londoner Bank wurde errichtet (1694); die Seemacht vergrößert; die ostindische Kompanie, von der Königin Elisabeth (1600) gegründet, wurde erweitert und zweckmäßiger organisiert, der große Einfluß des Inselreiches machte sich in der ganzen Welt bemerklich.

9. Englands Geistesleben im siebzehnten Jahrhundert.

Das Zeitalter der Elisabeth hatte für Kunst und Litteratur eine nie dagewesene Blüte heraufgeführt. Aber diese reiche Blütenwelt wurde zerstört durch die furchtbaren Stürme, die im Zeitalter der Revolution über England hinbrausten. Wo die Puritaner mit ihrem poesielosen Gottesdienste, mit ihren nackten Gebetshallen, mit ihrer herben Sittenstrenge, mit

ihrer Verachtung aller irdischen Dinge, mit der einseitigen Richtung des Gefühls auf das Jenseits herrschten, wie hätte da die heitere Kunst eine Stätte finden sollen? Die religiösen und politischen Kämpfe drängten alles andere zurück und hatten zunächst zur Folge, daß immer neue Sekten sich bildeten. Unter diesen haben am meisten Bedeutung erlangt die **Quäker.** Sie verdankten ihren Ursprung einem aus der Lehre entlaufenen Schusterburschen Namens George Fox (geb. 1624), den die ausschließliche Beschäftigung mit religiösen Dingen zu einer solchen Begeisterung erhitzte, daß er sich zu einem Reformator berufen fühlte. Um alle irdischen Gedanken aus seinem Herzen zu verbannen, verließ er Verwandte und Freunde, brachte ganze Tage mit seiner Bibel in Wäldern zu und beschäftigte sich ausschließlich mit dem Gedanken an Gott. Es währte nicht lange, so glaubte er göttliche Offenbarungen zu erhalten, und kehrte nun als Apostel zu den Menschen zurück. Er lehrte gänzliche Versenkung der Seele in Gott, Ertötung des äußeren Menschen, völlige Freiheit und Gleichheit, Verachtung aller äußeren Ehre, ja alles äußeren Gottesdienstes. Den Namen Quäker (Zitterer) haben seine Anhänger von den Spöttern erhalten, die das Verdrehen der Augen und das Erzittern der Glieder ins Lächerliche zogen. Sie achteten keinen Unterschied der Stände, redeten alle Leute mit „du" an, bedienten sich keiner anderen Anrede als „mein Freund"; sie verwarfen den Eid und den Kriegsdienst als Sünde und wollten weder Geistliche noch besondere Festtage haben und die Sakramente abgeschafft wissen. In der Kleidung beobachteten sie die größte Einfachheit. In ihren Versammlungen konnte jeder auftreten, dem der Geist etwas eingab, auch die Weiber. In ihrer Sittenlehre hielten sie sich an Christi Gebote, was sie auch im Handel und Wandel durchführten.

Die Verfolgungen, denen sie in England ausgesetzt waren, trieben sie wie viele andere Sektierer zur Auswanderung nach Nordamerika, wo William Penn 1681 am Delaware den Quäkerstaat Pennsylvanien gründete, „die Wiege der Freiheit für die Neger und die Welt". Nordamerika war überhaupt in diesem Zeitalter die Zufluchtsstätte aller derjenigen, die im Mutterlande nicht geduldet oder bedrückt wurden. Die Puritaner gründeten Massachusetts (1620), Konnektikut (1633), Rhode-Island (1636), die Katholiken Maryland (1634). So erstand hier am atlantischen Ge-

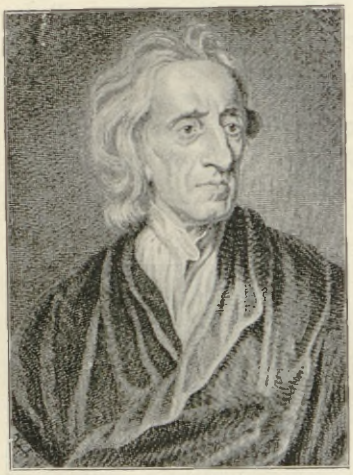
stade von Nordamerika in „Neuengland" ein blühendes Kolonialreich angelsächsischen Charakters, das für die Geschichte Englands, ja der ganzen Welt von der größten Bedeutung werden sollte. Die äußeren Kämpfe gegen Holland, Frankreich, Spanien, die neben den inneren hergingen, waren der Weiterentwickelung der englischen Seemacht sehr förderlich. Die noch unter Elisabeth (1600) gegründete „Ostindische Handelsgesellschaft", die der Welt das erste Beispiel einer reinen Aktiengesellschaft gab, erweiterte ihren Besitz allmählich zu einem großen Reiche, so daß ihr Geschäftskreis sich dem einer Landesregierung näherte; sie begann Heere zu unterhalten, Kriege zu führen, Münzen zu prägen.

So unfruchtbar das Zeitalter für die Kunst war, so fruchtbar war es für die **Wissenschaften**, vor allem für Naturwissenschaften und Mathematik. Isaak Newton (1642—1727), Professor in Cambridge, seit 1703 Präsident der Londoner Akademie, wurde der Begründer der neueren mathematischen Physik und Astronomie. Angeregt durch die Werke Keplers, in die er sich schon als Jüngling vertiefte, entdeckte er in der allgemeinen Schwere (Gravitation) diejenige Kraft, die dem Wassertropfen und Weltkörper seine Gestalt gibt, die die Monde um Planeten, die Planeten um Sonnen in regelmäßigen Bahnen sich drehen heißt, d. h. die physikalische oder mechanische Ursache der gesamten Planetenbewegung. Diese Entdeckung, daß das Weltgetriebe auf innerer Gesetzmäßigkeit beruhe, wirkte, wie wir später sehen werden, auch auf die religiösen Anschauungen der Menschen. Newton selbst blieb immer ein gläubiger Christ, der sogar eine Erklärung der Offenbarung Johannis versuchte. Das unsterbliche Verdienst dieses großen und glücklichen Forschers wurde schon von den Zeitgenossen anerkannt. Sein Begräbnis war das eines Königs; der Kanzler und

Isaak Newton.
Nach einem alten Kupferstich.

drei Peers von England trugen den Thronhimmel über seinem Sarge und König Georg I. ließ ihn in der Westminsterabtei, der Ruhestätte der Könige, beisetzen.

Noch größere Bedeutung für die Geschichte des menschlichen Geisteslebens hat Bacon von Verulam (1561 bis 1626), der Gelehrter und Staatsmann zugleich war. Als Sachwalter und Parlamentsmitglied hat er seine Laufbahn begonnen, um schließlich zum Großsiegelbewahrer (1617), Lordkanzler (1618), Baron von Verulam und Grafen von St. Alban (1621) emporzusteigen. Aber von den Höhen des Lebens wurde er jäh wieder hinabgestürzt. 1621 ward er der Bestechlichkeit und des Amtsmißbrauchs angeklagt und in einen Prozeß verwickelt, der mit Amtsentsetzung, Geld- und Gefängnisstrafe endigte. Die Haft im Tower und die 40 000 Pfund (800 000 Mark!), die er hätte zahlen sollen, wurden ihm zwar erlassen, aber er blieb ein gestürzter Mann. Bacon hat das unsterbliche Verdienst, den mittelalterlich-scholastischen Betrieb der Wissenschaften endgültig überwunden und durch diejenige Forschungsweise ersetzt zu haben, die bis heute herrscht, durch die Induktion; diese steigt nicht von allgemeinen, feststehenden Sätzen zum einzelnen herab, sondern vom einzelnen zum allgemeinen hinauf. So kam die Beobachtung, das Experiment zu Bedeutung. John Locke (1632 bis 1704), für seine Person ein gläubiger Christ wie Newton, Erzieher und Freund des Grafen Shaftesbury, dessen Schicksal er teilte, vertritt mit voller Bestimmtheit den Satz, daß es angeborene Ideen nicht gebe, daß also alle menschliche Erkenntnis auf Beobachtung und Erfahrung beruhe. Er ist also der erste, große „Sensualist", der Vater des neueren „Empirismus". Auf dem Gebiete der Religion, die nur Sache des Gemütes sei, verlangt er allgemeine Duldsamkeit;



John Locke.
Nach einem alten Kupferstich.

der Staat beruhe auf einem Vertrage zwischen Fürst und Volk und müsse Rechts- und Verfassungsstaat sein mit verteilten Gewalten. Thomas Hobbes (1588—1679), Sekretär Bacons, ging gleichfalls von dessen Erfahrungswissenschaft aus, machte aber einen bemerkenswerten Unterschied zwischen den übrigen Wissenschaften und der Lehre vom Staate. Während er für jene eine streng naturalistische Auffassung des Menschen und der Welt lehrte, erklärte er gegenüber den republikanischen Neigungen seiner Zeit die absolut-monarchische Staatsgewalt für die einzig richtige und verlangte von den Unterthanen unbedingten Gehorsam, selbst in religiösen Dingen.

John Milton.
Nach einem alten Kupferstich.

Indem nun die Philosophie diese Gedankenreihen auf religiösem Gebiete weiter verfolgte, gelangte sie zu dem von John Toland (gestorben 1722) begründeten Freidenkertum oder Deismus. Die Deisten lehren, Gott habe die Welt zwar erschaffen, dann aber ihrer eigenen Gesetzmäßigkeit überlassen; Gott sei also nur Schöpfer, nicht Erhalter der Welt. Eine geoffenbarte Religion gebe es nicht; das Christentum müsse ersetzt werden durch die „natürliche Religion". Die Deisten bekämpfen also die dogmatisch-historische Seite des Christentums und streben nach Duldung und wahrer Nächstenliebe.

Wie die Politik und die Wissenschaft, so stand auch die **Poesie** unter dem Einfluß der religiösen Strömungen. John Milton (1608—1674) dichtete ein religiöses Epos, „Das verlorene Paradies". Er war ein Mann von feurigem Geiste und zarter Empfindung, der, nachdem er die Universität Cambridge besucht und mehrere Gedichte herausgegeben hatte, Frankreich, die Schweiz und Italien bereiste und nach seiner Rückkehr seine früheren Studien wieder aufsuchte. Er las den Dante und Petrarca, den Homer und das Alte Testament

in der Ursprache; die beiden letzteren Werke wußte er fast auswendig. Während der Revolution trat er auf die Seite der Republikaner und verteidigte in mehreren Schriften die Hinrichtung Karls I. Unter Cromwells Regierung wurde er Staatssekretär; die Restauration ließ ihn ungestraft, obgleich einige seiner politischen Schriften verbrannt wurden. Seit 1652 war er erblindet, weshalb er sich durch seine Töchter vorlesen ließ und ihnen diktierte. Jetzt erst begann er sein oben genanntes großes Werk, das alle Arbeiten seiner jüngeren Jahre weit übertraf und 1665 vollendet wurde. Dennoch fand er erst nach zwei Jahren einen Verleger für sein Gedicht, und dieser gab ihm dafür ein Honorar von zehn Pfund Sterling. Im Jahre 1671 schrieb er als Gegenstück „Das wiedergewonnene Paradies", das die Versuchung Christi in der Wüste behandelt und dem ersten Gedicht nachsteht. Schönheit der Sprache und treffliche Charakterschilderung zeichnen das dramatisch gehaltene Epos aus. Der satirische Dichter Butler (1612—1673) verhöhnte in seinem komischen Epos „Hudibras" den religiösen und politischen Fanatismus der Presbyterianer und Puritaner, während Dryden (1631 bis 1701) in seinen dramatischen und lyrischen Gedichten sich an französische Vorbilder hielt und der Charakterlosigkeit des Hofes schmeichelte.

Namenverzeichnis
des fünften und sechsten Bandes.

Abb. = Abbildung, B. = Bildhauer, D. = Dichter, Ma. = Mittelalter, P. = Papst, Portr. = Porträt, St. = Stadt, Stm. = Staatsmann; etwa auch Gef. b. = Gefecht bei, Kais. = Kaiser, Kö. = König, Schl. b. = Schlacht bei.

A.

Aachen, Friede (1668) VI, 189.
Aalborg, Schlacht VI, 44.
Ablaßhandel V, 16 f. Abb. 15.
Achalm, Burg V, 39.
Adam Adami, Gesandter VI, 115.
Administratoren VI, 6. 10.
Aebli von Glarus V, 104.
Agnes von Mansfeld VI, 10.
Agricola V, 100. 108. 157.
Aigues-mortes, St. V, 116.
Akademie in Frankreich VI, 156.
Alba, Herzog von, im Schmalkald. Krieg V, 144. 146 bis 150; in Wittenberg 152; nimmt Philipp gefangen 154; gegen Metz 168; gegen den Papst 186; in den Niederlanden 192—194. 214. Abb. 191, vor 193.
Albemarle, Herzog VI. 299.
Albrecht Alcibiades v. Brandenburg-Kulmbach V, 162. 163. 168; VI, 7.
Albrecht, Erzbischof v. Mainz V, 15. 49. Abb. 13.
Albrecht, Erzherzog von Oesterreich V, 204.
Albrecht, Herzog von Lauenburg VI, 88.
Albrecht, Herzog von Mecklenburg V, 162.
Albrecht von Brandenburg-Ansbach, Reformation in Ostpreußen V, 68; Krakauer Vertrag 301. Abb. 65.
Albrecht v. Mansfeld V, 155.
Alcantarabrücke V, 188.
Alcassar, Schlacht V, 187.
Alchimie VI, 128.
Aldringen VI, 99. 104.
Aleander, Legat, V, 39 ff. 48 f.
Alençon, Franz, Herzog von Anjou V, 236.
Alexander von Medici V, 87. 88.
Alexander VII., Papst VI, 182 f.
Algier V, 126.
Allersheim, Schlacht bei VI, 110.
Allison VI, 253.
Almanza, Schlacht bei VI, 227.
Altenburg, Religionsgespräch V, 24.
Altmark, Waffenstillstand v. VI, 56.
Alzei, St. VI, 216. 218.
Amalie, Landgräfin von Hessen VI, 110.
Amboise V, 211; Edikt V, 214.
Ambras in Tirol VI, 24.
Amsdorf, Luthers Amtsgenosse V, 40. 47. 48. 52; VI, 2.
Amsterdam, Stadt VI, 127. 194.
Anabaptisten V, 66.
d'Ancre, Marschall v. Frankreich VI, 133. 134 f. 136. 137; Ermordung Abb. 135.
St. André, Marschall V, 212. 214.
Andreä, Laurentius, Reformator in Schweden V, 298.
Anglikanische Kirche V, 258; VI, 255. 301.
Angoulême, Graf v. V, 223. 226. 228.
Angoulême, Herzog, Sohn Franz' I. V, 114.
Anhalt Reformation eingeführt V, 68; Mitglied des Schmalkaldischen Bundes V, 111.
Anna, Gemahlin Ludwigs XIII. VI, 134, 153, 155; Regentin 159. 161. 166. 167. 168. 170. Bild 159.
Anna, Königin von England VI, 301. 312.
Anna von Cleve, Gemahlin Heinrichs VIII. V, 257.
Annaten in England V, 255.
Antillen VI, 157. 185.
St. Antoine, Vorstadt VI, 171.
Anton von Navarra V, 210 f. 212.
Antonio, Malteserprior V, 187. 188.
Antwerpen, Stadt V, 196; VI, 127.
Apafy, Fürst von Siebenbürgen VI, 207.
Apologie V, 110. 122.
Appenzell V, 98.
Aragonier, Aufstand der V, 186.
Argyle, Graf v. VI, 256. 279. 306.
Aristoteles VI, 239.
Armada V, 201—204; VI, 254; Denkmünze auf den Untergang Abb. 201.
Arminius, Professor in Leyden V, 207 f.
Arnauld VI, 227.
Arnheim, Stadt VI, 194.
Arnim, General Wallensteins VI, 44. 46. 47. 48; über Gustav Adolf 56; tritt in sächsische Dienste 71. 72. 76. 83. 96.
Arras, Bund V, 197.
Arthur, Bruder Heinrichs VIII. V, 252.
Asperg V, 119. 140 f. Abb. 119.
Assistenzartikel VI, 187. 188.
d'Aubigné, Historiker VI, 238.
Augsburg, Stadt V, 68. 140; VI, 79. 124. 126.
Augsburger Allianz VI, 216;

Bündnis VI, 308; Konfession V, 108 f.; Interim V, 157; Religionsfrieden VI, 118. 169 f.; Reichstage V, 20. 107 ff. 156. 169; VI, 5.
August, Kurfürst von Sachsen VI, 8.
August von Sachsen (Bruder Moritz') V, 162; wird Kurfürst 168.
Augustana V, 108. 122. 124.
Aumale, Herzog von V, 226. 228.
Ausschließungsbill VI, 304.
d'Avaux, Gesandter VI, 115 f.
Avignon, Stadt VI, 137. 183.

B.

Babingtons Verschwörung V, 281.
Backnang, Stadt VI, 221.
Bacon von Verulam VI, 318.
Baden, Stadt VI, 218.
Baden in der Schweiz, Disputation V, 97.
Bamberg, Stadt VI, 78.
Banat (von Temesvar) VI, 212.
Baner Erich, Verwandter Gustav Wasas V, 290.
Baner, schwedischer General VI, 83. 110. 111.
Barcelona, Friedensschluß V, 87; Stadt VI, 223.
Barebone, Parlament VI, 288 f.
Barlaimont V, 191.
Bar-le-Duc V, 118.
Barockstil in Deutschland VI, 130.
Barrikadentag in Paris V, 238.
Bärwalde, Vertrag VI, 56. 92.
Bartholomäusnacht, V, 221 ff.; Denkmünze Gregors XIII. Abb. 234.
Basel, Konzil V, 1; Reformation eingeführt 98.
Basta, General VI, 40.
Bastille VI, 134. 164. 172.
Bathory, Gabriel VI, 13.
Bathory, Stephan v. Siebenbürgen V, 302.
Bauernkrieg V, 56 ff.; VI, 132. Abb. V, 60.
Bayard V, 71.
Bayer, Kanzler V, 108.
Bayle, Peter VI, 238.
Beaufort, Herzog von VI, 164. 171. 172.
Beaulieu, Vertrag V, 236.
Beilstein, Stadt VI, 221.
Belgrad, Stadt VI, 207. 208. 210.
Bellerose, Schauspieler VI, 240.
Bentley, Stadt VI, 283.
Benvenuto Cellini V, 134. 319.
Berlepsch, Hans V, 48.
Bern, Religionsgespräch V, 98.
Bernhard, Herzog v. Weimar, Bundesgenosse Gustav Adolfs VI, 68. 74. 83; Lützen 86 ff. 90. 93. 99. 100. 101; in Frankreichs Diensten 108; Tod 109; Schicksal seines Heeres 110; Bild 89.
Berwick, Herzog von VI, 311.
Berwick, Vertrag V, 270; VI, 244; Vergleich 256 f.
Besançon, Stadt VI, 201.
Bethlen Gabor, Fürst von Siebenbürgen VI, 13. 28. 29. 30; Schlacht bei Neuhäusel 39; Verhalten gegen den Mansfelder 43. Abb. 13.
Beza, Theodor V, 182. 212. Abb. 183.
Beziers, Vertrag VI, 150.
Biccocca, Schlacht bei V, 70.
Bidassoa V, 77.
Bidassoa, Fluß VI, 176.
Bill of Rights VI, 312 f.
Billican, Theodor V, 19.
Birago, Siegelbewahrer V, 223.
Bischofskrieg in England VI, 257.
„Bitte um Recht" VI, 250 f.
Blake, Admiral VI, 286. Abb. 287.
Blancmesnil, Präsident VI, 162.
Blaurer, Ambrosius V, 120.
Bleneau, Gefecht bei VI, 171.
Blois V, 210; Reichsversammlung 236. 239; VI, 153.
Blomberg, Barbara V, 187.
Bluthochzeit, Pariser V, 221 ff. Abb. 229.
Blutrat V, 193.
Böblingen, Schl. b. V, 62.
Bockelson in Münster V, 63 ff.
Bocskai, Stephan v. Siebenbürgen V, 363; VI, 12 f.
Bogislaw XIV., Herzog von Pommern VI, 45, 51. 52; Bund mit Gustav Adolf 59.
Boileau, Dichter VI, 194. 242.
Boleyn, Anna V, 252, 254. 256. 257. Abb. 253.
Bologna, Meuterei (1527) V, 80 f.; Kaiserkrönung 88. 107; Konzil 157. Abb. 87 u. 89.
Bonn, Stadt V, 263; VI, 221.
Bonnivet, Admiral V, 70. 73.
Bora, Katharina v. V, 67. 133. Abb. 67.
Bordeaux, Stadt VI, 167. 170.
Borna V, 54.
Bossuet, Bischof VI, 225. 238.
Bothwell, Graf V, 276. 277 f.
Bouchier, Elisabeth VI, 267.
Bouillon, Herzog von VI, 153. 154. 155. 156. 164. 170.
Bourbon, Großprior v. VI, 140.
Bourbon, Insel VI, 185.
Bourbon, Karl, Connetable von, s. u. Karl.
Bourbons und Guisen V, 209 ff.
Bourgogne V, 69.
Bourgogne, Herzog von VI, 223.
Boynefluß, Schlacht VI, 314.
Brabant VI, 188.
Bradshaw, John VI, 276. 278. 288. 300.
Braganza in Portugal V, 188.
Brahe, Joachim V, 291.
Bramante, Baumeister V, 306.
Brännkyrka, Schlacht bei V, 288. 290.
Brant, Sebastian V, 315.
Braunau, Kirchenbau VI, 20 f.
Breda, Kompromiß V, 190; Friedenskongreß 196; Friede VI, 189; Vertrag 298 f.; Friede 302.
Breisach VI, 109. 116. 201. 224.
Breisgau VI, 199.
Breitenfeld, Schlacht bei VI, 70—74.
Bremen, Stadt VI, 116. 127; Reformation eingeführt V, 68; Schmalkaldischer Bund 111; im Schmalkaldischen Krieg 155.
Brentford, Ueberfall VI, 265.
Brenz, Reformator V, 19. 100. 121. 158. Abb. 159.
Bretten, Stadt VI, 218.
Briefadel VI, 131.
Brielle, Stadt V, 194.
Brienne, Minister VI, 179.
Brissac, Herzog von VI, 169.
Bristol, Stadt VI, 265. 283. 284.
Brösembro, Friede VI, 112.
Broms, Niklas, Bürgermeister in Lübeck V, 290.
Broussel, Parlamentsrat VI, 162.
Bruchsal, Stadt VI, 218.
Brück, Kanzler VI, 8.

Brunnelleschi V, 305.
Brunnen, Stadt V, 106.
Brüssel VI, 293. 302.
Bucer, Martin V, 19. 98. 100 f. 124. 180. 314. Abb. 103.
Buchdruckerkunst V, 314.
Buckingham, Herzog von VI, 142 f. 247. 249. 250 ff. Bild 251.
Bucquoy, Graf VI, 25. 26. 28. 30; Tod 39.
Bullinger V, 98. 107.
Büren, Graf v. V, 138.
Burgrecht, evangelisches V, 103.
Burgundischer Vertrag V, 156.
Burleigh, Lord V, 265. 268. 270; Hinrichtung der Maria Stuart 283.
Butler, Dichter VI, 320.
Butler, Oberst VI, 100. 101. 102. 104.

C.

Cabal-Ministerium VI, 302 f.
Cadiz, Stadt VI, 250.
Cajetan, Kardinal V, 20 ff.
Calais, Stadt V, 186, 263.
Calderon V, 322.
Calvin V, 179–183. Abb. 179.
Calw, Stadt VI, 221.
Cambrai, Stadt VI, 200; Damenfrieden von V, 87 f. 163.
Cambridge, Stadt VI, 267. 319.
Camisarden VI, 227.
Campeggi, Legat V, 91.
Caraffa, General VI, 206.
Carlos, Infant V, 205. Abb. 205.
Carlowitz, Friedensschluß v. V, 131.
Carnleß, Oberst VI, 283.
Carraccioli, Legat V, 39.
Casale, Festung VI, 204. 223.
Cäsaropapismus V, 67; in England 255.
Castelnaudary, Gefecht bei VI, 150.
Catinat, General VI, 223.
Cavalier, Jean VI, 227.
Cazalla, Augustin V, 172.
Cecil, William (Lord Burleigh) V, 265. 268. 270. 283. Abb. 269.
Cellini, Benvenuto V, 134. 319. Abb. 133.
Cervantes-Saavedra, Miguel de Porto V, 321. Abb. 321.
Cevennen VI, 144. 226 f.
Chaireddin Barbarossa V, 113.
Chalais, Graf v. VI, 140; Bild 141.
Chambord, Vertrag V, 162.
Champlatreux, Parlamentsrat VI, 169.
Charenton, Schlacht bei VI, 164; Straße in Paris 171.
Charleroi, Stadt VI, 189.
Charlotte v. Laval, Gemahlin Colignys V, 216.
Charonne, Straße in Paris VI, 171.
Charpentier, Philosoph V, 230.
Chartres, Krönung Heinrichs IV. V, 246.
Château-Cambrésis V, 186. 209.
Chateauneuf, französischer Gesandter V, 283.
Chatel, Johann, Attentäter V, 246.
Chatillon, Kardinal v. V, 218.
Chavigny, Staatssekretär VI, 158, 159.
Chemnitz, Schlacht bei VI, 111.
Chigi, Fabio VI, 115 f. 183.
Chigi, Mario VI, 183.
Christian v. Anhalt VI, 18. 28; im böhmischen Kriege 30. 31; geächtet 33.
Christian, Herzog v. Braunschweig, Administrator v. Halberstadt VI, 33 f. 36. 38. 40; Tod 43.
Christian I. König v. Dänemark V, 287.
Christian II. König v. Dänemark V, 254. 287. 288. Abb. 289; Stockholmer Blutbad 289 f.; gegen Wasa 294; entthront 295; stirbt 296.
Christian III. König von Dänemark V, 296.
Christian IV. König von Dänemark V, 298; VI, 39. 40. 43. 44; Friede von Lübeck 47.
Christian Wilhelm, Administrator von Halberstadt VI, 61. 62. 66.
Christine, Tochter Gustav Adolfs VI, 58. 90. 92.
Christoph, Graf von Oldenburg V, 155. 297.
Christoph von Württemberg V, 118. 142. 310; VI, 4. 106. Abb. V, 143.
Chyträus, Reformator VI, 5.
Cinqmars, Marquis VI, 154 f.; Hinrichtung 156; Bild S. 155.
Cinquecento V, 305 f.
Clarendon, Graf VI, 301. 302.
Claude Lorrain, Maler VI, 242 f.
Claypole, Elisab., Cromwells Tochter VI, 293.
Clemens VII., P. V, 77 f.; 80. 81. 83. 84. 91. 113; Abb. 77.
Clemens VIII., Papst V, 246.
Clemens XI., Papst VI, 228.
Clemens XIV., Papst V, 177.
Cleve VI, 200.
Clément, Königsmörder V, 241.
Cognac, Liga v. V, 78.
Colalto, General VI, 31. 49.
Colbert VI, 179. 183 ff. 236. 237. Abb. 185.
Coligny V, 210. 211. 214 bis 216; am Hofe 218. 220; Attentat 221 f.; Ermordung 226 ff. Abb. 216.
Coligny, Marschall (unter Ludwig XIII.) VI, 159.
Cölius, Magister V, 132.
Colonna, Statthalter von Neapel V, 69.
Compiègne, Stadt VI, 166.
Concini, Familie VI, 133 ff.
Condé der Aeltere, Prinz VI, 133. 134. 136. 143. 159. 160. 161. 174.
Condé der Große (Herzog von Enghien) VI, 110. 160. 163. 166; verhaftet 167; frei 168. 169. 170; St. Antonie 171 ff.; in Spanien 174; wieder in Frankreich 177 f. 189. 193 f. 197; Tod 199.
Condé, Heinrich, Prinz V, 216. 220; Bartholomäusnacht 231; Tod 237.
Condé, Ludwig Prinz v. V, 210 f. 213. 215. 224. Abb. 214.
Confessio Augustana V, 108.
Confessio tetrapolitana V, 109.
Connaught in Irland VI, 281.
Connetable Karl v. Bourbon s. u. Karl.
Contarini, Kardinal V, 125.
Contareno, Gesandter VI, 115.
Conti, Prinz VI, 163. 164. 167. 174. 178.
Conti, Prinzessin v. VI, 179.
Corneille, Peter VI, 238 f.; Bildnis 238.
Corpus evangelicorum VI, 82.
Correggio, Maler V, 307.
Cosseins, Feind Colignys V, 227.
Cotta, Frau Ursula V, 4.
Courtrai, Stadt VI, 189.
Coutras, Schlacht bei V, 237.
Covenant in Schottland erneuert VI, 255. 256. 257. 258. 261. 271. 274. 279. 280. 300.

Cranach, Lukas V, 50. 318; Bildnis 50.
Cranmer, Thomas, Erzbisch. V, 254. 256; Regentschaftsrat 258; verbrannt 263.
Crenan, Marquis VI, 169.
Crequi, Herzog v. VI, 182. 192. 199. 220.
Crespy, Friedensschluß V, 129.
Cromwell, Heinrich, Sohn Olivers VI, 294. 295.
Cromwell, Oliver VI, 264. 266—272. 273. 274; Prozeß gegen Karl I. 275 ff.; Zug gegen Irland 281; gegen Schottland 282 f.; Navigationsakte 285 f.; Auflösung des Parlaments 287; Barebone-Parlament 288 f.; Protektor 290 ff.; Tod 293 f. 300. 302. 314. 320; Abb. 267. Denkmünze auf seinen Tod Abb. 294.
Cromwell, Richard VI, 294 ff.
Cromwell, Thomas V, 253 f.; 256. 266; enthauptet 257.
Crucé, Goldschmied V, 229.
Cruciger, Reformator V, 100.
Culloden, Schlacht bei VI, 315.

D.

Dach, Simon VI, 129.
Dachau, Treffen bei VI, 113.
Daleibe, Schlacht bei V, 294.
Dalekarlier V, 291.
Dalmatien VI, 212.
Danby, Graf VI, 303.
Danzig, Stadt VI, 124.
Darnley, Gemahl der Maria Stuart V, 273. 274; Ermordung Riccios 274; VI, 243.
Dartmouth, Lord VI, 309.
Dauphinee VI, 223. 225.
Davison, Staatssekretär V, 283. 284.
Defensoren in Böhmen VI, 14. 21.
Deinikon, Friede v. V, 107.
Deismus VI, 319.
Delft, Stadt V, 199.
St. Denis, Schlacht bei V, 214 f.
Derby, Graf VI, 283.
Desnoyers, Staatssekr. VI, 158.
Dessau, Schlacht an der Elbebrücke VI, 43.
Deveroux, Hauptmann VI, 101 f.
Devolutionskrieg VI, 188 ff.
Devolutionsrecht VI, 188.
Diana v. Poitiers V, 209.
Dianowith, Mörder Colignys V, 228.
Diego-Lainez V, 175.
Dieppe, Schlacht bei VI, 223.
Dietrich von Spät V, 118.
Digby, Lord VI, 262 f.
Döllinger über Luther V, 3. 133.
St. Domingo VI, 226.
Donatello V, 305.
Donauwörth, Stadt VI, 11. 78.
Dordrecht V, 194; Synode 196. 208.
Doria, Andreas V, 86. 126.
Dortmunder Vertrag VI, 16.
Douai, Stadt VI, 189.
Dower, Vertrag von VI, 192. 303; Stadt 299.
Dragonaden VI, 225. 226.
Drake, Franz V, 202. 285. Abb. 285.
Drakenborg, Schlacht bei V, 155.
Dreißigjähriger Krieg VI, 25 ff.; Greuelszenen Abb. 125.
Dreux, Schlacht bei V, 213. Abb. 213.
Drogheda, Stadt VI, 281.
Dryden, Dichter VI, 320.
Dublin, Stadt VI, 261. 280. 313.
Dudley, Lord, Gemahl der Johanna Gray V, 259; hingerichtet 261 f. Bildnis 275.
Dunbar, Stadt VI, 282. 293.
Dünkirchen, Stadt VI, 160. 185. 286. 302; Schlacht bei 176.
Düras, General VI, 219.
Dürer, Albrecht V, 316 ff.; Bildnis 316; Das Rosenkranzfest Abb. 317.
Düval, General VI, 96.
Düvecke, Geliebte Christians II. V, 288.
Dyk, van, Maler V, 309. 321.

E.

Eberhard III., Herzog von Württemberg VI, 106. 118.
Eberhard im Bart von Württemberg V, 310.
Ebernburg V, 46.
Eck, Johann, aus Ingolstadt V, 18. 25 ff. 32. 98. 109.
Eck, Johann, trierischer Beamter V, 42.
Edikt, das ewige V, 196.
Edelmann, Niederländischer Abb. V, 201.
Edgehill, Schlacht bei VI, 265.
Edinburg, Vertrag von V, 270 f; Holyrood-Palast bei, Abb. 277; Stadt VI, 243. 255. 256. 260. 274. 280. 282. 306.
Eduard VI., König von England V, 256. 257. 258 f. Abb. 259.
Eger, Wallensteins Ermordung VI, 100—104. Abb. 103.
Eggenberg, Fürst VI, 77.
Egmont V, 186. 190. 192; Hinrichtung 193. Bildnis 190.
Ehrenberger Klause V, 136. 165.
Eisenach, Stadt V, 4. 5; Das Lutherhaus Abb. 5.
„Eisenseiten" Cromwells VI, 269.
Eisleben, Stadt V, 2.
Eitel-Fritz v. Zollern V, 70.
Elbeuf, Herzog von VI, 164.
Eleonore von Portugal V, 75. 88.
Elfsson, Sven V, 291 f.
Eliot, John VI, 250.
Elisabeth Charlotte Herzogin von Orleans VI, 215. 222. 224. 232.
Elisabeth, Gemahlin des Winterkönigs VI, 90.
Elisabeth, Gemahlin des Herzogs Johann Friedrich VI, 9.
Elisabeth, Gemahlin Karls IX. V, 232. Abb. 233.
Elisabeth, Gemahlin Philipps II. V, 205.
Elisabeth, Königin v. England V, 200. 201. 202 bis 204. 218. 234. 242. 256. 257; Charakter 264 ff. 268. 279; Verschwörungen 280 f. 283 f. 285 bis 287. Abb. 281; Faksimile der Unterschrift 283; VI, 244. 261. 300. 315.
Elisabeth, Tochter Maximilians II. V, 217.
Emanuel der Große V, 187.
Emery, Finanzminister VI, 160. 162.
Empirismus VI, 318.
Eobanus Hessus, Humanist V, 311.
Eperies, Blutgericht VI, 206.
Epernon, Herzog von VI, 136.
Episkopalkirche in England V, 266; VI, 253. 271. 291. 293. 300. 313.
Erasmus, Humanist V, 26. 39. 50. Abb. 41.
Erfurt, Stadt V, 4.
Erich, Herzog von Braunschweig V, 45. 131.
Erich XIV. von Schweden V, 299.
Ernst von Bayern, Erzbischof von Köln VI, 11.

Ernst, Herzog von Braunschweig V, 94. 150.
Erskine in Schottland V, 267.
Eskorial bei Madrid Abb. V, 213.
Essek, Stadt VI, 207. 210. 211.
Esser, Graf V, 285. 286; VI, 264. 268. Abb. 286.
d'Estrées, Marschall VI, 118.
Eßlingen, Stadt VI, 216.
Etampes, Gefecht VI, 171.
Eugen, Prinz von Savoyen VI, 178. 205. 207. 218 bis 214; Abb. 213.
Evergassing, Herr v. VI, 26.
Everthen, Admiral VI, 189.
Evertsen, Admiral VI, 286.
Ewiges Edikt aufgehoben VI, 195.

F.

Faber, Johann V, 98.
Fabricius, Sekretär in Prag VI, 24.
Fairfax, Thomas VI, 264. 266. 268. 270. 272. 273. 276. 296; Abb. 269.
Falkenberg, Dietrich v. VI, 62 ff. 67.
Farel, Reformator V, 98. 178 f. 180. Portr. 181.
Farkenham, Abt von Westminster V, 262.
Farnese, Alexander, Statthalter der Niederlande V, 189. 194. 197—204; Zug nach Paris 243. Portr. 198.
Fawkes VI, 246.
Fehrbellin, Schlacht VI, 198.
Felton, Mörder VI, 251.
Femelberg, Söldnerführer V, 81.
Fénélon VI, 242; Abb. 242.
Ferdinand I., als Erzherzog V, 39. 72. 79. 89 f. 91. 92. 94. 103; Römischer König 110. 159; mit Württemberg belehnt 118. 120. 140—142; gegen die Türken 130; im Schmalkaldischen Kriege 135 ff. 145 ff. 155; Verhandlungen mit Moritz 165; Augsburger Religionsfriede 169 f.; Kaiser 171. 178; VI, 1—3; Tod 3; König von Ungarn V, 303; Waffenstillstand mit den Türken VI, 7. Portr. V, 111.
Ferdinand II., als Erzherzog und Herzog von Steiermark VI, 11 f.; Liga 15; Gegenreformation 19; König von Böhmen 19 f.; böhmischer Aufstand 24. 26; als Kaiser 27. 28 f. 37. 40; Restitutionsedikt 47 ff.; Wallensteins Sturz 52 ff.; Wallensteins zweites Generalat 76 ff.; Tod 110 f.; VI, 145. Abb. VI, 27.
Ferdinand III., Kaiser VI, 105. 111; Tod 187. Portr. 109.
Feria, spanischer General VI, 94.
Feuerbacher, Matern V, 59.
Feversham, General VI, 306. 309. 310; Abb. 309.
Firenzuola, Stadt V, 80.
Fischart V, 315 f.
Fisher, Bischof von Rochester V, 256.
Flaccius, Matthias VI, 2.
Flandern VI, 189.
Fleetwood, General VI, 295. 296.
Flemming, Paul VI, 129.
Fleurus, Schlachten VI, 36. 222.
Fleury, Schloß VI, 140.
Florenz, Dom V, 305.
Folter VI, 131.
Fontainebleau, Edikt V, 117. 134; Stadt VI, 182.
Fontanges, Fräulein v. VI, 230.
Fontrailles, Marquis VI, 155
Fouquet, Marquis VI, 179. 180. 183.
Fox, George VI, 316.
Franche-Comté VI, 189. 196. 200.
Francke, Aug. Herm. VI, 131.
Frankenhausen, Bauernschlacht V, 62.
Frankenthal, Stadt VI, 216. 218.
Frankfurt a. M., Stadt VI, 124. 127; Frankfurter Anstand V, 124; Frankfurter Kongreß VI, 201.
Franz I., König von Frankreich V, 36; Kriege mit Karl V. 68 ff. 73. 75. 78. 85. 86. 87 f. 113; dritter Krieg 114 f.; Zusammenkunft mit Karl 116 f.; vierter Krieg 127 ff.; Bündnis mit dem Landgrafen 118 f.; Tod 133. 145. 319.
Franz II., König von Frankreich V, 209. 210—211. 269; Tod 271. Portr. 210.
Franz, Herzog von Lüneburg V, 94.
Franz v. Anjou, Statthalter V, 197 f. 236.
Franz v. Guise V, 165. 209. 212. 214; Attentat auf Coligny 222. 223.
Freiburg, Stadt VI, 199. 200. 224.
„Freistellung" VI, 5.
Friedenwalde, Vertrag V, 162.
Friedland, Herrschaft VI, 41.
Friedrich III., Kurfürst von Brandenburg VI, 221.
Friedrich I., König von Dänemark V, 296.
Friedrich II., König von Dänemark V, 298.
Friedrich III. von Dänemark V, 298.
Friedrich II., Kurfürst von der Pfalz V, 129 f. 140.
Friedrich III. von der Pfalz VI, 5.
Friedrich IV. von der Pfalz VI, 15.
Friedrich V., Kurfürst von der Pfalz, König von Böhmen VI, 27 f.; böhmischer Krieg 30; Schlacht am weißen Berge 31; in der Pfalz 35. 36; in Nürnberg 78; in München 80; Tod 90; VI, 247. 252; hält seinen Einzug in Böhmen Abb. VI, 29.
Friedrich der Weise, Kurfürst von Sachsen V, 15. 19. 20. 23. 24; gegen die Bannbulle 32; Reichsverweser 35; auf d. Wormser Reichstag 39 ff. 48; Wittenberger Unruhen 51; Tod 66; Bedeutung 66. Abb. 21.
Friedrich, Herzog von Schleswig-Holstein wird König von Dänemark V, 295.
Friedrich Ulrich, Herzog von Braunschweig VI, 38.
Friedrich Wilhelm I., der große Kurfürst VI, 112. 190. 196. 197; „Der Große" 198. 200 ff. 203. 214. 226. Abb. 191, vor 193.
Froben, Stallmeister IV, 198.
Fronde, Krieg VI, 163 ff. 167.
Frührenaissance V, 305.
Frundsberg, Georg von V, 42. 72. 79 f.; Tod 81; Abb. 79.
Fugger in Augsburg V, 16. 36. 140; VI, 124. 127.
Fünforte, Bündnis und Krieg V, 102 ff.
Fuentes, Graf VI, 182.
Fürstenberg, Egon v. VI, 202. 216.
Fürstenschulen in Sachsen V, 310.
Fürsten-Verschwörung V, 162 ff.

G.

Gabrielle d'Estrées V, 249.
Galen, Christ. Bernh. v. (Münster) VI, 192. 199.
Galigai, Hofdame VI, 133. 135.
Galilei V, 313; Prozeß 314.
Gallas, General VI, 85. 98. 104. 105. 106.
Gallikanische Kirche und Deklaration VI, 228.
Gardiner, Bischof V, 256. 257. 263.
Gartz in Pommern VI, 59 f.
Gaston, Herzog von Anjou VI, 140; Gaston v. Orleans 141; Verschwörung gegen Richelieu 147 f. 150 ff. 152 f. 155 f. 159. 160. 161; Fronde 167. 170. 172; in Blois 173; Tod 178; Abb. 147.
Gebhard, Truchseß von Waldburg VI, 10 f.
Gebhardt, kais. Kommissär VI, 98.
Geistlicher Vorbehalt V, 170 ff.; unter Maximilian II. VI, 5; unter Rudolf II. VI, 18; unter Ferdinand II. 38. 47.
Geldern, Herzog von V, 69; VI, 194.
Genf, Reformation V, 178 ff.; Stadt VI, 226.
Gent, Aufstand V, 116 f.
Genter Pacifikation V, 196.
Genua, Stadt VI, 204.
Georg Friedrich, Markgraf von Baden-Durlach VI, 33; Wiesloch u. Wimpfen 35 f.; im dänischen Kriege 44. Abb. 34.
Georg, Herzog von Sachsen V, 25. 29. 54. 124.
Georg I., König von England VI, 318.
Georg, Markgraf von Brandenburg V, 94. 108.
Georg, Truchseß von Waldburg V, 56; gegen die Bauern 60 ff.
Georg Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg VI, 44. 58. 62; Abb. 63.
Geraldino, Hauptmann VI, 101 f.
Gerard, Balthasar V, 199.
Gerhard, Paul V, 306; VI, 130.
St. Germain VI, 164 f. 172; Edikt V, 212; Friede V, 215; VI, 214; Vertrag VI, 168.
Gernsheim, Stadt VI, 218.
Geschütz, schweres im sechzehnten Jahrhundert Abb. V, 141.
Geusen V, 191.
Geyer, Florian V, 60.
Ghiberti V, 305.
Gibraltar, Schlacht V, 206.
Giengen, Gefechte bei V, 138.
Glapion, Beichtvater V, 41.
Glarus, Reformation eingeführt V, 98.
Glasgow, Generalsynode VI, 256. 261.
Glencaire in Schottland V, 267.
Glocester, Herzog von VI, 277. 299; Stadt VI, 265.
Glogau, Fürstentum VI, 78. 104.
Gnesiolutheraner VI, 2.
Goletta erstürmt V, 113.
Göllersdorf, Vertrag VI, 94.
Gomarus, Prof. in Leyden V, 207.
Gondi, Paul (Kardinal von Retz) V, 223; VI, 163. 166. 167. 168. 169; Tod 173; Abb. 163.
Gonjaga, Karl VI, 49.
Gonzaga, Lodovico V, 223.
Gonzaga, Maria VI, 154.
Gordon, in Eger VI, 100. 101. 104.
Goslar, erobert VI, 8 f.
St. Gotthardt a. d. Raab, Schlacht bei IV, 204.
Gottsched VI, 239.
Götz, General VI, 112.
Götz v. Berlichingen V, 60; Abb. 59.
Götze, kaiserlicher Oberst VI, 60.
Gran, Festung V, 128; VI, 206; Schlacht VI, 210.
Granvella, der Aeltere V, 131.
Granvella, der Jüngere V, 189. 190.
Granville, John VI, 298.
Gravelingen, Schlacht V, 186. 193.
Gray, Johanna V, 259; Königin von England 259; verhaftet 260; hingerichtet 261 f. 264. Portr. 261.
Gregor XIII. V, 233; VI, 17; Gregorianischer Kalender 17 f.
Greiffenklau, Erzbischof V, 47. 56.
Greifswalde, Stadt VI. 199.
Grotius, Hugo V, 208. 320. Portr. 207.
Gruet, Jakob V, 181.
Grumbachs Händel VI, 7 ff.
Grynäus, Reformator V, 120.
Gryphius, Andreas VI, 129.
Guebriant, General VI, 110.
Guion, Franz V, 199.
Guisen in Frankreich V, 209 ff.
Guise, Herzog Franz v. V, 165. 168.
Guise, Heinrich v. († 1588) V, 224. 226 ff. 236 f. 238; ermordet 239 f. Portr. 237.
Guise, Heinrich († 1664) VI, 150. 153. 154.
Guise, Karl, Kardinal von Lothringen V, 209. 212.
Guise, Klaudius V, 209.
Guise, Ludwig, Kardinal von Lothringen V, 240.
Guiton, Johann VI, 143 f.
Gültlingen, Kanzler V, 141.
Güns in Ungarn V, 112.
Günterrode, Kanzler V, 154.
Gustav Adolf VI, 39. 46; Vorgeschichte 54—56; Persönlichkeit 57; in Deutschland 58 ff.; Magdeburg 64 ff. 68—70; Breitenfeld 70—74; Einzug in Frankfurt a. M. Abb. 73; Siegeszug 74—78; letzte Ziele 82; Nürnberg 84 f.; Lützen 86 ff.; VI, 157. 198. 256. Portr. 55; fällt bei Lützen Abb. 87; Denkstein bei Lützen Abb. 91.
Guyenne, Stadt VI, 174.

H.

Haag, Stadt VI, 198.
Haager Bündnis (1625) VI, 39.
Habeascorpusakte VI. 304.
Hadrian VI., Papst V, 69. 90. 91.
Hagenau, Religionsgespräch V, 125. 180.
Halberstadt V, 124; VI, 116.
Halle, Stadt VI, 86; Universität VI, 131.
Haller, Berchtold V, 97.
Hals, Franz, Maler V, 320.
Hamburg, Stadt V, 68. 155; VI, 124.
Hamilton, James VI, 256. 273.
Hammond, Oberst VI, 273.
Hampden, John VI, 254. 264. 267.
Hamptoncourt, Schloß VI, 261. 272.
Hanß, Markgraf v. Küstrin V, 131. 162.
Hansa VI, 127.
Hansestädte gegen Wallenstein VI, 45.
Hardouin-Mansard VI, 233.
Harlem, Zerstörung V, 194.
Haro, Graf v. VI, 176.
Harrach, Graf v. VI, 41.
Harrison, Oberst VI, 287. 300.
Hatzfeld, General VI, 110. 112.

Havre de Grace VI, 167.
Heemskerk, Admiral V, 206.
Hedio, Zwinglis Freund V, 100.
Heideck, Hans v. V, 140.
Heidelberg, Katechismus V, 196; VI, 5; Bibliothek 37; Befestigungen vor dem Speirer Thor Abb. 37; Der Schloßhof im Jahre 1683 Abb. 215; Plünderung 216. 218. 221 f.
Heidersdorf, Kommandant VI, 221.
Heilbronn, Stadt VI, 216.
Heilbronner Verfassungsentwurf V, 60; Vertrag 141; Bund VI, 92,
Heinrich VII., König von England VI, 244.
Heinrich VIII. von England V, 36; auf Seite Karls 69. 70. 74. 129; Liga von Cognac 78; Bündnis mit Franz 85; Regierung 251; Ehescheidungsprozeß 252 f.; Fehde mit Luther 254; Reformation 254 f.; Gemahlinnen 256 f.; Thronfolgeordnung 257; Tod 258; 285; Portr. 251; VI, 266.
Heinrich II., König von Frankreich V, 162 ff.; Soldaten aus H's Zeit Abb. 163; Portr. 209.
Heinrich III. von Frankreich, als Herzog von Anjou V, 200. 209. 215. 223. 234; wird König 235; Haupt der Ligue 236; entflieht 239; geht zu Heinrich von Navarra über 241; ermordet 241; König von Polen 301 f. Portr. 235.
Heinrich IV. von Frankreich als Prinz von Navarra V, 204. 206. 216; Heirat mit Margarete 217. 220; Bartholomäusnacht 231. 235; Thronerbe 237. 240; König 242 f.; Uebertritt zum Katholizismus 246; Friede von Vervins 247; im Innern 248; zweite Vermählung 250; Ermordung 250 f.; Beziehungen zum Ausland VI, 16. 133. 139. 140. 142. 279. 311. Portr. 241; Einzug zu Paris Abb. 245; übergiebt die Regierung der Maria von Medici Abb. 247; Ermordung durch Ravaillac Abb. 249.
Heinrich, Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel V, 124. 125. 153. 154. 168.
Heinrich, Herzog von Sachsen V, 124.
Heinrich, Kardinal in Portugal V, 187.
Held, Vicekanzler V, 124.
Helding, Michael V, 157.
Helfenstein, Graf und Gräfin von V, 61.
Helvetische Konfession V, 107.
Henriette d'Entragues V, 250.
Henriette, Gemahlin Karls I. von England VI, 247. 249. 262. 264. 265. 270. 279; Abb. 247.
Herfordshire in England VI, 275.
Hermannstadt, Vertrag VI, 207.
Hersfeld, Abtei VI, 118.
Hertford, Marquis von VI, 277.
Hewet, Dr. VI, 293.
Hexenglauben und -prozesse VI, 128. 131.
Hirsau, Kloster VI, 221.
Hobbes, Thomas VI, 319.
Hochrenaissance V, 305 ff.
Hochschulen in Deutschland V, 309.
Höchst, Schloß VI, 36.
Hofmann von Hofmannswaldau VI, 130.
„Hohe Kommission" in England VI, 257. 258. 260. 307. 313.
Hohenlohe, Graf, Befehlshaber im böhmischen Kriege VI, 26. 31; geächtet 33.
Hohenurach V, 119.
Hohenstaufen im Bauernkrieg V, 61.
Hohentwiel V, 117. 140; VI, 106; Abb. 107.
Holbein, Hans V, 257. 318; Bild 318; Der Ackersmann Abb. 319.
Holck, General VI, 85.
Holmby in England VI, 271. 272.
Hooger, Bischof, verbrannt V, 263.
Hoorn, Graf V, 190; enthauptet 193.
Horn, General VI, 71. 78. 82. 93; gefangen 106. Portr. 81.
Howard of Effingham, Lord, Admiral V, 202. Portr. 202.
Howard, Katharina, Gemahlin Heinrichs VIII. V, 257.
Howard, Thomas VI, 304.
Hubmeier, Balthasar V, 58.
Humanismus V, 304. 308 ff.; VI, 129.
Hund, Burkhard V, 48.
Hundington in England VI, 266.
Hurstcastle, Schloß VI, 274. 275.
Hutten, Ulrich v. V, 30. 34. 46. 312. Abb. 81.

J.

Jagellonen sterben in Polen aus V, 301.
Jägerndorf, Markgraf von VI, 33.
Jakob I., König von England, Geburt V, 276; als Jakob VI. König von Schottland 278. 282. 287; als König von England VI, 27. 28. 142. 243 bis 248. 261; Pulververschwörung 246; auswärtige Politik 247; Abb. 244.
Jakob II. von England, als Herzog von York VI, 299. 301. 302. 304; wird König 305. 306—308; Sturz und Flucht 309 ff. 313. 314. Portr. 307.
Jakob III., Stuart VI, 314.
Jakob IV. von Schottland, Gemahl der Margareta von England V, 258.
Jakob V. von Schottland V, 267.
Jamaica, Insel VI, 286.
Jankau, Schlacht VI, 112.
Jansen, Kornelius VI, 227.
Jansenisten VI, 238.
Jarnac, Schlacht V, 215.
Jauregui, Johann V, 198.
Idelette v. Bures V, 180.
Jeffreys, Oberrichter VI, 306. 310.
Jena, Universität VI, 2.
Jersey, Insel VI, 227. 279.
Jessenius, Rektor VI, 32.
Jesuitenorden, Stiftung 173 f.; Verfassung 175; Ausbreitung 176; Aufhebung 177; Gegenreformation VI, 6.
Jesuitentracht Abb. V, 175.
Illescas V, 76.
Ilow VI, 98. 100. 101. 102.
Importants VI, 162.
Independenten V, 266; VI, 267 ff. 270. 271. 272. 273. 274. 276. 288. 292. 295.
Indulgenzerklärung VI, 300. 307.
Ingolstadt VI, 79; von Gustav Adolf belagert 80.
Innocenz X., Papst VI, 111. 227.

Innocenz XI., Papst VI, 228. 306.
Innocenz XII., P. VI, 228.
Innsbruck, Stadt V, 161. 163. 165 f.
Intendanten in Frankreich VI, 156.
Joachim II. von Brandenburg V, 124. 152 ff.
Jodelle aus Paris V, 319.
Johann III. von Schweden V, 299.
Johanna d'Albret V, 216. 217. 219; Tod 220.
Johann der Beständige, Kurfürst von Sachsen, im Bauernkriege V, 62; Kirchenreform 67 f.; unter den „Protestanten" 94; Reichstag zu Augsburg 107 ff.; Schmalkaldischer Bund 111; Tod 112.
Johann Ernst, Herzog von Weimar VI, 43; Tod 44.
Johann Friedrich, Kurfürst von Sachsen V, 112 f. 120. 122. 125; Feindschaft mit Moritz 131; Anführer im Schmalkaldischen Kriege 135 ff. 139. 142. 145 ff.; Gefangenschaft 149. 158; Freilassung 166; VI, 126. Portr. V, 145.
Johann Friedrich, Herzog von Sachsen VI, 8.
Johann Georg, Kurfürst von Sachsen, nimmt teil am böhmischen Kriege VI, 28. 29. 30; Stellung zu Gustav Adolf 58. 63; Tilly gegen ihn 68 f.; Bündnis mit Gustav Adolf 70; Breitenfeld 70—74; seine Unzuverlässigkeit 83; Prager Friede 106 ff.; Abb. 71.
Johann Kasimir von d. Pfalz V, 215; VI, 11.
Johann II., König v. Dänemark V, 287.
Johann Sigismund von Schweden und Polen V, 299 f. 302.
Johann Sigismund von Brandenburg VI, 16.
Johann Sobieski von Polen VI, 205, 206.
Johann von Braganza V, 188.
Johann von der Neumark V, 124.
Johann von Küstrin V, 158.
Johann von Leyden V, 64—66. Abb. 61.
Johann III. von Portugal V, 187.
Johann Wilhelm, Herzog von Jülich VI, 15.
Johann Wilhelm, Herzog von Sachsen VI, 9.
Joinville, Vertrag V, 237.
Joseph Klemens von Bayern, Erzbischof von Köln VI, 216.
Joseph, Pater VI, 158.
Joyce, Kornett VI, 272.
Ireton, Schwiegersohn Cromwells VI, 281. 301.
Isabella Klara Eugenia, Erzherzogin V, 204.
Isabella, Infantin VI, 79. 150.
Isabella (Elisabeth) von Spanien V, 214.
Isny, Stadt V, 94.
Juan d'Austria V, 186 f.; in den Niederlanden 194. 196. Portr. 197.
Julianischer Kalender VI, 17.
Jülich-Clevescher Erbfolgestreit V, 249; VI, 16 ff.
Julius II., Papst V, 15. 252. 306.
Julius III., Papst V, 161. 262. Portr. 161.
Justus Jonas V, 51. 100. 107 ff. 132.
Jüterbog im Magdeburgischen V, 17.
Juxon, Dr. VI, 277.
Ivry, Schlacht V, 242.

K.

Kadan, Friede V, 120. 140. 141.
Kahlenberg, Schlacht VI, 205.
Kaiser, Pfarrer v. Schwarzenbach V, 103.
Kaiserslautern, Stadt VI, 216.
Kaiserswerth, Stadt VI, 221.
Kalmarische Union V, 287.
Kamin, Bistum VI, 116.
Kanada VI, 185.
Kandia VI, 179.
Kappel V, 104; erster Kappeler Friede 104.
Kara Mustapha VI, 205. 206. 209; Bild 209.
Karl V., deutscher Kaiser, Wahl V, 36; Persönlichkeit 37; in Worms 38—40; erster Krieg mit Franz I. 63 ff.; zweiter Krieg 79 ff. 84 f. 86; Krönung 88; zweiter Speirer Reichstag 94; Augsburger Reichstag 108 ff.; gegen Tunis 113 f.; dritter Krieg mit Franz 114 f.; Versöhnung mit Franz 116. 117; Einigungsbestrebungen 124 f.; zweiter Zug gegen die Seeräuber 126 f.; vierter Krieg mit Franz 127 ff.; Schmalkald. Krieg 129—156; Fürstenverschwörung 162 ff.; vor Metz 168 ff.; Abdankung 171; Tod 172; 188. 296. Bild 35; Prachtrüstung Abb. 147; über das Schlachtfeld von Mühlberg reitend Abb. 149; Zusammentreffen mit Johann Friedrich auf dem Schlachtfeld von Mühlberg Abb. 151.
Karl I. von England VI, 247. 248; Kampf mit dem Parlament 249 ff.; Absolutismus 252 ff.; schottischer Aufstand 255 f.; Prozeß Strafford 259 f.; Bürgerkrieg 263 ff.; flieht zu den Schotten 270; wird ausgeliefert 271; flieht 273; Prozeß 274 f.; Hinrichtung 277. 285. 286. 300. 320; Abb. 249, vor 273.
Karl II., König von England VI, 91. 192. 200. 279. 280. 282. 283 f. 285. 291. 296; Zurückberufung 298 f.; als König 299 bis 304; Tod 305.
Karl IX., König von Frankreich V, 197. 209. 211 ff.; will Versöhnung mit den Hugenotten 217; Verhältnis zu Coligny 218 ff.; Attentat auf Coligny 222 f.; Bartholomäusnacht 225 ff.; Tod 234 f. Portr. 217.
Karl von Lothringen, Herzog von Mayenne, Portr. V, 243.
Karl IV., Herzog von Lothringen VI, 119. 152. 192.
Karl V., Herzog von Lothringen (Türkenkriege) VI, 199. 200. 205. 206. 207. 221. 224; Prinz v. L. VI, 209. 210; Bild 207.
Karl IX., König von Schweden V, 300; VI, 54. Bildnis V, 297.
Karl, Kurfürst von Pfalz-Simmern VI, 214.
Karl II. von Spanien VI, 176. 188.
Karl v. Bourbon, Kardinal V, 210. 237. 240. 242. Portr. 239.
Karl Gustav, Pfalzgraf VI, 113 f.
Karl, Connetable v. Bourbon V, 70 ff. 75. 77; gegen Rom 79 ff. 82 f.; Tod 83; VI, 209. Portr. 73.
Karl Ludwig, Pfalzgraf VI, 117.

Karl der Kühne V, 69.
Karl Eduard, Stuartscher Prinz VI, 314.
Karl Emanuel, Herzog von Savoyen VI, 21.
Karlowitz, Friede VI, 212. 213.
Karlstadt V, 25 ff.; Unruhen in Wittenberg 51—55; Abendmahlslehre 100.
Karolina V, 122.
Katechismus V, 68.
Katharina von Aragonien, Gemahlin Heinrichs VIII. V, 252; Ehescheidungsprozeß 252 ff.; Tod 254; ihre Tochter Maria 257.
Katharina v. Medici, Gemahlin Heinrichs II. von Frankreich V, 113. 114. 208. 211. 214. 217. 219; Mordplan 220 f.; Ausführung 226 ff. 230; Verhandlungen mit Guise 238 f.; Tod 240; VI, 163. Portr. V, 225.
Katharina von Portugal, Gemahlin Karls II. von England VI, 302.
„Kavaliere" VI, 264.
Kempten „protestiert" V, 94.
Kent, Graf V, 283.
Kepler, Astronom V, 313; VI, 10; Bild V, 313.
Ketteler, Gotthard V, 301.
Ketzergrube im Elsaß V, 62.
Kimbolton, Lord VI, 263.
Kinsale, Schlacht V, 286.
Kinsky VI, 100. 101. 104.
Klaudia, Erzherzogin VI, 106.
Klesl, Kardinal VI, 18. 24.
Klostergrab, Kirchenbau VI, 20 f.
Klosterschulen in Württemberg V, 310.
Knäröd, Friede VI, 55.
Kniphausen, General VI, 86.
Knipperdolling V, 63—66.
Knittlingen, Stadt VI, 221.
Knox, Johann V, 267 f. 271; Abb. 267.
Koburg, Luther daselbst V, 108.
Köln V, 308; VI, 167. 193. 197; Reformation VI, 10 f.; Bistumsstreit VI, 216.
Konfutation V, 109.
Kongregation Christi in Schottland V, 267.
Königshofen, Bauernschlacht V, 62.
Königsmark, schwed. General VI, 112. 113.
Konkordienformel V, 122.
Konnektikut VI, 316.
Konsistorien bei Lutheranern V, 67.
Konstanz, Konzil V, 1; protestantisch 94; Schmalkald. Bund 111; Interim 158.
Konventikelakte VI, 300.
Kopernikus, Nik. V, 312 f.; Bild 312.
Köprili, Großwesir VI, 207.
Korsaren in Afrika VI, 286.
Korsen als Leibwache des Papstes VI, 182. 183.
Kosel, Schlacht (1627) VI, 44.
Krakauer Vertrag V, 68. 301.
Krechting in Münster V, 65 f.
Kreuznach, Stadt VI, 218.
Kriegsschiff aus dem siebzehnten Jahrhundert Abb. V, 127.
Kroatien VI, 207. 211. 212.
Krummhaar, Kommandant von Schorndorf VI, 216.
Kufstein, Dragonerregiment VI, 210.

L.

Labonne, Hausmeister Colignys V, 227.
La Chaise, Beichtvater VI, 224. 230. 231.
Ladenburg, Stadt VI, 218.
La Ferté, General VI, 172.
La Fontaine, Dichter VI, 242; Bild 241.
La Hogue, Schlacht bei VI, 223.
Lainez V, 175. 177; in Poissy 212.
Lambert, General VI, 290. 296. 298.
Lambertikirche in Münster V, 66; Abb. 62 u. 63.
Lamboy, kaiserlicher General VI, 153.
La Meilleraye, Marquis VI, 162. 178.
Lamormain, Beichtvater Ferdinands II. VI, 47. 97.
Lampadius, Jakob VI, 115.
Landeck, Lukretia Nekyssowa v. VI, 40.
Landshut, Stadt VI, 80.
Landsknechte Abb. V, 85.
Landstuhl, Sickingens Burg V, 56; Schloß u. Stadt Abb. 57.
Lane, Oberst VI, 283. 284.
Langes Parlament in England VI, 258. 267. 295. 298.
Langes Parlament d. Restauration VI, 303.
Langsyde, Schlacht bei V, 279.
Languedoc VI, 143. 150; Kanal von L. VI, 185.
Lannoy, Feldherr V, 70. 72. 76 f. 80 f. 84. 86.
La Palisse, Marschall V, 73.
La Renaudie V, 210 f.
La Rochelle, Festung V, 215. 216. 234; VI, 112 ff. 250—252.
Lassalle über den Bauernkrieg V, 58.
Latimer, Bischof V, 263.
La Tremoille V, 73.
Laud, Bischof VI, 253. 254. 256. 257. 258; Tod 270. 308; Abb. VI, 255.
Lauffen am Neckar, Schlacht bei V, 118.
Lautrec V, 69. 77. 85 f.; stirbt 86.
Lavater V, 106.
La Vieuville, Finanzminister VI, 138 f.
Lebrun, Maler VI, 233. 243.
Lech VI, 78.
Leclerc de Tremblay VI, 158.
Leibniz VI, 131.
Leicester V, 200. 273.
Leipzig, Stadt VI, 85. 89. 127.
Leipziger Disputation V, 25 f. Abb. 27.
Leipziger Interim V, 158.
Leipziger Schlacht (1642) VI, 112.
Leith in Holland V, 288. 270; VI, 282.
Leiva, Antonio V, 71. 80. 86.
Lemoz, Graf V, 277. 282. VI, 243.
Le Notre, Gartenkünstler VI, 233.
Lens, Schlacht bei VI, 160. 162.
Leo X., Papst V, 15. 23. 34. 36. 69. 90. 254. 306.
Leo XIII., Papst, und die Heidelberger Bibliothek VI, 37.
Leopold I., Kaiser VI, 187. 200. 204. 206. 207; Bild 205.
Leopold, Herzog von Lothringen VI, 224.
Leopold, Erzherzog v. Oesterreich VI, 16; Statthalter der Niederlande 164. Abb. 15.
Leopold, Herzog, Bruder Ferdinands II. VI, 50.
Leopold Wilhelm, Erzherzog VI, 111. 112. 173. 174.
Lepanto, Schlacht bei V, 187.
Lerma, Herzog von V, 205.
Lesage, Schriftsteller VI, 242.
Lesley, schottischer Offizier VI, 256. 257. 266. 279. 282.
Leßley, kaiserlicher Offizier VI, 100. 101. 102. 104.
Le Tellier, Staatssekretär VI, 168. 179. 183; Marquis von Louvois 186.
Leubelfing, Page VI, 88.

Levellers VI, 272. 278.
Leyden, Belagerung V, 195; Stadt 207; Universität 320; VI, 196.
Leyran, Gaston v. V, 230.
L'Hôpital, Kanzler V, 212. 215; VI, 162.
Lieben, Vertrag VI, 13.
Liga, katholische VI, 15. 28. 51. 54. 74.
Liga, die heilige, von Cognac V, 78.
Ligue, heilige, in Frankreich V, 236.
Lille, Stadt VI, 189.
Limerick in Irland VI, 314.
Lindau, Stadt V, 56. 94. 111; VI, 220.
Lindesey, Lord VI, 252.
Lindsay, Graf VI, 264. 265. 277.
Link, Luthers Freund V, 22 f.
Linz, Stadt VI, 205.
Lionardo da Vinci V, 134. 306. 319; Abendmahl abgeb. 305.
Lionne, Staatssekretär VI, 168. 179. 183. 236.
Liparische Inseln, Schlacht VI, 200.
Lissabon, Stadt VI, 127.
Lit de justice VI, 148. 161.
Lobkowitz, Minister VI, 23. 188. 199.
Lochauer Heide, Schlacht auf der V, 148.
Locke, John Portr. VI, 318.
Lochlevin, Aufenthalt der Maria Stuart V, 278.
Lodron, Ludwig v. V, 70.
Logau, Friedrich v. VI, 129.
Lohenstein, Kaspar v. VI, 130.
London VI, 250. 257. 259. 261. 262. 264. 266. 267. 270. 272. 279. 296. 297. 298. 299. 304. 306. 307. 310. 311. Das Parlamentshaus Abb. 273.
Longjumeau, Vertrag V, 215.
Longueville, Herzog von VI, 115. 164. 166. 167.
Longueville, Herzogin von VI, 163. 174. Bild 173.
Longwy, Stadt VI, 200.
Lope de Vega V, 322.
Loretto VI, 150.
Lorraine, Franz von, Herzog von Guise Portr. V, 211.
Lothringen, Herzog von VI, 177. Bild 207.
Loudun, Vertrag VI, 134.
Louisiana VI, 185.
Louvois, Minister VI, 186. 193. 194. 202. 204. 208. 223. 226. 230. 231. 237; Bild 192.
Löwen, Das Rathaus Abb. V, 195.
Löwenstein, Grafen v. V, 60.
Loyola, Ignaz V, 173 ff. Portr. 174.
Lübeck, Stadt V, 68. 111; VI, 124; Friede VI, 47. Rathaus Abb. V, 295.
Luçon, Bistum VI, 137.
Ludwig XIII., König von Frankreich V, 251; VI, 49. 133 f. 136 ff.; Tag der Gefoppten 145 ff.; Geburt des Dauphin 153; Tod 158 f.; Bild 145.
Ludwig XIV., Geburt VI, 153; Medaille zur Erinnerung an die Geburt 153; Jugend 161. 167; mündig 169; Thronbesteigung 170; neben Mazarin 171—174; Demütigung der Parlamente 175; Vermählung 176. 178; Mazarins Tod 179; Regierungsanfänge 180—187; 1. Raubkrieg 187—190; 2. Krieg 190—204. 205. 209; 3. Raubkrieg 214—224; Aufhebung des Edikts von Nantes 224 ff.; Kultur 232—243. 299. 300. 303. 304. 306. 308. 311. 313. 314. 315. Portr. 177; als Sonnenkönig 181.
Ludwig II., König von Ungarn V, 89.
Ludwig, Markgraf v. Baden VI, 207. 209. 210. 217. 221. Portr. 208.
Luise, Königin-Witwe von Frankreich V, 70. 87.
Luise Juliana v. d. Pfalz, Mutter Friedrichs V. VI, 28.
Lully, Komponist VI, 243.
Lupfen, Gräfin v. V, 58.
Luther, Jugendgeschichte V, 2—7; im Kloster 8 ff.; Professor 11; Romreise 12 f.; Doktor der Theologie 14; Thesen 18 ff.; in Augsburg 20 f.; in Leipzig 25 f.; Verhältnis zum Humanismus 30; reformatorische Schriften 31 f.; Bannbulle 32 ff.; Wormser Reichstag 40 ff.; Wartburg 48 ff.; Bibelübersetzung 50 f. 304. 314.; Unruhen in Wittenberg 52 ff.; Bauernkrieg 59 ff.; Heirat 67; gegen d. Türkengefahr 90; Verhältnis zu Zwingli 94. 98 f. 100 ff.; auf Koburg 107. 108. 110; über die Schlacht bei Lauffen 120; Konkordienformel 122. 123; Tod 132 f.; Fehde mit Heinrich VIII. 254; als Schriftsteller 304. Abb.: als Korrentschüler 3; als Augustinermönch 7; verbrennt die Bannbulle 33; als Junker Georg 49; Heirat vor 65; Portr. 66.
Lutter am Barenberge VI, 43.
Lützen Abb. VI, 85.
Luxemburg, Festung VI, 204.
Luxemburg, Marschall v. VI, 196. 222. 223; Bild 196.
Luynes, Karl v. VI, 134. 135. 136. 137; Tod 138.

M.

Macaulay VI, 180.
Machiavelli V, 208.
Madagaskar VI, 185.
Madrider Friede V, 75.
Magdeburg, Stadt V, 68. 92. 111. 124; im Schmalkaldischen Kriege 155. 158. 162. 163; gegen das Restitutionsedikt VI, 48; Belagerung und Zerstörung durch Tilly 61—67; 116. 198. 201. Abb. VI, 65; Dom Abb. 69.
Magdeburger Centuriatoren V, 312.
Majestätsbrief VI, 14, 20; zerschnitten 32.
St. Maigrin, Marquis VI, 171.
Maintenon, Frau v. VI, 224. 229—232; Bild 231.
Mainz, Stadt VI, 216. 221.
Malherbe aus Caen V, 319.
Mancini, Nichten Mazarins VI, 176. 178. 208.
Mandelsloh, Ernst v. VI, 8.
Mannheim VI, 216. 218. 222.
Manresa V, 173.
Mansfeld, Grafschaft V, 68.
Mansfeld, Ernst, Graf v. VI, 24; böhmischer Krieg 26. 30; pfälzischer Krieg 31. 33. 35. 36; niedersächsischer Krieg 38. 40. 43; Tod 43, Abb. vor 49; VI, 256. Abb. 25.
Mantua, Konzil V, 122. 130.
Mantua, Stadt VI, 146.
Mantuanischer Erbfolgekrieg VI, 49.
Marbach, Stadt VI, 221.
Marburg, Universität V, 68; Religionsgespr. 94. 100 ff. Abb. 101; Denkmal Philipps des Großmütigen Abb. 167.
Marsée, Gefecht VI, 154.
Margareta, Tante Karls V. V, 87.
Margareta von Lothringen,

Gemahlin des Herzogs von Orleans VI, 148. 152.
Margareta von Navarra V, 134.
Margareta von Parma V, 189—192. 194. Portr. 189.
Margareta von Valois V, 217. 219; Bartholomäusnacht 230; geschieden von Heinrich IV. 249. Portr. 219.
Maria von Guise, Gemahlin Jakobs V. V, 267; Tod 270.
Maria die Katholische von England V, 252. 254. 257; wird Königin 259 f.; Heirat mit Philipp II. 169. 186. 261. 262; Regierung 261—264. Bildnis 263.
Maria Stuart V, 201. 210. 212; vermählt m. Franz II. 258. 269; Anrecht auf den englischen Thron 269; wird Königin von Schottland 271; Stellung zu ihrem Volke 272; Heirat mit Darnley 273; katholische Reaktion 274; Ermordung Riccios 275; Ermordung Darnleys 276; Vermählung mit Bothwell 277; Thronentsagung 278; Flucht nach England 279; Gefangenschaft 280; Verschwörungen gegen Elisabeth 280 f.; Hinrichtung 283; VI, 243. Portr. V, 243.
Maria (Stuart), Gemahlin Wilhelms III. VI, 200. 301. 303. 308. 312; Abb. 311.
Maria von Este, Gemahlin des Herzogs von York VI, 301.
Maria von Medici, Gemahlin Heinrichs IV. V, 250; VI, 133. 135; Flucht nach Blois 136; Versöhnung 137. 138 f. 140; Verschwörung gegen Richelieu 146 ff.; 150 ff.; Tod 152. Bild VI, 133.
Maria Theresia, Gemahlin Ludwigs XIV. VI, 176. 229. 230.
Marie Eleonore, Gemahlin Gustav Adolfs VI, 90.
Marignano, Schlacht V, 69.
Marillac VI, 146. 147. 150.
Marly VI, 243.
Marsaglia, Schlacht bei VI, 223.
Marseille, Stadt V, 71. 114; VI, 185. Abb. V, 115.
Marstonmoor, Schlacht bei VI, 266. 268.
Martinet VI, 193.
Martinitz, Statthalter VI, 21 ff.
Maryland VI, 316.
Massachusets VI, 316.
Mastricht, geplündert V, 196.
Mathys, Jan in Münster V, 63 f.
Matthias, Erzherzog V, 197 ff.; VI, 12—14; König von Böhmen 14; Kaiser 18. 19—24; Tod 26. Abb. VI, 19.
Maubeuge VI, 200.
Maulbronn V, 120.
Mauritius, Insel VI, 185.
Maurevel V, 222.
Max Emanuel, Kurfürst von Bayern VI, 210.
Max Heinrich, Kurfürst von Köln VI, 192. 216.
Maximilian I., Kaiser V, 19. 35. 61. 316; VI, 122. Abb. VI, 53.
Maximilian II., Kaiser, als Erzherzog V, 159; mißbilligt die Bluthochzeit 196. 234; römischer König VI, 3; Kaiser 4—7.
Maximilian, Herzog von Bayern VI, 11. 15; böhmischer Krieg 28. 30. 31. 33; wird Kurfürst 37; Haupt der Katholiken 40. 52 f.; Verhandlungen mit Gustav Adolf 74 f.; gegen Gustav Adolf 83; Regensburg 96; VI, 106. 113. Abb. VI, 5.
Mayenne, Herzog von V, 240. 242; zieht gegen Paris 243; strebt nach der Krone 241; kämpft gegen Heinrich IV. 246; VI, 136.
Mazarin, Kardinal VI, 158. 159; M. und die Fronde 159—174; Verbannung 167 ff.; Rückkehr 170. 173 f.; Höhepunkt 177 f.; Tod 179—180. 186. 187. 208. 234. 279; Bild 165.
Meaux, Bischof von VI, 159.
Mecheln, Johann v. V, 12.
Medina Sidonia V, 201 bis 204.
Meergeusen V, 194.
Meißen im Schmalkaldischen Kriege V, 145.
Melac VI, 216. 217. 218. Abb. 217.
Melanchthon V, 26. 50; Unruhen in Wittenberg 51 ff.; Marburg 100; Augsburg 107 ff.; Apologie 110; Reformator 121. 124. 133; Schmalkaldischer Krieg 150; Leipziger Interim 158. 180; praeceptor Germaniae 310. 311. 314; VI, 2 f. Abb. V, 109.
Memmingen, Bauerntag V, 58; „protestiert" 94.
Mendoza, Franz VI, 12.
Mennoniten V, 66.
Mercy, General VI, 110.
Mercoeur, Herzog VI, 178.
Mergentheim, Turenne geschlagen VI, 110.
Merkantilsystem VI, 184.
Messina, Schlacht bei VI, 260.
Metafuz V, 126.
Metz V, 163; wird französisch 164 f.; Belagerung 168 f.; VI, 201. Abb. V, 165.
Metzler v. Ballenberg V, 59.
Meyer, Anna, Zwinglis Gattin V, 96.
Meyer, Markus, in Lübeck V, 296 f.
Mezeray VI, 238.
Michelangelo Buonarotti V, 306 f.; Abb. Moses vor 305, Pietà 307.
Michelson, Frau VI, 256.
Michelson, Jon V, 293.
Miltitz, Karl v. V, 23 ff.; neuer Versöhnungsversuch V, 32.
Milton, John VI, 268. 278. 319 f.; Bild 319.
Minden, Stadt VI, 116.
Mississippi VI, 185.
Modena, Prinzessin von VI, 179.
Mohacs, Schlacht bei V, 89; VI, 207. 210.
Mohammed IV., Sultan VI, 205. 207.
Molé, Präsident VI, 165.
Molière VI, 236. 239—241. Bild 240.
Mömpelgard V, 117.
Moncontour, Treffen V, 215.
Monk, General VI, 189. 285. 286. 296. 298. 299. Bild 297.
Monmouth, Herzog von VI, 305. 306. 309.
Montague, Admiral VI, 299.
Montauban, Festung VI, 138. 145.
Montclar, General VI, 202. 216. 217.
Montecuculi, Oberst VI, 82. 196. 199. 204.
Montespan, Frau v. VI, 229. 230; Bild 229.
Montesquiou, V, 215.
Montgomery, Graf V, 209.
Montmartre V, 175.
Montmorency, Marschall V, 114. 117; Connetable V, 164. 212. 214. 215. Portr. 215.
Montmorency, Herzog von VI, 150; Hinrichtung 151.

Montpellier, Stadt VI, 225; Festung 138; Friedensvertrag 138.
Montpensier, Prinzessin von VI, 164.
Montpensier, Herzog von V, 224. 228.
Montpensier, Herzogin von VI, 140. 141.
Montrose, Marquis VI, 279; Bild 279.
Mookerheide, Schlacht bei V, 195.
More, Thomas, Kanzler V, 256. Portr. 255.
More, Schuldirektor V, 53.
Morea VI, 212.
Moriskos V, 186. 205.
Moritz von Oranien V, 200; 204. 208; VI, 28. Portr. V, 199.
Moritz v. Sachsen V, 131; Vertrag mit Karl V, 32; erobert Kursachsen 138 f.: im niederdeutschen Feldzug 145 ff.; wird Kurfürst 151; Verhandlungen wegen des Landgrafen 152 ff.; gegen Magdeburg 159; Fürstenrevolution 162 ff.; fällt 168. Portr. 131.
Moritz von Savoyen-Carignan (Vater Eugens) VI, 208.
Morley VI, 253.
Morone, Kanzler V, 77.
Morton in Schottland V, 267. 275; hingerichtet 282.
Mosellanus über Luther V, 28.
Mountcagle, Lord VI, 246. Faksimile eines Briefes an 245.
Mountjoy, Lord V, 286.
Mühlberg, Schlacht V, 145 ff.
Muley Hassan V, 113.
Müller, Hans v. Bulgenbach V, 59.
München, Stadt VI, 80 ff.
Münster, Wiedertäufer V, 63 ff. Wiedertäuferkäfige an der Lambertikirche Abb. 62; Turm der alten Lambertikirche Abb. 63; VI, 193. 197. Rathaus Abb. 117; Friedenssaal im Rathaus zu, Abb. 119.
Münzer, Thomas, in Wittenberg V, 52; im Bauernkrieg 58. 61 f. Abb. 53.
Murillo, Maler V, 322.
Murner, Thomas V, 98. 315.
Murray, Halbbruder der Maria Stuart V, 267. 272. 273; verläßt den Hof 273; kehrt zurück 275; wird Regent 278; ermordet 282; VI, 243.
Mustafa, Sultan VI, 208.
Muyden, Stadt VI, 194.
Mykonius, Reformator V, 97. 100.

N.

Naarden, Zerstörung V, 194.
Namur, Stadt VI, 223.
Nancey, Gardehauptmann V, 230.
Nantes, Edikt von V, 248; VI, 137. 138; aufgehoben 214. 224 f. 307.
Narbonne, Stadt VI, 240.
Naseby, Schlacht bei VI, 270.
Nassau, Ludwig v., Gesandter VI, 115.
Navarra, V, 69.
Navigationsakte VI, 285. 286.
Neerwinden, Schlacht bei VI, 223.
Nemours, Herzog von VI, 171.
Nemours, Vertrag V, 237.
Nettolitz, Schlacht bei VI, 26.
Neu-Amsterdam V, 207.
Neuburg, Pfalzgrafschaft VI, 188.
„Neuengland" in Nordamerika VI, 316 f.
Neuffen V, 119.
Neuhäusel, Schlacht bei VI, 39; Festung 206.
Neuhochdeutsche Schriftsprache V, 314 f.
Neuhumanismus V, 310; VI, 130.
Neumann, Rittmeister VI, 101.
Neustadt in der Pfalz VI, 216.
Nevers, Herzog von V, 223. 228; VI, 146.
Newark in Schottland VI, 270.
Newburn, Schlacht bei VI, 257.
Newbury, Schlacht bei VI, 265. 266.
Newcastle, Stadt VI, 257. 270. 271.
Newcastle, Marquis von VI, 265.
Newton, Isaak VI, 317 f. Bild 317.
New York, Gründung V, 207.
Nikolsburg, Friede VI, 39.
Nikomedia VI, 212.
Nimes, Gnadenedikt VI, 145.
Nimptsch bei Grimma V, 67.
Nimwegen, Stadt VI, 194.
Nimwegen, Friede VI, 200. 204.
Nissa, Stadt VI, 207.
Nizza, Waffenstillstand V, 115; gebrochen 127. 128.
Noailles, Marquis von VI, 171. 223.
Nonkonformisten VI, 307.
Nonnenmacher, Melchior V, 62.
Norby, Severin, Admiral V, 294.
Nördlingen, Schlacht bei VI, 105 f.
Norfolk, Herzog von V, 280.
Northumberland, Graf, Verschwörung gegen Elisabeth V, 280.
Northumberland, Herzog V, 259; enthauptet 260.
Norton, Mistreß VI, 284.
Novion, Präsident VI, 165.
Noyon V, 179.
Nürnberg, Stadt V, 68. 94. 312; VI, 15 124; Gustav Adolf in N. 78, 84 f. Friedensmahl und Feuerwerk vor N. VI, 119.
„Nürnberger Anstand" V, 112.
„Nürnberger Einigung" V, 124.
Nürnberger Reichstag (erster) V, 90 f.; (zweiter) 91.

O.

Oberschwäbische Artikel V, 58 f.
Obskuranten V, 311.
Oedenburger Reichstag VI, 205.
Ofen, Stadt VI, 206. 210.
Offenburg, Stadt VI, 218.
Ökolampadius V, 97 f. 100. 179. Bild 97.
Oldenbarneveld V, 206 bis 208.
Olivarez VI, 155. 247.
Olmütz VI, 126.
Olofsson, Lars V, 293.
Olympia Mancini VI, 208.
St. Omer, Stadt VI, 200.
Opitz, Martin VI, 129.
Oppenheim, Schlacht VI, 74; Stadt VI, 216, 218.
Orkney-Inseln VI, 279.
Orleans, Herzog v., Ludwigs XIV. Bruder VI, 216.
Ormond, Graf VI, 280. 281.
Ornano, Marschall VI, 140.
Orte, Vicomte v. V, 233.
Osiander von Nürnberg V, 100. 125.
Osiander, württembergischer Hofprediger VI, 18.
Ossa, kaiserl. Oberst VI, 82.
Ostindische Compagnie der Engländer V, 206; VI, 315. 317.
Otto Heinrich von der Oberpfalz V, 125.
Oudenarde, Stadt VI, 189.

Oxenstierna der Aeltere, Kanzler VI, 92. 93. 96. 107; Bildnis 93.
Oxenstierna der Jüngere VI, 115.
Oxford, Stadt VI, 264. 265. 266. 270. 304. 305.

P.

Pachhübel, Bürgermeister in Eger VI, 102 f.
Pacifikation v. Gent V, 196.
Palestrina V, 307.
Pappenheim, Graf VI, 61. 64. 67. 68; Breitenfeld 72. 85; Lützen 86 ff.; Tod 89; Bildnis 67.
Pappenheim, Erbmarschall V, 41 f.
Paraguay Jesuitenstaat V, 176.
Paris, Ansicht um 1607 Abb. V, 221; Turm der Kirche St. Germain l'Auxerrois Abb. 227; Westl. Flügel des Louvre 231; Das Palais Cardinal Abb. VI, 157.
Parlament von Paris VI, 134. 148 f.; 150. 161; Widerstand gegen Mazarin 162. 167. 170; Demütigung durch Ludwig XIV. 175. 226.
Parr, Katharina, Gemahlin Heinrichs VIII. V, 257.
Partisans VI, 160.
Pascal VI, 227. 238.
Pasewalk in Pommern VI, 60.
Passauer Vertrag V, 165 f.; VI, 107. 118.
Paul III., Papst V, 113. 115. 122. 156. 308; Tod 161; Jesuitenorden 174; bannt Heinrich VIII. 265.
Paul IV., Papst V, 186.
Paul V., Papst VI, 28.
Paulet, Gefangenwärter der Maria Stuart V, 282.
Pavia, Belagerung V, 71; Schlacht 72 ff.; erobert 85.
Pelisson, Geschichtschreiber VI, 193.
Penderel, Pächter VI, 283.
Penn, William VI, 316.
Pennsylvanien VI, 316.
Perrin in Genf V, 181.
Persson, Arendt V, 291.
Pescara, Marquis von V, 70 ff.; stirbt 77.
Peterskirche in Rom V, 15. 306; Abbildung 11.
Peterwardein, Stadt VI, 207.
Petition of right VI, 250 f.
Petre, Jesuit VI, 307. 310.
Petri (Peterson), Brüder V, 298.
Petzensteiner, Augustinermönch V, 40. 47. 48.
Pfalz-Simmernscher Krieg VI, 313. 315.
Pfalz verwüstet VI, 216 f. 218 f.
Pflug, Julius V, 157.
Pforzheim, Stadt VI, 218.
Pfund- und Tonnengeld VI, 247. 250. 251. 258. 259. 302.
Philibert v. Oranien V, 84; fällt 88.
Philipp II. v. Spanien V, 129. 223. 244—247. 265. 281; in Deutschland 159; Heirat mit Maria 169. 261—263; wird Regent 171; Persönlichkeit 184 f. 186. 187; Niederlande 188 bis 200; Armada 201 bis 204; Tod 205. Portr. 160; Portr. im späteren Alter 185.
Philipp III. v. Spanien V, 205; VI, 15. 28.
Philipp IV. v. Spanien VI, 176. 182. 188.
Philipp, Infant v. Spanien, Gemahl der Elisabeth v. Frankreich VI, 134.
Philipp, Pfalzgraf V, 118.
Philipp, Landgraf v. Hessen V, 109. 125. 131; Worms 46; Reichsritterschaft 56; Bauern 62; Münster 65; Reformation 68. 91 f. 94; Religionsgespräch in Marburg 101 ff.; Schmalkaldischer Bund 111 f.; erobert Württemberg 117 bis 120; Doppelehe 122; gefangen 152—155; frei 166 f. Bild 167.
Philipp, Herzog v. Savoyen V, 186.
Philipp, Herzog v. Anjou (später v. Orleans) VI, 162.
Philipp, Wilhelm v. Pfalz-Neuburg VI, 214.
Philippsburg, Stadt VI, 116. 200. 220. 224.
Piccolomini, General VI, 99. 104. 112. 113; Bildnis 113.
Pietismus VI, 131.
Pilsen, Wallensteins Winterquartiere VI, 97; erster Revers 98; zweiter 99.
Pinerolo, Festung VI, 176. 223.
Pisa, Vertrag VI, 183.
Pius IV., Papst V, 177; VI, 1.
Pius V., Papst V, 273. 280.
Pius VII., Papst V, 177.
Poissy, Religionsgespräch V, 212.
Poitiers, Frieden V, 236.
Poitou-Marillac VI, 225.
Pole, Kardinal in England V, 262.
Politiker, Partei in Frankreich V, 236.
Poltrot v. Merny V, 214.
Pontoise, Reichsversammlung V, 212; Stadt VI, 173.
Poquelin, Jean Baptiste VI, 240.
Port-Royal, Kloster VI, 227. 228.
Portsmouth VI, 251.
Portugal, spanisch V, 187 ff.
Possevino, Jesuit V, 299.
Poussin, Maler VI, 242.
Prag, Separatfrieden (1635) VI, 106 ff. Der Hradschin im siebzehnten Jahrhundert Abb. 21; Fenstersturz in Pr. Abb. 23.
Presbyterianer in Schottland und England VI, 244. 249. 253. 254. 256. 259. 261. 262. 268. 270. 271. 272. 273. 274. 279. 280. 286. 295. 297. 298. 300. 301. 313. 320.
Preston, Schlacht VI, 274.
Preßburger Frieden v. 1608 VI, 13.
Preßburger Reichstag VI, 206.
Prierias, Dominikaner V, 19.
Prydes Reinigung VI, 274.
Prynne, Advokat VI, 253. 258.
Pulververschwörung VI, 246.
Puritaner in Schottland und England V, 266; VI, 244. 249. 253. 261. 262. 263. 264. 266 f.; 268. 288. 292. 294. 300. 302. 315 f. 320.
Pym VI, 262. 267.
Pyrenäischer Friede VI, 176.

Q.

Quäker VI, 316.
Quatrocento V, 305.
Quebec, französische Kolonie V, 248.
St. Quentin, Schlacht V, 186. 193.
du Quesne, Admiral VI, 200.
Quesnel, Pater VI, 228.
Questenberg, kaiserl. Rat VI, 53. 97.
Quinault, Operndichter VI, 243.

R.

Rabelais V, 309.
Racine VI, 236. 239; Bild 239.

Radom, Schlacht V, 302.
Radziwill V, 302.
Rafael V, 305. 306 f.; Bild 310; die sixtinische Madonna abgeb. 309.
Ragoczy, Sigmund VI, 13. 112.
Rain (Tillys Tod) VI, 78 f.
Ramus, Peter, Philosoph V, 230.
Rasmus, aus Jütland V, 292.
Rastadt, Stadt VI, 218.
Rathenow, Stadt VI, 198.
Ratzeburg, Bistum VI, 117.
Ravaillac, Mörder Heinrichs IV., V, 250.
St. Real, Historiker VI, 238.
Reformation des Kaisers Friedrich V, 60.
Regensburg durch Bernhard erobert VI, 96.
Regensburger Konvent V, 91.
Regensburger Reichstag (v. 1541) V, 125; (1546) V, 130; (1630) VI, 51 f.; (1640—1641) VI, 111. 114; beständiger Reichstag VI, 121. 201. 203; Fürstentag v. 1623 VI, 37. Feierl. Eröffnung (Sept. 1640) Abb. VI, 115.
Regensburger Religionsgespräch V, 125. 180.
Regnier, Hugenott V, 230.
Reichshofrat VI, 122.
Reichskammergericht V, 38; VI, 122.
Reichsliga v. 1547 V, 156.
Reichsmatrikel VI, 122.
Reichsregiment V, 38. 110.
Reichsritterschaft V, 55 f.
Reigersberg, Maria von V, 208.
Reims, VI, 172.
Religionskriege in Frankreich V, 212 ff.
Rembrandt V, 320 f.
Remonstranz, große VI, 262.
Renaissance V, 303 ff.
Renata v. Ferrara V, 179.
Renatus v. Lothringen V, 209.
Requesens, Statthalter der Niederlande V, 194 bis 196.
Restitutionsedikt VI, 48. 49. 61. 82. 92. 94. 107. 118. 145.
Rethel, Festung VI, 167.
Retz s. Gondi.
Reuchlin, Humanist V, 26.
Reunionen VI, 223.
Reunionskammern VI, 201.
Reutlingen, Stadt V, 39. 94. 111.
Rhé, Insel VI, 142. 250.
Rheinbund V, 164, VI, 188.
Rheinfelden VI, 109.
Rhode-Island VI, 316.
Riccio, David V, 274 f.
Richelieu, Kardinal, Vorgeschichte VI, 137 f.; Persönlichkeit 138 f.; Adelsverschwörungen 140 ff. 150 ff. 152 ff. 155 ff.; Hugenottenkriege 142 ff.; Tag der Gesoppten 146 f.; Geistesleben 156; Tod 158; äußere Politik VI, 49. 56. 74. 108. 109. 186; England gegenüber 224. 234. 236. 250. 251. 257. Portr. 137.
Richmond, Herzog VI, 277.
Ridley, Bischof V, 263.
Riga, Stadt VI, 199.
Robert, Bischof v. Metz V, 164.
Rochefoucault, Herzog VI, 169. 171.
Rocroy, Schlacht bei VI, 160.
Roggenhausverschwörung VI, 305.
Rohan, Hugenottenführer VI, 142. 143. 144.
Rohrbach, Jäckle V, 59. 62.
Rom, Peterskirche mit Colonnaden V, 11; Plünderung 82 ff.
Ronsard, Pierre V, 319.
Rostock VI, 124.
Rottmann in Münster V, 63—66.
Rouen VI, 166.
Roussillon, Grafschaft VI, 176.
Rubens, Maler V, 321; Bildnis 320.
Rüdiger v. Starhemberg VI, 205. Portr. 206.
Rudolf II., V, 303; VI, 9; Kirchenpolitik 10 f.; Streit mit den Ungarn 12; abgesetzt 13 f.; Majestätsbrief 14; Tod 14; Jülichscher Erbfolgestreit 16 ff.; Kalenderverbesserung 17. Abb. VI, 11.
Rüeil, Stadt VI, 162; Friede von 165.
Rügen, Insel VI, 116. 199.
Rumpfparlament VI, 274. 286. 289. 296. 297.
„Rundköpfe" VI, 264.
Ruprecht von der Pfalz VI, 189. 264. 265. 266. 270; Bildnis 266.
Russel, Minister VI, 304. 305.
Ruthven, Lord V, 274. 275.
Ruyter, Admiral VI, 189. 193. 196; fällt 200; Bildnis 194.
Ruyter, de, Admiral VI, 286. 302.
Ryswyk, Friede VI, 223 f.
Ryswyker Klausel 224.

S.

Sabina, Ulrichs Gemahlin V, 119.
Sacco di Roma V, 82 ff.
Sachs, Hans V, 315; Bildnis 315.
Sagan VI, 45. 104.
Salamanca, Die Kathedrale Abb. V, 173.
Salm, Nikolaus von V, 73.
Salvius, Adler, Gesandter VI, 115.
Samson, Mönch V, 96.
San Juste V, 171.
Sandomir, Synode V, 301.
Sandoval V, 76.
Santa Cruz, Schlacht bei VI, 286.
Saßbach VI, 199.
Savoyen-Carignan, Prinz, VI, 178.
Scaliger, Philologe V, 320.
Scarron, Dichter VI, 229. 242.
Schaffgotsch, schles. Graf VI, 104.
Schankewitz V, 140.
Schärtlin, Sebastian von Burtenbach V, 71; 135 ff. Portr. 137.
Schaumburg, Ad. v. V, 142; Silvester V, 30; Grafschaft VI, 118.
Scheveningen, Schlacht bei VI, 286. 299.
Schiffsgeld in England VI, 254. 258.
Schlick, Graf VI, 32. 44. 106.
Schmalkaldischer Bund V, 111. 121. 122; Artikel 122; Krieg 129 f. 131 f. 135—161.
Schnepf, Reformator V, 19. 120.
Schomberg, Marschall VI, 144. 150. 223. 314.
Schorndorf, Stadt VI, 216.
Schorndorfer Weiber VI, 217.
Schurf, Hieronymus V, 42. 47.
Schwäbischer Bund V, 39. 60. 117. 118.
Schwarzenberg, Graf VI, 58. 62.
Schwerin VI, 117.
Scone, Stadt VI, 282.
Sebastian v. Portugal V, 187.
Sebastiane, die 4 falschen V, 188.
Sedan VI, 153 f. 156. 172.
Sedgemoor, Treffen bei VI, 306.
Seguier, Kanzler VI, 158. 159.
Selbstentäußerungsbill VI, 268.
Seld, Kanzler V, 154.

Semlin, Stadt VI, 207.
Senef, Schlacht bei VI, 197.
Seni, Astrologe VI, 75. 102.
Sensualismus VI, 318.
Servet in Genf V, 182.
Servien, Abel, Gesandter VI, 115. 168.
Sessa, Schlacht bei V, 70.
Sevigné, Frau von VI, 238.
Seymour, Johanna, Gemahlin Heinrichs VIII. V, 256.
Sforza, Franz V, 70. 77. 78. 88; Tod 113.
Shaftesbury, Graf v. VI, 303. 304. 305. 318.
Shakespeare V, 308. 323; Bildnis 322.
Shrewsbury, Graf v. V, 283.
Sickingen, Franz v. V, 29. 41. 55 f. Portr. 55.
Sidney, Whigs VI, 304. 305.
Siegbrit, Frau V, 288. 296.
Sieversshausen, Schlacht bei V, 168.
Sigismund III., König von Polen und Schweden V, 302; VI, 54. 56. Portr. V, 299.
Sigismund August II., König von Polen V, 301.
St. Simon, Memoiren VI, 238.
Sittich, Max V, 73.
Sixtus V., Papst V, 201. 284.
Skultetus, Hofprediger VI, 28. 30.
Slaghök, Dietrich V, 288. 291.
Slawata, Statthalter VI, 21 ff.
Sleidanus, Joh. V, 312.
Sobieski, Johann, Polenkönig VI, 210.
Socinianer in Polen V, 301.
Soissons, Graf v. VI, 152. 153. 154. 178; Gräfin VI, 179.
Soldatentypen, französische VI, 151.
Soliman, Sultan V, 89; vor Wien 90. 112. 113. 114 f. 128. 130; VI, 7.
Somerset, Herzog v. V, 258; hingerichtet 259.
Soubise, Hugenottenführer VI, 142.
Southampton, Graf v. VI, 277.
Southwoldbai, Seeschlacht VI, 196.
Spalatin, Hofprediger V, 22. 41. 66. 108.
Speier, 1. Reichstag V, 92; 2. Reichstag V, 93. 128; Stadt VI, 216. 218—220.
Spinola V, 206. VI, 30. 33.
Sprachgesellschaften VI, 129.
Stadtlohn, Schlacht bei VI, 38.
Staffarda, Schlacht bei VI, 223.
Stafford, Viscount VI, 304.
Stangebro, Schlacht bei V, 300.
Starhemberg, Guido VI, 212.
Starry, Kaplan VI, 293.
Staupitz, Joh. v. V, 10 f. 14. 19. 21 f.
Steckelberg, Burg V, 30.
Steenkerken, Schlacht bei VI, 222.
Steinau, Kapitulation VI, 96.
Sten Sture der Jüngere V, 287. 288. 289 f.
Sternberg, Adolf v., Burggraf VI, 33.
Sternkammer VI, 253. 258. 260. 278.
Stettin VI, 116. 199; Friede 299.
Stirling, Stadt VI, 282.
Stockholmer Blutbad V, 288 f.
Stolbowa, Friede VI, 55.
Storch, Nikolaus V, 52 f.
Strafford, Graf von VI, 253. 256. 258; Prozeß 259 f.; Bildnis 252.
Stralsund VI, 45 f. 199. Abb. 47.
Straßburg V, 68. 94. 98. 111. 164, VI, 202. 204. 216. 223; Stiftsstreit VI, 11. Ansicht von 202; Münster 203.
Stratton, Schlacht bei VI, 265.
Sturm, Kaspar, Reichsherold V, 40. 42. 47.
Stuttgart, Stadt VI, 216. 217.
Suffolk, Herzog v. V, 258. 261.
Suleiman, Sultan VI, 207.
Sully, Herzog V, 248; VI, 133. 238. Portr. V, 246.
Sulzbach, Schlacht bei V, 62.
Summepiskopat V, 67.
Suprematsakte in England V, 255.
Suprematseid V, 266; VI, 245. 301. 307. 313.
Suys, General VI, 97.
Svante Sture, Reichsverweser V, 287.
Svensson, Peter V, 294.
Swawen, Luthers Begleiter V, 40.
Swinemünde, Stadt VI, 199.
Szalankemen, Schlacht bei VI, 207.
Szigeth, Festung VI, 7.

T.

Taille (Grundsteuer) VI, 184.
Talon, Generaladvokat VI, 161.
Tausendschön, Hans VI, 8.
Tavannes, Marschall V, 223. 224; Bartholomäusnacht 226. 228; VI, 171.
Taylor, Page V, 277.
Teligny, Schwiegersohn Colignys V, 218. 221. 222; ermordet 228.
Temple, William VI, 303.
Teniers, Malerfamilie V, 321.
Terzka VI, 75. 76. 100. 101. 104.
Testakte VI, 301. 302. 307. 308. 313.
Tetzel, Ablaßkrämer V, 16ff. 18. 28. Abb. 25.
Texel VI, 196.
Themse, Seeschlacht VI, 189
Thilo v. Trotha V, 148.
Thionville, Festung VI, 160.
Thomasius, Christian VI, 131.
Thou, de, Verschworener VI, 155. Bild 155.
Thurn, Matthias VI, 22, 24. 26. 30. 31. 44. 76; gefangen 96; Bild 21.
Tiefenbach, Befehlshaber VI, 31.
Tilly, böhmischer Krieg VI, 30. 31; in der Pfalz 33. 35. 36; im niedersächsisch-dänischen Kriege 38. 43. 44; Oberbefehlshaber aller kaiserlichen Truppen 54; gegen Gustav Adolf 61; Magdeburg 62—67; gegen Kursachsen 68 f.; Breitenfeld 70—74; Tod 78 f.; Persönlichkeit 79; Abb. 66.
Tizian V, 307 f.; Bild 311.
Tököli, Graf VI, 205. 206. 212.
Toland, John VI, 319.
Toleranzedikt (England) VI, 301.
Torgauer Bund V, 92; Artikel 108.
Torquato Conti, Feldmarschall VI, 52. 59.
Torstenson, General VI, 111 f. Bild 111.
Tourville, Admiral VI, 223.
Trautmannsdorff, Graf VI, 97. 106. 115.
Trefham, Franz VI, 246.
Trianon VI, 243.
Trident, Die Kirche S. Maria Maggiore Abb. 157.
Tridentiner Konzil V, 130. 144. 156 f. 161. 166. 177 f.; VI, 3.
Trier V, 56; VI, 160.
Tripelallianz VI, 189. 191. 302.
Trolle, Gustav, Erzbischof V, 287. 288. 289. 290. 294.

Tromy, Admiral VI, 189. 286.
Tschudi, Valentin V, 105.
Tübingen V, 120 f. 140 f. 310; VI, 216; Vertrag V, 119. Abb. v. 1643 V, 123.
Tunis (Karl V.) V, 113.
Turenne VI, 110. 113. 164. 166 f. 199; auf Seite des Königs 170. 171 f. 174. 176. Portr. 198; Denkstein in Sasbach 199.
Turin, Vertrag VI, 223.
Türkenkriege V, 107. 112; VI, 7. 204 ff.
Tuttlingen, Schlacht VI, 110.
Tycho de Brahe, Astronom VI, 10.
Tyrconnel, Herzog VI, 313. 314.
Tyrone, Graf V, 286; VI, 261.

U.

Ulm, Stadt V, 68. 94. 98; im Schmalkaldischen Kriege 111. 145; VI, 15. 81. 124; Waffenstillstand von Ulm VI, 113.
Ulrich, Herzog v. Württemberg V, 19. 39. 60. 101; erobert sein Land zurück 117 bis 121; i. Schmalkaldischen Kriege 135 ff. 140 f. Portr. V, 121.
Ulster in Irland VI, 261.
Ungarischer Aufstand (1661) V, 204 f.
Uniformitätsakte VI, 300. 313.
Union, evangelische VI, 15. 29. 33.
Urakowitz in Bosnien VI, 43.
Urban VIII., Papst VI, 49.
Urbino, Herzog v. V, 81. 84.
Ursula v. Württemberg VI, 106.
Usedom und Wollin VI, 59.
Utrecht, Stadt VI, 194.
Utrechter Union V, 197. 201.

V.

Vaihingen, Stadt VI, 221.
Valencai, Stadt VI, 140.
Valenciennes VI, 200.
de la Valliere, Luise VI, 229.
Vane, Harry VI, 287.
Vassy, Blutbad V, 212.
Vasvar, Waffenstillstand VI, 204.
Vauban VI, 186. 187. 189. 193; Bild 193.
Vaudemont, Luise v., Gemahlin Heinrichs III. V, 236.
Velasquez, Maler V, 322.
Veltlin VI, 38. 139.
Venaissin, Grafschaft VI, 183.
Vendome, Herzog von VI, 140. 179. 223.
Venedig VI, 184. 212.
Verden, Stadt VI, 116.
Verdun, Stadt VI, 116.
Versailles, Stadt VI, 183. 186. 194. 204. 231. 232 ff. 243. Wasserwerke 233; Ansicht v. V. zur Zeit Ludwigs XIV. 235; Spiegelgalerie 236; Schlafzimmer Ludwigs XIV. 237.
Vertot, Geschichtschreiber VI, 238.
Vervins, Friede V, 247.
Victor Amadeus von Savoyen VI, 210. 223.
Villars, Marschall VI, 227.
Villeroi, Marschall VI, 223.
Vincennes, Stadt VI, 167. 173.
Vischer, Peter, V, 318.
Vockinger v. Unterwalden V, 106.
Volmar, Gesandter VI, 115
Vossem, Vertrag VI, 197.

W.

Wachenheim, Stadt VI, 218.
Walch, Bürgermeisterin VI, 216.
Waldeck, Bischof in Münster V, 63.
Waldeck, Fürst von VI, 222.
Waldenser VI, 291.
Wallenstein VI, 31; Vorgeschichte 40 ff.; erstes Generalat 43—46. 49; seine Pläne 50 f.; Absetzung 52 ff.; in der Zurückgezogenheit 74 ff. 76. 77; zweites Generalat 78 ff. 82—84; Lützen 86; Unterhandlungen 93—98; Ermordung 100—104; VI, 256; Nativität von Kepler V, 313; Bild VI, 41. 75. 95.
Wartburg V, 48; Abb. 45 und 47.
Warwick, Graf v. V, 259.
Wasa, Gustav V, 290 bis 295. 297—299. Portr. 293.
Waterford in Irland VI, 261.
Weerli v. Thurgau V, 103.
Weibertreu im Bauernkrieg V, 61.
Weiden, Stadt VI, 83.
Weißer Berg, Schlacht am VI, 31.
Weißenburg, Stadt V, 94.
Weißenfels VI, 89. 90.
Welser, Handelshaus VI, 127.
Wentworth, Thomas VI, 252 ff.; Bild VI, 252.
Werben, Lager VI, 68.
Werdenberg, Hofkanzler VI, 53.
Werth, Johann v. VI, 108. 110.
Westerås, Schlacht V, 294.
Westfälischer Friede VI, 114 ff. 188. 199. 201.
Westminster, Stadt VI, 264; Vertrag VI, 196; Friede 303.
Westminsterhall VI, 286. 296. 299. 312.
Westmoreland, Graf V, 280.
Weston, Finanzminister VI, 253.
Wetzlar, Stadt VI, 122.
Wexford in Irland VI, 281.
Whigs und Tories VI, 304 f. 308.
White, Oberst VI, 289.
Whitehall, Schloß VI, 253. 263. 274. 277. 288. 289. 290. 310; Abb. 263.
Widdin, Stadt VI, 207. 212.
Wied, Hermann, Erzbischof von Köln V, 124. 130; vertrieben 142.
Wiederhold, Konrad VI, 106.
Wiedertäufer in Wittenberg V, 53; in Münster 63 ff.; in der Schweiz 97.
Wien, Stadt (Türkenkrieg) VI, 205. 209. 210. 212; Friede V, 303; VI, 13.
Wiesloch, Schlacht bei VI, 35.
Wight, Insel VI, 273. 274.
Wildhaus, Heimat Zwinglis V, 95.
Wilhelm, Herzog von Bayern V, 135.
Wilhelm, Herzog von Cleve V, 127 f. Portr. 129.
Wilhelm, Landgf. von Hessen V, 162 f.; VI, 68.
Wilhelm von Oranien V, 171. 190. 192 f.; Statthalter 194—198; Ermordung 199.
Wilhelm II. von Oranien VI, 285.
Wilhelm III. von Oranien VI, 193. 194; Statthalter 195. 196. 197. 199. 200. 217. 222. 223. 224. 226. 280. 286. 303. 305; König von England 308 ff.; Einzug in London 312; Regierung 313 ff. Abb. mit Maria zusammen 311; Portr. V, 193.

Wilhelm, Herzog von Weimar VI, 72.
Williams, Bischof von Lincoln VI, 253.
Wilmot, Lord VI, 283, 284.
Wimpfen, Schlacht bei VI, 35 f. Abb. 36.
Windham, Oberst VI, 284.
Windsor, Schloß VI, 264. 275. 310; Abb. 265.
Winnenden, Stadt VI, 221.
Wismar, Stadt VI, 116.
de Witt, Admiral VI, 286.
Witt, Johann de VI, 189. 194. 195. Portr. 195.
Witt, Cornelius VI, 195.
Wittenberg, Das ehemalige Universitätsgebäude Abb. V, 9; Die Schloßkirche Abb. 17.
Wittenberger Kapitulation V, 151.
Wittstock, Schlacht bei VI, 110.
Wladislaw v. Polen V, 302.
Wolf, Fürst v. Anhalt V, 94.
Wolfgang Wilhelm, Pfalzgraf von Neuburg VI, 16.
Wolfgang von Zweibrücken V, 158.
Wolgast, Stadt VI, 199.
Wollin, Insel VI, 116. 199.
Wolsey, Kardinal V, 251 f.; Tod 253; Streit mit Luther 254.
Worcester V, 282; Schlacht bei VI, 265. 283. 293.
Worms, Stadt VI, 216, 218—220. Dom 219; Lutherdenkmal V, 43.
Wormser Reichstag (1521) und Edikt V, 35 ff. 48. 90. 91—93; Reichstag von 1545 V, 130; Matrikel V, 38; Religionsgespräch V, 125. 180.
Wrangel, schwed. General VI, 113. 198.
Wullenweber, Georg V, 296 f.
Württemberg V, 39. 60. 101. 116—120. 135. 140 ff.; VI, 106. 118. 125 f. 216 f. 221.
Würzburg, Stadt VI, 8.
Wykomb Schlacht bei VI, 265.

X.

Xanten, Vertrag von VI, 17.

Y.

York, Herzog von VI, 299. 301. 302. 304.
York, Stadt VI, 264.

Z.

Zabern, Bauernschlacht V, 62.
Zabern, Stadt VI, 202.
Zapolja, Johann V, 90.
Zavelstein, Stadt VI, 221.
Zenta, Schlacht VI, 212. 213; Flucht der Türken abgeb. 211.
Zollhaus VI, 194.
Zrinyi VI, 7. Bild 7.
Zuniga, Statthalter der Niederlande V, 194.
Zusmarshausen, Schlacht bei VI, 113.
Zwickauer Propheten V, 52 bis 55.
Zwilling, Mönch V, 52 f.
Zwingli V, 95—100; in Marburg 100 ff.; Krieg 103 f.; Tod 106. Abb. 105; Portr. 95.

Biblioteka Wojsk. Akad. Polit.
im. F. Dzierżyńskiego

BIBLIOTEKA NAUKOWA WAP
73411/1